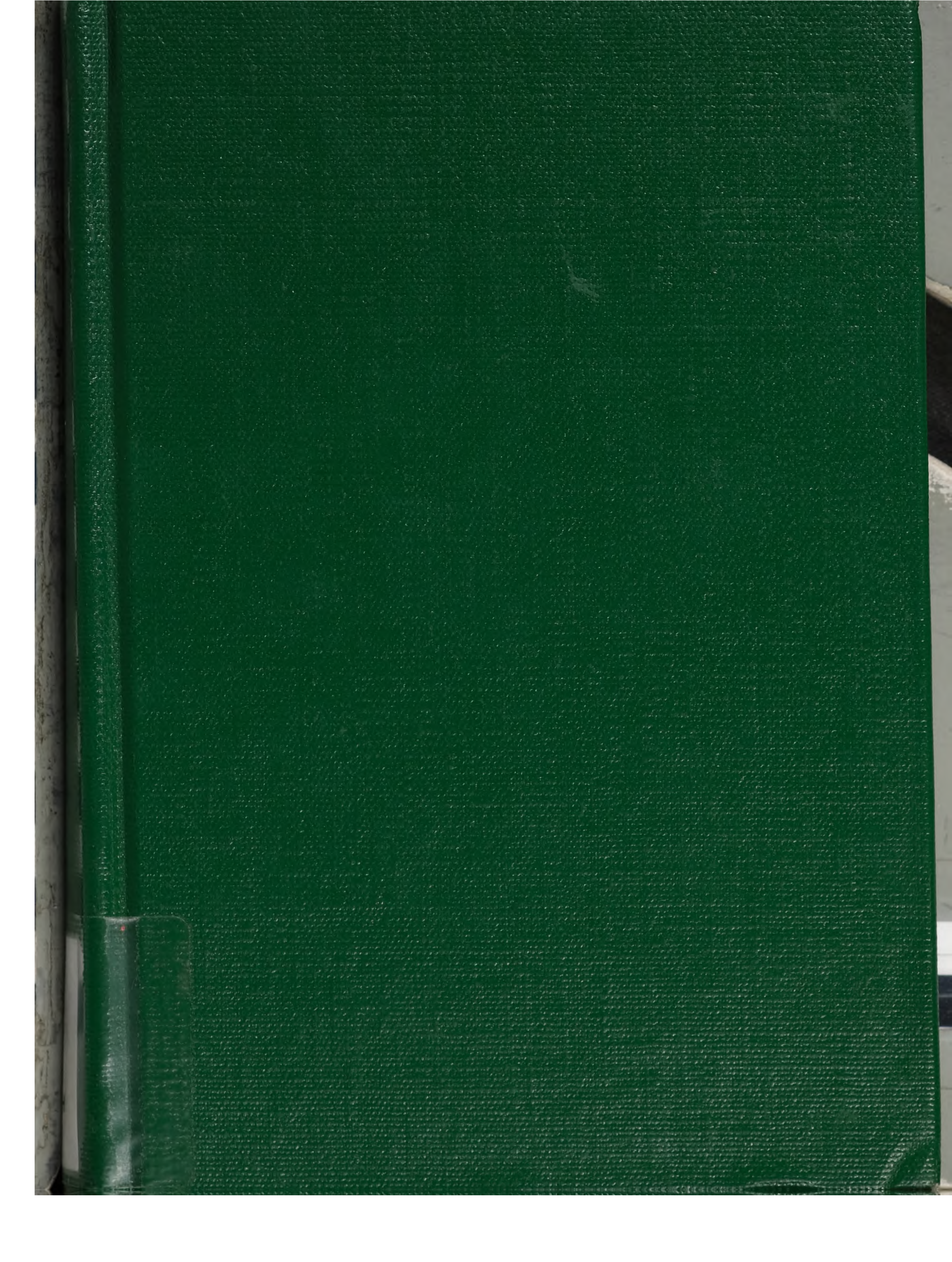
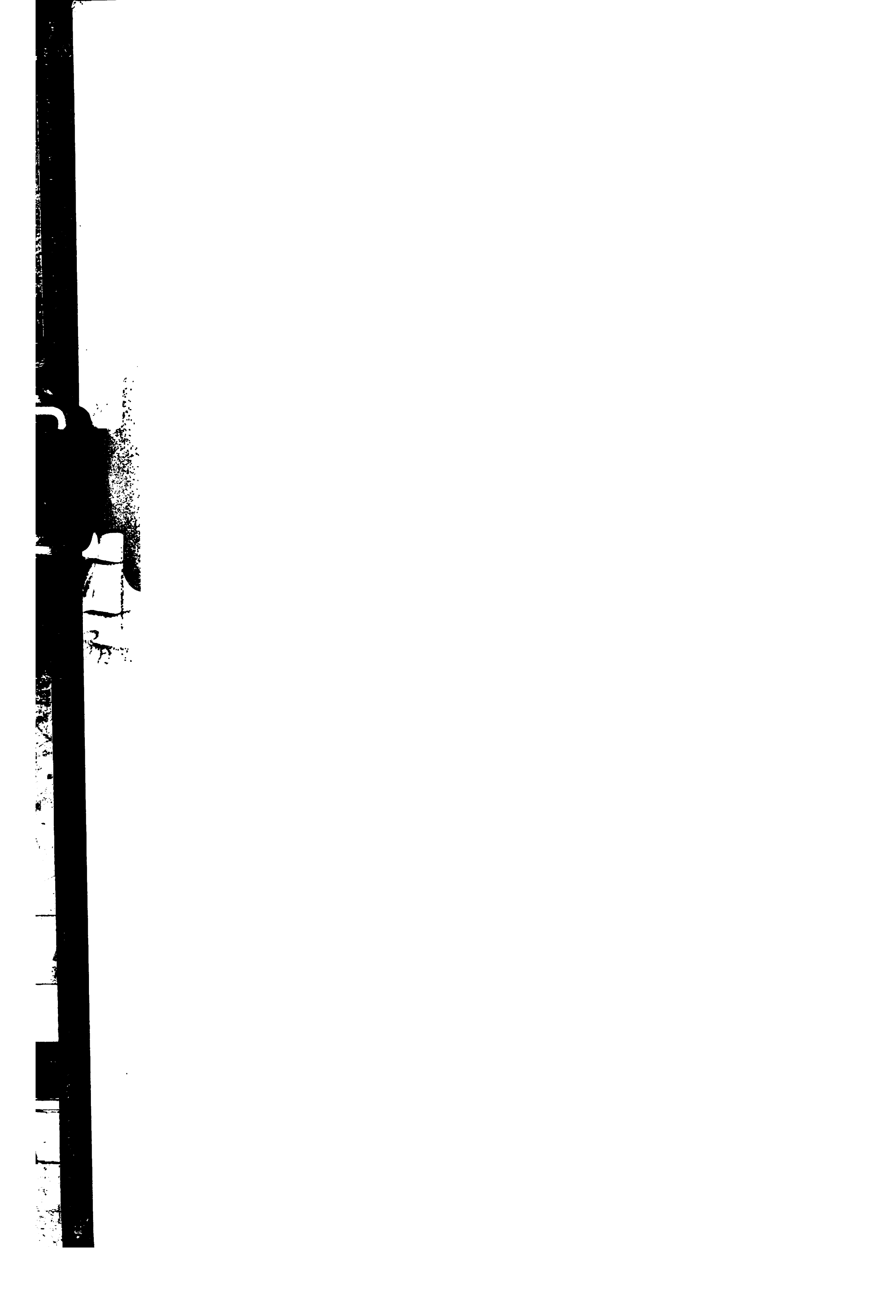
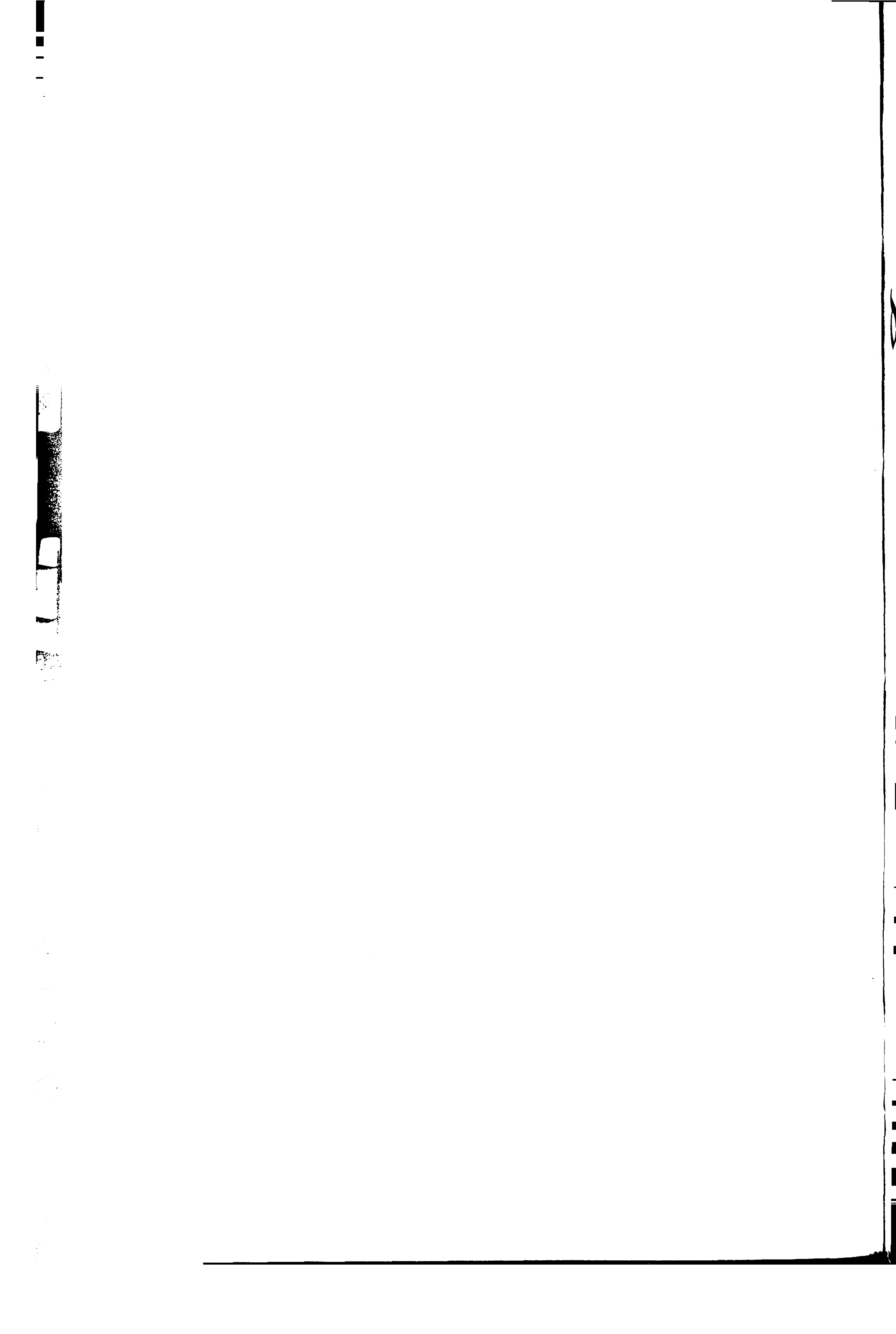








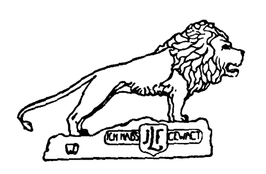
Rassenkunde des deutschen Volkes

von

Dr. Hans F. K. Günther

Mit 14 Karten und 537 Abbildungen

Dritte, umgearbeitete Auflage



J. F. Lehmanns Verlag / München

1923

Druck von Dr. F. P. Datterer & Cie., Freising-München.

Vorwort zur 3. Auflage.

Eine umgearbeitete Auflage dieses Buches ist rascher nötig geworden, als ich vermutet hatte. Doch kam mir die Notwendigkeit, eine 3. Auflage vorzubereiten, deshalb sehr gelegen, weil ich bald nach Erscheinen der 2. Auflage die Möglichkeit besserer Fassung einzelner Abschnitte, ausgeführterer Erörterung einzelner Erscheinungen und die Möglichkeit der Einfügung neuer als nötig erachteter Darlegungen ersah. Die Urteile über die ersten beiden Auflagen brachten mir manchen Gewinn. Vor allem war es mir inzwischen möglich geworden, die Bildausstattung des Buches, wie ich meine, erheblich zu verbessern und sie dem Wünschenswerten näher zu bringen.

Ich habe beim Suchen nach neuen und besseren Bildern viel freundliche Unterstützung gefunden sowohl im Dresdener Kupferstichkabinett, wie in der Dresdener Skulpturensammlung, wofür ich auch an dieser Stelle meinen Dank bekunden will. In beiden Sammlungen habe ich ja nicht nur nach Bildern suchen, sondern vor allem die Einsicht vertiefen können in das leibliche Bild vergangener Völker und Geschlechter, so zugleich manche Bestätigung dessen erfahrend, was dieses Buch ausgesprochen hatte.

Von verschiedenen Seiten habe ich Lichtbildaufnahmen erhalten, für die ich zu danken habe. Besonderen Dank für die Übersendung von Lichtbildern habe ich Herrn Professor Dr. Hermann Lundborg (Uppsala) abzustatten, sowie auch wieder dem Anthropologischen Institut der Universität Wien und den Sammlungen für Tierkunde und Völkerkunde in Dresden. In dankenswertester Weise hat sich auch wieder der Verlag um die Ausstattung des Buches mit Bildern und Karten bemüht.

Wer ermessen kann, wie schwierig die Beschaffung geeigneter Bildvorlagen ist, wie schwierig heute Bilder reinrassiger Menschen der europäischen Rassen zu erhalten sind, der wird begreifen, wenn auch in diesem Vorwort der Verfasser wieder darum zu bitten hat, daß dem Verlag geeignete Bilder eingesandt werden mögen: Bilder, welche reinrassige oder nahezu reinrassige Menschen gut wiedergeben. Für entstehende Kosten wird der Verlag nach entsprechender vorheriger Benachrichtigung gerne aufkommen. Besonders erwünscht wären Bilder nordischer Menschen, vor allem auch weiblichen Geschlechts, aus Nordwestdeutschland.

Dies betrifft mehr die Ausstattung des Buches. — In bezug auf die Vertiefung mancher rassenkundlichen und erbgesundheitskundlichen (rassenhygienischen) Einsicht habe ich dankbar der Gespräche zu gedenken, die ich in Breslau mit dem Anthropologen und Anatomen Herrn Professor Dr. Th. Mollison führen konnte. In Dresden habe ich wieder die förderliche Aufmerksamkeit erfahren, die Herr Dr. Bernhard Struck diesem Buch zugewandt hat.

Während der Drucklegung bin ich erst auf einen Aufsatz gestoßen, den ich hier noch erwähnen möchte, weil er mir durch die bei erstem Lesen

empfundene Zustimmung, auch durch einigen empfundenen Widerspruch, noch manche Anregung zu meiner Darstellung, besonders für den 20. Abschnitt („Rasse und Sprache"), hätte geben können: Hüsing, Völkerschichten in Iran (Mitteilungen der Anthrop. Gesellsch., Wien, dritte Folge, Bd. 16, 1916).

Ferner ist mir durch die Freundlichkeit seines Verfassers während der Drucklegung zugegangen „The Passing of the Great Race" (4. Auflage, Neuyork 1923) von Madison Grant, ein außerordentlich bedeutsames Buch — außerordentlich bedeutsam deshalb, weil es (zwar noch der ungenügenden Ripleyschen Rasseneinteilung folgend) die Entnordung der Völker indogermanischer Sprache, ihr Armwerden an nordischem Blut und ihren dadurch bedingten „Untergang", dem Volke der Vereinigten Staaten von Nordamerika eindringlich vor Augen gestellt hat („Finis Americae"). Die Einsicht in rassische Zusammenhänge hat sich in den Vereinigten Staaten (wie der Zoologe Henry Fairfield Osborn in seiner Vorrede zu Grants Buch dargelegt) schon so verbreitet, daß der Kongreß danach gesetzgeberische Maßnahmen angenommen hat.

Schon nach oberflächlicher Durchsicht des Grantschen Buches habe ich den Eindruck gewonnen: Wenn in den Vereinigten Staaten wirklich die Urteilsfähigen den Mut finden, dem Volke „selbst auf die Gefahr scharfer Auseinandersetzung" (Osborn: „even at the expense of bitter controversy") die rassischen Bedingungen alles Völkerlebens zu zeigen, wenn in Nordamerika fernerhin Staatsmänner und Presse sich so für Grants Einsichten einsetzen, wie dies geschehen ist, so kann dies auch seine Rückwirkung auf Europa nicht verfehlen, wo gegenüber der Rassenforschung noch so viel Vorurteil herrscht.

Es versteht sich, daß es mir eine ernste Freude war, durch Grants Buch zu erfahren, daß in Nordamerika der Wille zu einer Wiedervernordung, den die „Rassenkunde des deutschen Volkes" mit ihrem 22. Abschnitt wecken möchte, sich so unerschrocken geäußert hat. So ist dem Gedanken der Ertüchtigung und schließlich auch der Einigung der Völker germanischer Sprache wieder eine Hoffnung erstanden.

Ich habe der dritten Auflage in Fußnoten allerlei Hinweise und Büchernachweise eingefügt, die dazu dienen sollen, vom Gebiet der Rassenkunde aus weitere Ausblicke zu geben. Der große Anteil, den die ersten zwei Auflagen dieses Buches geweckt haben, hat mich durch manches Zeugnis belehrt, daß die Nachdenkenden von der Einsicht in rassische Dinge aus nach einer weltanschaulichen Vertiefung solcher Einsicht streben: ich habe mich deshalb zu Hinweisen auch fernerführenden Inhalts nicht ungern veranlaßt gesehen. Die Einsicht, daß menschliches Leben und Völkergeschichte von menschlichen Erbanlagen bedingt sind, bedarf zu ihrer Verwurzelung noch mancher Auseinandersetzung auf allen Gebieten des Denkens und Wollens.

Über Lichtbilder für Vorträge siehe die Ankündigung des Verlags am Ende des Buches.

Skien (Norwegen), im Juni 1923.

Dr. Hans F. K. Günther.

Aus dem Vorwort zur 1. und 2. Auflage.

Dieses Buch versucht zum erstenmal eine Gesamtdarstellung der rassischen Verhältnisse innerhalb des deutschen Volkstums. Nicht nur dem Verfasser ist ja das Fehlen einer solchen Gesamtdarstellung stets als ein besonderer Mangel in der Kenntnis unseres Volkes erschienen. Weil die rassenkundliche (anthropologische) Betrachtung eines Volkes so überaus wichtige Einsichten vermitteln kann, ist der Verfasser bestrebt gewesen, zwar immer Wissenschaft zu geben — gerade in der Rassenkunde tut Wissenschaftlichkeit not —, immer aber auch nach Kräften allgemeinverständlich und anschaulich zu schreiben. Daher mußte auch gelegentlich die Verdeutschung eines fremdwörtlichen Fachausdrucks gewagt werden.

Nun ist dieses Buch — bis auf den größten Teil dessen, was es über die dinarische Rasse aussagt — weniger von eigenen Untersuchungen ausgegangen; seine Darstellung beruht vielmehr auf vielen einzelnen Forschungsergebnissen, die es zum erstenmal in größerem Zusammenhang darstellt und denen es gewiß das meiste verdankt. — Was es an eigener, zum Teil neuer Betrachtung innerhalb der ganzen Darstellung da und dort bringt, mag der Fachmann abschätzen.

Der Verfasser ist sehr zu Dank verpflichtet der Anthropologischen Abteilung der Museen für Tierkunde und Völkerkunde in Dresden, deren reiche Sammlungen und Bücherei ihm zugänglich waren. Insonderheit fühlt sich der Verfasser Herrn Dr. Bernhard Struck von der Anthropologischen Abteilung der genannten Sammlung zu lebhaftem Dank verpflichtet, der ihn bei seiner Arbeit durch vielerlei Beihilfe und vor allem durch ein umfassendes Wissen sehr gefördert hat und dem dieses Buch die wertvollen Karten V, VI, VII und VIII (S. 216 und 217) verdankt.

Zu Dank verpflichtet ist der Verfasser ferner dem Anthropologischen Institut der Universität Wien, vor allem für die Förderung und Unterstützung, die er dort durch Frau Professor Dr. Hella Pöch erfahren hat. In dankbarer Weise hat der Verfasser des weiteren der Aufnahme zu gedenken, die ihm im Naturhistorischen Museum zu Wien, besonders durch Herrn Hofrat Szombathy, zuteil geworden ist.

Dank sei auch hier noch einmal den anthropologischen Forschern gesagt, die mir wertvolle Hinweise in der oder jener Frage gegeben haben, Dank ferner den Freunden und Bekannten, die der Sache des Buches durch Überlassung von Lichtbildaufnahmen gedient haben, und zum Beschluß sei vor allem der Beistand des Verlags selbst hervorgehoben, der zu dem Werke die Anregung gab und bei der Beschaffung der Bilder den Verfasser in förderlicher und dankenswertester Weise unterstützte.

Dresden, im Sommer 1922, im Dezember 1922.

Dr. Hans Günther.

Inhaltsverzeichnis.

Karten:

1. Die Rassenkunde und die allgemeine Bildung. Der Begriff Rasse.

Eine Kenntnis der Rassenzusammensetzung des deutschen Volkstums darf man heute beim durchschnittlich gebildeten Deutschen nicht voraussetzen; man darf, wie die Erfahrung zeigt, eine solche Kenntnis selbst da nicht voraussetzen, wo man sie vermuten würde: in Büchern geschichtlichen Inhalts über das deutsche Volkstum, in Büchern über die einzelnen deutschen Landschaften und Stämme, in Büchern über die alten Deutschen usw. Hie und da finden sich Aufsätze über rassenkundliche Beobachtungen an der deutschen Bevölkerung: sie bleiben zumeist über engste Kreise hinaus unbekannt. Oder es finden sich Aufsätze, die Betrachtungen darüber anstellen, wie das deutsche Volk heute noch immer das reinblütige Volk sei aus der Zeit des Tacitus, des ersten Beschreibers Germaniens. Bei solchen falschen Vorstellungen mag sich dann die allgemeine Bildung beruhigen. Während des Weltkriegs konnte man auf außerdeutsche und feindliche Veröffentlichungen stoßen, die dartun wollten, die Deutschen der Gegenwart hätten kaum noch einen Tropfen „germanischen" Blutes. Man konnte auf deutsche Aufsätze stoßen, die umgekehrt den heutigen Franzosen alles „germanische" Blut absprachen und in England nur noch sehr wenig „germanisches" Blut feststellten. So bestand beiderseits die Vorstellung, der *Wert* eines Volkstums sei um so größer, je mehr „germanisches" Blut in ihm kreise; aber beiderseits hatte man die unklarsten Vorstellungen über die wirklichen Rassenverhältnisse der einzelnen Völker.

Jegliche Vorbildung fehlt dem Menschen der Gegenwart zur Beurteilung der Rassenmerkmale seines eigenen Leibes und der Rassenherkunft seines eigenen Volkes. Aber es fehlt nicht nur jegliche Kenntnis; es fehlt vielmehr, was noch schwerer wiegt, der Blick, das sichtende Auge; es fehlt überhaupt die Aufmerksamkeit auf die vielerlei Dinge, von denen Wuchs und Züge eines Menschen untrüglich sprechen. Eine gewisse Beobachtungsunfähigkeit und Wahrnehmungsschwäche fällt auf am Menschen unserer Zeit. Gerade das Einfachsinnfällige, gerade die Dinge, bei denen zunächst nur zu sehen ist und noch gar nicht zu denken, zu rechnen und Stellung zu nehmen — gerade sie haften in der Wahrnehmung des neuzeitlichen Menschen am wenigsten.

Dies scheint mir mit einer Eigenschaft zusammenzuhängen, die vor allem in Deutschland auffällt: Der Blick des heutigen Menschen ist unbildnerisch. Vielleicht hat selbst die Naturwissenschaft, vielleicht sogar gerade die Naturwissenschaft, dazu beigetragen, eine gewisse Unbildlichkeit des Sehens und der Vorstellungskraft zu verbreiten. Das Ziel der Naturwissenschaft ist — und muß sein —, alle Erscheinungen mittelst eines

zahlenmäßigen Ausdrucks der Erkenntnis zu übermitteln. Schon Galilei sagte, die Welterscheinung sei in mathematischer Sprache geschrieben. Die Gefahr aber ist, daß bei unserer naturwissenschaftlichen Einstellung die Gestaltung, das Gebild, das tastbar-körperliche Wesen der Erscheinung verloren geht. Man könnte vielleicht sagen: am allerletzten wird im neuzeitlichen Menschen der Bildhauer aufgerufen. Wer nicht die Schmalheit oder die Breite eines Kopfes beim Sehen gleichsam in sich nachbildet; wer nicht versucht ist, diese Wölbung des Auges, diese Krümmung der Nase, diese Schweifung der Lippen, diese Besonderheit des Kinns usw. mittelst eines Gefüges von Linien und Flächen für die inbildliche Nachgestaltung in sich aufzunehmen; wer nicht immer zugleich bildet, wenn er sieht, dem ist an allen Erscheinungen ein Teil, ein wesentlicher Teil, verloren. Gerade der Deutsche kommt nicht leicht zu einem bildnerischen Sehen; er überläßt sich nicht so leicht und so gedanklich unbeschwert den Erscheinungen. Vielleicht ist seinem Blick schon zu viel Nachsinnen beigemischt, als daß eine Leidenschaft zur Erfassung des reinen Gebilds in ihm entstehen könnte. Und dennoch scheint gerade einem wissenschaftlichen Zeitalter nichts notwendiger zu sein als diese Ergänzung des Erkennens: das reine bildnerische Sehen.

Der Blick läßt sich erziehen oder mindestens: die Kraft körperhaften Sehens und Aufnehmens läßt sich entfalten. Immer ist mir aufgefallen, wie schlecht die Zeugenaussagen körperliche Merkmale wiedergeben, wie mangelhaft auch die behördlichen Fahndungsanschläge Gesichtszüge und Körperbildung schildern, während in anderen Dingen bei Gericht und Zeugen feinste Unterschiede gemacht werden. Ich erinnere mich einer Gerichtsverhandlung, in welcher der Grad der Berauschtheit des Angeklagten zur Zeit seiner Straftat festgestellt werden sollte: man wählte schließlich unter dem Dutzend Ausdrücke nach genauem Erwägen aller Zeugen den des Schutzmanns, der Angeklagte habe einen „Stich" gehabt. Wo es sich aber um Feststellung einer Nasenform oder Haarfarbe oder Hautfarbe handelt, da ergeben sich unter den Zeugenschaften die widersprechendsten Angaben. Hier fehlt gänzlich die Erziehung zum Unterscheiden, Abgrenzen, Einteilen, die Erziehung zum Wahrnehmen überhaupt. Ein rassenkundlich erzogener Blick wird nicht ruhen, bis ihm in einem Gesicht und an einem Körper alle Einzelheiten deutbar geworden sind. Er wird noch über die Betrachtung des Leiblichen hinaus zu einer Erfassung des rassisch-bedingten Wesenskerns eines Menschen vorzudringen trachten, jenes Wesenskerns, auf den das Leibliche wie das Seelische des betrachteten Menschen in wechselseitiger Bedingtheit und Entsprechung hinweisen. Der rassenkundliche Blick wird am meisten dazu ausgebildet sein, oder wenigstens am ehesten danach trachten, daß er erkenne, was dieser oder jener Mensch eigentlich *sei*, er wird am wenigsten irregeführt werden durch die vielerlei Widersprüche oder das scheinbar Widersprechende, das ein Mensch *tut*.

Jeder, der nun zum erstenmal von europäischen Rassen hört und darauf hingewiesen wird, daß zwischen ihnen grundlegende Verschiedenheit walte; jeder, der zum erstenmal davon erfährt, daß alle europäischen

Völker aus Mischungen bestehen, daß in jedem Volk außer reinen Vertretern der verschiedenen Rassen eine überaus große Zahl von Mischlingen vorkommt; jeder, dem so zum erstenmal die Kunde wird, daß in seiner eigenen Umgebung Rassengegensätze deutlich aufweisbar sind, wird sich zunächst nur mit Mißtrauen einer Wissenschaft nähern, von deren Behauptungen ihm bisher so wenig oder gar nichts Augenfälliges vorgekommen ist. Und doch ist des Augenfälligen, ja Auffälligen genug. Nur fehlt es an jeder Anleitung zum Sehen, nur sind wir alle im alltäglichen Treiben darauf abgerichtet, immer nur zu beachten, was der oder jener in dieser oder jener Sache tut, was er gegen uns oder für uns tut, was er Förderndes, was er Hemmendes, was er Günstiges, was er Ungünstiges tut; und selbst, wenn wir nicht eigentlich selbstisch denken und beobachten, so betrachten wir Europäer an einem Menschen, wofern er nicht etwa wirklich ein Fremdester, ein Japaner oder ein Neger ist, oder etwa besonders jüdisch aussieht, alles eher als seine rassische[1]) Zugehörigkeit. Wir betrachten ihn immer zuerst als einen Vertreter seines Volkes, seines Standes, seines Stammes, seines Geschlechts, ja seines Vereins und Stadtteils und sehen zu allerletzt, daß er blond ist oder schwarz, groß oder klein, breitgesichtig oder schmalgesichtig. Es gilt, was Ripley (The Races of Europe. 1910) sagt: „Von dem Augenblick an, wo ein Mensch zur Welt kommt, findet er sich einer Reihe ihn umkreisender Einflüsse ausgesetzt, die auf ihn mit überwältigender Macht einwirken wollen. Am nächsten legen sich um ihn die Familienbande, dann folgen die Bande und Vorurteile des Standes, dann kommt der Kreis des Parteilebens und des Kirchenglaubens. Um all dies liegt sich herum der Kreis der Sprache. Die Lebensluft des Volkstums, das noch weiter außerhalb dieser Dinge liegt, ist ebensosehr das Ergebnis geschichtlicher und gesellschaftlicher Ursachen als irgendeines der anderen umkreisenden Dinge, ausgenommen allein die Familienbande. Die Rasse eines Menschen mag sehr wohl fast alle diese Kreislinien rechtwinklig schneiden. Sie liegt allem anderen untergeschichtet. Sie ist sozusagen der Rohstoff, aus dem all diese Lebensschichten gebildet sind. Sie mag eine Triebkraft sein, die deren Bedeutungsstärke und Wirkungskraft bestimmt, so wie die Besonderheit einer Faser den Stoff bestimmt, in dem sie eingewoben ist. Sie, die Rasse, mag sich auswirken in gänzlicher Unabhängigkeit von all den anderen Dingen, da sie allein abgelöst ist von den verwirrenden Einflüssen menschlichen Willens und menschlicher Willkür. Rasse zeigt an, was ein Mensch ist, alle anderen Einzelkräfte des gesellschaftlichen Lebens zeigen an, was ein Mensch tut."

Ist so die Rasse nicht das, was einem Menschen an den andern zuerst auffällt, so haben die Umweltlehren (Milieutheorien) des 19. Jahrhunderts auch ihr Teil dazu beigetragen, die Aufmerksamkeit von der Betrachtung rassischer Erscheinungen wegzulenken. Wenn es schließlich in der für das 19. Jahrhundert so bezeichnenden Denkweise möglich war, die Schädel-

[1]) Man findet statt „rassisch" in gleicher Bedeutung auch das Wort „raßlich" verwendet. Der deutschen Wortbildung nach sind beide Wörter zulässig, dem Sprachgefühl nach wird aber „raßlich" auf das Zeitwort „rasseln" bezogen.

gestalt eines Volksstammes aus der Höhenlage seines Siedlungsgebietes oder aus seiner Lebensweise zu erklären, so zeigt dies an, daß die Forschung noch vor nicht langer Zeit sich selbst durch ihre Richtung das Verständnis rassischer Erscheinungen erschwert hat. Irre ich mich aber nicht, so leben wir heute in einer Zeitenwende, die sich im Gegensatz zu der vergehenden geschichtlichen, ja geschichtelnden (historizistischen) Zeit, im Gegensatz zu der Zeit der Umweltlehren, zu der Zeit, die überall Entwicklung, Bedingung, Abhängigkeit und Werden sah — die sich im Gegensatz zu all diesen ablebenden Anschauungen dem Wesen selbst, dem geschichtslosen Sein der Dinge zuwendet. Den Expressionismus in den Künsten wird man als das Geschrei zu dieser Zeitenwende ansehen können und wird ihren Ernst am ehesten in der Philosophie unserer Tage suchen dürfen. Irre ich mich nicht, so leben wir in einer Zeit, in der die Völker in der Geschichte weniger das Einmalige als das Kennzeichnende, Unzeitliche zu erfassen trachten, um so die Kräfte, denen sie ihre Größe verdanken, aus dem Unbewußten ins Bewußte zu heben. Der Wille, aus klarer Erkenntnis das Eigene, das Lebendig-Eigene aus eigenem Willen zu erwirken, scheint mir fast schon ein Kennzeichen unserer Gegenwart, vielleicht mehr noch ein Anzeichen und Vorzeichen der Zukunft zu sein. Hiermit hängt eine Wendung von Tun zum Sein zusammen, hiermit hängt zusammen eine Wendung zu den unbeweisbaren, als eine Überzeugung des Blutes gegebenen, mitgeborenen Anschauungen; hiermit endlich die Wendung zum besonderen Rassentum eines jeden Volkes. „Man will die unbewußte Entwicklung der nationalen Psyche bewußt machen; man will die spezifischen Eigenschaften eines Blutstammes gleichsam verdichten und schöpferisch verwerten; man will die Volksinstinkte dadurch produktiver machen, daß man ihre Art verkündet." So schreibt der Zionist Martin Buber in seinen Aufsätzen „Die jüdische Bewegung" (1916), die als ein Anzeichen dieser Zeitenwende genommen werden können und geschrieben sind aus einer erstaunlichen Hellsichtigkeit und Einsicht in die Erfordernisse rassischen Lebens und rassischer Wiedergeburt. Man frägt nicht mehr vernünftelnd nach Sinn oder Zweck oder gar nach dem Wert des eigenen Volkstums oder der eigenen Rasse; man hat erkannt, daß die Mächte des Blutes dem Zergliedern des Verstandes kaum noch zugänglich sind, daß Blut, Rasse, Volkstum und angeborenes Wesen selbst die Verstandesleistung und wissenschaftliche Erkenntnis vielfach bedingen. Man erkennt, daß das ererbte Blut eines Menschen sein eigenster, sein schicksaligster Besitz ist; so kommt man dazu, das Bluterbe als das Gewissseste anzusehen, das allem Glauben und allen Werken erst die Echtheit gibt; man kommt dazu, im Bluterbe eines Menschen sein Wesen und Sein zu spüren, das ihn echter bezeichnet als sein Tun. Und so endlich ist für Liebe und Glauben die eigentliche Heimat gefunden. „Alles gilt mir meines Blutstammes Schönheit und Glück" (Buber). Das gleiche Blut allein wird Einheitliches und Bestehendes schaffen, die Vermischung wird immer wieder Wirrnis, Mißdeutung, Selbstsucht aller gegen alle, kurz Gesittungslosigkeit und Zersetzung schaffen. —

So reichen die einmal aufgerufenen Gedanken über das rassische Bluterbe der Menschen und Völker schließlich geradezu bis in die Sittlichkeit, bis in Entschlüsse des täglichen Lebens hinein. *Zu all diesen Dingen soll dieses Buch erst einmal die Grundverständigung geben* nud als Nötigstes und Erstes die Kennzeichnung der körperlichen Eigentümlichkeiten der vier Rassen, welche die Bevölkerung Deutschlands hauptsächlich zusammensetzen. Die unter dem deutschen Volk lebenden Teile des jüdischen Volkes, das sich der Notwendigkeit rassischer Wiedergeburt schon vielfach bewußt geworden ist und zum Teil vorbildlich an seinem Rassentum arbeitet, die Juden in Deutschland sollen als fremdstämmiges Volk im Anhang getrennt behandelt werden.

Eine wichtige Erörterung muß gleich vorangestellt werden: nämlich die nach dem Wesen der Rasse selbst. Was bedeutet die Bezeichnung Rasse? Wie ist der Begriff zu bestimmen?

Eine Erörterung und Bestimmung des Begriffs „Rasse" ist einem Buch wie diesem um so nötiger, als das Wort „Rasse" in den vielerlei Büchern, die sich mit Rassedingen beschäftigen oder zu beschäftigen glauben, häufig gebraucht wird, ohne daß zuvor klar ausgesprochen wird, was unter „Rasse" zu verstehen sei. Die vielerlei Bedeutungen, welche diesem Wort zugelegt werden, lassen es begreiflich erscheinen, daß sich schließlich Verwirrung über Verwirrung ergeben muß und machen es endlich auch verständlich, wenn ein philosophischer Betrachter, der sich gelegentlich dem Gebiet der Rassenforschung zuwendet, so etwas wie „Rasse" im Sinne einer (platonischen) Idee gar nicht erkennen will, sondern in „Rasse" nichts als einen oberflächlichen Behelfsbegriff zu gedächtnismäßigen Schuleinteilungen sehen möchte, wie z. B. neuerdings Stein in einem Aufsatz „Kultur und Rasse"[1]). Hätte jedes Buch, das von Rassendingen zu reden unternahm, zuvor klar bestimmt, was es unter „Rasse" verstehe, so wären auch einem philosophischen Betrachter solche Fehlschläge, wie der oben erwähnte, erspart geblieben.

Wenn einmal im Gespräch das Wort Rasse in Beziehung auf europäische oder gar auf deutsche Verhältnisse angewandt wird, so ruft es nicht nur bei Mindergebildeten, sondern auch bei Gebildeten und Höchstgebildeten nur sehr undeutliche Vorstellungen hervor. Es zeigt sich klar: die Kenntnis der rassischen Besonderheiten der europäischen Bevölkerungen ist kein Bestandteil der sogenannten allgemeinen Bildung. Das Nächstliegende, der Leib und sein rassisch-bedingter Bau und Ausdruck, ist den meisten Menschen etwas, worüber sie noch nicht nachgedacht haben. Die auffälligen Unterschiede im Körperbau, in Haar-, Haut- und Augenfarbe, werden als eine Art Naturspiele hingenommen, als zufällige Verschiedenheiten der einzelnen Menschen. Die allgemeine Bildung denkt bei dem Wort Rasse irgendwie an die „Wilden", an Gelbe, Schwarze, an „Rothäute", also vor allem an die auffällig andersgearteten Einwohner außereuropäischer Erdteile.

[1]) Archiv für systematische Philosophie 1921, Bd. 26, Heft 1/2.

Wendet man das Wort Rasse mit Beziehung auf Europa an, so ruft man bei vielen Menschen die Erinnerung wach an die „kaukasische Rasse", die immer noch in älteren naturgeschichtlichen und geschichtlichen Büchern als die eigentliche europäische Rasse oder „weiße Rasse" angeführt wird, der die Menschen Europas fast alle angehören sollen. Zu der Erinnerung an die „kaukasische Rasse" gehört dann das Bild eines anständig und mild aussehenden vollbärtigen Mannes mit einem langrunden, nicht zu schmalen, nicht zu breiten Gesicht, mit gesunder Gesichtsfarbe und mittelhellem Haar: so bilden diese älteren Bücher den Vertreter der „kaukasischen Rasse" ab, und deutlicher ist die durchschnittliche Vorstellung von der rassischen Zugehörigkeit und Gliederung Europas nur selten. Höchstens, daß das Wort Rasse eine unbestimmte Vorstellung von der rassischen Fremdheit der unter den europäischen Völkern wohnenden Juden hervorruft oder einige undeutliche Bilder von dem hohen Wuchs, den blauen Augen, den blonden Haaren der alten Germanen, von denen die heutigen Deutschen alle abstammen sollen. Höchstens, daß man vom Gegensatz der Germanen und Romanen oder der Germanen und Slawen redet; höchstens, daß undeutliche Vorstellungen von angelsächsischen „Vettern", von „keltischen Vorbevölkerungen" entstehen — genauere Inhalte werden dem Wort Rasse kaum gegeben, und man kann sagen: fast alle diese Vorstellungen sind gründlich falsch, sind in ihrer Undeutlichkeit ebenso verbreitet wie wertlos oder sie sind lächerlich, wie die zu Werbezwecken von den Franzosen im besetzten Gebiet verbreitete Behauptung, Franzosen und Rheinländer entstammten der gleichen „keltischen Rasse".

Man hört bisweilen auch das Wort „rassig". Aber diesem Wort entspricht im allgemeinen Sprachgebrauch nur die Vorstellung besonders hervortretender Geschlechtlichkeit oder geschlechtlichen Anziehung eines Menschen. Auffällig ist dabei, daß die meisten dieser „rassig" genannten Menschen Mischlinge aus allen sich kreuzenden Rassen sind, wie sie in den Großstädten häufig vorkommen. — Eine besondere Aufmerksamkeit auf rassische Dinge, eine überlieferte Kenntnis wenigstens der eigenen rassischen Besonderheit, trifft man eigentlich nur bei den Juden. Selbst ihre Gegner, die auf die besondere rassische Eigenart der Juden so aufmerksamen Antisemiten, haben doch in den meisten Fällen die unklarsten Vorstellungen, wohin die Juden eigentlich zu zählen seien. Schon das Wort „Antisemitismus" enthält eine Unklarheit, da ein Gegensatz zum Judentum unter den semitischsprechenden Völkern, z. B. unter den Arabern, sich gerade so stark äußern kann und oft noch viel stärker äußert als unter den abendländischen Völkern.

Auf welche Vorstellungen der sogenannten allgemeinen Bildung in rassischen Dingen man auch immer achten mag: die eigentlichen Kenntnisse fehlen. Verwechselt wird: Blut und Glaubensbekenntnis — vom katholisch oder protestantisch oder „freireligiös" gewordenen Juden heißt es, er sei kein Jude mehr: als ob das Judentum im Glaubensbekenntnis sei und nicht im Blut. Der englische Staatsmann Disraeli, ein Jude, war rassenstolz wie selten ein Mensch und gehörte dabei der englischen Hochkirche

an. Aber sein Judentum, sein Blut, hat er keinen Tag seines Lebens vergessen und mit Leidenschaft geliebt.

Verwechselt wird: Rasse und Sprache[1]). Fast alle bekannteren Karten, welche „die Menschenrassen der Erde“ darstellen wollen, fassen nicht *rassisch*-zusammengehörige, sondern *sprachlich*-zusammengehörige Gruppen zusammen, so z. B. „die Indogermanen“, „die Hamiten“, „die Semiten“, „die uralaltaischen Völker“ usw. Um nur europäische Verhältnisse zu betrachten: man spricht von germanischer, romanischer und slawischer Rasse und vermag es sich dann nicht zu erklären, wenn man einen Bewohner der Normandie, also einen Franzosen, einen „Romanen“ sieht, der wie ein Germane aussieht: groß, blond, blauäugig; vermag es sich nicht zu erklären, wenn man einen ebenso großen, blonden und blauäugigen Russen oder gar Finnen sieht, da ja doch die Russen angeblich einer slawischen Rasse, die Finnen angeblich einer mongolischen Rasse, angehören. Oder umgekehrt: Unter einem Vertreter der slawischen Rasse versteht der durchschnittliche Deutsche einen mittelgroßen Menschen mit breitem Gesicht, in dem die Backenknochen auffallen. Die Verlegenheit wird aber groß, wenn sich bei näherem Zusehen die Tatsache herausstellt, daß solche Menschen mit „slawischen“ Zügen in Deutschland gar nicht selten sind und nicht nur im deutschen Osten, wo deutsche Sprache und slawische Sprachen aneinander grenzen. „Romanen“ — das sind in der allgemeinen Vorstellung dunkelhaarige, dunkeläugige, „leidenschaftliche“ Menschen: sie finden sich aber unter den Deutschen auch. Auch könnte man Italiener, Spanier, Franzosen, Rumänen, also lauter „Romanen“ zusammenstellen, die aussehen wie die „alten Deutschen“: groß, blond, blauäugig. Aber auch unter den Finnen, die eine uralaltaische Sprache, eine Mongolensprache, sprechen, finden sich genug Menschen, die „germanisch“ aussehen, und schließlich könnte man noch Blonde und Blauäugige unter den Berbern, insbesondere den Kabylen, in Nordafrika finden, die hamitische Sprachen sprechen wie gewisse dunkle Ostafrikaner. Die Verwechslung von sprachlicher Zugehörigkeit und Rassenzugehörigkeit führt also irr. *Es gibt germanische, romanische und slawische Sprachen, aber keine germanische, romanische oder slawische Rasse.* Sprache und Rasse haben gegenseitige, nicht leicht aufzudeckende Beziehungen, aber Sprachgrenzen sind niemals Rassengrenzen und Rassengrenzen niemals Sprachgrenzen[2]). *Rasse und Volkstum decken sich nicht.* Gerade so steht es mit der noch oberflächlicheren Verwechslung von Rasse und Staatsangehörigkeit. *Es gibt keine italienische, spanische, griechische oder englische Rasse.*

---

[1]) Was in dieser Hinsicht heute (1922) noch möglich ist und wie immer noch (!) von einer „kaukasischen Rasse“ (die Völker indogermanischer Sprache umfassend!) gefabelt werden kann, das zeigt ein Aufsatz „Die Menschenrassen“ mit einer Karte der Verteilung der Menschenrassen von Termer (in der Ztschr. „Empor“, Gemeinnützige illustrierte Monatsschrift zur Hebung der Allgemein- und Berufsbildung. Jahrgang 2, Heft 12, 1922/23.)

[2]) Ich habe erfahren, daß man bei Belehrungen über Rassenfragen diesen Satz nicht genug betonen und wiederholen kann.

All diese Dinge: Sprache, Staatsangehörigkeit, Glaubensbekenntnis, volkstümliche Sitten und Zustände haben mit Rassen nichts zu tun, oder besser: nicht unmittelbar zu tun. Um es in Kürze gleich zu sagen: Staatsangehörigkeit ist ein rechtlicher Begriff, Volkstum ein geschichtlich-sittentümlicher Begriff, Rasse ist ein Begriff der Naturwissenschaft, auf den Menschen angewandt: ein Begriff der beschreibenden Menschenkunde. Die Rassenforschung hat es zu allererst mit der leiblichen Beschaffenheit des Menschen oder einzelner Menschengruppen zu tun. Das Volkstum umschließt meist Menschen der gleichen Sprache und Gesittung, der Staat Menschen eines gleichen abgegrenzten Machtgebiets, die Rasse Menschen mit den gleichen körperlichen und seelischen Erbanlagen. Meistens beschränkt sich bis heute die Rassenkunde — als „physische Anthropologie" — auf die körperlichen Erbanlagen und macht selten den Versuch, die seelischen Erbanlagen zu beschreiben. Ein Versuch zur Beschreibung auch der seelischen Eigenschaften der einzelnen europäischen Rassen findet sich im folgenden.

Gleich von vornherein soll gewarnt werden, irgendwie die Grenzen der betrachteten Begriffe außeracht zu lassen. Die meisten Irrtümer und Mißverständnisse der Rassenlehre kommen aus den bezeichneten Verwechslungen. Gleich von vornherein sei die Warnung wiederholt, die der französische Rassenforscher Topinard 1889 vor einer Versammlung der Anthropologen aller Länder ausgesprochen hat: Lassen Sie mich Ihnen eine der sichersten Tatsachen der allgemeinen Anthropologie, die man nicht oft genug wiederholen kann, ins Gedächtnis zurückrufen. Das ist, daß der Begriff Rasse mit dem des Volkstums nicht das mindeste zu tun hat; daß alle Völker Europas ungefähr aus denselben Rassenbestandteilen, nur in verschiedenen Mischungsverhältnissen, zusammengefaßt sind." (Angeführt nach Wilser, Die Germanen, 1918).

Nicht genug betonen kann man die Wichtigkeit und Richtigkeit dieses Hinweises: daß Rasse, mag sie auch vielfach das Völker-, Glaubens- Sprach- und Sittenleben beeinflussen, zunächst nur in den Zusammenhang einer rein körperbeschreibenden Betrachtung gehört. Der Begriff „Rasse" ist ein Begriff der Naturwissenschaft wie andere Einteilungsbegriffe, wie Familie (familia), Gattung (genus), Art (species), Unterart (varietas). Wie die Naturwissenschaft zuerst die leiblichen Merkmale beschreibt, die zusammen ein bestimmtes Gattungsbild oder Artbild ergeben, so die Rassenkunde: die rein meßbaren, wägbaren, in Zahlenwerten anzugebenden Körpermerkmale machen den eindeutigen und gewissen Bestandteil ihrer Erkenntnis aus. Nach der Messung und Zählung, nach der Aufzeichnung von Gewicht und Rauminhalt, nach der Beschreibung von Farbe, Wachstum, Alterserscheinungen, Geschlechtsunterschieden usw. des Körperbaus, nach diesen rein sachbeschreibenden Feststellungen mögen die nicht minder wichtigen Untersuchungen folgen über das seelische Verhalten, das für jede einzelne Rasse kennzeichnend ist.

So wird dieses Buch verfahren. Es wird dabei aber nicht strengstens wissenschaftlich vorgehen, sondern im allgemeinen immer nur die Körpermerkmale der einzelnen Rassen beschreiben, die sich im Bild des täglichen Lebens, an der Erscheinung des bekleideten Menschen unseres europäischen

Himmelsstrichs, erkennen lassen; höchstens, daß es einmal wichtige Merkmale erwähnt, die nur der Betastung zugänglich sind. Der Zweck des Buches ist nicht so sehr, sich eigentlichen Fachwerken anzureihen, als vielmehr dieser: den Blick zu schärfen oder besser: überhaupt einmal einen Blick, ein Verständnis, eine Aufmerksamkeit auf die rassenhafte Bedingtheit der Umwelt und Geschichte zu wecken. Tief durchdrungen von dem Unwert alles „Popularisierens“, das immer zugleich ein Verflachen ist, möchte dieses Buch sich am liebsten an die wenden, die eines schöpferischen Blicks fähig sind und dessen fähig sind, sich die Anregung, die aus der Rassenforschung kommt, in ihrer Umwelt dienen zu lassen. Es stünde besser um die Erforschung der europäischen Rassen, wenn in Berufen, die unwillkürlich zum Vergleichen kommen, also vor allem Ärzte, Richter, Lehrer, Staatsmänner und Leiter größerer Unternehmungen — wenn in solchen Kreisen mehr Anschauung von Merkmalen und Wesen der Rassen zu finden wäre. Es hat sich gezeigt, daß auch fachlich nichtausgebildete Menschen — wenn sie nur die Grenzen ihrer besonderen Kenntnisse wohl beachten — wertvolle Beobachtungen über rassische Verhältnisse beisteuern können. Aber die geringsten Anschauungen auf dem Gebiete der Rassenkunde fehlen sehr oft auch innerhalb der Berufe, die eigentlich auf Schritt und Tritt Rassenbeobachtungen anstellen könnten. Man trifft Ärzte, die erstaunt sind, wenn sie auf die Rassenunterschiede innerhalb der europäischen Völker aufmerksam gemacht werden. Die Umbildung in diesen Dingen ist so weit verbreitet, daß auch der Gebildetste über die obenerwähnten undeutlichen Vorstellungen meist nicht hinausgekommen ist. —

Wenn nun Rasse und Sprache, Rasse und Volkstum, Rasse und Staat, Rasse und Glaubensbekenntnis nicht oder wenigstens nicht unmittelbar aufeinander bezogen werden dürfen, wenn es also vor allem dringend geboten ist, zunächst überhaupt all diese Begriffspaare aufs schärfste zu trennen — wie erscheint denn dann eine Rasse? Wie ist der Begriff „Rasse“ zu bestimmen?

Zunächst die Frage: wie erscheint die Rasse? Wie kommt die Forschung dazu, geschiedene Rassenbilder aufzustellen? Denkt man an die Gelben und Schwarzen oder an die „Rothäute“, so scheint sich die Einteilung klar zu ergeben. Wie aber kommt die Forschung in Europa zur Aufstellung vier getrennter Rassenbilder? —

Ein von außen nach Deutschland kommender Rassenforscher wäre sicherlich durch die Durcheinandermischung zunächst völlig verwirrt. Er käme vielleicht zuerst darauf, alle Blonden zu einer Rasse zu zählen, da das helle Haar ihm wohl zuerst auffiele. Schon erhöbe sich aber die Schwierigkeit, wo das Blond gegen das Braun hin abzugrenzen sei. Kämen aber auch Übergänge gar nicht vor, so entstünde eine andere Verwirrung: es gibt große und kleine Blonde, kurzköpfige und langköpfige Blonde, Blonde mit blauen Augen und — wenn auch seltener — Blonde mit braunen Augen; es gibt Blonde mit weichem Haar, Blonde mit hartem Haar. Sollte der Rassenforscher danach jeweils neue Rassen auf-

stellen? Er käme zu einer Unzahl von Rassen, da er ja die Dunkelhaarigen ebenso einteilen müßte. Selbst aber, wenn er so eine ganze Reihe einzelner Rassen aufgezeichnet hätte, müßte er im Laufe der Zeit die Beobachtung machen, daß z. B. aus einer Ehe zweier dunkler Kurzköpfe blonde Kinder mit Langköpfen oder etwa auch ein blondes langköpfiges und ein dunkles kurzköpfiges Kind hervorgingen oder Kinder, die alle Übergänge und Zusammenstellungen zeigen. Als Rasse dürfte er aber doch nur solche Gruppen von Menschen zusammenschließen, die immer wieder ihresgleichen hervorbringen. — So würde sich Verwirrung aus Verwirrung ergeben.

Führte nun ein Zufall diesen Forscher in europäische Gebiete, in denen die Bevölkerung einheitlich oder wenigstens fast einheitlich ist, führte ihn der Zufall oder eingehendste Nachforschung gerade in die europäischen Gebiete verhältnismäßig größter Rassenreinheit, so müßte sich eine Einteilung schneller ergeben. Er fände etwa in Schweden oder in Schleswig-Holstein große, blonde, blauäugige Menschen mit schmalen, langen Köpfen, mit heller Haut, weichem Haar und einer Anzahl sonstiger Merkmale. Er fände z. B. in den Alpen Gebiete, wo kleinere braun- oder schwarzhaarige Menschen leben mit kurzen, runden Köpfen und flacher Nase, mit gelblich-bräunlicher Haut, strafferem Haar und bestimmten anderen Merkmalen. Er fände in den Gebirgen Albaniens, Bosniens, Serbiens, minder zahlreich in den österreichischen Alpen, große schwarzhaarige Menschen mit kurzen Köpfen und stark herausspringender Nase; er fände endlich in Süditalien kleine, dunkelhaarige Menschen, mit langen, schmalen Köpfen. So wäre es möglich, daß der Rassenforscher schneller zu der Einteilung käme, die dem wirklichen Rassenbild Europas entspricht.

Beim Erforschen aber der zwischen den genannten Gebieten wohnenden Bevölkerungen fände er weite Landstrecken, in denen das obenbeschriebene Durcheinander der Merkmale herrscht; und käme es zu einer Zählung der Menschen nach Körpermerkmalen, so wären z. B. die blonden Kurzköpfe vielleicht viel zahlreicher als die blonden Langköpfe, so daß die Frage entstünde, ob nicht doch zwei verschiedene blonde Rassen anzunehmen seien oder ob nicht etwa doch gerade die blonden Langköpfe aus einer Rassenmischung zu erklären seien.

Durchquert man Mitteleuropa in nord-südlicher Richtung etwa von Schleswig-Holstein über die Alpen nach Süd-Italien,. so ergibt sich folgendes Bild: das kleine nordwestdeutsche Gebiet, in welchem die hochgewachsenen, blonden, helläugigen Langschädel mit heller Haut häufiger sind, zeigt sich schon nicht ganz einheitlich bevölkert; in einer Minderzahl kommen kleinere, dunklere Menschen vor; auch mag es, wenn auch selten, vorkommen, daß blonde langköpfige Eltern ein dunkles langköpfiges Kind haben oder ein kurzköpfiges Kind. Der Beisatz dunklerer Menschen mehrt sich aber, je weiter man nach Süden kommt und macht sich südlich des Harzes schon bemerkbarer. Schon in Mitteldeutschland ergibt sich ein vielfältiges Bild. Blonde Langköpfe neben blonden Kurzköpfen, dunkle Kurzköpfe neben dunklen Langköpfen, daneben eine große Zahl mittlerer

Köpfe mit mitteldunklem Haar, kleine Blonde neben großen Blonden, blauäugige Blonde neben blauäugigen Braunen. In einer Familie sind die verschiedenen Merkmale oft über alle Kinder verschieden verteilt. So bleibt das Bild in Süddeutschland, nur daß allmählich der Beisatz der Großen, der Blonden und der Langköpfe geringer, der der Kurzgewachsenen, der Dunklen und der Kurzköpfe größer wird. Schließlich in gewissen Gebieten der Alpen wieder ein verhältnismäßig einheitliches Bild: die dunklen, kurzgewachsenen Kurzköpfe. Aber schon in der oberitalienischen Poebene wieder eine verwirrende Vielheit; Blonde, auch kurzköpfige Blonde, treten wieder vermehrt auf, daneben kurzgewachsene dunkle Kurzköpfe und vereinzelt kleingewachsene dunkle Langköpfe. Die Blonden verlieren sich beim Verlassen Umbriens, und jetzt leben dunkle Mittelköpfe neben dunklen Kurzköpfen und dunklen Langköpfen. Langköpfige Eltern mögen manchmal ein kurzköpfiges Kind haben und kurzköpfige Eltern öfters ein langköpfiges Kind. Endlich verlieren sich Mittel- und Kurzköpfe und nun geben kleingewachsene dunkle Langköpfe das Bild einer fast einheitlichen Bevölkerung. — Ähnliche Übergänge würden sich in den bayerischen Alpen und in Tirol geben, wenn wir auf südöstlich abzweigender Wanderung in die Ostalpen und die südslawischen und albanischen Gebirge zögen, wo sich dann wieder ein einheitliches Bild ergäbe: die hochgewachsenen Kurzköpfe mit herausspringender Nase, welches Bild sich gegen Griechenland hin wieder in Mischungen verlöre.

Wo sitzen nun die reinen Rassen? Sind sie wirklich nur vertreten durch jene Minderheiten in den vier bezeichneten Gebieten? Die vielen mittelgroßen blonden Rundschädel mögen aber doch ebenfalls eine Rasse darstellen? Die vielen hochgewachsenen dunklen Langschädel vielleicht ebenfalls eine? Oder gibt es vielleicht gar keine Rassen und alles ist ein sinnloses Naturspiel? Dunkle Eltern können ja blonde Kinder haben, hochgewachsene Eltern kleingewachsene Kinder. — Die Wirklichkeit liegt verwirrend da, und ließen die vier Gebiete verhältnismäßig einheitlicher Bevölkerung keine Schlüsse zu, gäbe es zudem keine vorgeschichtlichen und geschichtlichen Gräber, die Zeugnis ablegen, so wäre es denkbar, daß die Untersuchung der europäischen Rassenverhältnisse noch nicht über die Anfänge hinaus gelangt wäre. Deniker (Races de l'Europe) ist noch im Jahre 1898/1899 nicht zu einer klaren Scheidung der reinen Rassen und der Mischbevölkerungen gekommen. Er nimmt noch sechs Hauptrassen (races principales) und vier Nebenrassen (races secondaires) in Europa an. Ripley (The Races of Europe, zuerst 1899) nimmt drei europäische Rassen an. Die Forschungsergebnisse, die auch Ripley schon hätten bestimmen können, weisen aber deutlich auf vier Rassen hin.

Indessen, selbst wenn es reinrassige Menschen nicht oder nicht mehr gäbe, wenn auch die Gebiete verhältnismäßig reinster Rasse durch Kreuzung verschwunden wären oder überhaupt nie bestanden hätten, selbst wenn ein wirres Durcheinander alle Merkmale gleichsam wahllos verteilen würde — selbst dann dürfte die Anschauung vom Bestehen reiner Rassenbilder nicht aufgegeben werden, selbst dann wäre die Giltigkeit reiner Rassenbilder noch nachzuweisen und durch die Vererbungserscheinungen

sogar zu erweisen. Wenn die Durchforschung der einzelnen Länder das Vorkommen hohen Wuchses und niederen Wuchses, blonder und dunkler Haare, langer und kurzer Schädel und all der anderen Merkmale in Zahlenübersichten ordnet, wenn in einem Land alle Wehrpflichtigen gemessen werden nach Körperhöhe, Schädelform, Haut-, Haar- und Augenfarbe, so verfährt diese Durchforschung, indem sie einen Gesamtdurchschnitt durch ein ganzes Volk herstellt, in einer Weise, als ob das ganze Volk ein einziges Mischgebiet wäre, und solche Zahlenübersichten allein könnten schon die Giltigkeit bestimmter Rassenbilder erweisen.

Bei Zusammenstellungen solcher Art, die in den größeren Staaten — leider mit Ausnahme Deutschlands — behördlicherseits oft sehr genau durchgeführt worden sind, hat sich nämlich, und zwar in Italien wie in Frankreich, in Skandinavien wie in England ergeben, daß im Gesamtdurchschnitt gesetzmäßige, überall übereinstimmende Beziehungen gelten zwischen den einzelnen Merkmalen: je größer eine Bevölkerung ist, desto mehr tritt — mit bezeichnender Ausnahme des angegebenen adriatischen Gebiets und gewisser Alpengebiete — blondes Haar auf, desto mehr auch helle Augen; je blonder eine Bevölkerung ist, desto seltener sind die braunen Augen, desto häufiger die langen Schädel. Je dunkler in Deutschland — mit Ausnahme gewisser Alpengebiete — eine Bevölkerung ist, desto kleiner und kurzköpfiger und stumpfnäsiger ist sie, desto seltener in ihr die hellen Augen. So ergeben sich gesetzmäßige Beziehungen zwischen den verschiedenen Merkmalen, so ergeben sich schließlich reine Rassenbilder.

Betrachtet man die Karten Englands über die Verteilung der Körpergröße, der Farben und der Schädelform, so zeigt sich im großen und ganzen deutlich die Übereinstimmung der Gebiete höchsten Wuchses mit denen der hellsten Farben und denen der längsten Schädel. Das gleiche Ergebnis zeigt die Betrachtung der rassenkundlichen Karten Frankreichs, nur daß hier von der Mittelmeerküste her im Gebiet niederen Wuchses und dunkler Farben noch einmal ausgesprochene Langschädligkeit auftritt: es zeigt sich, daß neben der hohen, hellen langschädligen Rasse im Norden Frankreichs, eine kleine dunkle langschädlige Rasse im Süden zu unterscheiden ist, während weite Gebiete zwischen diesen beiden langschädligen Rassen nach den Karten einer kleinen, dunklen, kurzschädligen Rasse zufallen. In dem oben-bezeichneten adriatischen Gebiet und in gewissen Alpengebieten zeigt sich ebenfalls, daß man innerhalb des Gebiets dunkler Farben zwei Menschenarten unterscheiden muß: hochgewachsene starknäsige Kurzköpfe und kurzgewachsene stumpfnäsige Kurzköpfe. Solche Zusammenhänge lassen sich auch auf den italienischen Karten klar ersehen und ergeben sich ebenso aus den rassenkundlichen Karten deutscher Gebiete. Die Beziehungen zwischen den einzelnen Merkmalen ergeben auch bei Betrachtung der Karten, ja vor allem bei dieser Betrachtung, das Bestehen vier bestimmter europäischer Rassenbilder, zu denen sich die Einzelzüge der Kartenaufnahmen jedesmal klar zusammensetzen: In den rassenkundlichen Aufnahmen größerer Zahlen von Menschen weist Blond — mit Ausnahme des adriatischen Gebiets — immer auf groß und auf langschädlig, auf helläugig und auf helle Haut; Klein weist in Deutschland

auf dunkle Haut, dunkle Augen, dunkle Haare und kurze runde Schädelform mit stumpfer, flacher Nase. In Österreich und Südbayern zeigen sich innerhalb der dunkelhaarigen, dunkeläugigen, kurzköpfigen Bevölkerungen zwei Arten: hochgewachsene, steilhinterhäuptige Kurzköpfe mit starken ausgebogenen Nasen einerseits, kurzgewachsene rundköpfige Kurzköpfe mit stumpfen, flachen Nasen andrerseits. So steht gleichsam in dem Punkte, in welchem sich solche hinweisenden Linien (kurzgewachsen, hochgewachsen, langköpfig, kurzköpfig, blond, dunkelhaarig usw.) schneiden, in diesem so entstehenden Schnittpunkt, das *reine Bild* der jeweiligen Rasse: der rassische „Typus“ (als Idee im platonischen Sinn).

Rasse ist demnach ein Gesetz, ein inbildliches Maß, an dem die vergleichende Menschenkunde (Anthropologie, physische Anthropologie) die körperliche Erscheinung eines Menschen mißt.

Selbst eine Bevölkerung aus lauter Mischlingen steht unter der Idee der Rasse und muß sie sinnfällig in ihren Vererbungserscheinungen aufweisen. Darum sei an dieser Stelle gleich bemerkt, daß eine durchdringende Kenntnis der Rassenerscheinungen und eine sichere Beurteilung der strittigen Fragen der Rassenforschung nur dem möglich ist, der die Vererbungsgesetze kennt. Die abschätzigsten Beurteiler der rassenkundlichen Forschungsergebnisse sind meistens gekennzeichnet durch ihre Unkenntnis der Vererbungsgesetze. Das ist neben der immer wieder auftretenden Verwechslung von Rasse und Volkstum bei sonst scharfsinnigen gegnerischen Beurteilern am meisten zu beklagen.

Sucht man nach dieser (wegen der S. 11 erwähnten Mißdeutung von philosophischer Seite) schon das philosophische Gebiet streifenden Erörterung nach einer Bestimmung des Begriffes Rasse, die innerhalb des Erfahrungsgebiets verbleibt, so ergibt sich:

Eine Rasse stellt sich dar in einer aus Artgleichen bestehenden Menschengruppe, die immer wieder nur ihresgleichen zeugt.

Eine aus Artgleichen bestehende Menschengruppe soll hier bedeuten: eine Menschengruppe, die sich durch die ihr eignende Vereinigung körperlicher Merkmale und seelischer Eigenschaften von jeder anderen Menschengruppe unterscheidet.

Bei Zusammenziehung beider Sätze ergibt sich demnach: *Eine Rasse stellt sich dar in einer Menschengruppe, die sich durch die ihr eignende Vereinigung körperlicher Merkmale und seelischer Eigenschaften von jeder anderen Menschengruppe unterscheidet und immer wieder nur ihresgleichen zeugt.*

Daß eine solche Menschengruppe tatsächlich als geschlossene Einheit lebt, daß sie tatsächlich durch *einen* Glauben, *eine* Sprache, *ein* Volkstum klar und reinlich umschlossen lebt, ist ein sehr seltener Fall. Rassenreine Völker sind vielleicht nur die Eskimos und waren die heute ausgestorbenen Tasmanier. Wieder ergibt sich die Einsicht: Volkstum und Rasse gehören getrennten Begriffsgebieten an. Rasse erweist sich zunächst nur als eine Einheit und Gleichheit der körperlichen vererblichen Anlagen. Auf der Landkarte wie ein Volk oder wie eine Sprache ab-

grenzen läßt sich eine Rasse nicht oder nur sehr selten. Sie wird meistens ein oder mehrere Gebiete größter Reinheit haben und um diese herum Gebiete, in denen sie mehr oder minder beigemischt vorkommt. So wie in Europa liegen die Dinge allerdings nicht überall, und daher mag es auch kommen, daß heute manches entlegene Erdgebiet rassenkundlich besser erforscht ist als Europa.

In diesem umstrittenen Erdteile haben anscheinend mehr als in anderen Erdteilen seit vorgeschichtlichen Zeiten Wanderzüge und Umschichtungen von Rassen und Völkern stattgefunden. Schon seit Urzeiten haben Kreuzungen eine verwirrende Vielheit des Bildes geschaffen und haben sicherlich auch dazu beigetragen, daß bei keiner europäischen Rasse irgend so etwas wie ein Rassebewußtsein oder gar ein Rassegewissen und ein Rassezusammenschluß aufkam. Etwas, was man „consciousness of kind“ (Giddings), Artbewußtsein, nennen könnte, ein Wissen um das eigene Blut, ist in Europa nur unter den Juden zu finden. Sonst ist ein eigenes Blutbewußtsein nirgends entstanden. Wenn sich daher zwischen einzelnen Menschen in Europa oder zwischen europäischen Völkern unversöhnliche Artgegensätze bilden, notwendige Zwiste und Mißdeutungen, notwendiges gegenseitiges Mißverstehen, so suchen wir den Grund dafür in allem anderen eher als in Dingen des Blutes, ja, wir kommen überhaupt kaum auf solch eine Vermutung und Untersuchungsweise.

Dieser Mangel unseres Betrachtens — ein Mangel ist es — läßt sich auch daraus erklären, daß das Bestehen überhaupt der wissenschaftlichen Menschenkunde (Anthropologie) kaum über den Kreis der Fachgelehrten hinaus bekannt ist. Die „allgemeine Bildung“ weiß von Forschungsreisen zu den „Wilden“; daß die Wissenschaft auch eine große Zahl von Europäern gemessen und beschrieben hat, weiß sie nicht oder noch nicht und wohl einfach deshalb noch nicht, weil die maßgebenden Forschungen in Europa zeitlich zu nahe liegen, weil sie zu zeitgenössisch sind, als daß ihre Ergebnisse heute schon in ein allgemeineres Bewußtsein hätten eindringen können. Wissenschaftliche Ergebnisse müssen ein gewisses Alter erreicht haben, müssen eine gewisse Zeitspanne zurückliegen, ehe die „allgemeine Bildung“ von ihnen erfährt.

Der Rassenkunde Europas mag das Eindringen aber noch besonders erschwert werden dadurch, daß rassenkundliche Tatsachen am meisten dazu angetan sind, gegen allgemeine Vorurteile und Widerstände zu stoßen. Die Ergebnisse der Rassenkunde werden im alltäglichen Leben allzuleicht verzerrt und urteilslos weiter gegeben, auf allereinzelste Fälle angewandt und oft ebenso urteilslos angewandt, wie urteilslos abgelehnt. Die Rassenkunde bietet sich ja auch dem allgemeinen Bewußtsein ganz anders als eine andere Wissenschaft: sie hat es mit dem zu tun, was jedem Menschen sehr nahe liegt und worin jedes Menschen besondere Empfindlichkeit liegt: mit dem menschlichen Körper. Die Rassenkunde ist vor allen Dingen in der mißlichen Lage, den überaus größten Teil der europäischen Menschen für Mischlinge, für Bastarde, erklären zu müssen. Das macht sie zu einer peinlichen, störenden Wissenschaft und gibt ihr etwas Unbequemes von der Art jener Aufforderung „Erkenne dich selbst“.

So lassen sich mancherlei Gründe dafür anführen, warum sogar in einer Zeit, die man „naturwissenschaftliches Zeitalter“ genannt hat und in der naturwissenschaftliche Kenntnisse überallhin verbreitet worden sind, warum in eben dieser Zeit eine solche Unkenntnis herrschte in den Dingen der vergleichenden Menschenkunde [1]).

2. Einiges zur Geschichte der Rassenkunde und verwandter Forschungsgebiete.

Gute Beobachter rassischer Merkmale waren die Assyrer, Babylonier und Ägypter [2]). Sie haben auf ihren Bildwerken die Rasseneigentümlichkeiten fremder Völker oft überraschend getreu dargestellt. Es gibt von ihnen Judenbilder oder Negerbilder, auch Bilder blonder, blauäugiger Stämme, welche zeigen, daß man auf die Rassenunterschiede besonders aufmerksam war. Wissenschaftliche Aufzeichnungen oder wenigstens der Versuch zur Beschreibung der Rassen oder besser der Völker lassen sich bei den Griechen, bei Hippokrates und Aristoteles finden. Eine eingehendere Betrachtung der Rassenerscheinungen brachte aber erst die Zeit der großen Entdeckungsfahrten der beginnenden Neuzeit und der folgenden Jahrhunderte. Im 18. Jahrhundert traten dann die Männer auf, die zum erstenmal in großen, sich weithin verbreitenden Werken das bisher Gesammelte und Bekanntgewordene auf menschenkundlichem Gebiete zu Übersichten ordneten, den Menschen in die Ordnung der tierischen Lebewesen einfügten und eine Einteilung der menschlichen Rassen versuchten: der Schwede Linné (1707—1778) und der Franzose Buffon (1707—1788). Das 18. und 19. Jahrhundert brachte dann neue Entdeckungen und Forschungen; besonders viel wurde damals die Frage der Einstämmigkeit (Monogenese) oder Mehrstämmigkeit (Polygenese) der Menschenrassen erörtert, d. h. man fragte sich angesichts der großen Rassenunterschiede, ob die Menschenrassen auf e i n e oder auf m e h r e r e Urformen zurückzuführen seien. Goethe z. B. nahm Mehrstämmigkeit an. Heute neigt man mehr der Einstämmigkeit zu.

Der Erste jedoch, der eigentlich die neuzeitliche Menschenkunde mit seinen Werken begründete, war der Deutsche Joh. Friedr. Blumenbach (1752—1840). Mit ihm, vor allem mit seinen Darstellungen der Verschiedenheiten von Schädelformen, seinen Beschreibungen von Rassenschädeln, seinem Versuch einer Einteilung der Menschenrassen, ist die Menschenkunde in die Reihe der neuzeitlichen Wissenschaften eingerückt. Auf Messungen des „Gesichtswinkels“ gründete dann zum erstenmal der Holländer Peter Camper (1722—1789) seine Untersuchungen. Die Forschungen Lamarcks (1744—1829) und die Darwins (1809—1882) gaben der Menschenkunde reichste Anregungen. Das 19. Jahrhundert brachte in rascher Folge in

---

[1]) Inwiefern der Zeitgeist der Gegenwart selbst gegen eine Betrachtung von Rassenfragen gerichtet ist, dies soll der 21. Abschnitt betrachten.

[2]) Für diesen Abschnitt vgl. auch: Haddon, History of Anthropology, 1910.

allen Ländern die Gründung großer Anthropologischer Gesellschaften, deren zahlreiche Zeitschriften zu den wichtigsten Erscheinungen der menschenkundlichen Wissenschaft gehören. In Deutschland allein erscheinen eine größere Anzahl. Rassenkundliche Werke über europäische Bevölkerungen folgten sich rasch. Die Erforschung geschichtlicher und vorgeschichtlicher Rassenverhältnisse ergab wichtigste Aufschlüsse. Die Archäologie kam von ihrer Seite zuhilfe, man lernte die „Steinzeit", die „Bronzezeit", die „Eisenzeit" erkennen und abgrenzen. Das Messungsverfahren ausbauend, kam der Schwede Anders Retzius (1796—1860) erstmalig zur Einteilung „langer" und „kurzer" Schädel und von hier aus zu dem Versuch einer Einteilung der Menschenrassen. Als Förderer der anthropologischen Forschung im Ausbau des Messungsverfahrens und in der Erforschung der Menschenrassen muß man besonders den Franzosen Paul Broca (1824—1889) ansehen. Im Jahre 1841 sprachen die „Memoires de la Société ethnologique" (Bd. 1) zum erstenmal aus, was heute die Richtung der anthropologischen Forschung bestimmt: „In einem Volk sind immer mehrere Rassen vertreten, daher gilt es, die reinen Rassenbilder aus der Mischung herauszufinden." Man begann nun, ganze Länder Europas rassenkundlich aufzunehmen. Die Jahre 1874—77 brachten in Deutschland, Österreich, in der Schweiz und in Belgien die sog. Virchowsche Schulkinderuntersuchung. So haben sich nach und nach die Grundlagen ergeben, auf denen jede Schilderung der europäischen Rassenverhältnisse ruhen wird. Denikers „Les races de l'Europe" erschien 1898/99. Ripleys „The Races of Europe" mit seinen vielen Karten und Bildern erschien 1899. Vorausgegangen waren Untersuchungen über einzelne Länder: über Italien hatte Livi, über England Beddoe geschrieben; Rudolf Virchow hatte seine deutschen Ergebnisse geschildert, Quetelet seine belgischen Forschungen; Broca, Collignon, Topinard ihre französischen. Weitere Forschungen folgten in allen Ländern: es ist unmöglich, auch nur die wichtigsten Namen hier anzuführen. Leider aber ist Deutschland und besonders Mittel- und Norddeutschland noch immer eines der mindest erforschten Länder. Einer Staatsleitung, die einmal wieder anderes als die drückendste Not bedenken kann, sind hier bedeutungsvolle Aufgaben gewiesen.

Aus den reichen, täglich reicheren Ergebnissen der Menschenkunde kam nun der Anstoß zu manchem Umdenken auch in anderen Wissensgebieten. So hat sich in der Geschichtswissenschaft eine Wandlung vollzogen oder will sich allmählich vollziehen: die Wandlung zur sog. Anthropologischen Geschichtsbetrachtung. Man betrachte das Völkerleben und die Geschichte der Völker immer mehr als bedingt durch die Rassenzusammensetzung der einzelnen Völker. Den Anstoß zu dieser neuen, wie alles Neue noch manchmal irrenden und vielfach umstrittenen, ja verhöhnten Geschichtsbetrachtung gab das Werk des Franzosen Grafen Arthur Gobineau (1816—1882) „Essai sur l'inégalité des races humaines" (1853—55). Die hohe Bedeutung dieses Werkes und seines Schöpfers kann hier nicht angedeutet werden, verwiesen sei daher auf Schemann „Gobineaus Rassenwerk, Aktenstücke und

Betrachtungen zur Geschichte und Kritik des Essai sur l'inégalité des races humaines" (1910). Gobineau hat als erster die Bedeutung der nordischen Rasse im Leben der europäischen Völker erkannt und er als erster hat darauf hingewiesen, daß sich durch das Schwinden der nordischen Rasse in Europa das vorbereite, was man heute (nach Spengler) den „Untergang des Abendlandes" nennt. — Noch vor dem Erscheinen von Gobineaus außerordentlichem Buch hatte aber im Jahre 1845 der Deutsche Gustav Friedr. Klemm (1802—1867) das erste Werk der neuen Geschichtsbetrachtung veröffentlicht: „Die Verbreitung der aktiven Menschenrasse über den Erdball". Im Jahre 1883 erschienen dann die „Origines Ariacae" des österreichischen Forschers Karl Penka, ein grundlegendes Werk. Zu eigentlich europäischer Verbreitung brachte aber den neuen Gedanken erst das Werk des damaligen Engländers, jetzigen Deutschen H. St. Chamberlain „Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts" (1899). War das Werk auch nicht eigentlich wissenschaftlich, irrte es auch vielfach, stand es auch in einem gewissen, für den Fortgang der Rassenforschung sicherlich schädlichen Mißverhältnis zur wissenschaftlichen Menschenkunde, deren Verfahren es sich nicht anschließen wollte, so hat es doch und vielleicht gerade auch durch den heftigen Widerspruch und die laute Begeisterung, die es erweckt hat, zum erstenmal den Rassegedanken so zum Bewußtsein weitester Kreise gebracht, daß mit seinem Erscheinen die anthropologische Geschichtsbetrachtung als eine Angelegenheit weitester Forschungskreise eigentlich befestigt wurde. Die Fragen der rassenkundlichen Geschichtsbetrachtung waren, wenn auch noch lange nicht gelöst, und sogar öfters verwirrt, so doch hier von einem leidenschaftlichen Darsteller in ihrer Wichtigkeit und Reichweite erkannt und weiten Kreisen aufgewiesen. Das Werk hat trotz seiner Mängel dazu beigetragen, den geschichtlichen Blick wieder auf große Zusammenhänge zu richten und hat auch auf diejenigen gewirkt, die es heftig bekämpften und aus wissenschaftlichen Gründen bekämpfen mußten. Im selben Jahre wie die „Grundlagen" 1899 war aber auch das erste wissenschaftliche Werk rassenkundlicher Geschichtsbetrachtung erschienen: „L'aryen, son rôle social" von Georges Vacher de Lapouge. Und nun erstanden die Forscher, welche die gegenwärtige Lage der rassenkundlichen Geschichtsbetrachtung mitgeschaffen haben: Woltmann (1871—1907), „der wissenschaftliche Fortsetzer Gobineaus" (Schemann), Wilser und andere mehr. Man sieht also, die rassenkundliche Betrachtung der Geschichte hat erst begonnen und mag daher noch all dem ausgesetzt sein, was eine junge Erkenntnisweise kennzeichnet: einerseits gelegentlichen Irrtümern und andererseits dem Mißtrauen, wenn nicht dem Hohn der Mitwelt.

Zur Kennzeichnung der Forschungsrichtung mag hier dies genügen: Hatte die sog. spiritualistische (idealistische) Geschichtsbetrachtung als gestaltende Mächte des geschichtlichen Lebens geistige Kräfte und sittliche Gedanken gesehen; hatte die sog. materialistische Geschichtsbetrachtung als geschichte-gestaltend die Umwelt, die volkswirtschaftlichen und überhaupt stoffbedingten Zustände gesehen, so sieht die rassenkundliche Geschichtsbeschreibung als geschichtegestaltend den Menschen selbst, den Menschen

aber als ein Glied seiner besonderen Rasse, aus deren besonderem Geist heraus die Geschehnisse einer Zeit und eines durch die Rasse bedingten Volkes kommen. Unter den gleichen Umweltzuständen, den gleichen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zuständen schaffe jede Rasse das ihr besondere und nur sie kennzeichnende eigene Geschick.

Zu einer mächtigen Hilfe in der Grundlegung rassenkundlicher Erkenntnisse wurde die rasch sich vervollkommnende Erblichkeitsforschung. Darwins Forschungen hatten schon Wege dahin gewiesen; sein Vetter Francis Galton (1822—1911), „der Vater der Eugenik", förderte durch seine grundlegenden Arbeiten die Erblichkeitsforschung in hervorragender Weise; vor allem aber war es der Zoologe August Weismann (1834 bis 1914), dessen Gedankenarbeit die Erkenntnis der Vererbungsvorgänge mächtig vertiefte und dessen Lehren eine klarste Bestätigung erhielten durch die 1901 erfolgte Wiederentdeckung der Vererbungsforschungen des Augustinerpaters Gregor Mendel (1822—1884): „Wie ein heller Komet, so leuchtete die Mendelsche Entdeckung, nachdem der Entdecker längst gestorben war, am Himmel der naturwissenschaftlichen Forschung auf und spornte die Biologen zu gewaltiger Tätigkeit an. Zahlreiche tatkräftige Forscher stürzten sich auf das neuerschlossene Gebiet. Ein ungeheurer Experimentiereifer begann. Und als Frucht ernster, ehrlicher Arbeit standen schon nach wenigen Jahren die festgefügten Grundsteine einer neuen Wissenschaft vor uns: die Erblichkeitslehre hatte sich aus mehr oder weniger unsicheren Annahmen zu einer exakten Wissenschaft entwickelt"[1]).

Die Rassenhygiene entwickelte sich — an sich ein Forschungszweig, der trotz seiner — nicht sehr klar gewählten — Benennung nicht oder nicht unmittelbar mit der Rassenforschung zu tun hat: die Rassenhygiene untersucht die Auslesevorgänge, die innerhalb jedes Volkes stattfinden, Vorgänge, die zur Ertüchtigung oder zur Entartung führen können, und möchte dann die Wege weisen, die zu einer möglichst günstigen Beeinflussung der erblichen Beschaffenheit eines Volkes führen müssen. Dadurch, daß sie aber notwendig auch die Rassenbestandteile eines Volkes betrachten muß, geht sie gewisse Wege der Forschung mit der Rassenkunde zusammen[2]). Wilhelm Schallmayer (1857—1919)[3]) und Alfred Ploetz sind die Namen, die hier zu nennen sind. Ploetz begründete die „Deutsche Gesellschaft für Rassenhygiene" und das „Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie", eine der wichtigsten Zeitschriften des rassenkundlichen und erbgesundheitskundlichen Gebiets. — So schloß sich in rascher Folge von allen Seiten her Forschung an Forschung, Erkenntnis an Erkenntnis, und eine Reihe von Vorgängen im Leben der Völker ging und geht ihrer Deutung entgegen[4]).

---

[1]) H. W. Siemens, Grundzüge der Rassenhygiene. 2. Aufl. 1923. J. F. Lehmanns Verlag, München.

[2]) Vgl. neuerdings die Einleitung des Baur-Fischer-Lenz'schen Werkes „Grundriß der menschlichen Erblichkeitslehre und Rassenhygiene". 2. Aufl. 1923. J. F. Lehmanns Verlag, München.

[3]) Eine kurze Würdigung seines Schaffens gibt Gruber im Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie Bd. 14, 1922.

[4]) Die Einsicht in die außerordentliche Bedeutung der Erblichkeitsforschung

3. Die Benennungen der vier europäischen Rassen.

Die vier in Europa und in Deutschland vorkommenden Rassen sind von den verschiedenen Forschern, die sie beschrieben haben, nicht immer gleich benannt worden. Die Namengebung ist in solchen Untersuchungen eine große Schwierigkeit. Vermieden werden müssen vor allem Namen, die irgendwie an Völkernamen erinnern oder solche erdkundliche Hinweise enthalten, die Verwirrung stiften. In diesem Buch sind zum Teil neue Namen gewählt worden. Ich habe lange gezögert, ehe ich mich dazu entschloß. Ich hätte auch sicherlich alte Namen beibehalten, wenn in der Benennung der europäischen Rassen schon ein eigentliches Herkommen bestünde. Da aber noch keine einheitliche Benennung besteht, habe ich schließlich doch den Mißstand nicht gescheut, für dieses Buch in zwei Fällen neue Benennungen zu schaffen. Beibehalten habe ich die Ausdrücke *nordische Rasse* und *dinarische Rasse*. Beide sind ziemlich einheitlich eingeführt und zugleich insofern bezeichnend, als sie Hauptwohngebiete der betr. Rassen anzeigen. Neu gewählt sind die Ausdrücke *ostische Rasse* und *westische Rasse*. Unter den Bezeichnungen für außereuropäische Rassen habe ich immer diejenigen gewählt, die mir am meisten durchgedrungen erschienen sind.

Die nordische Rasse — hochgewachsen, langschädlig, schmalgesichtig mit ausgesprochenem Kinn; schmale Nase mit hoher Nasenwurzel; weiches, helles Haar; zurückliegende, helle Augen; rosigweiße Hautfarbe — heißt bei Deniker race nordique, bei Ripley teutonic race; sie ist der homo europaeus des Linné und wird wissenschaftlich noch oft als homo europaeus angeführt; sie ist der Reihengräbertypus der älteren deutschen Forscher (Ecker), der kymrische Typus bei Broca, der Hohbergtypus bei His und Rütimeyer. — Sie wurde fränkisch genannt (Virchow), auch germanisch (v. Hölder) und Germanentypus (A. Retzius).

Die westische Rasse — kleingewachsen, langschädlig, schmalgesichtig, mit weniger ausgesprochenem Kinn; schmale Nase mit hoher Nasenwurzel; weiches braunes oder schwarzes Haar; zurückliegende, dunkle Augen, bräunliche Haut — heißt bei Deniker, der zwei Unterabteilungen feststellen will, ibero = insulaire und littorale ou atlonto = méditerranéenne; in deutschen Werken ist sie auch mittelländische Rasse genannt worden, meistens aber mediterrane Rasse; in der wissenschaftlichen Rasseneinteilung wird sie oft als homo mediterraneus angeführt. Den Namen westische Rasse habe ich gewählt, weil er besser als die Benennung mediterrane Rasse auf das heutige und vorgeschichtliche Verteilungsgebiet der Rasse hinzuweisen vermag. Immer lenkt die Bezeichnung mediterrane Rasse davon ab, daß auch in Südwestnorwegen (?), in Irland und Südengland Menschen dieser Rasse wohnen. Die Wahl der Bezeichnung

für ein Staatsleben hat den schwedischen Staat (als ersten europäischen Staat) zur Gründung einer staatlichen Forschungsanstalt für Rassenhygiene (Statens Institut för Rasbiologi) geführt. Deren Leiter ist Lundborg. In New-York besteht schon seit 1911 ein rassenhygienisches Institut, das Davenport leitet.

westische Rasse hat sich mir bestärkt durch C. Schuchhardts Buch „Alteuropa" (1919), das an archäologischen Funden die Ausbreitung einer westeuropäischen, auf heutigem englisch-spanisch-französischem Boden entstandenen Gesittung dem Mittelmeer entlang darlegt.

Die ostische Rasse — kurzgewachsen, kurzschädlig, breitgesichtig mit unausgesprochenem Kinn; kurze, stumpfe Nase mit flacher Nasenwurzel; hartes, braunes oder schwarzes Haar; nach vorn liegende, braune Augen; gelblichbräunliche Haut — heißt bei Deniker race occidentale ou cévénole, bei Ripley alpine Rasse (alpine type); sie ist der type celtique des französischen Rassenforschers Broca; sie heißt bei v. Hölder turanisch, bei Beddoe avernisch (avernian); sie ist der Disentistypus bei His-Rütimeyer, heißt bei Virchow die süddeutschen Brachycephalen, bei Retzius die orthognathen Brachycephalen; sie wird heute oft mongolid und turanisch genannt und in lateinischer Bezeichnung oft homo alpinus; Retzius nannte sie auch slawisch-rhätisch, Wilser nannte sie rundköpfige Rasse.

Die Bezeichnung „ostisch"[1]) habe ich für die bezeichnete Rasse gewählt, weil sie zwar einen Hinweis auf einen asiatischen Zusammenhang enthält, aber auch nur einen Hinweis und noch keine solche Aussage, wie sie die Bezeichnung mongolid darstellt. Die Bezeichnung „alpin" führt nach meiner Erfahrung immer wieder zu Mißverständnissen: immer wieder sucht man ostrassische Menschen nur in den Alpen, die zudem größtenteils ein dinarisch-ostisches Mischgebiet sind, und vermutet schließlich sogar Umwelteinflüsse, welche die Rasse geschaffen hätten; immer wieder verwirrt den Betrachter das Auftreten „alpiner" Menschen in Holland, Dänemark und Norwegen. Außerdem wird unter homo alpinus auch in wissenschaftlichen Kreisen oft einfach die ganze Bevölkerung der Alpenländer verstanden, in der sich doch mehrere Rassen kreuzen[2]). Die Bezeichnung „mongolid" — darauf ist zu achten — wird also innerhalb dieses Buches nur für die osteuropäisch-innerasiatischen mongolenblütigen Menschenarten gebraucht. — Die ostische Rasse darf nicht mit Denikers „osteuropäischer Rasse" (race orientale) verwechselt werden.

Die dinarische Rasse — hochgewachsen, kurzschädlig, schmalgesichtig, mit steilem Hinterhaupt und starker herausspringender Nase, mit braunem oder schwarzem Haar, braunen Augen und bräunlicher Hautfarbe — heißt bei Deniker race adriatique ou dinarique, bei v. Hölder Rhätosarmaten oder Sarmatentypus und wird oft als Defreggertypus

---

[1]) Sprachlich ist gegen die Wortbildung „ost-isch" ebensowenig einzuwenden, wie gegen „nord-isch". „Ostisch" klingt nur ungewohnt, ist aber nicht, wie man mir vorgeworfen hat, falsch gebildet. Absichtlich vermeide ich ja „östlich" und (im Falle der „mediterranen" Rasse) „westlich", weil die Benennung nur einen gewissen Herkunftshinweis enthalten sollen, während „östlich" und „westlich" immer störend wirken müßten, sobald einmal vom Vorkommen „ostischer" Rasse in Westeuropa oder „westischer" Rasse in Osteuropa die Rede sein muß.

[2]) Wie unklar die Benennung „alpin" ist, zeigt sich besonders deutlich schon in der Überschrift der Frizzischen Arbeit „Zur Anthropologie des homo alpinus tirolensis" (Mitt. der Anthrop. Ges. Wien 39, 1909). Der homo alpinus tirolensis, der Menschenschlag der tirolischen Alpenländer, ist ja so deutlich als vorwiegend dinarisch zu erkennen.

angeführt. Ripley und die ihm folgenden Werke kennen diese Rasse nicht und wollen in ihr eine Sondergestaltung der ostischen Rasse sehen. Die Bezeichnung adriatisch mißempfiehlt sich deshalb, weil adriatisch auf das ganze adriatische Küstenland hinweisen könnte, also auf Italien wie auf Nordgriechenland. Die Bezeichnung dinarisch läßt keine Irreführung zu und empfiehlt sich auch durch Kürze. Man hat diese Bezeichnung gewählt, weil die dinarischen Alpen ein Gebiet stärksten Vorwiegens der bezeichneten Rasse sind.

Als Rassenbezeichnungen ganz abzulehnen sind Völkernamen wie teutonisch, fränkisch oder germanisch für die nordische Rasse oder keltisch und etwa gar süddeutsch für die ostische Rasse. Auch sarmatisch, rhäto-sarmatisch und turanisch können irreführen. Selbst, nachdem sich herausgestellt hat, daß die Germanen, also auch die Franken, wie die Teutonen nordrassische Völker gewesen sind, selbst nach dieser Feststellung verbietet sich der Völkername; sonst entstehen sogleich wieder die vermeintlichen Rassengegensätze: germanisch-romanisch, germanisch-slawisch usw.; sonst bringt ein nordrassischer Finne, der also eine mongolische (uralaltaische) Sprache spricht, bei vielen Betrachtern sofort die größte Verwirrung hervor. — Zu besonderer Verwirrung führt auch die Bezeichnung „arisch" für die nordische Rasse. (Über diese Fehlbezeichnung ist später noch einiges zu sagen.)

Wenn der Name möglichst wenig aussagt, tut er die besten Dienste. Er mag einen allgemeinen Hinweis enthalten, wohin der Blick sich zu wenden habe, er mag versuchen, einen Ausblick auf Herkunftszusammenhänge zu enthalten oder wenigstens nicht zu verbieten, er mag kurz sein, brauchbar — solche Erwägungen haben zur Wahl der in diesem Buch gebrauchten Namen geführt.

Betrachtet dieses Buch nun größere rassenkundliche Zusammenhänge, die Rassen der ganzen Erde, so muß es dem gewählten Namen das Beiwort „europäisch" geben, derart, daß es von europäischer Nordrasse, europäischer Ostrasse usw. spricht. Innerhalb dieses Buches kann das Beiwort wegfallen. So ergeben sich also: Nordrasse, nordisch oder nordrassisch; Ostrasse, ostisch oder ostrassisch; Westrasse, westisch oder westrassisch und endlich dinarisch. Verwechslungen mit den Himmelsrichtungen: westlich, östlich, nördlich, sind dabei ausgeschlossen. Die einzige Verwirrung, die noch durch das Wort nordisch entstehen könnte, indem man etwa auf die nordischen, d. h. skandinavischen Völker und Sprachen abirrte, stiftet wenig oder gar keinen Schaden, da skandinavisch ja in vielen Zusammenhängen gleich nordrassisch ist.

Der Anhangsabschnitt über die Juden muß den Ausdruck „jüdisch" beibehalten, obgleich dieser Ausdruck zu Verwechslungen mit dem jüdischen Glaubensbekenntnis führt. Daher soll das jüdische Glaubensbekenntnis immer nach seiner Haupturkunde „mosaisch" heißen; der Ausdruck jüdisch bleibt dann frei zur Bezeichnung des Volkstums, des Blutes, der besonderen Rassenmischung des Judentums allein.

4. Einiges über die menschenkundlichen Maße und Feststellungen.

Der ausführlichen Schilderung der Körpermerkmale der einzelnen Rassen müssen einige Bemerkungen vorausgehen über die Maße, Feststellungen und Beobachtungen, welche die Forschung zur Klärung der Rassenverhältnisse eines Landes braucht. Nach der Anlage dieses Buches

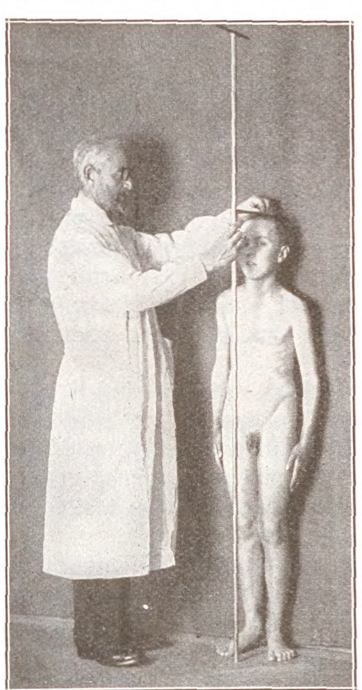


Abb. 1. Messung der Körperhöhe (Martin).

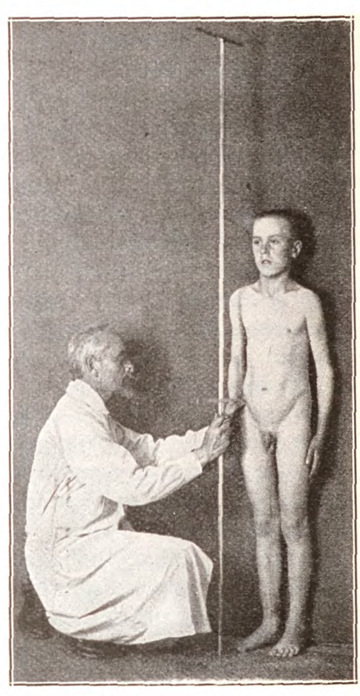


Abb. 2. Messung der Höhe des vorderen Darmbeinstachels über dem Boden (Martin).

werden in der Hauptsache nur die Merkmale betrachtet, die sich im täglichen Leben der Beobachtung bieten.

Wird eine Bevölkerung auf ihre körperlichen Eigenschaften hin untersucht, so wird man zuerst die Körperhöhe der betreffenden Menschen feststellen. Man wird, wenn es sich um die Feststellung rassischer Verhältnisse handelt, zunächst nur den Erwachsenen betrachten. Erst eine ganz eingehende Untersuchung wird auch die Eigentümlichkeiten des Wachstums und des Alterns berücksichtigen. Festzustellen ist also die Körperhöhe des ausgewachsenen Menschen und die Höhe (über dem Boden) verschiedener Meßpunkte, die zur Feststellung der Wuchsverhältnisse (Proportionen) wichtig sind. (Abb. 1 u. 2.) Aber auch die

Erwachsenen wird man unter gleichen Bedingungen messen, nicht etwa einen Teil der zu messenden Menschen morgens, den andern abends. Man hat immer zu bedenken, daß eine Tagesschwankung der Körperhöhe bis zu 3 cm möglich ist. Durch das Gehen und Stehen werden hauptsächlich die Zwischenwirbelscheiben der Wirbelsäule allmählich zusammengedrückt. Der Mensch ist daher etwas größer beim Liegen und nach dem Aufstehen und verringert seine Höhe durch das Stehen. Auch bei der Messung von Leichen sind solche Erscheinungen zu bedenken; eine Leiche mag, nachdem die Starre gewichen ist, durch Erschlaffung der Gewebe um 2 cm größer werden.

Solche ändernden Erscheinungen sind also bei Feststellung mancher körperlicher Merkmale immer zu bedenken. Sie sollen im folgenden nicht weiter erwähnt werden. Gesucht und betrachtet soll werden: immer nur der Mensch in einem vergleichbaren Zustand, in einem Zustand, der von ändernden Einflüssen möglichst frei ist. Ebenso soll immer der gesunde Mensch betrachtet werden. Alle krankhaften Veränderungen und Ausnahmefälle liegen außerhalb der vorliegenden Betrachtung.

Zur gewöhnlichen Maßaufnahme gehört weiterhin die Feststellung des Körpergewichts. Im allgemeinen wächst ja das Gewicht mit der Körperhöhe, aber Rassenunterschiede treten doch auf. Eine untersetzte Rasse mag verhältnismäßig schwerer sein als eine hochgewachsene, aber schlanke. Daher ist die Feststellung der Körperfülle (des index ponderabilis) wichtig. Gemessen wird zur Darstellung der Wuchsverhältnisse (der Proportionen) vielfach die Sitzhöhe: die Entfernung des Scheitels von der Sitzfläche bei gestreckter Wirbelsäule. Für die Rassenkunde sehr ergiebig ist dann das Verhältnis dieser Sitzhöhe zur ganzen Körperhöhe; es zeigt die Stammlänge an und gibt einen Zahlenausweis für längere oder kürzere Beine. Die Armlänge kann wichtige Unterschiede bieten. Sie ist übrigens bei allen Rassen beim weiblichen Geschlecht verhältnismäßig geringer, etwa 91 bis 92% der Armlänge des Mannes. Der Unterarm des Weibes ist verhältnismäßig kürzer. — Die Spannweite der Arme, die Breite und Form der Hand, die Wuchsverhältnisse der Beine, die verhältnismäßige Länge des Ober- und Unterschenkels, auch das gegenseitige Verhältnis der Arm- und Beinlänge — all diese und eine Reihe anderer Messungen sind rassenkundlich wichtig.

Bei all diesen Feststellungen ergeben sich, wie schon aus obiger Andeutung zu vermuten war, Geschlechtsunterschiede des Körperbaues, die allen Rassen gemeinsam sind. Einige wichtige seien erwähnt: Bei allen Rassen beträgt z. B. die Körperhöhe des Weibes durchschnittlich 93% der Körperhöhe des Mannes. Die Wuchsverhältnisse des Weibes sind anders als beim Mann, der weibliche Rumpf ist verhältnismäßig länger, die Hüften breiter, die Gliedmaßen kürzer. Andere Geschlechtsunterschiede, die innerhalb dieses Buches wichtig sind, werden an ihrer Stelle erwähnt. Vorausgestellt sei nur noch der wichtige Geschlechtsunterschied im Schädelbau.

[1]) Martin, Lehrbuch der Anthropologie, 1914.

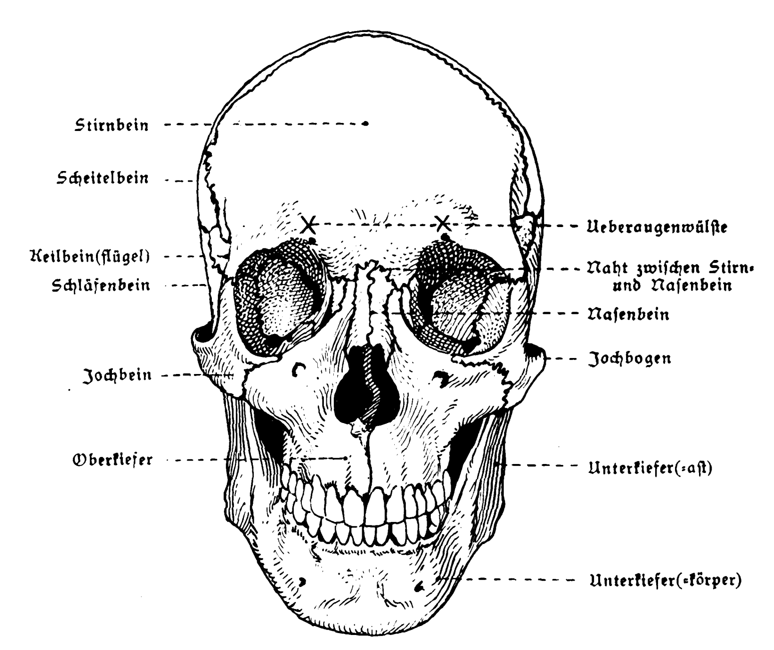


Abb. 3a. Schädel in Vorderansicht mit Bezeichnungen einzelner Knochen.

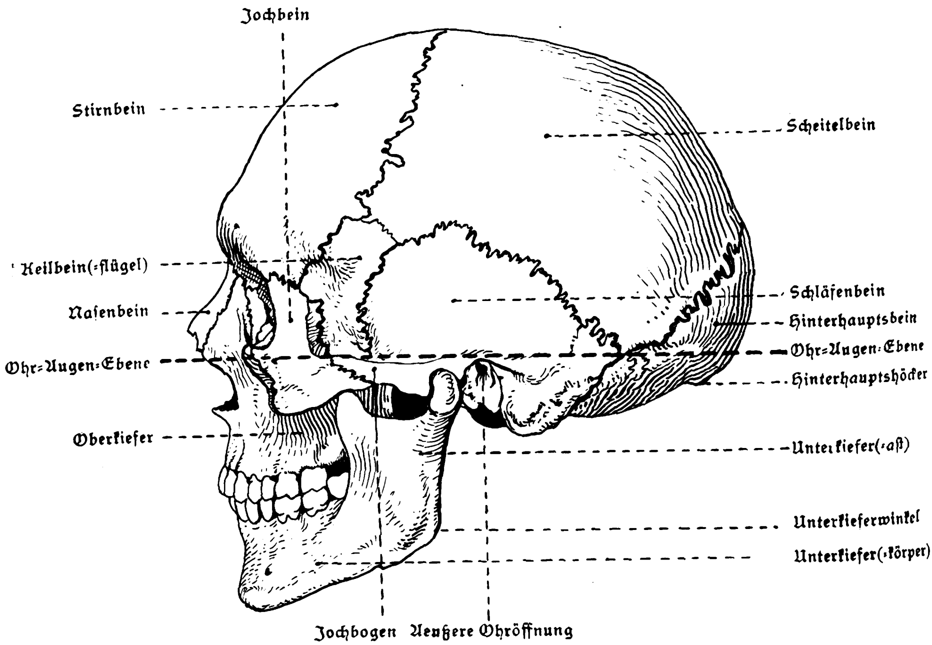


Abb. 3b. Derselbe Schädel in Seitenansicht mit Bezeichnungen einzelner Knochen und Angabe der Ohr-Augen-Ebene.

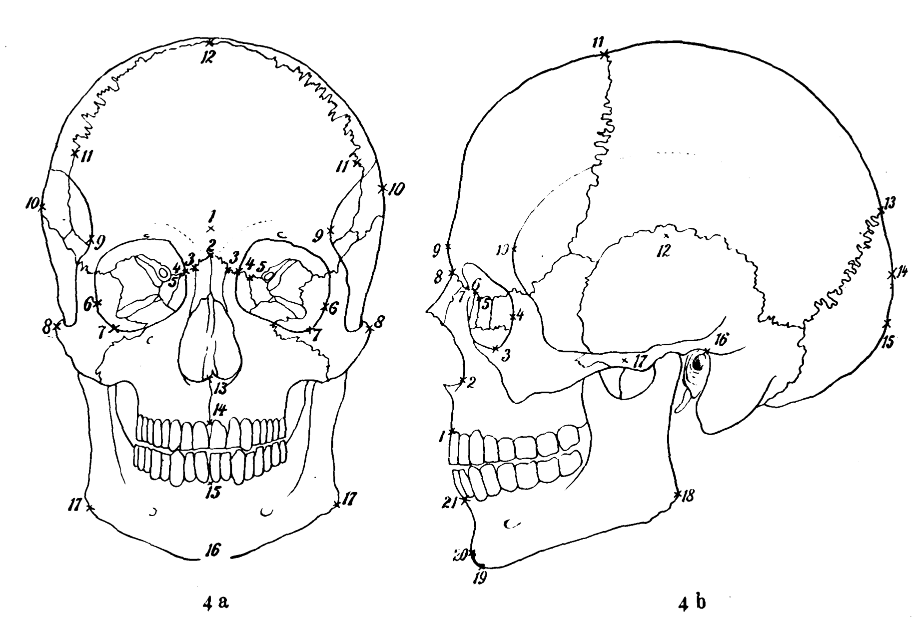
Der weibliche Schädel steht dem kindlichen bei allen Rassen etwas näher als dem erwachsenen männlichen, da sein Wachstum früher abgeschlossen ist als das des männlichen. Bei allen Rassen ist das Weib etwas rundstirniger als der Mann, oft ist die rundere und steilere weibliche Stirn „blasenförmig vorgewölbt"[1]). Überhaupt erscheint der Stirnteil des weiblichen Schädels stärker betont als beim Mann. Das Gesicht des Weibes ist etwas breiter. Die Augenhöhlen des Weibes sind größer und runder als die des Mannes, die weibliche Nase ist im allgemeinen verhältnismäßig breiter und minder hoch gebaut. Der größere und schwerere männliche Schädel zeigt eine stärkere Ausbildung der Überaugenwülste und des Stirnnasenwulstes zwischen den Augenbrauen; die männliche Stirn weicht stärker zurück, so daß bei stärkerem Ausladen des Hinterhaupts der Hinterhauptsteil des Schädels stärker betont ist. Das Gebiß des Mannes ist stärker, sein Mund breiter, seine Schleimhautlippen etwas gewulsteter, sein Ohr ist bedeutend länger und ziemlich breiter.

Da die Geschlechtsunterschiede sich schon im Kindesalter anzeigen, da auch am kindlichen Schädel während des Wachstums in allen Rassen die gleichen bezeichnenden Gestaltwandlungen vor sich gehen, mögen auch diese in Kürze angeführt sein. Bei allen Rassen nimmt der Kindesschädel von der Geburt bis zum 6. Monat an Breite zu, dann beginnt ein Längenwachstum, das aber beim langschädligen Kind bedeutender ist als beim kurzschädligen. Bis zum 8. Lebensjahr der Mädchen und bis zum 11. der Knaben wächst die Breite des Schädels mehr als dessen Höhe, von da an nimmt die Höhe mehr zu. Die Stirnbreite nimmt mit dem Wachstum zu, die Gesichtshöhe ebenso und mehr als die Gesichtsbreite. Immer aber sind die Mädchen breitgesichtiger. In den 20er Jahren endet das Schädelwachstum, früher beim weiblichen, später beim männlichen Geschlecht.

Die Erhebungen über die Verschiedenheiten des Schädelbaues erstrecken sich daher im allgemeinen nur auf die Erwachsenen, wobei indessen auch dies noch zu betrachten ist, daß die einzelnen Rassen deutliche Unterschiede des Heranwachsens und Reifens zeigen. Mit 20 Jahren kann die eine Rasse schon als erwachsen gelten, die andere erst später.

Die Schädelmessung gehört zum wichtigsten Bestand der Rassenkunde. Sie soll eingehender geschildert werden. Wie hat man begrenzt: kurzschädlig, langschädlig, breitgesichtig, schmalgesichtig? — Das Verfahren der Messungen ist am Knochenschädel des Toten etwas anders als am Kopf des Lebenden. Gleich bleibt sich aber bei Vergleichung der Maße die Einstellung in eine gedachte senkrechte und eine gedachte wagrechte Ebene. In diese Ebene wird man zu Vergleichszwecken den Schädel (mittelst eines sog. Kraniophors) einstellen. Die Kopfhaltung bei Einstellung des Kopfes in diese Ebene entspricht etwa der ungezwungenen, aufrechten Kopfhaltung eines geradeaus blickenden Menschen, der seinen Kopf weder nach links noch nach rechts neigt, sondern ohne Muskelanstrengung im Gleichgewicht hält. Um den Kopf (z. B. auch bei

[1]) Martin, Lehrbuch der Anthropologie. 1914.



4 a 4 b

Abb. 4 a. Schädel in Vorderansicht mit Meßpunkten. Hiervon sind in diesem Buch erwähnt: 1. glabella, 2. nasion, 7. orbitale (rechts und links), 8. zygion (rechts und links), 10. euryon (rechts und links), 14. prosthion, 15. infradentale, 16. gnathion.

Abb. 4 b. Derselbe Schädel in Seitenansicht mit Meßpunkten. Hiervon sind in diesem Buch erwähnt: 1. prosthion, 3. orbitale, 8. nasion, 9. glabella, 12. euryon, 14. opisthokranion, 16. porion, 17. zygion, 19. gnathion, 21. infradentale. (Nach Frizzi, Anthropologie.)

In Abb. 4 b würde eine Gerade durch ×3 und ×16 die wagrechte Ohr-Augen-Ebene angeben.

Lichtbildaufnahmen) in die gewünschte Haltung zu bringen, ist darauf zu achten, daß drei Punkte in einer wagrechten Ebene liegen (in welcher bei Aufnahmen dann auch die Linse des Apparates liegen muß): 1. Der tiefste Punkt des unteren Augenhöhlenrandes des linken Auges (orbitale links), **2. ein Punkt am linken Ohr, der etwa am oberen Bogenende jenes Ohrknorpels liegt, mit dem man den äußeren Gehörgang zuschließen kann** (tragion **links), 3. der entsprechende Punkt am rechten Ohr** (tragion rechts). **Am Knochenschädel kann man entsprechend verfahren, nur müssen dann statt der beiden Punkte am Ohrknorpel die entsprechenden am Knochen gewählt werden: Es sind die** (porion rechts und porion links **genannten) Punkte am Oberrand des äußeren Gehörgangs** (porus acusticus externus), **die senkrecht über der Mitte dieses Ganges liegen.**

Ist so ein Kopf oder ein Schädel in die wagrechte Ohraugenebene, die sog. deutsche Horizontale oder Frankfurter Horizontale, eingestellt, so ist die zweite Maßebene, eine senkrechte Mittelschnittebene (Mediansagittalebene) leicht hinzuzudenken. Sie teilt nämlich den Kopf oder den Schädel von vorn nach hinten in zwei gleiche Hälften; Unebenmäßigkeiten



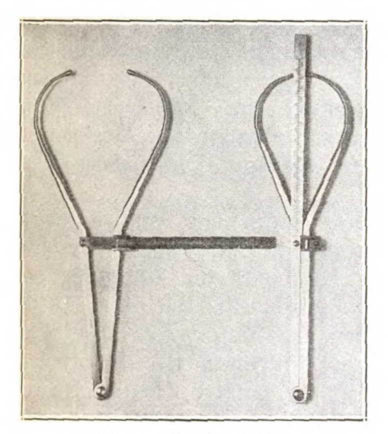
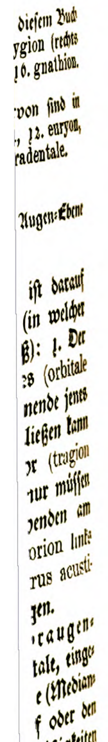


Abb. 5. Tasterzirkel,
geöffnet und geschlossen (S. 34)
(1/8 wirklicher Größe). (Martin.)



Abb. 6. Gleitzirkel (S. 35)
(1/8 wirklicher Größe).
(Martin).

(Die Meßinstrumente werden hergestellt bei Alig und Baumgärtel, Aschaffenburg.)



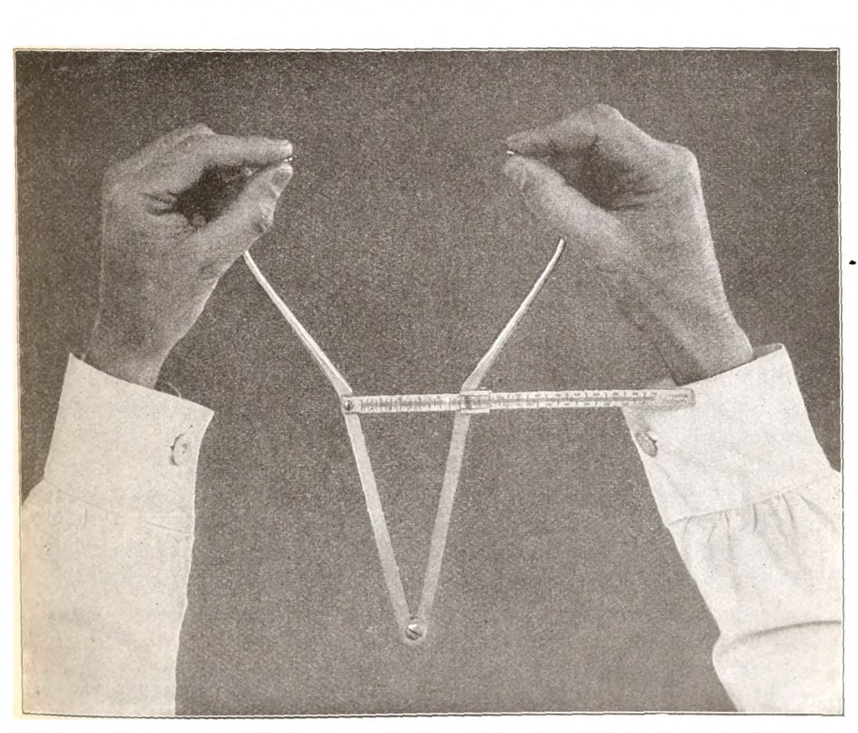


Abb. 7. Haltung des Tasterzirkels beim Messen (n. Martin, Lehrb. d. Anthropologie).

der Schädelhälften bleiben dabei unberücksichtigt. Ein Gefüge von Entfernungslinien, Flächen und Winkeln, die zur Messung dienen, erhalten nun alle ihre Bestimmung durch diese beiden senkrecht aufeinanderstehenden Ebenen, die durch den Schädel führen. Durch diese beiden Ebenen ergeben sich: zwei Seitenansichten, eine Gesichtsansicht, eine Hinterhauptsansicht, eine Oberansicht (Scheitelansicht), dazu am Schädel eine Unteransicht (Schädelgrundansicht) und bei wirklicher hälftiger Durchsägung eines Schädels zwei Innenansichten.

In der senkrechten Mittelschnittebene liegen nun zwei besonders wichtige Meßpunkte, die Punkte, deren gradlinige Entfernung die größte Schädellänge angibt. Der vordere Meßpunkt zur Feststellung der Schädellänge liegt auf dem Stirnnasenwulst (glabella), auf jenem Wulst, der im unteren Teil der Stirne zwischen den Augenbrauen liegt. Der Punkt des Stirnnasenwulstes, der in der senkrechten Mittelschnittebene am weitesten nach vorn hinaus liegt, ist der vordere Längenmeßpunkt. Der Punkt, der in der senkrechten Mittelschnittebene am weitesten nach hinten hinausragt, ist der hintere Längenmeßpunkt (das opisthokranion). Dieser hinterste Punkt fällt fast immer auf die Oberschuppe des Hinterhauptbeins, seltener auf dessen Höcker. Die geradlinige Entfernung des bezeichneten vorderen von dem bezeichneten hinteren Meßpunkt muß selbstverständlich mit einem Tasterzirkel gemessen werden, der ausgebogene Schenkel hat. Auf dem Maßlineal des Tasterzirkels ist dann die größte Schädellänge abzulesen (Abb. 5 und 7).

Die größte Schädelbreite wird dargestellt durch die geradlinige Entfernung des an der rechten Schädelseitenwand am weitesten nach außen liegenden, also am weitesten von der senkrechten Mittelschnittebene entfernten Punktes (euryon rechts) von dem entsprechend ihm gegenüberliegenden Punkt der linken Seitenwand des Schädels (euryon links). Die beiden Punkte größter Breite müssen so bestimmt werden, daß sie in der gleichen wagrechten Ebene liegen, also in gleicher Höhe und so, daß ihre gedachte geradlinige Verbindungslinie auf der senkrechten Mittelschnittebene des Schädels einen rechten Winkel bildet. Die beiden Punkte größter Schädelbreite sind bei einem kurzen, runden Schädel rascher aufzufinden als bei einem langen, schmalen, da sich die größte Breite beim runden kugligen Schädel viel deutlicher abtasten läßt. Die größte Schädelbreite fällt bei allen Schädeln stets auf das Scheitelbein oder auf den oberen Abschnitt der Schläfenbeinschuppe.

Hat man nun auf solche Weise die größte Schädellänge und die größte Schädelbreite zahlenmäßig festgestellt, so ergibt das Verhältnis dieser Zahlen die Längenbreitenzahl des Schädels (den Schädelindex). Die Formel für die Längenbreitenzahl des Schädels lautet:

$$\frac{\text{Größte Schädelbreite} \times 100}{\text{Größte Schädellänge}}.$$

Man vervielfacht also die Zahl der größten Schädelbreite mit 100 und teilt das Ergebnis dann durch die Zahl der größten Schädellänge. Daraus ergibt sich, daß die Längenbreitenzahl des Schädels um so größer ist, je

„kürzer" der Schädel, um so niedriger, je „länger" der Schädel. Die Forschung rechnet mit fünf Abstufungen: überlangschädlig (hyperdolichokephal), langschädlig (dolichokephal), mittelschädlig (mesokephal), kurzschädlig (brachykephal) und überkurzschädlig (hyperbrachykephal). Dieses Buch kommt damit aus, drei Schädelformen zu unterscheiden: Langschädel, x—74,9; Mittelschädel, 75—79,9 und Kurzschädel, 80—x. (Dabei ist allerdings zu bemerken, daß diese Einteilung sich für außereuropäische Verhältnisse besser zu eignen scheint als für europäische; indessen die Lehrbücher teilen so ein.)

Zu merken ist, daß man die Maße, die an Schädeln gewonnen sind, nicht unmittelbar mit denen vergleichen darf, die an Köpfen lebender Menschen gewonnen sind. Zur Vergleichung der am Schädel und der am Kopf gewonnenen Maße dient eine für das männliche und weibliche Geschlecht je etwas verschiedene Formel[1]), nach der untenstehende Darstellung zur Umrechnung von Schädel- in Kopflängenbreitenzahlen entworfen ist.

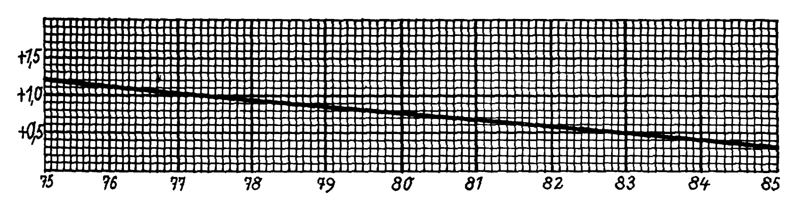


Abb. 8. Beziehung Schädelinder — Kopfinder.
(Czekanowskis Formel für männliches Geschlecht, nach Struck dargestellt).

Der Schnittpunkt der über dem betr. Schädelinder (wagrechte Zahlenreihe) errichteten Senkrechten mit der schrägen Geraden ergibt — an der senkrechten Zahlenreihe links abgelesen — durch Hinzuzählen der betr. Zahl zum Schädelinder den Kopfinder.

Ähnlich der Schädelform wird nun auch die Gesichtsform, die Längenbreitenzahl des Gesichts, zahlenmäßig bestimmt. Die Formel lautet:

$$\frac{\text{Gesichtshöhe} \times 100}{\text{Jochbogenbreite}}\cdot$$

Die Gesichtshöhe ist dargestellt durch die geradlinige Entfernung des Nasenwurzelpunktes (nasion) vom Kinnpunkt (gnathion), dem untersten durchzutastenden Punkt des knochigen Kinns. Man mißt die Gesichtshöhe mit dem sog. Gleitzirkel. Der Nasenwurzelpunkt — am Schädel der Punkt, in dem die senkrechte Mittelschnittebene die Knochennaht zwischen Stirn- und Nasenbein (die sutura nasofrontalis) schneidet — liegt am Kopf nicht auf der am tiefsten eingesattelten Stelle der Nasenwurzel, sondern etwas höher, etwa in der Höhe der oberen Augenwimpern oder der inneren Haarenden der Augenbrauen. Die Knochennaht, auf der der Nasenwurzelpunkt in der Mittelschnittebene liegt, ist übrigens meistens leicht durchzutasten und demnach der Punkt meistens leicht zu bestimmen.

[1]) Czekanowski, Archiv für Anthropologie, N. F. Bd. 6, 1907.

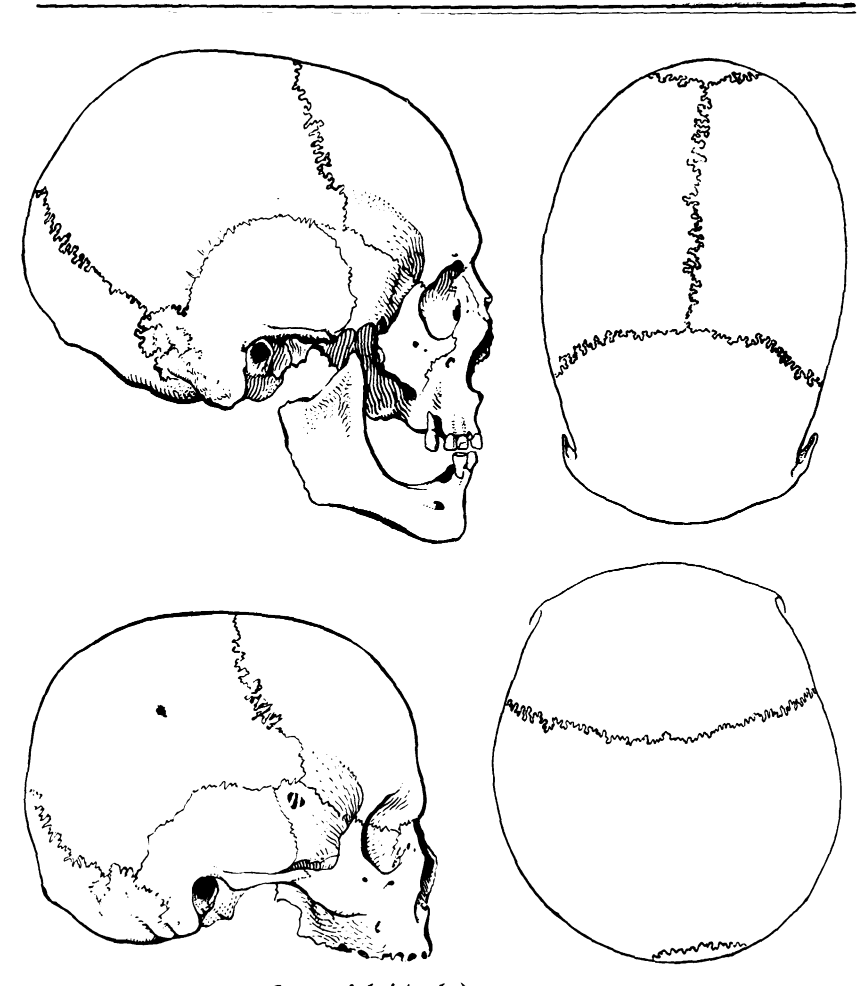


Abb. 9. oben: Langschädel } in Seiten- und Scheitelansicht.
Abb. 10. unten: Kurzschädel }

Maßgebend für die Kennzeichnung „lang" oder „kurz" ist die Scheitelansicht (Oberansicht): sie zeigt, wie beim Langschädel der Längsdurchmesser den Querdurchmesser bedeutend übertrifft, während beim Kurzschädel der Querdurchmesser dem Längsdurchmesser näherkommt oder fast gleichkommt. Die Längenbreitenzahl des Schädels (der Schädelindex) zeigt das Verhältnis des Querdurchmessers und Längsdurchmessers zueinander an, wobei das Quermaß in Prozenten des Längsmaßes ausgedrückt ist: die Länge wird stets gleich 100 gesetzt. Die Angabe „Index 83,2" zeigt also einen Schädel (bzw. Kopf) an, dessen größte Breite sich zur größten Länge wie 83,2 zu 100 verhält. Der obere Schädel hat die Längenbreitenzahl 66,66; der untere 88,46.

(Der Langschädel stammt aus einem alten Grab aus Vivis [Schweiz], der Kurzschädel aus einem Beinhaus in Dissentis [Schweiz]; beide befinden sich im Museum zu Basel; die Abbildungen nach Zeichnungen bei His-Rütimeyer, Crania helvetica.)

Der untere Meßpunkt der Gesichtshöhe, der Kinnpunkt (gnathion), liegt selbstverständlich, da er sich möglichst mit dem Punkt am Schädel decken soll, weiter nach hinten als die vordere Hautbekleidung des Kinns.

Die *Jochbogenbreite* darf nicht verwechselt werden mit der Jochbeinbreite. Die Jochbogenbreite ist der größere äußere Abstand der Jochbogen voneinander. Man mißt also mit dem Tasterzirkel nicht etwa unterhalb der Augen die Entfernung der Jochbeine voneinander, sondern (von zygion rechts zu zygion links) die größte Entfernung der Jochbogen voneinander, deren weiteste Ausbiegung wohl meistens gegen die Ohren zu liegt.

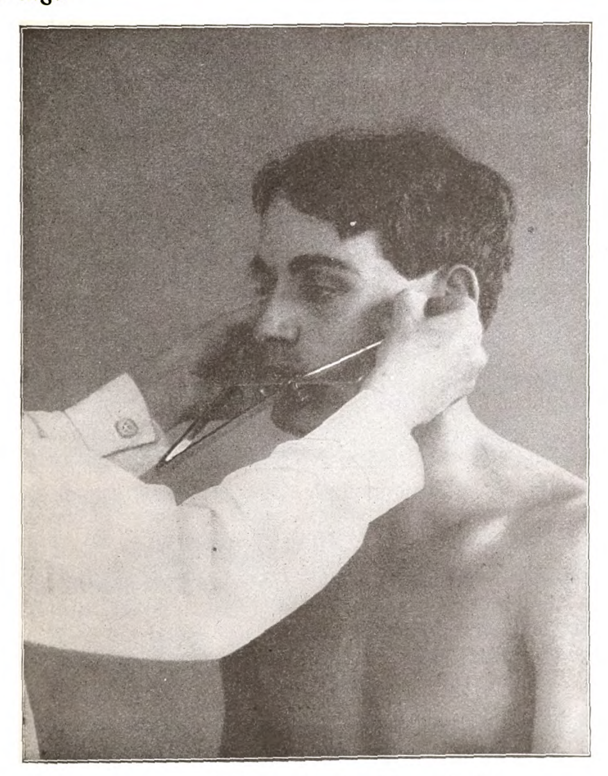


Abb. 11. Messung der Jochbogenbreite
(nach Martin, Lehrbuch der Anthropologie).

Nun vervielfältigt man nach obiger Formel die Zahl der Entfernung Nasenwurzelpunkt—Kinnpunkt, d. h. also die Gesichtshöhe, mit 100 und teilt dann durch die Zahl der Jochbogenbreite. Es ergibt sich, daß die Längenbreitenzahl des Gesichts (der Gesichtsindex) um so größer ist, je schmaler das Gesicht, um so niedriger, je breiter das Gesicht. Für dieses Buch genügt die Einteilung: breitgesichtig x — 84,9, mittelgesichtig 85 — 89,9, schmalgesichtig 90 — x.

Der *Obergesichtswinkel* (Profilwinkel) ist der Winkel, der

in der senkrechten Mittelschnittebene gebildet wird durch die Ohraugenebene und eine Gerade, welche den Nasenwurzelpunkt verbindet mit jenem (prosthion genannten) Punkt des Oberkiefers, der zwischen den beiden vorderen Schneidezähnen am weitesten nach vorn hinausliegt. Ist der beschriebene Winkel kleiner als 80 Grad, so zeigt er Vorkiefrigkeit (Prognathie)[1]) an, d. h. schief nach vorn stehende Kiefer, die dem Mund etwas Schnauzenähnliches geben: Australier, Papua und Kamerunneger sind die vorkiefrigsten Gruppen. Ist der Winkel größer als 85 Grad, so zeigt er Geradkiefrigkeit (Orthognathie) an. Zwischen 80 Grad und 84,9 Grad liegen die Winkel, die Mittelkiefrigkeit (Mesognathie) anzeigen.

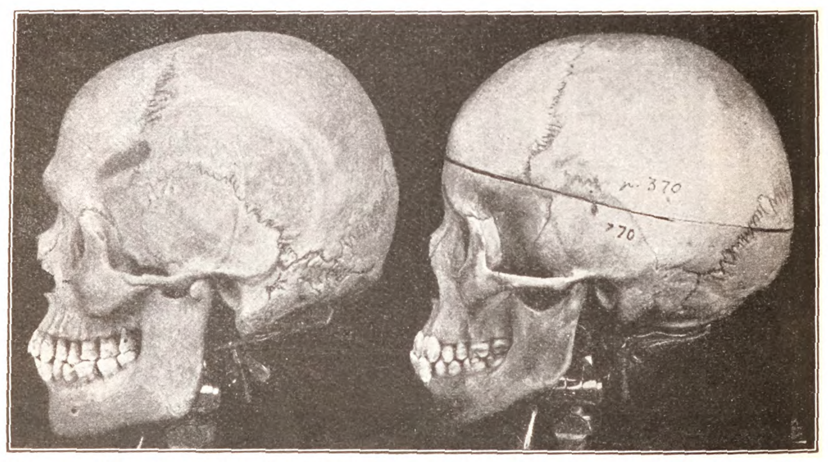


Abb. 12. Mittelkiefrigkeit (Mesognathie). Sch: 82,8; G: 84,4; Gesichtswinkel: 82 1/2°. Schädel eines Portugiesen. Die Kieferstellung und die starken Überaugenwülste lassen einen Einschlag aus einer indisch-australischen Rassenmischung (in dem port. Goa, Indien) vermuten.

Abb. 13. Mittelkiefrigkeit (Mesognathie). Schädel eines 16 jährigen Sachsen. (Selbstmörder.) Sch: 81,2; G: 94,9; Gesichtswinkel: 81°. Negerischer Einschlag? Pathologische Kieferstellung?

(Aus der Schädelsammlung der Sammlungen für Tier- und Völkerkunde, Dresden, Anthrop. Abt.)

Der Gesichtswinkel spielt bei Betrachtung der europäischen Rassen keine Rolle, da diese in bezug auf dieses Merkmal keine nennenswerten Unterschiede zeigen. Hier ist der Gesichtswinkel mehr als ein Beispiel für die vielen Winkelmaße angeführt worden, welche bei Schädelmessungen abgenommen werden können, als ein weiteres Beispiel für das Verfahren der menschenkundlichen Forschung.

Solcher Winkelmaße und Verhältniszahlen gibt es nun noch eine beträchtliche Anzahl. Der ganze Schädel wird berechnet mit Entfernungen, mit Winkelmaßen, mit Bogenmaßen, bis er allein aus diesen Maßen geradezu nachzubilden ist. Für die Zwecke dieses Buches genügen die

[1]) Es gibt auch eine sogen. pathologische Prognathie, also Vorkiefrigkeit als Anzeichen einer krankhaften Anlage (vgl. Abb. 13) und nicht als rassisches Merkmal.

bisherigen Angaben, die zugleich einen, vielleicht nicht sehr genauen und sicherlich geringen, aber doch vielleicht das Kennzeichnende andeutenden Einblick in das Verfahren der vergleichenden Menschenkunde geben.[1])

Genau eingeteilt werden auch die Haar- und Augenfarben. Dazu hat der Forscher eine Haarfarbentafel und eine Augenfarbentafel. Zur Feststellung des Haargespinstes (der Textur) dient eine Abstufung, die vom straffen Haar über das schlichte, wellige, lockige, gekräuselte und krause Haar zum schraubenförmigen (spiraligen) Haargespinst führt. Mittelst all solcher Feststellungen kann daher ein Körper schließlich eindeutig beschrieben werden. Die wenigen, hier angeführten Maße genügen zum Verständnis des folgenden. Wo ergänzende Bemerkungen nötig sind, werden sie an ihrer Stelle eingefügt.

5. Die körperlichen Merkmale der nordischen Rasse.

Bei den Bilderklärungen bedeutet K (oder Sch): Längenbreitenzahl des Kopfes (oder Schädels) (Kopfinder, Schädelinder); G: Längenbreitenzahl des Gesichts (Gesichtsinder); A: Augenfarbe; H: Haarfarbe. Farbbezeichnungen sind aber nur angegeben, wo das Bild die wirklichen Farben nicht erkennen läßt. Weibliche Schädel sind als solche gekennzeichnet. Bei Bildern von Lebenden ist der Name nur angegeben, wenn es sich um einen durch andere Abbildungen schon ziemlich bekannten Dargestellten handelt.

Für alle Bilder, insbesondere für die ohne Angaben der Längenbreitenzahlen, gilt, daß die ihnen beigegebene Rassenbezeichnung sich nur auf die auf dem Bild sichtbaren Züge bezieht. Die Bilder sollen weniger Aussagen über den betr. Dargestellten sein, als Beispiele zur Kennzeichnung der Rassenmerkmale!

(Über die Gewinnung neuer Bilder für dieses Buch siehe Vorwort zur 3. Aufl.)

Die Gestalt: Die nordische Rasse ist hoch und schlank gewachsen; ihre Körperhöhe beträgt beim Mann im Mittel etwa 1,76—1,80 m, doch sind Männer bis zu 1,90 m nicht allzu selten. Zu der hohen Gestalt tragen vor allem die hohen Beine bei. Indessen von einer Überhöhe der Beine, wie sie z. B. für die Obernilneger bezeichnend ist, kann man bei der nordischen Rasse nicht reden. Sie nimmt in bezug auf das Verhältnis der Beinlänge zur ganzen Körperhöhe gerade die Mitte ein zwischen den Mongoliden, bei denen die Unterlänge der Beine, und gewissen langwüchsigen Tropenstämmen, bei denen die Überlänge der Beine herrschend ist. Das Wachstum der nordischen Rasse dauert entsprechend ihrer späteren Reife am längsten an und kann noch zwischen dem 20. und 25. Lebens-

[1]) Entnommen sind die Angaben dem hervorragenden „Lehrbuch der Anthropologie" (1914) von Martin, auf das hier für jeden, der in diese Wissenschaft weiter eindringen will, verwiesen werden muß und dem auch das in der „Sammlung Göschen" erschienene Bändchen „Anthropologie" (1921) von Frizzi folgt. Neuerdings stellt sich dem Martinschen Lehrbuch, dieses in manchem wertvoll ergänzend, zur Seite: „Technik und Methoden der physischen Anthropologie" von Mollison (in dem Band „Anthropologie" der Kultur der Gegenwart, Teil III, Abt. V, 1923).

jahr beträchtlich sein. Der Wachstumsabschluß in Süditalien ist früher als der in Norditalien, die Höhenzunahme zwischen dem 20. und 25. Lebensjahr ist in Baden geringer als in Schweden. Der geringere oder größere Gehalt der nordischen Rasse scheint sich in diesen Tatsachen zu zeigen. Man hat einen Zusammenhang festgestellt zwischen dem Eintreten der Geschlechtsreife und dem Abschluß des Wachstums, vor allem des Wachstums der Beine. (Krankhafte Erscheinungen wie der sog. eunuchoide Hochwuchs weisen auf einen solchen Zusammenhang hin.) So wird man die späte Geschlechtsreife der nordischen Rasse und ihren hohen



Abb. 14. Drei vorwiegend nordische Markgräflerinnen (südl. Baden, Rheinebene); die vierte (die stehende rechts) ostisch-nordisch. (Aufn.: Röbcke, Freibg. i. B.)

Wuchs, zu dem vor allem die hohen Beine beitragen, jedenfalls in einen Zusammenhang bringen. Wie die nordische Rasse später reift und später erwachsen ist, so tritt auch der Alterszerfall, besonders der Alterszerfall beim weiblichen Geschlecht, bei ihr später ein.

An der hohen Gestalt des nordischen Menschen fallen beim Mann die breiten Schultern und die schmalen Hüften auf, Eigenschaften, die von der englisch-amerikanischen Herrenmode oft unterstrichen werden. Die Schlankheit der männlichen Hüften wird noch besonders betont durch ein für die nordische Rasse sehr bezeichnendes Merkmal: die sog. antike

Beckenfalte, jenen Muskelwulst, der, erst als Weichenwulst, dann als Leistenfurche, vom Rücken her über die Hüfte nach vorn hinunter zieht und dessen rassische Eigenart in der griechischen Kunst mit Vorliebe dargestellt wurde. Der Speerträger (Doryphoros) des Polyklet zeigt die Beckenfalte in stärkster Ausbildung.

Den rassischen Zug der Schlankheit zeigt auch der Wuchs des nordischen Weibes, obwohl die weiblichen Züge des Körpers: die schmäleren Schultern und die breiteren Hüften bei der nordischen Rasse im weiblichen Geschlecht deutlich ausgestaltet sind. Man kann viel-



Abb. 15. Mutter mit Kind, (vorwiegend) nordisch.
(Ausschnitt aus dem Gemälde „Die Fischerfamilie" von Puvis de Chavannes).

leicht sagen, daß keine Rasse im Gesichtsausdruck wie im ganzen Wuchs das männliche und das weibliche Wesen so klar ausdrückt wie die nordische. Für das Weib nordischer Rasse ist besonders bezeichnend der volle Schenkel, die volle, halbkuglige Brust; aber all die erwähnten Eigenschaften vermögen den Eindruck der Schlankheit nicht zu mindern. In der nordischen Rasse kommen die sog. falschen Mageren vor, d. h. Frauen, die in Kleidung mager erscheinen, dabei aber weiblich voll gestaltet sind. Selbst die etwas übermäßige Körperfülle jener vorwiegend nordischen Frauen, die Rubens gemalt hat, nimmt auch diesen nicht ganz den Ausdruck der Schlankheit.

In allen Einzelheiten des Bildes wiederholt sich nun dieser Zug eines schlanken, dabei kräftigen Körpers. Der Hals ist schlank und wirkt besonders frei und leicht; die Hände sind zwar im Vergleich zu den Rassen der Erde mittelbreit, eine Umrißlinie aber über die Spitzen der

Finger hinweg gibt einen zugespitzten Umriß. Das gleiche gilt für die Füße; die einzelnen Finger und Zehen wirken schlank. Der Oberschenkel wirkt hoch, obwohl er meistens voll ist, der Unterschenkel ebenso, trotzdem die Wade gut ausgebildet und wohlgeschwungen ist. Im männlichen Geschlecht scheinen jedoch bei der nordischen Rasse auch häufiger sehr schlanke, hagere Schenkel vorzukommen. Die Fußwölbung scheint unter den europäischen Rassen bei der nordischen Rasse am höchsten zu sein.



Abb. 16. Schweden. Sieben Schwestern, nordisch oder vorwiegend nordisch.
(Aufn.: Sammlung Prof. Lundborg, Upsala.)

Im Verhältnis zur Körperhöhe bietet die Armlänge das gleiche Bild wie die Beinlänge: die nordische Rasse ist weder so kurzarmig wie die Mongoliden, noch so langarmig wie die Negriden. Wie bei allen Rassen ist die Armlänge des weiblichen Geschlechts verhältnismäßig geringer, wie bei allen Rassen der weibliche Unterarm verhältnismäßig kürzer als der männliche. Im Verhältnis zur Körperhöhe der nordischen Rasse ist ihre Körperfülle eher geringer als die anderer Rassen. Die Körperfülle des Weibes ist wie bei allen Rassen etwas größer.

Einem künstlerischen Blick würde bei der Gestalt der nordischen Rasse, vor allem der des nordischen Mannes, wohl auffallen — und besonders gegenüber der ostischen Rasse auffallen — eine gewisse Freiheit, die jedem einzelnen Teil des Körpers, ja jedem einzelnen Muskel

eigen ist, als ob jeder einzelne Zug, indem er doch zugleich zu einer klaren Einheit des ganzen Körpers beiträgt, gleichsam sein besonderes Gestaltungsgesetz besonders ausdrücken wolle. So entsteht ein Eindruck

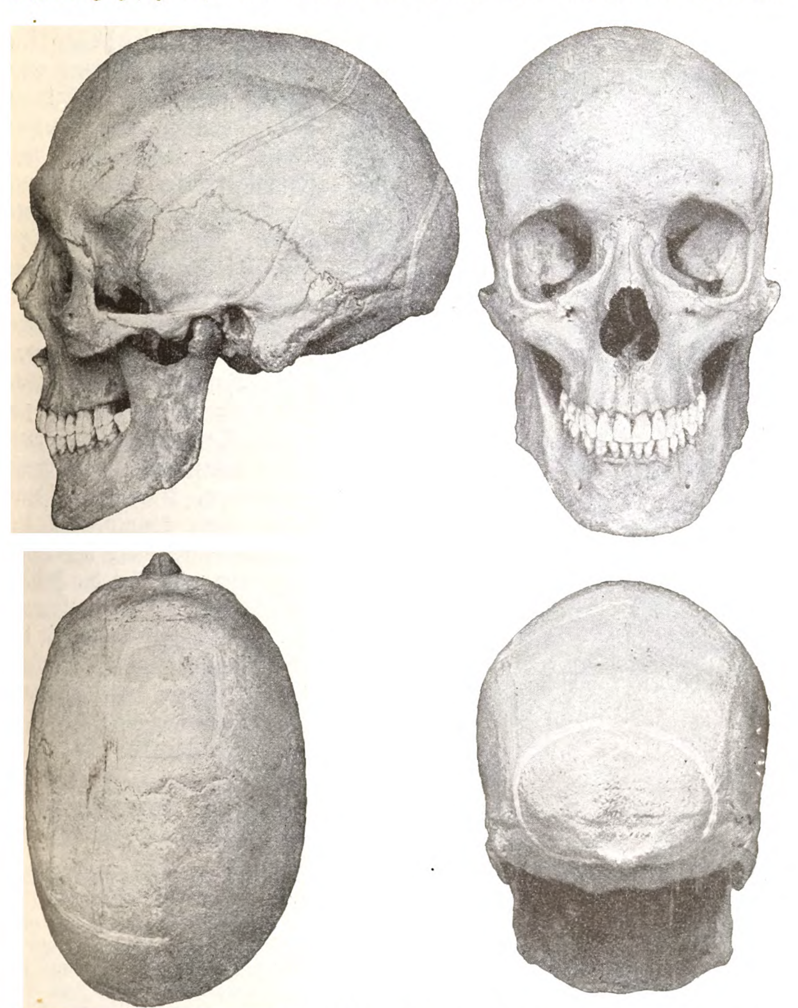


Abb. 17. Nordischer Schädel in Seiten-, Vorder-, Scheitel- und Hinterhauptsansicht. Sch: 70; G: 96,4. (Aus der Schädelsammlung der Sammlungen für Tier- und Völkerkunde, Dresden, Anthropologische Abteilung.) Vgl. den nordischen Schädel Abb. 9, S. 36.

beherrschter Freiheit und so schließlich, da wo das nordische Rassenbild sich am schönsten zeigt, der Eindruck adligen Wuchses. Die gestraffte, soldatische und turnerische Haltung „Brust heraus, Bauch hinein" scheint wesentlich nordrassisch zu sein; wenigstens habe ich bis jetzt bei oft-

rassischen Menschen einen Widerwillen gegen diese Art gestraffter Körperhaltung äußern hören. Sehr gut finden sich nordische Körper in ihren Wuchsverhältnissen dargestellt in der Malerei des Franzosen Puvis des Chavannes, eines Burgunders[1]).

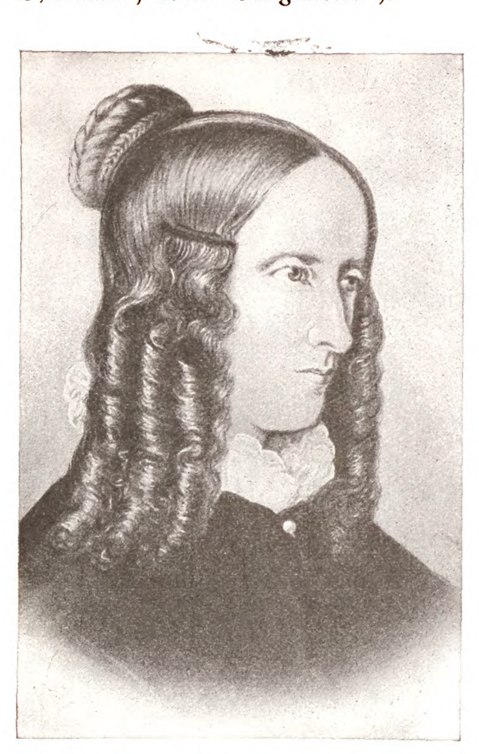


Abb. 18. Aus westfälischem Adel. Nordisch. Annette v. Droste-Hülshoff.

Der Schädel: Die Schlankheit des Körpers wiederholt sich in der Gestaltung des Schädels. Die nordische Rasse ist langschädlig und schmalgesichtig. Das Mittel der Längenbreitenzahl des nordischen Kopfes wird etwa 74 sein. Die Breite des nordischen Kopfes verhält sich also zur Länge etwa wie 3:4. Manche Forscher lassen für die nordische Rasse am Lebenden auch eine Längenbreitenzahl bis 77,9 gelten, Deniker sogar — was jedoch sicher nicht angängig ist — bis 79. Man wird jedenfalls sagen können, daß die Langschädligkeit der nordischen Rasse sich näher an den Zahlen der Mittelschädligkeit bewegt als etwa an den Zahlen für die sehr langschädligen Rassen gewisser Neger oder Eskimo. Die Breite des nordischen Gesichts verhält sich zur Länge etwa wie 10:9, oft aber ist die Länge auch bedeutender und dann das Verhältnis wie

[1]) Wenn europäische Künstler nach dem „Kanon" des Menschen, nach einer „Idealgestalt", suchen, wenn „der schöne Mensch" dargestellt werden soll, so nähert sich das bei solcher Bemühung gefundene Menschenbild immer der nordischen Rasse oder trifft mit dieser überein. Dem Bilde des „schönen" Menschen, der nach dem sog. goldenen Schnitt gebaut sein soll, entspricht auch nur der nordische Mensch — jedoch nur für den Geschmack nordisch-bedingter (von nordischen Oberschichten geführter) Völker. Die Vermutung Lenzens (Menschliche Erblichkeitslehre 1923), daß ein besonderer Formsinn innerhalb der nordischen und westischen Rasse „auf dem Wege der Züchtung durch geschlechtliche Wahl" einen Einfluß auf die Heranbildung der Gestaltung dieser Rassen gehabt habe, scheint mir zwar einen Kern von Richtigkeit zu enthalten; wenn aber Lenz bei der mongolischen und vorderasiatischen Rasse keine Gestalten erkennen will, die sich als „Ideal für Bildhauer" eignen, so mißt er diese Rassen mit einem bei ihnen nicht anwendbaren Maßstab. Wahrscheinlich empfindet der Mensch mongolischer Rasse einen Menschen nordischer Rasse als untauglich für ein Bild des Schönen. Wie unangenehm oder lächerlich ostasiatische Zeichner den Nordeuropäer empfinden, zeigt sich auf deren Spottdarstellungen von Deutschen oder Engländern. Jeder Rasse kommt ihr arteigenes Schönheitsbild zu.

10:10. Man wird sagen können, daß die Längenbreitenzahl des nordischen Gesichts von 90 aufwärts liegt. Durch diese Langschädligkeit verbunden mit dieser Schmalgesichtigkeit stellt sich eine Kopfform dar, die, roh gesprochen, in eine Quaderform eingeschlossen werden könnte. Bei nordischen Männern, die kurzes Haar tragen oder schon kahl sind, fällt diese Form besonders auf bei Wendungen des Kopfes. Während sich bei runden und kurzen Köpfen bei einer Kopfwendung eigentlich keine Gestaltänderung bietet — eine Kugel bietet ja von allen Seiten immer den gleichen Anblick — fallen bei einem sich wendenden nordischen Kopf die beiden, oft fast gleichläufigen (parallelen) langen Seitenflächen besonders auf (Abb. 22). Teilt man den Kopf in der Seitenansicht senkrecht in zwei Abschnitte: in einen Abschnitt vor den Ohren, d. h. vor der Mitte des Gehörganges (den praeauricularen), und in einen Abschnitt hinter den Ohren, d. h. hinter der Mitte des Gehörgangs (den postauricularen), so bemerkt man, daß zu der Längenentwicklung des nordischen Kopfes der Abschnitt hinter den Ohren wesentlich beiträgt. Der Abschnitt hinter den Ohren ist gerade so lang und manchmal noch länger als der Abschnitt vor den Ohren. Das Hinterhaupt ist bisweilen kuglig, bisweilen wie ein Pyramidenstumpf gebildet und lädt weit über den Nacken nach hinten aus. Bei einem aufrecht an einer Wand stehenden langschädligen Menschen, der seinen Kopf in der Ohraugenebene hält, berührt der Hinterkopf gerade die Wand. Bei einem geradeso stehenden kurzköpfigen Menschen bleibt zwischen Hinterkopf und Wand ein Zwischenraum. Besonders beachtlich ist am nordischen Schädel die verhältnismäßig geringe Höhe des Abschnitts hinter den Ohren. Man kann von einer Flachschädligkeit der nordischen Rasse sprechen. Der nordischen (und der dinarischen) Rasse ist ferner eigen die starke Ausprägung des Hinterhauptshöckers (protuberantia occipitalis externa). Dieser Höcker, den die senkrechte Mittelschnittebene etwa hälftig schneidet, ist bei der nordischen Rasse bei Kahlköpfen oft äußerlich sichtbar, immer aber sehr deutlich durchzutasten gerade über der Stelle des Hinterhauptbeins, an der die Nackenmuskeln ansetzen.

Die Teile des nordischen Gesichts in der Seitenansicht sind jeder für sich klar ausgebildet. Die Stirn weicht zurück, sie ist beim Mann mehr flächig zurückgeneigt, beim Weib mehr zurückgewölbt. (Abb. 18.) Die Augen liegen zurück. Die Nase springt mehr oder weniger vor, oben mit hoher Nasenwurzel entspringend, unten meist in wagrechter Richtung abschließend. Die Kiefer und ebenso die Zähne stehen fast senkrecht, in einigen Fällen ein wenig nach vorn, nie aber so schief nach vorn, daß eine Neigung zu schnauzenartiger Mundbildung entstünde. Das Kinn ist besonders scharf ausgesprochen. So entsteht ein klarer, bisweilen sehr scharfer Gesichtsschnitt. Durch das dreimalige Vorspringen des Gesichtsschnitts in Stirne, Nase und Kinn entsteht der Eindruck des Angriffslustigen.

In der Vorderansicht fällt im Langrund des Gesichtes vor allem die schmale Stirn, die wenig gebogenen Brauen, die länglich eingebetteten Augen, der schmale Nasenrücken, das schmale, eckig abgesetzte Kinn auf.

19 a

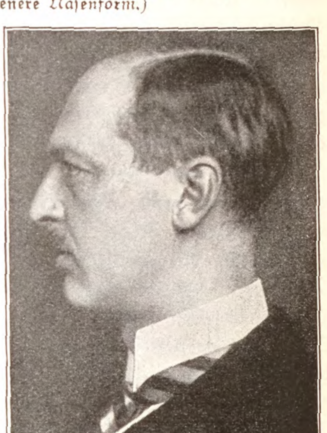


19 b

19 a, b. Dresden (aber friesisch-hannöverscher Abstammung). K: 73,18; G: 89,66.
(Nase nicht bezeichnend gebogen; seltenere Nasenform.)

20 a

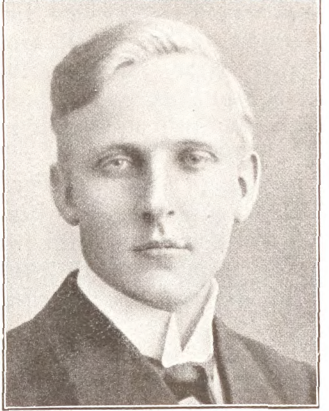




20 b

20 a, b. Aus baltisch-pommerschem Adel. K: 74,88; G: 94,96. (Lippen zu breit.)

21



21. Schweden.
Aus Lundborg „Svenska Folktyper".



22

22. Norwegen.
(Jugendbild eines Tonkünstlers.)

Nordisch.

Zu diesen allgemeineren Eindrücken trägt die Gestaltung der einzelnen Züge des Knochenschädels und der Weichteile bei. Die zurückgeneigte Stirn der nordischen Rasse ist gekennzeichnet durch die starke oder wenigstens deutlich zu ertastende Ausbildung der Überaugenwülste (arcus superciliares) und des Stirnnasenwulstes (glabella). Die Überaugenwülste sind äußerlich am Kopf des Lebenden nur bei näherem Hinsehen bemerkbar; deutlicher werden sie bei besonderem Einfallen des Lichts, indem die Überaugenwülste dann Abschattungen auf der Stirne hervorrufen. Sehr deutlich aber sind die Wülste zu ertasten, die ungefähr gleichlaufend mit den Brauen, nach außen hin mehr nach oben sich von den Brauen entfernend, etwas über diesen hervorragen. Sehr deutlich ist auch der Stirnnasenwulst über der Nasenwurzel zwischen den Brauen zu ertasten. In ihn verlaufen nach der unteren Stirnmitte die Überaugenwülste. Beide Wulstungen sind beim weiblichen Geschlecht der Nordrasse geringer ausgebildet. In ihrer mittleren Höhe scheint die nordische Stirn oft besonders schmal, wie leicht eingeschnürt, zu sein. Sie biegt sich ziemlich unvermittelt und kantig zur Längsrichtung des Schädels nach hinten. Die Augenbrauen sind zumeist wenig hinaufgebogen und nähern sich meist einer geraden Linie. Das Auge liegt in länglicher Höhlung. Bedingt sind diese Züge durch den Knochenbau der Augenhöhle. Die Augenhöhle der nordischen Rasse bildet ein Langrund oder ein längliches Viereck mit abgestumpften Ecken.

Sehr wichtig für den Ausdruck des Gesichts sind die Backenknochen, die Jochbeine. Sie fallen bei der nordischen Rasse deshalb nicht ins Auge, weil sie nach den Seiten gewendet sind und fast senkrecht stehen. Diese Bildung der Jochbeine und dazu die geringe Jochbogenbreite bedingen hauptsächlich die Schmalheit des nordischen Gesichts. Kennzeichnend allein für die Nordrasse scheint eine geringe wulstartige Erhöhung des Jochbeins zu sein, die sich über die Mitte der Wangenplatte des Jochbeins hinauswölbt und beim Abtasten der Wangenplatte meist gerade noch durchzufühlen ist.

Zum Gesichtsschnitt der einzelnen Rassen trägt besonders die Form der Nase bei. Sie ist bei der nordischen Rasse hochgebaut, schmal, beginnt oben mit hoher Nasenwurzel, so daß sie manchmal keine sichtbare obere Grenze gegen die Stirn hat („griechische Nase"). Sie ist in der Seitenansicht bald gerade, bald nach außen gebogen. Sehr stark nach außen springende und sehr gebogene Nasen sind innerhalb der Nordrasse nicht häufig. Ist die nordische Nase gebogen, so beschreibt sie meistens einen kühnen und in seiner Biegung fast gleichbleibenden Bogen (Abb. Wellington, 19. Abschn.). Im Alter senkt sich die Nasenspitze nach unten. Dann können herausspringende nordische Nasen etwas dinarisches bekommen (Abb. 34). Die Nasenlänge (Nasenhöhe) ist im Verhältnis zu den anderen Gesichtsabschnitten bei der nordischen (und dinarischen) Rasse am größten, geringer bei der Westrasse, am geringsten bei der Ostrasse. Die Nasenlöcher sind in ihrer Längsrichtung von der Seite gesehen nahezu wagrecht eingestellt. Ihre schmalen, anliegenden Flügel sitzen auf schmaler Lochfläche. Bei zurückgelegtem Kopf sieht man, daß die Nasenlöcher in ihrer Längs-

richtung einen spitzen Winkel gegeneinander bilden. So entwickelt sich die nordische Nase oder der breiteren, stumpfen Kindheitsform (Abb. 23) und gewinnt ihre schließliche Gestalt etwa im 25. Lebensjahr. Bei allen Rassen ist die Nase des Weibes verhältnismäßig breiter und im ganzen maßvoller als die des Mannes. Die Nase des Weibes macht einen weicheren Eindruck; die Weichteile sprechen mehr mit als beim Mann, bei dem der Knochenbau der Nase die wesentlichen Züge bedingt. Auch diese Geschlechtsunterschiede der Nasenform scheinen bei der nordischen Rasse am deutlichsten zu sein. Häufig ist bei der Nordrasse vor allem im männlichen Geschlecht eine Nasenform, die in der Seitenansicht im ganzen einen geraden Verlauf zeigt, dabei aber eine leichte wellige Nasenlinie. Die Nase beschreibt in ihrer oberen Hälfte einmal einen kleinen Bogen nach außen, „einen kleinen Höcker an der Knorpelknochengrenze“ [1]). (Abb. 24 und 25.) Die sehr kühn nach außen springenden Nasen der nordischen Rasse sind meist auch besonders gratig schmal.



Abb. 23. Nordisches Knabengesicht (Gerhard v. Kügelgen).

Die Schmalheit des nordischen Gesichts soll auch eine stärkere Krümmung der Hornhaut des Auges bedingen, sie bedingt die schmalen Kiefer



Abb. 24. Nordische Nasenform mit dem Höcker an der Knorpelknochengrenze (vgl. auch Abb. 51). Vater badisch, Mutter bayrisch.



Abb. 25. Nordische Nasenform mit dem Höcker an der Knorpelknochengrenze. (Nase etwas zu kurz) K: 77,8, G: 86,70. Aus schlesischem Adel, 18 jährig.

[1]) Fischer in Baur-Fischer-Lenz, Grundriß der menschlichen Erblichkeitslehre und Rassenhygiene, Bd. 1, 1923.

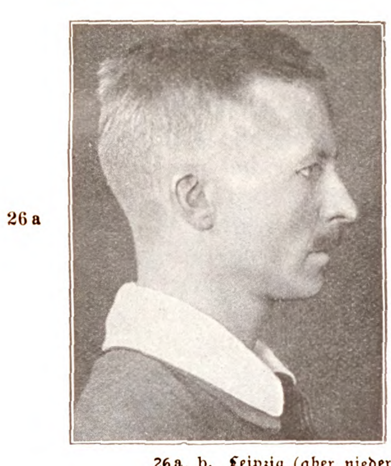
und bedingt es vor allem, daß die Zähne gedrängt stehen und daß die Eckzähne im Zahnbogen eine ziemlich scharfe Ecke bilden. Wie die Stirn wenden sich die Kiefer ziemlich unvermittelt in die Längsrichtung des Schädels um. Ein bezeichnender nordischer Zug ist die besonders kräftige Ausbildung der beiden großen und langen vorderen Schneidezähne.

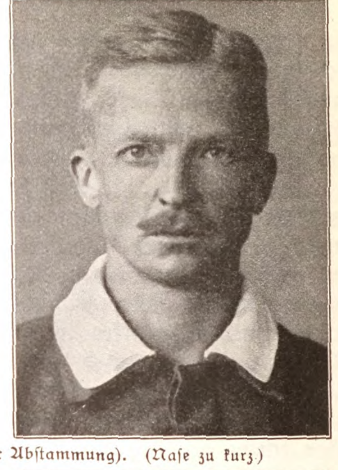
Die Weichteile: Sie lagern sich im nordischen Gesicht so auf, daß der Eindruck des Schmalen, den der Knochenbau hervorruft, nicht gemindert wird. Henke[1]) findet eine Verschiedenheit der Langköpfe und der (ostischen) Kurzköpfe darin, „daß bei den ersteren die ganze Bedeckung des Kopfes und des Körpers überhaupt mit Fleisch, Fett und äußerer Haut im allgemeinen straffer und magerer ist, bei letzteren mehr Fülle und Weichheit zeigt; dadurch wird denn auch bei den einen der Eindruck des länglichen Gesichtes, mit mehr gradlinigen Umrissen, bei den andern der einer mehr abgerundeten Gestalt, wie er sich aus den Schädelproportionen schon ergibt, im lebenden Bilde noch verstärkt". In gleichmäßiger Dicke erscheint bei der nordischen Rasse die Hautbedeckung des Gesichts, die Lider sind leicht und nicht dick. Die Lidspalte liegt in ihrer Längsrichtung etwa wagrecht, eher ein wenig nach außen unten geneigt. Leicht und dünn liegt die Haut auf den Jochbeinen; die Wangen runden sich mäßig und so, daß sie das Langrund des Gesichtsschädels nicht verwischen. Wenn nordische Wangen voll werden, so wölben sich am meisten die seitlichen Wangenteile gleich unter den Jochbeinen. Unscharf abgegrenzt ist der Lippensaum der nordischen Rasse: unvermerkt geht die äußere Haut in die Lippenschleimhaut über. Die Lippen selbst sind meist schmal, oft sehr schmal; die Oberlippe scheint öfters etwas minder vorgewölbt zu sein als die Unterlippe. Öfters und vor allem bei nordischen Engländern ist die Oberlippe auffallend hoch und senkrecht. (Abb. 47). Sie wird auch bei der Bildung des englischen u- und w-Lautes nicht vorgeschoben, da der Engländer beide durch Vorschieben des Unterkiefers bildet. Die Nasenmundrinne (das philtrum) ist scharf gezeichnet und schmal und bedingt die schmale, knappe Schweifung nordischer Lippen.

Die Haut: Die Hautfärbung aller Rassen entsteht durch Einlagerung eines Farbstoffes (Pigments). Am geringsten ist die Einlagerung von Farbstoff bei der nordischen Rasse. Die Haut der nordischen Rasse ist daher am hellsten. Am besten bezeichnet man ihre Hautfarbe als rosigweiß. Nur die nordische Rasse kann man also „weiße Rasse" nennen — und selbst diese Bezeichnung ist nicht ganz richtig: ganz weiße Haut gibt es nicht, das sieht man an Leichen. Selbst die „weißeste" Haut ist immer mehr von einer allerhellsten gelblichen Färbung. Indessen schafft bei der nordischen Rasse die so deutlich durchschimmernde Farbe des Blutes jene sehr helle Hautfärbung, die man am besten als rosig-weiß bezeichnet. Diese Hautfarbe ist selbst in Nordeuropa seltener, als es auf den ersten Blick erscheinen mag. Ein oberflächlicher Beobachter wird zwar in Deutschland die Hautfärbung fast überall weiß nennen, eine genauere Beobachtung wird erheblich weniger weiße Färbung feststellen, dafür mehr gelbliche

[1]) Der Typus des germanischen Menschen, 1893.

26a



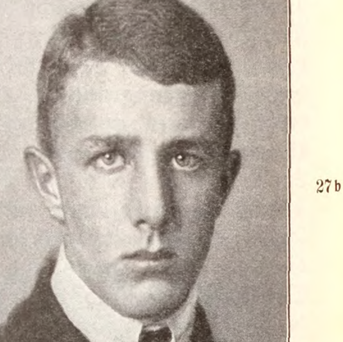


26b

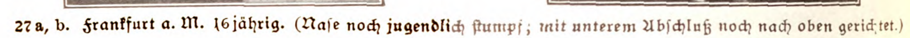


26a, b. Leipzig (aber niedersächsisch-friesischer Abstammung). (Nase zu kurz.)

27a



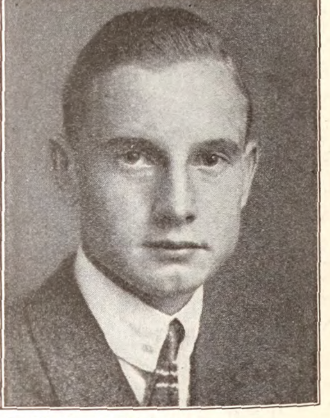
27b



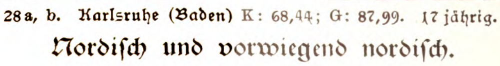
27a, b. Frankfurt a. M. 16jährig. (Nase noch jugendlich stumpf; mit unterem Abschluß noch nach oben gerichtet.)

28a





28b

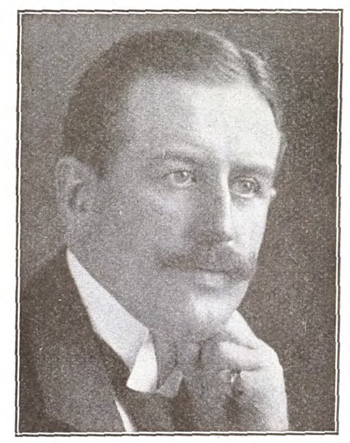


28a, b. Karlsruhe (Baden) K: 68,44; G: 87,99. 17jährig.

Nordisch und vorwiegend nordisch.



29



30

29 u. 30. Angeln (Nordschleswig) Schwester und Bruder. (Lippen zu voll.)

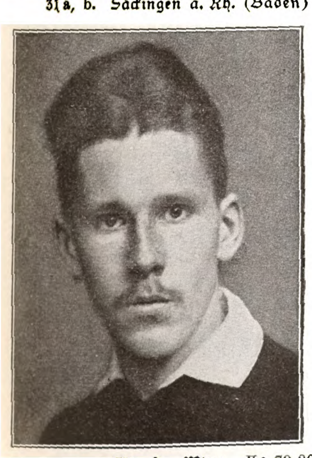


31a



31b

31a, b. Säckingen a. Rh. (Baden) K: 81,77; G: 90,63. (Aufn: Gersbach, Säckingen.)



32a

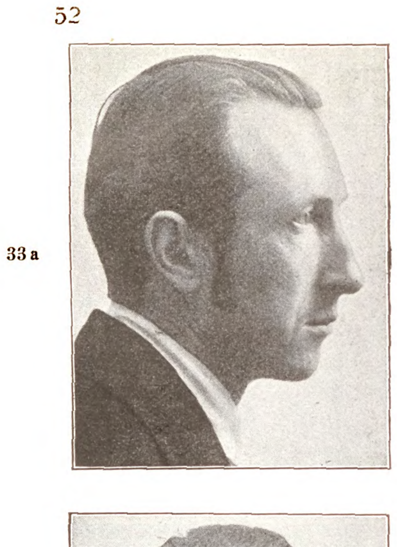


32b

32a, b. Wien. K: 79,80 G: 97,83 (leichte dinarische Beimischung).

Nordisch und vorwiegend nordisch.

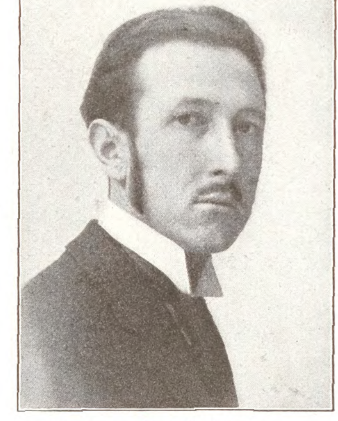
33 a



33 b

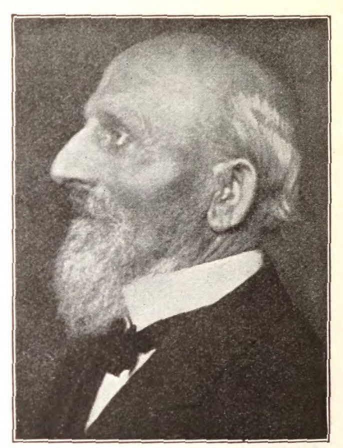


33 c



33 a, b, c. Deutsch-Böhmen.
Vorwiegend nordisch. K: 78; G: 97,08.

34

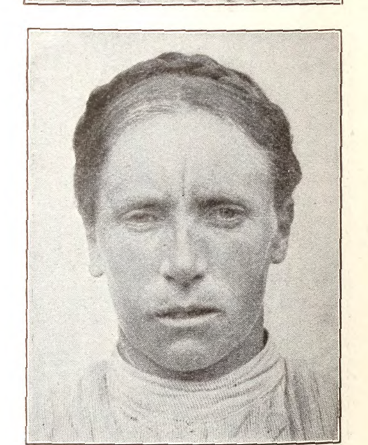


34. Hannover. Vorwiegend nordisch mit ostischem Einschlag. K: 83,33; G bei Zahnverlust: 86,62. 75 jährig. Nordischer Gesichtsschnitt.

35 a



35 b



35 a, b. Salzburger Alpen.
Vorwiegend nordisch. (Aufn.: Frl. Huber, Anthropol. Inst., Wien.)





36 — 36. Deutschland.

37 — 37. Korsika. H: blond. (Kinn zu weit zurückliegend.) (Aufn.: v. Eickstedt.) Lichtbildverlag: Bildarchiv Freiburg.

38 — 38. Frankreich. (Aufn.: Denzer, Freibg.)

39 — 39. Rußland. (Aufn.: Denzer, Freibg.) (Unterkiefer zu breit.)

40 a, 40 b — 40 a, b. Spanien (Asturien). K: 78,92; G: 99,27.

Vorwiegend nordische Menschen aus verschiedenen europäischen Völkern.

und auch bräunliche. Vor allem gilt es zu bedenken, daß die Hautfarbe des bekleideten und mit dem Hut gegen Sonnenbestrahlung geschützten Europäers kein genügender Ausweis über rassische Eigenschaften ist. Viele Europäer werden von der Sonne ebenso braun gebrannt wie etwa Ägypter oder gewisse indische Völker. Nur die Haut der Nordrasse bleibt der Sonnenbestrahlung gegenüber fast beständig. Sie rötet sich stark wie bei Entzündungen oder entzündet sich wirklich; die Rötung nimmt aber innerhalb weniger Tage wieder ab und die Haut erscheint hell wie vor der Bestrahlung oder nur ein wenig rötlich-gelblich gedunkelt. Man dürfte also den Namen „weiße Rasse" nur der Nordrasse geben. Für alle Rassen, also auch für die nordische, gilt, daß der Rumpf auf der Rückenseite ein wenig dunkler ist als auf der Bauchseite, die Gliedmaßen auf ihrer Streckseite dunkler als auf ihrer Beugeseite.

Über die Dicke der Haut bei den einzelnen europäischen Rassen liegen keine Beobachtungen vor. Ich habe bei nordischen Menschen oft eine besondere Zartheit der Haut beobachtet und oft den Eindruck einer besonders geringen Hautdicke erhalten. Die römischen Schriftsteller schrieben der germanischen Haut eine größere Empfindlichkeit bei Verwundungen zu. Vielleicht, daß die nordische Haut auch empfänglicher für Krankheitsübertragungen ist. Zum Eindruck der Zartheit nordischer Haut trägt allerdings wesentlich die sichtbare Durchblutung der Haut bei. Schon die Adern z. B. an Stirn und Händen scheinen sehr deutlich durch. Der Ausdruck vom „blauen Blut" enthält einen Hinweis auf die rassische Zugehörigkeit des Adels — wenigstens des Adels früherer Zeit. Auffälliger aber ist die oft leuchtende Durchblutung, die so den Eindruck belebter, gleichsam atmender Haut gibt und die sich auf der Stirn und besonders in den Wangen so steigern kann, daß der Eindruck einer besonderen, abschließenden Hautbedeckung des Körpers, der zum Rassenbild anderer Rassen gehört, bei der nordischen Rasse oft ganz fehlt. „Das Blut schien (leuchtete) in den Wangen" (bluot skein in wangôn) — so wird in einem altdeutschen Gedicht, dem Ludwigslied, der Anblick fränkischer Krieger geschildert. Was oft die „Farbe blühender Gesundheit" genannt wird, kommt eigentlich nur der Nordrasse zu, und daß diese blühende Farbe („wie Milch und Blut") neben anderen dazugehörigen Zügen fast jedem Europäer zum Schönheitsbild gehört, weist auf die nordische Herkunft des europäischen Schönheitsbildes hin[1]). — Bei der nordischen Rasse scheint, wie dies bei allen Rassen der Fall ist, die Hautfärbung des Weibes heller zu sein als die des Mannes. Jedenfalls ist die Farbstoffarmut der nordischen Haut so groß, daß selbst der Warzenhof der Brustwarzen bei Mann und Weib durch die Farbe des durchscheinenden Blutes hellrötlich erscheint, während er bei allen anderen europäischen Rassen

[1]) Als besonders reizvoll ist beim nordischen Weibe seit alters der Gegensatz der rosigen Gesichtsfarbe zur „weißen" Farbe des Halses empfunden worden. „Auf milchweißem Hals das rosige Gesicht" (rosea facie lactea colla tulit) — so schildert der Dichter Venantius Fortunatus (etwa 530—600 n. Chr.) ein germanisches Mädchen. Die Edda spricht immer wieder von den „schneeweißen" Armen der Frauen.

bräunlich bis dunkelbräunlich ist. Das gleiche gilt von der Färbung der Lippen: nur nordische Lippen kann man eigentlich rot nennen[1]).

Auffällig und geradezu eigenartig ist die Farbstoffarmut des nordischen Menschen, und da im tropischen Gebiet der Hautfarbstoff zugleich ein Schutz des Körpers ist, bringt es die nordische Farbstoffarmut mit sich, daß die Nordrasse zu eigentlicher Ansiedlung in den Tropen nicht fähig ist. Schon der Nordfranzose ist ob seines stärkeren Gehalts an nordischer Rasse dort minder anpassungsfähig als der Südfranzose. — Nebenbei sei hier bemerkt, daß die Anschauung einer früheren Zeit, die Hautfarbe der einzelnen Rassen sei unmittelbar durch die Sonnenbestrahlung geschaffen, nicht mehr haltbar ist. In diesen Dingen wirken nicht so sehr Umwelteinflüsse, sondern vor allem rassische Anlagen.

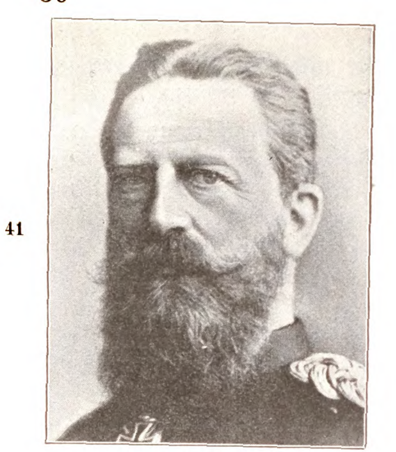
Ob das Auftreten von Sommersprossen etwa auf nordisches Blut oder auf Mischungen mit nordischem Blut hinweist, hierüber liegen keine Beobachtungen vor. Allgemein ist die Beobachtung, daß Rothaarige oft sehr sommersprossig sind. Oft ist auch bei solchen Rothaarigen eine gewisse fettigglänzende Haut zu beobachten, während die nordische Haut meistens zwar nicht trocken, aber auch nicht fett ist; sie macht vielmehr, wenigstens bis in ein mittleres Alter, den Eindruck belebter kühler Frische. Sommersprossen habe ich bei reinblütig nordischen Menschen zwar öfters beobachtet, immer aber waren sie unauffällig, also nicht sehr dunkel. Bei nordisch-ostischen Mischlingen, vor allem bei solchen mit breitem Schädel und härterem blonden Haar, traf ich hingegen sehr oft jene dunkelbraunen Sommersprossen, die auch auf größere Entfernung sichtbar sind. Bei Menschen mit ausgesprochen unnordischer Haut fand ich Sommersprossen nie. Aufgefallen sind sie offenbar germanischen, also vorwiegend nordrassischen Bevölkerungen schon früher: die Isländergeschichten (Sagas) erwähnen öfters sommersprossige Leute. Auch z. B. der Deutsche, der auf einer Wikingsfahrt mit Isländern die erste Entdeckung Amerikas (i. J. 1000) erlebte, wird als Sommersprossiger geschildert.

An einzelnen Körperstellen und bei einzelnen Menschen der Bevölkerung Europas auftretende dunklere Stellen der Haut, die rassisch bedeutsam sind, brauchen im Zusammenhang mit der nordischen Rasse nicht erwähnt zu werden. Sie treten bei reiner nordischer Rasse nicht auf, und selbst bei Mischlingen mit erkennbar nordischem Blut habe ich sie sehr selten beobachtet. — Über die Zeichnung der Hautleisten auf den Hand- und Fuß-

---

[1]) Man hat die Farbstoffarmut der nordischen Rasse erklären wollen aus einem Zusammenhang zwischen Farbstoffbereitung und Gehirnausbildung. Es scheint, daß eine starke Farbstoffbereitung in einem Körper oder innerhalb einer Rasse der Ausbildung des Gehirns in gewissem Grade abträglich sei, oder umgekehrt, daß eine bessere Ausbildung des Gehirns eine gewisse Verminderung des Farbstoffs bedinge. Durch diese Beobachtung wollte man eine Erklärung der besonderen geistigen Fähigkeiten der nordischen Rasse anbahnen. Vgl. Röse, Beiträge zur europäischen Rassenkunde, Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie, Bd. 2, 1916. Als „konstitutionelle Abartung infolge Domestikation“ hat Paulsen die nordische Farbstoffarmut erklären wollen. (Korrespondenzblatt der deutschen Ges. für Anthrop. Bd. 49, 1918).

41



41. Kaiser Friedrich.

42



42. Malvine v. Arnim, Schwester Bismarcks.

43



43. Deutschland.

44



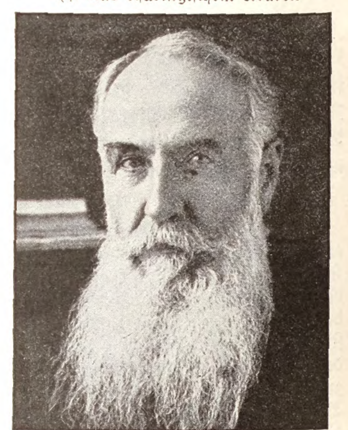
44. Aus thüringischem Uradel.

45



45. England. (Englischer Staatsmann).
(Stirn zu breit.)

46



46. Serbien. (Serbischer Staatsmann).
A: hellgrau. Leichter dinarischer Einschlag?

Nordisch oder vorwiegend nordisch.

47



47. Deutschland (aus einem Geschlecht südfranzösischer Herkunft). Flottenführer.

48



48. Deutschland (Heerführer).

49



49. Tirol.

50



50. Aus irländischem Adel (deutsch geworden). A: blau.

51



51. Schottland.

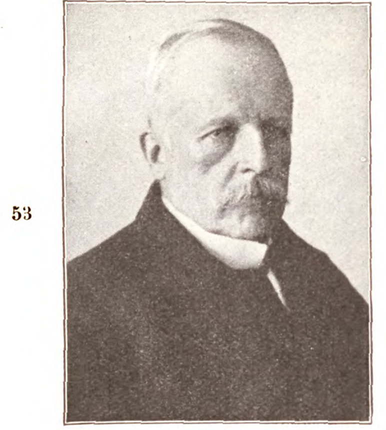
52



52. Sachsen. (Augen zu weit nach vorn liegend.)

Nordisch oder vorwiegend nordisch.

53

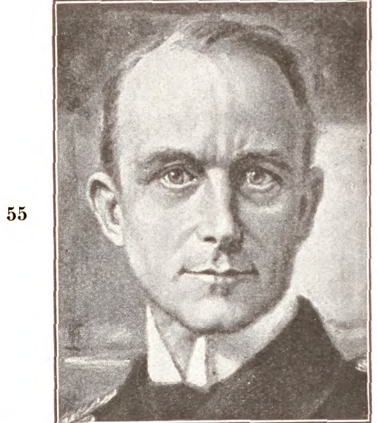


54



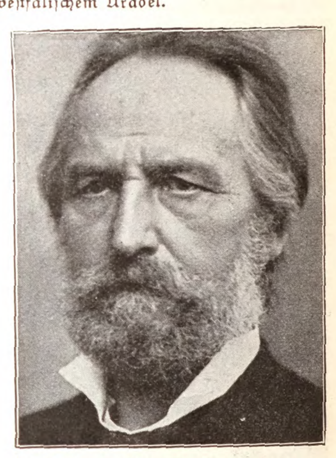
53, 54. Bruder und Schwester aus westfälischem Uradel.

55



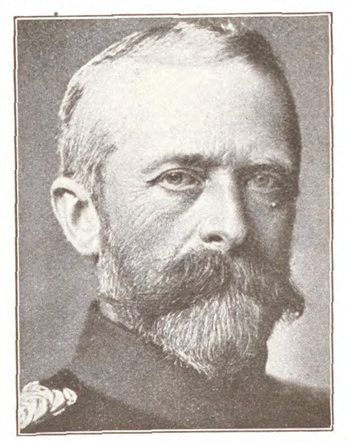
55. Braunschweig. Kapt. z. S. E. v. Müller-Emden.

56

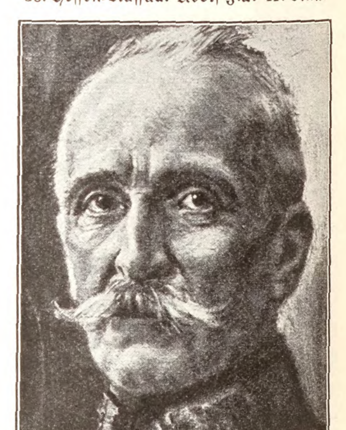


56. Hessen-Nassau. Adolf Fick. A: blau.

57



58



57, 58. Brüder aus fränkischem Adel. Heerführer.

Nordisch oder vorwiegend nordisch.



59

60

59. Wien. A: grau.

60. Markgräflerin (südl. Baden). (Aufn.: Röbcke, Freibg.)

61a

61b

61a, b Erfurt. (12½jährig.)

62

63

62. Schweden.

63. Schweden. (Kinn zu weit zurückliegend.)

(Aufn.: Sammlung Prof. Lundborg, Upsala).

Nordisch und vorwiegend nordisch.

flächen liegen rassenkundliche Beobachtungen an den europäischen Rassen nicht vor, ebensowenig über den Hautgeruch[1]).

Das Haar: Im Vergleich mit anderen Rassen der Erde muß man die europäischen Rassen zu den starkbehaarten rechnen. So ist auch die nordische Rasse gekennzeichnet durch starkes Wachstum des hellen Kopfhaares, das beim Weib eine ansehnliche Länge erreichen kann, durch ziemlich starken Bartwuchs des Mannes und durch schwächere Körperbehaarung beider Geschlechter. Auch die Brust und die Beugeseiten der Gliedmaßen sind bei der nordischen Rasse nicht stark behaart. Stark behaarte Augenbrauen treten selten und meist erst in höherem Lebensalter auf.

Das Kopfhaar des Menschen läßt in Farbe und Form Rassenunterschiede erkennen. Über seine erbgemäße Färbung indessen läßt sich für deutsche Verhältnisse durch die auffällige Erscheinung des Nachdunkelns eigentlich erst bei Erwachsenen Entscheidendes aussagen, vielleicht erst in einem Alter von etwa 30 Jahren. In sehr geringem Grad kann helleres Haar sogar noch in höherem Alter nachdunkeln. Kinder werden in Europa oft dunkelhaarig geboren, stoßen dann das dunkle Haar ab und erhalten helles. Ob das helle Haar dann aber farbfest ist, wird sich erst im späteren Alter ausweisen. Besonders in Deutschland mit seiner nordrassischen Durchmischung ist die Erscheinung des Nachdunkelns sehr häufig. In Preußen fand Virchow[2]) unter den Schulkindern 72% Reinblonde, unter den Soldaten nur noch 60%: die Haare haben also bei 12% nachgedunkelt[3]). In England fand man 51% blonde Knaben, hingegen 42% blonde Männer[4]). Ein Zusammenhang der Haarfarbe mit Klima, Höhenlage oder Erdgebiet besteht nicht.

Entscheidend über die rassische Zugehörigkeit eines Menschen in bezug auf die Farbe seines Haares ist also streng genommen erst das Haar seines mittleren Alters. In Europa wird aber das Nachdunkeln meist

---

1) Die Japaner z. B. empfinden den Hautgeruch der Europäer sehr unangenehm, überhaupt sehr stark. In der Tat sind z. B. die Schweißdrüsen der Achselhöhle bei den Japanern kaum entwickelt. Es scheint aber, als ob innerhalb der europäischen Rassen die nordische Rasse die geringste Hautausdünstung habe. Der Gebrauch von Wohlgerüchen, die häufig zur Verbergung geruchlicher Eigenarten dienen, scheint bei den dunkelhaarigen Bevölkerungen Europas weit häufiger zu sein. — Die Redensart „jemand nicht riechen können" deutet jedenfalls auf Rassengegensätze hin.

2) Archiv für Anthropologie, 1886.

3) Roberts, Manuel of Anthropometry 1878. — Eine neuere Untersuchung von Schülern eines englischen Bezirks ergab ein Nachdunkeln bei 16% der ursprünglich blond gewesenen Knaben (Grey und Tocher im Journal of the Anthrop. Institute, 1900).

4) Auch bei dunkelhaarigen Rassen zeigt sich ein gewisses Nachdunkeln. Es ist möglich, daß vielen solchen Erscheinungen eine Rassenkreuzung zugrundeliegt. „Diese bemerkenswerte Erscheinung eines völligen Wechsels der Haarfarbe ist wohl am besten erklärt, wenn man sie unter die Fälle sog. Dominanzwechsels zählt. Starkes Nachdunkeln ist also eine Folge der Bastardierung. Unter den Ahnen der betreffenden Individuen waren mit Sicherheit blonde und braune, da dominiert zuerst der Blondfaktor, nachher der Braunfaktor (kurz ausgedrückt)." (Fischer in Baur-Fischer-Lenz, Grundriß der menschlichen Erblichkeitslehre und Rassenhygiene, 1923.)

als ein Hinweis nordischer Blutbeimischung betrachtet werden müssen, auch bei Menschen, die sonst vorwiegend Merkmale nichtnordischer Herkunft haben.

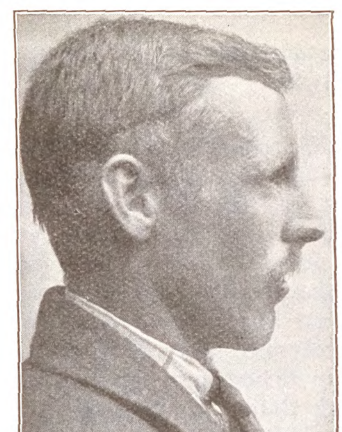
Über den Ansatz des Kopfhaares an der Stirn sind keine rassenkundlichen Beobachtungen gemacht worden. Bei Juden und Judenmischlingen habe ich oft einen Stirnhaaransatz beobachtet, der in der Stirnmitte eine Spitze nach unten bildet. Er wird oft wegrasiert und scheint somit gegen das europäische Schönheitsbild gerichtet zu sein. Diese Art des Haaransatzes wird in verstärkter Form und mit Zurückkämmen der Haare von den Stirnseiten oft zu Teufelsmasken verwendet. Bei der nordischen Rasse habe ich diesen Stirnhaaransatz nie bisher beobachtet. Ob im Auslaufen des Kopfhaares gegen den Nacken hin, in den Änderungen seiner Dichte, in der Wirbelbildung, in der Glatzenbildung, Unterschiede innerhalb der europäischen Rassen auftreten, darüber hat die Forschung noch keine Beobachtungen geliefert. Am Hinterkopf ist das Haar oft dunkler als vorn.

Die Haarfarbe der nordischen Rasse ist das helle Blond vom Flachshaar, über das Gelbblond bis zum Goldblond. Die aschblonde Färbung, die im Osten Deutschlands und in Osteuropa häufiger zu sein scheint, mag bisweilen ostische, häufiger aber mongolische (innerasiatische) Beimischung andeuten. Das Haar der Nordrasse hat jene auffallende Haarfarbe, die das Schönheitsbild in Europa, mindestens in früherer Zeit, wesentlich beeinflußt hat. Nur das blonde Haar galt als schön, dafür ist die Doppelbedeutung des englischen Wortes fair (= schön und = hellhaarig) bezeichnend. Eine nordische Beimischung verrät sich wohl auch bei dunklerem Haar oft noch in einem gewissen blonden Aufleuchten bei besonders einfallendem Licht; sie verrät sich oft durch einzelne helle Haare, die hin und wieder in der Schläfen- und Nackengegend auftreten. Das blonde Haar kann, wenn es naß oder gefettet ist, ziemlich dunkel aussehen und dadurch täuschen. Die Römer haben berichtet, die germanischen Kinder hätten die Haarfarbe des Greisenalters: so helles Haar hatten sie bei den nordrassischen germanischen Kindern beobachtet.

Es war früher eine Streitfrage, ob man noch das rote Haar, das zumeist ziemlich straff ist, als nordische Erscheinung auffassen soll. Mit rotem Haar geht oft eine auffällig weiße und zarte Haut zusammen. Die andere Zusammenstellung des roten Haares mit starken Sommersprossen bei fettiger Haut ist schon erwähnt worden. Man hat in den Rothaarigen schon Reste einer besonderen Rasse sehen wollen, deren einzelne Züge so immer wieder aufträten. Ihre besondere, an Ziegengeruch erinnernde Ausdünstung ist oft bemerkt worden [1]). Man wird eine besondere Rasse oder einen Rassenrest der Rothaarigen nicht annehmen können. Sind sie in vielen Fällen nicht als eine Kreuzungserscheinung mit nordischem Blut zu er-

[1]) Da rotes Haar in der volkstümlichen Meinung eine Mißerscheinung ist, kann durch eheliche Auslese, d. h. in diesem Fall durch Gegenauslese, durch ein Ausscheiden der Rothaarigen, auch ihr Aussterben eintreten. Der englische Rassenforscher Beddoe hat in England in gewissen Bezirken eine geringere Heiratsziffer der Rothaarigen festgestellt. Der Volksglaube ist gegen sie, aber ohne daß die Forschung die volkstümliche Abneigung irgendwie stützen könnte.

64 a

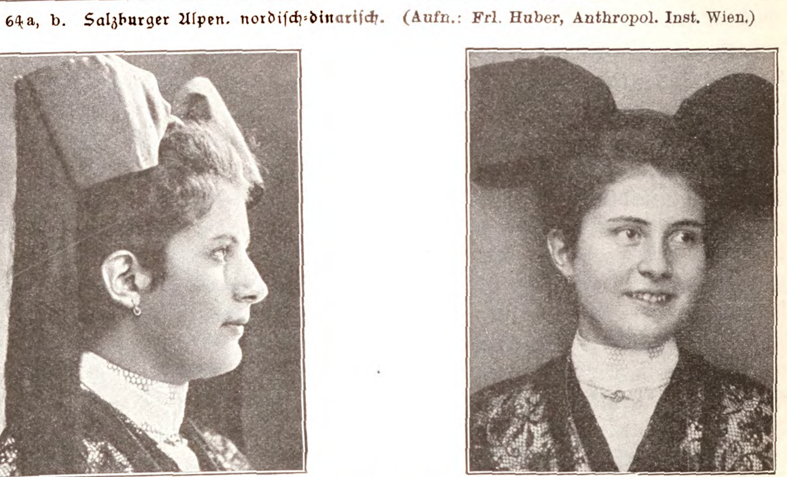


64 b

64 a, b. Salzburger Alpen. nordisch-dinarisch. (Aufn.: Frl. Huber, Anthropol. Inst. Wien.)

65 a

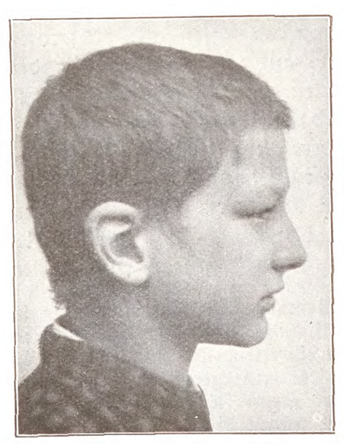




65 b

65 a, b. Markgräflerin (südl. Baden) nordisch-ostisch. (Aufn.: Zanger, Freibg.)

66 a



66 b

66 a, b. Salzburger Alpen, nordisch-dinarisch (?). (Aufn.: Frl. Huber, Anthropol. Inst. Wien.)


67a


67b

67a, b. Freiburg i. Br. Vorwiegend nordisch m. dinar. Einschlag. K: 84,86; G: 92,86. (Aufn.: Denzer, Freibg.)


68a


68b

68a, b. Freiburg i. Br. (Schwester von 67). Vorwiegend nordisch mit dinarischem Einschlag.
K: 85; G: 94,62. (Aufn.: Denzer, Freibg.)


69a


69b

69a, b. Wendin aus Dresden, Eltern aus Bautzen. Nordisch-dinarisch.
H: hellblond; A: blau; K: 93,26; G: 94,96.

klären? Vom Goldblond bis zum ausgesprochen roten Haar gibt es ja mannigfache Übergänge[1]). Die Straffhaarigkeit der Rothaarigen ist nach meiner Beobachtung durchaus nicht so häufig. Auffallend viel Rothaarige finden sich auch unter den Juden. Neuerdings sieht man die Rothaarigkeit als eine Erscheinung von der Art des Albinismus an, da ja Rothaarige wie Albinos in allen Rassen beobachtet werden. Man spricht daher von Erythrismus oder Rutilismus und stellt fest: „Rutilismus (rotgefärbtes Haar) ist eine selbständige Haarfarbenbildung, die unabhängig von blonden und braunen Farben auftritt"[2]).

Über die Fettung des Haares von der Kopfhaut aus bei einzelnen Rassen liegen Forschungen nicht vor. Ich habe beobachtet, daß das nordische Haar meistens weniger fettig ist oder wenigstens scheint als das der anderen europäischen Rassen. Man wird sogar von einer gewissen Fettlosigkeit des nordischen Haares reden können. Der Arzt, der Haarkrankheiten behandelt, muß die Rassenunterschiede beobachten können. Heinrich von Kleist scheint auch das Leichte und Trockene des nordischen Haares beobachtet zu haben. In seiner „Hermannschlacht" antwortet Hermann auf die Frage Thusneldens, ob denn die Römerinnen keine „hübschen" Haare hätten:

„Nein, sag ich! Schwarze! Schwarz und fett wie Hexen!
Nicht hübsche, trockne, goldne, so wie Du!"

Durch die verhältnismäßig geringe Fettung des nordischen Haares scheint auch der Eindruck der Leichtigkeit mitbedingt zu sein. Dieser Eindruck mag übrigens auch tatsächlich auf leichterem Gewicht beruhen; Forschungen fehlen.

Indessen der Eindruck des Leichten entsteht bei der Nordrasse vor allem durch das Gespinst (die Textur) der Haare. Der Fall des nordischen Haares ist glatt oder wellig. Das Gespinst ist dünn und fein, „wie Seide", heißt es in der Erzählung vom Fall der Jomswikinge[3]). Mikroskopisch zeigt es einen langrunden und verhältnismäßig kleineren Durchschnitt. Man muß es also schlichtglatt nennen zum Unterschied vom straffglatten Haar z. B. der Mongoliden, das einen kreisrunden und größeren Durchschnitt zeigt. Wenn sich das nordische, feine Haar wellt, so fällt es weitwellig und seine Wellen liegen in einer Ebene; deshalb kann man es meist nicht lockig nennen. Doch scheint auch eine Lockung in weiten Locken nicht selten zu sein. Die Besonderheit des nordischen, schlichten, glatten oder weitwelligen Haars hat Rubens bei manchen seiner Frauengestalten gut dargestellt. Auch beim kurzen Haar des Mannes läßt sich das feine Gespinst der nordischen Haare wohl erkennen an der Leichtigkeit, mit der der Wind solche Haare aufwirft. Das nichtgefettete nordische Haar kann man durch ein Fächeln mit der Hand aufwehen.

[1]) Blondes Haar, das auch nur ein wenig zum rötlichen neigt, wird von der gewöhnlichen photographischen Platte immer als dunkles Haar wiedergegeben.

[2]) Frizzi, Anthropologie, 1921.

[3]) Neckel, Germanisches Heldentum. 1915.

Wie man bei Kreuzungen oft straffes Blondhaar findet, so finden sich auch Mischlinge, deren dunkles Haar das nordische Gespinst erhalten hat. Ja, das Gespinst der Haare mag oft über eine rassische Herkunft mehr aussagen als die Farbe. Es scheint, daß die Haarfarbe minder „erbfest“[1]) ist als das Haargespinst. Ein dunkles, aber feines, schlichtes oder welliges Haar mag oft mehr nordisches Bluterbe anzeigen als ein blondes, aber hartes und straffes Haar[2]).

Die nordrassischen Völker scheinen auf ihr feines, helles Haar besonders stolz gewesen zu sein und dunkles Haar verachtet zu haben. Helles Haar hatten in ihrer Vorstellung die Götter und noch heute bewahrt Märchen, Sage und Volkslied vielfach diese Vorliebe. Manche Leute, die selbst dunkel sind, können sich z. B. Engel nur mit goldnem Haar vorstellen. Die Germanen, ein nordrassisches Volk, hatten eine ausgebildete Haarpflege — sie haben die Haarbürste erfunden — und aus manchem Bericht geht hervor, daß sie ihr helles Haar als ihren schönsten körperlichen Schmuck betrachteten[3]).

Hell wie das Haupthaar ist auch der Bart der nordischen Rasse. Sein Haar ist wie bei allen Rassen dicker als das Kopfhaar. Der Durchschnitt des nordischen Barthaars ist ebenfalls langrund. Häufig ist bei blonden Männern der Bart mehr rötlich, und es scheint, als ob ein starker, rötlicher Bart bei nordrassischen Völkern sehr beliebt gewesen sei: der Indra der alten Inder ist rotbärtig wie der Donnergott der alten Germanen, und Kaiser Rotbart im unterirdischen Schloß ist eine Lieblingsvorstellung des deutschen Volkes gewesen. Das Gespinst des nordischen Bartes ist lockig, wie es altgriechische Köpfe so oft zeigen, oder leichtgekräuselt. Die Form des nordischen Bartes ist meines Wissens noch kaum untersucht worden. Bei Henke[4]) finde ich folgende Bemerkung: „Insbesondere läuft nämlich die obere Grenze des Bartes um den Mund und auf der Backe bei den Langgesichtern häufig von der Nase mehr steil seitwärts zum Unterkiefer herab, bei den Breitgesichtern mehr quer gegen das Ohr hinüber.“ Ich glaube, diese beiden Bartformen mit dieser Verteilung auf die nordische und ostische Rasse auch häufiger gesehen zu

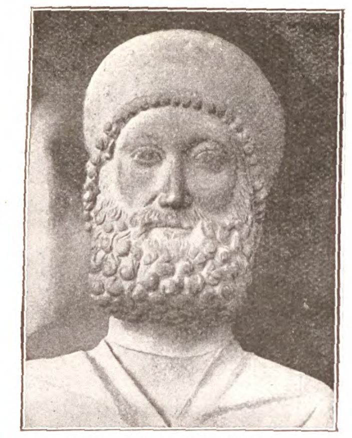
[1]) „Erbfest“ ist bei genauerer Kenntnis der Vererbungsgesetze eine etwas unklare Bezeichnung. Doch soll sie hier (wo Vererbungserscheinungen noch nicht behandelt worden sind), einmal um der Kürze willen stehen bleiben.

[2]) Es ist daher verkehrt, die nordische Rasse als „die blonde Rasse“ zu bezeichnen, wie dies so oft geschieht. Es gibt nicht nur sehr viele blonde Kurzköpfe oder kurzgewachsene Blonde, nicht nur braunäugige Blonde, sondern vor allem auch dem Gespinst nach straffhaarige Blonde und — besonders häufig unter den Juden — kraushaarige Blonde. Die blonde Farbe des Haares ist zwar immer ein Anzeichen nordischen Bluteinschlags, aber doch nur **ein** Merkmal (und zwar ein überdeckbares [rezessives] Merkmal) der nordischen Rasse neben vielen anderen, ein zwar auffälliges Merkmal, aber eines, das die Bezeichnung „blonde Rasse“ nicht rechtfertigen kann.

[3]) Vgl. vor allem die ergreifende Schilderung solcher Liebe zum Schmuck des eigenen Blondhaars beim Tod des Jomswikings Swein (Neckel, Germanisches Heldentum. 1915). Da Swein getötet werden soll, bittet er den Schwerthieb so zu führen, daß „das Haar nicht blutig werde, bin ich doch lange darum eifrig besorgt gewesen“.

[4]) Der Typus des germanischen Menschen, 1895.

70



70. Konrad von Thüringen, Deutschordensmeister, gest. 1241.

71



71. Kaiser Heinrich II., gest. 1024.

72



72. Bischof Friedrich von Hohenlohe, gest. 1352.

73



73. Erzbischof Friedrich von Wettin, gest. 1152.

74



74. Pfalzgraf Philipp der Streitbare.

75

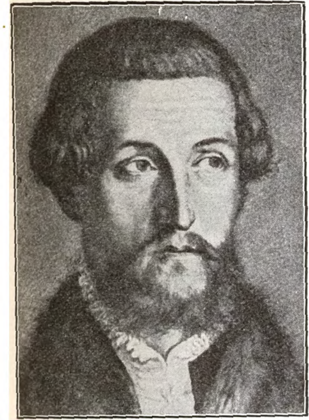


75. Landgraf Heinrich I. von Hessen, gest. 1308.

(Abb. 70, 71, 72, 75 nach Aufnahmen des Kunstgeschichtl. Seminars Marburg).

Nordisch und vorwiegend nordisch.

76



76. Deutscher (nach einem Gemälde von Pencz).

77



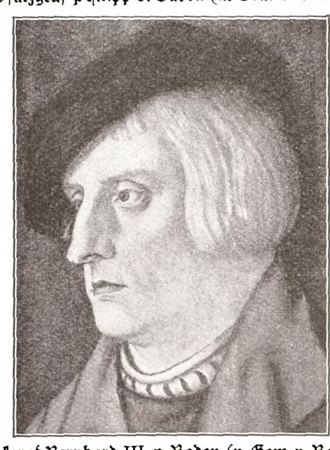
77. Pfalzgraf Philipp v. Baden (n. Gem. v. Baldung).

78



78. Sebastian Münster aus Ingelheim, gest. 1489.

79



79. Markgraf Bernhard III. v. Baden (n. Gem. v. Baldung).

80



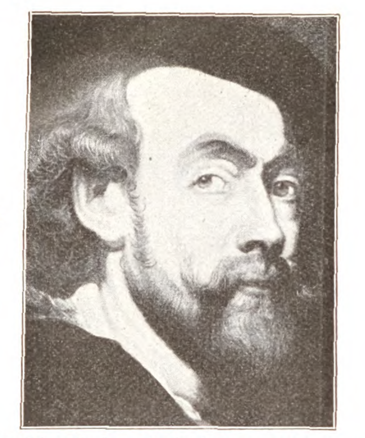
80. Graf Ernst von Mansfeld, Heerführer.
(Stich: van Voerst nach van Dyk.)

81



81. Aus einem Augsburger Geschlecht:
Philippine Welser.

Nordisch und vorwiegend nordisch.



82

82. Niederlande. P. P. Rubens. 1577—1640.



83

83. Schlesien. Jakob Böhme, Mystiker. 1575—1624.



84

84. Prinz Rupert v. d. Pfalz. (Stich v. Blooteling.)
Leichter dinarischer Einschlag. (?)



85

85. Maximilian II. Emanuel, Kurfürst von Bayern.
1662—1726. Leichter dinarischer Einschlag. (?)



86

86. König Friedrich Wilhelm III. von Preußen.



87

87. Kaiser Franz I. von Österreich.
(Leichter dinarischer Einschlag).

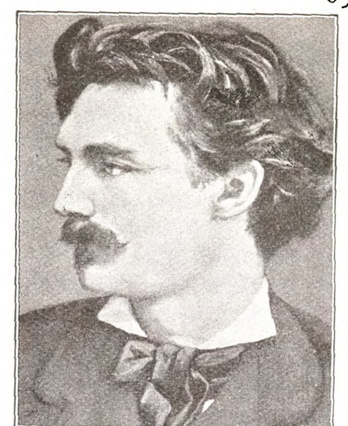
Nordisch und vorwiegend nordisch.

88



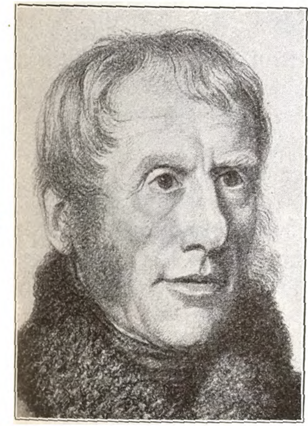
88. Dresden. Vogel v. Vogelstein, Zeichner. (1786—1868.) (Zeichnung: Toermer.)

89



89. Speyer. A. Feuerbach, nordisch mit westischem (?) Einschlag. (Aus dem ‚Corpus Imaginum' der Photogr. Gesellsch., Charlottenbg.)

90



90. Pommern. Kaspar David Friedrich, Maler. A: blau. (Zeichnung: Vogel v. Vogelstein.)

91



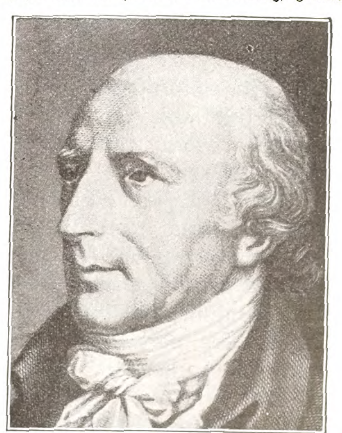
91. Pommern. Yorck v. Wartenburg, Feldherr.

92



92. Mitteldeutschland. Wilhelm v. Humboldt.

93



93. Braunschweig. J. H. Campe, Pädagog (Robinson!)

Nordisch und vorwiegend nordisch.

haben. Ich habe ferner schon die Meinung gehört, ein starkes Längenwachstum des Bartes zur Brust hinab sei ein nordischer Rassenzug, ein ostischer Zug sei ein besonderes Breitenwachstum des Bartes an den unteren Wangenseiten. Beobachtungen hierüber in genügender Zahl fehlen mir aber, und manche Dinge sprechen gegen die letztangeführte Meinung. Gehört es zur nordischen Bartform, daß die Barthaare die Lippen ganz umsäumen, sodaß also der Schnurrbart mit Backenbart und Kinnbart eine Bartmasse bildet? Oder ist die Bartform Dürers, die sein bekanntes Münchner Selbstbildnis zeigt, die nordische? — eine Form also, bei der die Unterlippe bis gegen das Kinn hinab von den Mundwinkeln her bis gegen die Mitte der Unterlippe hin bartfrei ist, der Bart also deutlich als Schnurrbart, Backen- und Kinnbart und „Fliege" besteht? (vgl. Abb. 76). Diese letztere Form möchte ich für die nordische, jene erstere für die dinarische Bartform halten. — Solche Fragen sind deshalb schwer zu lösen, weil die Mode oft die volle, einem Menschen gegebene Bartform nicht zuläßt oder gar Bartlosigkeit vorschreibt.

Eigentümlich ist jedenfalls der nordischen Rasse ein ziemlich starker Bartwuchs mit lockigem oder leicht gekräuseltem blondem oder rötlichem Haar. Die Barthaare sind dabei, wie bei anderen Rassen, nicht alle so farbgleich wie die Kopfhaare; neben fast weißen Haaren können feuerrote stehen, immer aber so, daß der Gesamteindruck eines hellen Bartes besteht. Wie das nordische Kopfhaar kann auch der nordische Bart sehr lang werden. Die Sage vom Kaiser Rotbart bewahrt auch diesen Zug. Seltener wird man aber in der nordischen Rasse die auffallend starken, breiten und langen Bärte finden, die bei der dinarischen Rasse vorkommen, seltener auch die für die dinarische Rasse bezeichnenden buschigen Schnurrbärte (vgl. Abb. 177, 234).

Auch in Kreuzungen hält sich, auch bei dunklem Kopfhaar, oft noch der helle, vor allem der rote Bart; oder es finden sich in dunklen Bärten helle und rötliche Haare. Der dünne, straffe Bart, der bei der ostischen Rasse vorkommt, ist bei Mischlingen in der Farbe oft noch nordisch.

Die Einpflanzung des Haares, d. h. die Richtung, in der es in der Haut steckt, ist bei verschiedenen Rassen verschieden. Auch das Zusammenstehen der Haare zu Zweier- oder Dreiergruppen, ihr mehr oder minder dichtes Zusammenstehen, ist rassenhaft verschieden. Über die europäischen Rassen sind aber in diesen Dingen eingehende Forschungen noch nicht gemacht worden, wiewohl sicherlich daraus wichtige Schlüsse gezogen werden könnten.

Die Augenfarbe: Hierbei kommt es vor allem auf die Farbe der Regenbogenhaut (der Iris) an. Die Sehöffnung (Pupille) wirkt bei allen Rassen schwarz, da ja das Augeninnere im Dunkeln liegt und die Netzhaut dunkel gefärbt ist. Das Weiße des Auges, d. h. seine Bindehaut (Conjunctiva) bietet bei genauerem Zusehen rassische Unterschiede. Nur bei der nordischen Rasse ist die Bindehaut ganz farbstoffrei und somit fast weiß oder weiß mit einem geringen bläulichen Schimmer. Bei allen dunkleren Rassen, also auch bei den anderen europäischen Rassen, ist die Bindehaut trübweiß bis gelblich, sie kann bei Negern schmutziggrau bis bräunlich werden.

Am auffälligsten aber sind die Färbungsunterschiede der Regenbogenhaut. Sie ist bei der nordischen Rasse sehr licht von grauer, blaugrauer oder blauer Farbe. In Deutschland kommen die Kinder meist mit dunkelblauen oder dunkelgrauen Augen zur Welt, die ererbte Augenfarbe setzt sich erst allmählich durch. Auch hier kann ein Nachdunkeln eintreten.

Man hat die graue Augenfarbe auch schon als unnordisch bezeichnet und in ihr ein Kreuzungszeichen sehen wollen. Ich glaube jedoch nicht, daß nur die eigentlich blaue Farbe die nordische Augenfarbe ist. Sehr oft ist bei rein nordischen Menschen die Augenfarbe je nach Beleuchtung und nach dem Einfallen des Lichtes und, wie manche annehmen, je nach dem

94



94. Pommern. Kaspar David Friedrich, Maler (siehe auch Abb. 90). (Nach David d'Angers).

95



95. Holland. Huygens, Dichter. (Stich: Blooteling.)

leiblichen und seelischen Befinden des betr. Menschen, eigenartig verschieden. In der Beschattung und öfters wohl auch bei auftreffendem Licht wirkt das Auge blau, bei seitlich treffendem Licht eher grau. Die lichte Farbe des nordischen Auges bringt oft eine Mittelstellung zwischen blau und grau mit sich. Sogar ein sehr heller gelblichbräunlicher Schimmer kann sich bei gewisser Beleuchtung einstellen und bei Betrachtung von der Seite. Umgekehrt scheinen aber in braunen Augen nie ein blauer oder grauer Schimmer. Das Kennzeichnende sowohl des grauen wie des blauen nordischen Auges ist sein lichter Farbwert. „Zur Bezeichnung der Farbe der germanischen Augen dienen die Ausdrücke caeruleus und caesius" — so berichtet das „Reallexikon der klassischen Altertumswissenschaften" (von Pauly-Wissowa) über die Angaben der Römer. Augen von sehr dunklem Blau, die man auch bei Juden und Judenmischlingen hin und wieder antrifft, oder Augen von jenem undurchsichtigen, „milchigen", stofflich wirkenden Dunkelblau sind immer Mischlingsaugen. Sie begegnen einem bei vorwiegend ostischen Mischlingen nicht selten. Dem nordischen Auge ist eigen die lichte, geradezu leuchtende Farbe. Man kann in den lichten Farbkreis des nordischen Auges hineinsehen, er scheint durchleuchtet zu sein. Häufig und auf Bildern oft deutlich sichtbar tritt

als Lichtbrechungserscheinung ein feiner dunkler Ring auf, der die Regenbogenhaut umsäumt. Er wirkt auf Bildern geradezu wie eine feine schwarze Kreislinie, als scharfe, dünngezogene äußere Abgrenzung der Regenbogenhaut gegen die Bindehaut. Mit diesen Eigenschaften des nordischen Auges hängt sein besonderer Ausdruck zusammen. Ein dunkles Auge wirkt mehr beobachtend, umherblickend; das nordische Auge mehr betrachtend, schauend. In der Erregung gewinnt das nordische Auge jenen „schrecklichen Blick" [1]), den die Schriftsteller des Altertums den Germanen zuschreiben. Der Gegensatz der dunklen Sehöffnung gegen deren lichte Umgebung bedingt es, daß nordische Augen, wenn sie ihr Gegenüber scharf anblicken, einen „schrecklichen" Ausdruck gewinnen können, jene „Schärfe" (acies), die Caesar von den germanischen Augen berichtet (Abb. 96). Es scheint aber, daß sich die Sehöffnung in der Erregung erweitert und so als vergrößertes Dunkel im hellen Auge das „Schreckliche" noch steigere. Gerade bei den hellen nordischen Augen scheinen außerdem Zustände seelischer Erregung (Freude, Kampflust) auf eine erhöhte „Klarheit", auf einen „Glanz" der Augen hinzuwirken. Die nordischen Augen vermögen zu „strahlen". So entsteht der Blick, an den die römischen Söldner im Kampf gegen die Germanen erst gewöhnt werden mußten, um durch die Wildheit des Ausdrucks nicht geschreckt zu werden. Von den Galliern berichtet Caesar [2]), sie hätten dem wilden Blick der Germanen gar nicht standhalten können (ne vultum quidem atque aciem oculorum ferre potuisse). Von Hagen berichtet das Nibelungenlied den gleichen schrecklichen Blick („eislîch sîn gesihene"). Es war eine Eigenschaft, die nordrassische Völker besonders den Helden zuschrieben. „Der gleißende Wurm glänzt auch ihm im Auge" [3]), ist eine Vorstellung der Edda und in altnordländischen Schilderungen „entsprachen den Ausdrücken trux und acies genau die Epitheta otol und hvoss". [4]). Nur das nordische Auge kann schrecklich blicken, das Auge der andern Rassen blickt in der Erregung finster oder drohend oder auch giftig. Zornmütig blickt nur das nordische Auge. Der Augenausdruck der nordischen Rasse ist im allgemeinen der offener Bestimmtheit und Entschlossenheit. Doch besteht bei der nordischen Rasse ein großer Spielraum des Augenausdrucks von gütiger Milde bis zu herrischer Härte.



Abb. 96. Pommern. General Ludendorff. Vorwiegend nordisch.

[1]) Caesar: „acies oculorum", Tacitus: „truces oculi".

[2]) bell. gall. I, 39.

[3]) Wagner, Walküre.

[4]) Pauly-Wissowa, Realenzyklopädie der klassischen Altertumswissenschaften, unter „Germanen".

Bei Mischlingen mit nordischem Blut kommt es vor, daß die Augenfarbe der nichtnordischen Rasse, die Augenhelligkeit hingegen der nordischen Rasse angehört. So entstehen die hellbraunen Augen, die man hin und wieder sieht. Auch die grünen Augen, die bei blonden Menschen ziemlich häufig zu sein scheinen, deuten auf Rassenmischung hin.

Den Gesamtausdruck der nordischen Gesichtszüge nennt Gobineau einmal treffend „ein wenig trocken" (un peu sec). Besonders im männlichen Geschlecht und in einem mittleren Lebensalter fällt dieses Kühle und Herbe, gleichsam das Sachliche nordischer Gesichtszüge auf.

6. Die körperlichen Merkmale der (meist mediterrane Rasse genannten) westischen Rasse.

Die Gestalt: Die westische Rasse — nach Sergi der schönste Zweig unter den menschlichen Unterarten — ist kleingewachsen, ihre Körperhöhe ist im Mittel beim Mann etwa 1,60 m. Im spanischen Gebiet ist der Durchschnitt höher, im süditalienischen oft ziemlich niedriger, bis zu 1,55 m. Die westische Gestalt wirkt jedoch bei aller geringen Höhe nicht untersetzt. Die Verhältnisse des Wuchses mögen fast die gleichen sein wie bei der nordischen Rasse. Ein besonders kleiner nordischer Mensch und ein besonders großer westischer Mensch bieten in ihrem Wuchs annähernd das gleiche Bild. Auch der westische Mensch ist schlank; zum Unterschied vom kräftigschlanken nordischen Menschen könnte man ihn zierlichschlank nennen. Die Landkarte über die Verteilung der Sitzhöhe in Europa macht es sogar wahrscheinlich, daß der westischen Rasse eine geringe Überhöhe der Beine zugeschrieben werden muß. Keinesfalls darf also die Westrasse untersetzt gedacht werden. Es scheint, daß sie auch in den Maßverhältnissen der Glieder nahezu das gleiche Bild wie die Nordrasse bietet. Ihr Wachstum ist früh abgeschlossen, früh tritt die Geschlechtsreife ein, früher als bei der Nordrasse auch der Alterszerfall. Ich habe den Eindruck gewonnen, daß der männliche und der weibliche Wuchs beide gleichsam etwas weiblicher sind als bei der nordischen Rasse. Der westische Mann ist nicht so ausgesprochen männlich gebaut, Schulterbreite und Hüftenschmalheit sind nicht so betont und der Gesichtsausdruck ist weicher. Die Gestalt der westischen Frau betont das Weibliche anscheinend mehr als die der nordischen, insbesondere scheint ihr eine verhältnismäßig größere Hüftenbreite eigen zu sein: daher der öfters zu findende Hinweis auf das „Wiegen der spanischen Hüften", daher die Eignung der algerischen Frauen zum Bauchtanz. Das Größengewichtsverhältnis mag bei der westischen Rasse das gleiche sein wie bei der nordischen.

Wie der gesamte Körperbau, so sind auch die einzelnen Teile zierlich: der Hals, die Hand mit ihren Fingern, die Füße mit ihren Zehen, und so entsteht schließlich der Eindruck eines sehr lebendigen, geschmeidigen, leichten Körpers, ein Eindruck, den die Körperbewegungen der Rasse noch verstärken und der auch ihr seelisches Wesen kennzeichnet.

Der Schädel: Wie die nordische Rasse ist auch die westische langschädlig und schmalgesichtig. Der westische Schädel ist dem kleineren Körper entsprechend begreiflicherweise kleiner als der nordische. Die Längenbreitenzahl des westischen Schädels mag beim Lebenden etwa 70—75 betragen. Die Langschädligkeit der Westrasse scheint eher noch betonter zu sein als die der Nordrasse. Das Verhältnis der Gesichtslänge zur Gesichtsbreite ist etwa dem gleich, das sich bei der nordischen Rasse ergeben hat: das Gesicht ist ausgesprochen schmal. Der Schädelbau der Westrasse





Abb. 97 a, b. **Vorwiegend westischer Schädel** (geringer dinarischer Einschlag?). Sch: 78,98; G: 94,71. Die Gesichts- und Scheitelansicht zeigen Metopismus (über diesen S. 115). — (Aus der Schädelsammlung des Naturhistorischen Museums zu Wien: Aufn.: stud. phil. Wastl, Wien.)

zeigt im ganzen die gleichen Verhältnisse wie der der Nordrasse, nur sind am westischen Schädel die Überaugenwülste und der Stirnnasenwulst kaum ausgebildet, und der Schädelabschnitt hinter den Ohren scheint etwas höher, minder flach gebildet zu sein als bei der nordischen Rasse. Ob der starke Hinterhauptshöcker und die kleinen Wülste auf der Wangenfläche des Jochbeins bei der Westrasse auch vorkommen, weiß ich nicht. Es scheint nicht wahrscheinlich. Die Stirn des westrassischen Schädels ist etwas steiler als die des nordischen; auch ist sie nach hinten und nach den Seiten mehr ausgeglichen zurück- und seitwärtsgewölbt, mehr zurückgewölbt als zurückgeneigt und besitzt nicht jene Neigung zum Eckigen, welche besonders für die männliche nordische Stirn bezeichnend ist.



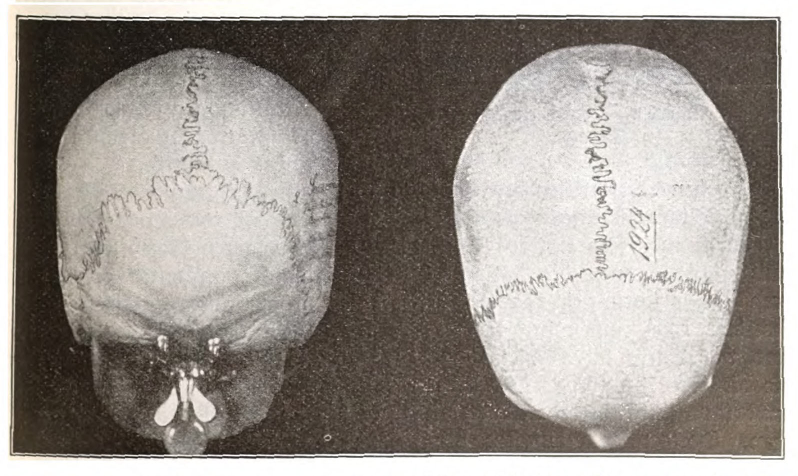


Abb. 98 a, b. Weiblicher (vorwiegend) westischer Schädel. Sch: 75,84; G: 94,21. (Aus der Schädelsammlung des Naturhistorischen Museums zu Wien; Aufn.: stud. phil. Wastl.)

Der Gesichtschnitt, den die Seitenansicht bietet, neigt mehr zur Weichheit, ist mindestens nicht gekennzeichnet durch jene Neigung zu hartem oder kühnem Ausdruck, den der nordische Gesichtsschnitt bietet. Dazu trägt schon die steilere, etwas gewölbtere Stirn bei, vor allem aber das minder ausgesprochene Kinn. Auch das westische Auge liegt nach hinten eingebettet. Ist der westischen Rasse eine geringe Neigung zu vorstehenden Kiefern eigen? Oder sollte das häufige Vorkommen schief nach vorn gestellter Kiefer auf eine Beimischung negerischen Blutes zurückgehen und eigentlich eine Mischlingserscheinung sein? Italienische Gesichter jedenfalls, die ich als rein westisch empfunden habe, wiesen Geradkiefrigkeit auf. Die Nase der Westrasse ist gekennzeichnet durch hohe Nasenwurzel, hohen Nasenrücken mit hin und wieder leicht eingebogener (?), öfters aber gerader oder ausgebogener Form. Die Nasenlänge (Nasenhöhe) im Verhältnis zu den anderen Gesichtsabschnitten ist etwas geringer als bei der Nordrasse. Häufig ist das Gesicht in der Seitenansicht leicht mit einer elliptischen Linie zu umschreiben und nähert sich dann sehr einem Gesichtsschnitt, den wir als „semitisch" empfinden.



Abb. 99. Algerien. Vorwiegend westisch (n. Stratz).

In der Vorderansicht bietet das Gesicht gegenüber dem der Nordrasse nur die ein wenig gerundetere Stirn und das unscharf oder weniger scharf abgesetzte, rundere und unausgesprochenere Kinn. Die sonstigen Verhältnisse im Knochenbau sind die gleichen. Vielleicht sind die Brauen etwas geschwungener als bei der Nordrasse und würden somit rundere Augenhöhlen andeuten.

In den Weichteilen des Gesichts scheinen sich gegenüber der Nordrasse folgende Abwandlungen zu ergeben: Die Nase ist oft etwas fleischiger, vor allem in ihrem unteren Teil. (?) Die fleischigeren Nasenflügel liegen dann nicht so eng, die Nasenlöcher bilden dann von unten gesehen, in ihren Längsrichtungen wahrscheinlich einen minder spitzen Winkel gegeneinander. Die Lippen sind oft ein wenig stärker gewulstet, dadurch wird dann vor allem die Schleimhaut der Oberlippe oft ebenso breit sichtbar wie die der Unterlippe. Die harten, schmalen Lippen mit schmaler Nasenmundrinne sind unter den europäischen Rassen jedenfalls nur der Nordrasse eigen. Doch mögen einzelne der zuletzt angeführten westrassischen Züge wieder die Spuren negrider und wohl auch vorderasiatischer Beimischung anzeigen. Im ganzen bietet sich so ein Gesichtsausdruck, der nicht die klare Schärfe zeigt, die das nordische Gesicht so oft kennzeichnet; der Aus-

druck ist weicher, man könnte vielleicht sagen: ansprechender, gefälliger. Mehr wird sich aus der bloßen Betrachtung der Form nicht sagen lassen. Haut-, Haar- und Augenfarbe fügen dem Ausdruck Wesentliches bei.

Die Haut: Die Westrasse hat eine bräunliche Haut, die den Eindruck des Geschmeidigen, oft des Samtartigen, macht. Man darf nicht an die fleckig-braune Haut denken, die in Deutschland bei gewissen Rassenmischungen öfters erscheint. Die Haut der Westrasse ist von gleichmäßiger, mehr oder minder dunkler, bräunlicher Tönung. Im Sonnenbrand kann sie leicht eine Farbe annehmen, die man in der Angewöhnung an die blasse Farbe des bekleideten Körpers dann schon nicht mehr „europäisch" nennen möchte. Durch ihren Farbstoffreichtum ist die westische Haut undurchsichtig: „das blaue Blut" wird man nicht mehr sehen, und ein Erröten ist nicht mehr so deutlich sichtbar. Rote Wangen wird man bei der Westrasse nicht bemerken: das Wangenrot der nordischen Rasse erscheint bei ihr höchstens als eine gesunde Durchrötung der bräunlichen Gesichtsfarbe. Der Vergleich mit „Milch und Blut" verbietet sich. Die Haut selbst aber als Stoff scheint der nordischen Haut nahe zu stehen. Man kann vielleicht sagen: die nordische Haut macht mehr einen lichten, kühlen, die westische mehr einen wärmeren, aber ebenso lebendigen Eindruck. Untersuchungen über derlei Unterschiede sind nicht gemacht worden und wohl auch schwer zu machen.

Ob das Auftreten dunklerer Haut, die bei Mischlingen in Deutschland hin und wieder die Augenlider und ihre Umgebung merklich verdunkelt, auch für westische Menschen kennzeichnend ist, ob ein solches bei Mischlingen ein Anzeichen westischer Beimischung ist, weiß ich nicht. Auch hierüber liegen keine Forschungen vor. Solche dunkle Haut um die Augen, die oft von eigenartig blaubrauner Färbung ist, findet sich nach meiner Beobachtung unter den Deutschen häufiger in dinarisch untermischten Gebieten; sie ist auch bei Juden nicht selten. Es gibt ferner Hände, deren Fingerhaut hinter den Nagelwurzeln, über dem Nagelbett, in einem schmalen Streifen etwas dunkler ist. Ob dies ein Mischungszeichen ist und was für eine Mischung es andeuten würde, läßt sich noch nicht sagen [1].

Die Lippenhaut der Westrasse erscheint infolge des reichlichen Farbstoffs mehr kirschrot; bläulichrot. Sommersprossen scheinen bei der Westrasse nicht vorzukommen. Infolge ihrer durch Farbstoff geschützten Haut eignet sich die Westrasse besser zum Leben in den Tropen. Über die Eigentümlichkeit ihres Hautgeruchs vermag ich nichts zu sagen.

Das Haar: Das Haupthaar der Westrasse gleicht im Durchschnitt in der Dichte und öfters auch in der Länge dem nordischen. In der Farbe

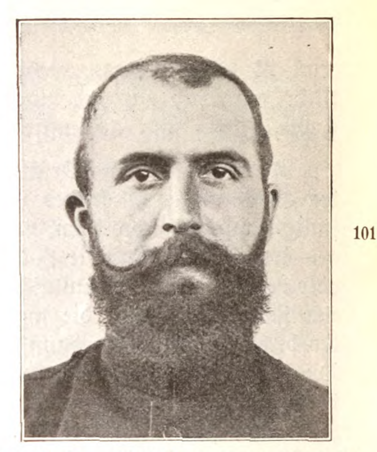
[1] Der sog. Nagelmond, jener halbmondförmige helle Fleck, den die Nägel an ihrem hinteren Abschluß zeigen, scheint bei allen europäischen Rassen hell zu sein. In Amerika dient die Farbe dieses Nagelmonds zur Erkennung einer etwaigen Beimischung von Negerblut: im Falle einer solchen, sonst nicht mehr erkennbaren, Beimischung vererbt sich der Mond oft noch durch viele Geschlechter mit gelblicher Färbung.

100



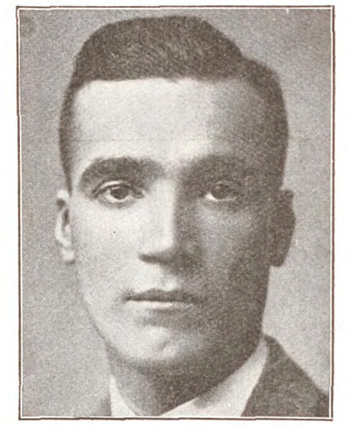
100. Aus einem vornehmen brasilianischen Geschlecht. Westisch. (Aufn.: v. Eickstedt.) (Lichtbildverlag: Bildarchiv Freiburg.)

101



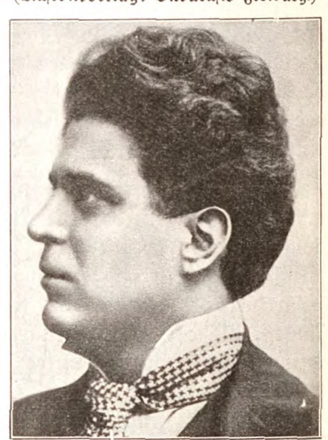
101. Korsika. Westisch. (Aufn.: v. Eickstedt.) (Lichtbildverlag: Bildarchiv Freiburg.)

102



102. Rumänien. Vorwiegend westisch mit ostischem Einschlag (flache Nase).

103



103. Süditalien (Neapel). Mascagni. Vorwiegend westisch (mit geringem negerischem Einschlag?). Jüdische Abstammung?

104



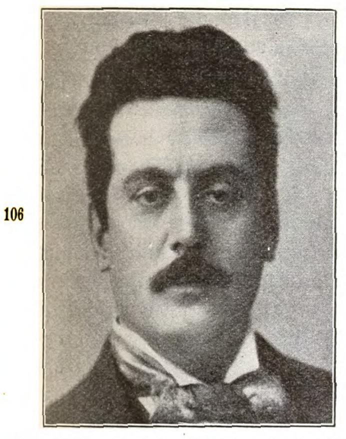
104. Südfrankreich (Arles), vorwiegend westisch.

105



105. Schottland (Vater Schotte, Mutter Kreolin). Lola Montez. Westisch-Nordisch. A: grau.

106



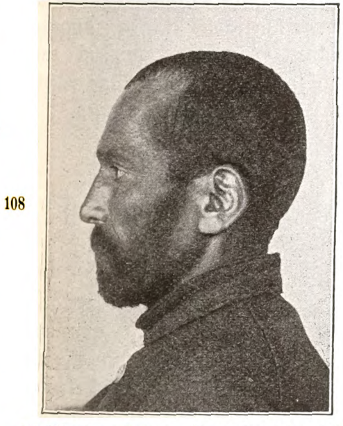
106. Italien. Puccini. Vorwiegend westisch — wahrscheinlich mit dinarischem Einschlag.

107



107. Algerien. Westisch mit negerischem Einschlag. (Aufn.: v. Eickstedt.) (Lichtbildverlag: Bildarchiv Freiburg.)

108



108. Algerien. Westisch. (Aufn.: v. Eickstedt.) (Lichtbildverlag: Bildarchiv Freiburg.)

109



109. Algerien. Vorwiegend westisch mit negerischem Einschlag.

ist es tief dunkelbraun oder schwarz. Im Gespinst ist es dem nordischen ähnlich, ebenso fein, und fällt entweder schlicht oder lockig, nicht also wellig wie oft das nordische Haar. Die Wellung des westischen Haars verläuft nicht in einer Ebene; sie bildet lebhafte Windungen: eigentliche Locken. Das westische Haar kann, auch wenn es von hellerem Braun ist, doch von einem dunklen Blond geschieden werden dadurch, daß keine besondere Beleuchtung jenen goldenen Schein an ihm hervorrufen kann, der selbst bei ziemlich dunklem Haar bei vielen Deutschen die Kreuzung mit nordischer Rasse noch anzeigt. Man kann sagen, das dunkle Haar der Westrasse ist echtes Braun- oder Schwarzhaar. Es scheint ziemlich fetthaltig zu sein. — Durch die dunkle Färbung scheinen die Augenbrauen dichter zu sein und sind es wohl auch öfters. Die Körperbehaarung scheint

etwas stärker zu sein als bei der Nordrasse, der Bartwuchs schwächer. Die westischen Frauen neigen zu leichter dunkler Behaarung der Oberlippe[1]).

Die Augenfarbe: Die Bindehaut des Auges hat eine gelbliche Tönung, die Regenbogenhaut ist braun, oft sehr dunkelbraun. Diese braune Farbe hat meist etwas eigenartig Sammtartiges und Warmes. Den westischen Augenausdruck möchte man als heiter, oft als gütig, oft als vorwitzig musternd und schlauklug bezeichnen. Doch kann man eigentlich nur bei der Nordrasse von einem besonderen Ausdruck der Augen reden, da sich hier deutlich drei Helligkeitswerte abstufen und die dunkle Sehöffnung sich scharf von ihrer hellen Umgebung abhebt. Während bei dunklen Augen Sehöffnung und Regenbogenhaut leicht als eine dunkle und damit auch ausdruckslosere Augenmitte erscheinen. Was bei dunkeläugigen Rassen Augenausdruck genannt werden kann, ist ein Gesamtausdruck, zu dem das Auge selbst und seine ganze Einbettung beitragen.



Abb. 110. Westschweiz. Schweizerin französischer Sprache. Westisch-ostisch. (Westisch-ostisch-dinarisch?)

7. Die köperlichen Merkmale der (meist alpine Rasse genannten) ostischen Rasse.

Die Gestalt: Hier zeigt sich nun bis in Einzelheiten ein Körperbau, der sich von dem der nordischen wie der westischen Rasse gänzlich unterscheidet. Die Körperhöhe der ostischen Rasse ist beim Mann im Mittel etwa 1,63 m oder wohl auch etwas niedriger, also immerhin wohl etwas größer als die der Westrasse. Das Wachstum ist früh beendet, früh setzt der Alterszerfall ein. — Vielfach werden Menschen der ostischen Rasse die gleiche Körperhöhe haben wie Menschen der westischen Rasse. Aber gerade neben einem gleichgroßen westischen Menschen würde ein ostischer Mensch auffallende Unterschiede zeigen. Die Westrasse ist kleingewachsen, die Ostrasse kurzgewachsen, untersetzt. Sie hat gedrungene Gliedmaßen.

[1]) Es scheint sogar, als ob innerhalb der westischen Rasse, in minderem Grad auch innerhalb der dinarischen Rasse, eine Neigung zu „Frauenbart" und zwar auch in Form einer Behaarung von Oberlippe und Wangen festzustellen sei. Man könnte diese Erscheinung bei der Betrachtung der Beziehungen zwischen Rasse und Krankheit einreihen, wenn man den Frauenbart schon als „krankhaft" (erhaltungswidrig) bezeichnen will, als mehr denn nur eine „störende" Erscheinung. Durch geschlechtliche Auslese wurde die Ausbreitung einer Erbanlage zu Frauenbart wohl immer wieder eingeschränkt, solange er nicht künstlich spurlos entfernt werden konnte (vgl. Unna, Die Entfernung des Frauenbartes. Münchner Medizinische Wochenschrift, Jahrgang 61, Nr. 44).

Ihr Körperbau wirkt breit und, besonders verglichen mit dem der Westrasse, sehr viel schwerfälliger. War bei der Westrasse eine geringe Überlänge der Beine wahrscheinlich, so gehört zum Rassenbild der Ostrasse eine gewisse Unterlänge der Beine.

Das Gedrungene ist nun dem ganzen Rassenbild eigen. Der breite, kurze Kopf sitzt auf einem kürzeren, unfrei wirkenden Hals. Schulternbreite und Hüftenschmalheit des Mannes sind unausgesprochen, ebenso die Besonderheit des weiblichen Körperbaues; vor allem scheint bei beiden



Abb. 111. Elztal (Baden). Ostisch. (Aufn.: Röbcke, Freibg. i. B.)



Abb. 112. Vorarlberg. Vorwiegend ostisch. (Aufn.: Gnädinger, Feldkirch.)

Geschlechtern eine Ausarbeitung der Schulterlinie und der Hüftlinie der Klarheit zu ermangeln, besonders beim ostischen Weib erscheint die Schulterlinie oft wie verwischt, manchmal eigenartig abfliehend. Der Rumpfteil des Körpers wirkt träger, wohl auch massiger. Getragen wird er von gedrungenen, kurzen Beinen; der Oberschenkel ist oft sehr breit und schwer, ebenso der Unterschenkel mit seinen kurzen, dicken Waden. Aber nicht nur die Beine der Ostrasse, ihre Gliedmaßen überhaupt sind kurz und gedrungen. Die Arme sind verhältnismäßig kürzer als bei der Nord- und Westrasse, die Spannweite der Arme scheint geringer zu sein, die Finger sind kürzer, wohl auch die Zehen. Umrißlinien über die Finger- und Zehenspitzen hinweg geben ein stumpferes, breiteres Bild. Das Breite scheint sich bis ins Einzelne zu wiederholen: Die Finger-

nägel scheinen minder gewölbt, die Kniescheibe breiter, die Gelenke dicker, die Ferse breiter, die Fußwölbung geringer zu sein. Der Einzelforschung bleibt hier noch vieles zu tun, bis in diesen Dingen genaue Maße gegeben werden können.

So entbehrt der ostische Körper ganz jenes Ausdrucks edlen Wuchses, der die Nordrasse kennzeichnet; er entbehrt aber ebenso jenes Ausdrucks schlanker, zierlicher Gewandtheit, der die Westrasse kennzeichnet. Er wirkt breit, gedrungen und schwer, und seine Körperfülle, angezeigt durch das Verhältnis des Körpergewichts zur Körperhöhe, ist größer als die der nordischen oder westischen Rasse. Ripley urteilt über den ostischen Körper, sein Gesamtanblick sei mehr der der schweren Festigkeit (solidity) als der der Beweglichkeit (agility). In vielem widerspricht also das Bild der

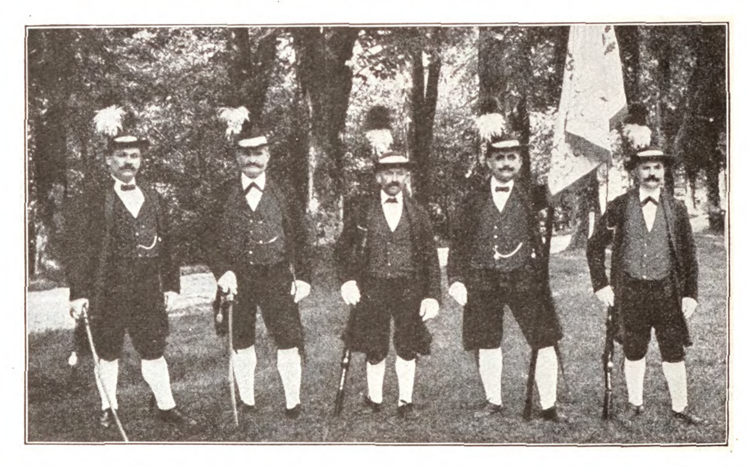


Abb. 113. Peterstal (Baden). Vorwiegend ostisch. (Aufn.: Busam, Oberkirch.)

Ostrasse dem im Abendland geltenden Schönheitsbild, und es ist auffällig, daß z. B. mittelalterliche und oft auch neuzeitliche Maler ostische Körpereigenschaften zur Kennzeichnung häßlicher und bösartiger Menschen gebrauchen, etwa der Folterknechte und Quäler der Heiligen oder des bösen Schächers am Kreuz[1]). So scheint unbewußter Weise das ostische Körperbild als das unedlere zu gelten. Die gestraffte Körperhaltung „Brust heraus, Bauch hinein" muß rein ostischen Menschen zuwider sein, da sie ganz gegen die Rassenanlage ihres Körpers gerichtet ist. Beim weiblichen Geschlecht fällt innerhalb der Ostrasse häufig ein enges Becken auf, welches dann Gebärschwierigkeiten verursacht. So waren z. B. im Jahre 1904 in dem stärker ostisch untermischten Baden bei 6,4% aller Geburten

[1]) Aufgefallen ist mir z. B. auch, daß linksradikale Witzblätter, die gelegentlich Zerrbilder deutscher Heerführer des Weltkriegs brachten, die Verzerrung in solchen Fällen nur dadurch erreichten, daß sie diese zumeist vorwiegend nordischen Gestalten mit kürzeren, gedrungenen Beinen, mit breiteren Gesichtern, breiteren Nasen, vorstehenden Backenknochen, kurz mit ostischen oder mongolischen Merkmalen wiedergaben.

Operationen nötig, in Norwegen nur bei 2,8% [1]) und in Baden (Freiburg i. B.) selbst hat man beobachtet, daß die engen Becken verhältnismäßig viel häufiger aus dem am stärksten ostisch besiedelten Hochschwarzwald stammen als aus der nordisch durchmischten Rheinebene [2]).

Der Schädel: Der Körperausdruck des Breiten wiederholt sich am Schädel. Die Ostrasse ist kurzschädlig — man würde, wenn man die



Abb. 114.



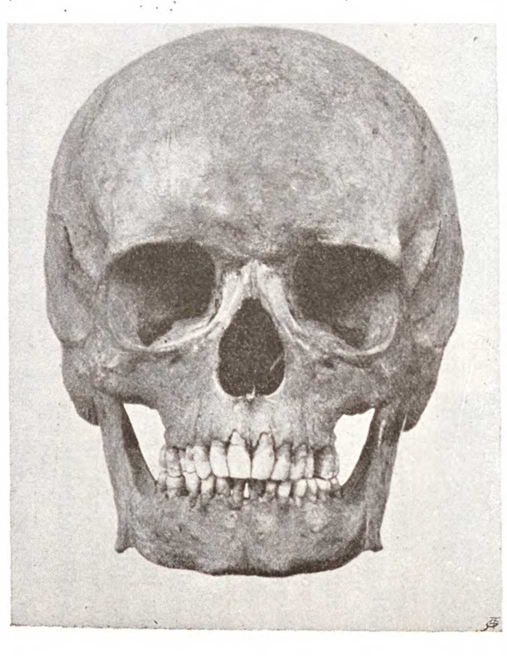
Abb. 115.

Abb. 114 u. Abb. 115. Zur Darstellung der Wuchsverhältnisse der ostischen und nordischen Rasse: Zwei Engländer, Abb. 114 ein Gemeiner, Abb. 115 ein Offizier des englischen Heeres (aus dem Jahre 1867).
Abb. 114: vorwiegend ostisch (kurzgewachsen, kurzbeinig, gedrungen).
Abb. 115: nordisch (hochgewachsen, hochbeinig, schlank).
Zu beachten: Bei Abb. 115 ist die Verkleinerung stärker als bei Abb. 114.

Form bezeichnen will, besser sagen: rundschädlig — und breitgesichtig. Die Längenbreitenzahl des ostischen Schädels mag im Mittel etwa 88 sein. Doch steigt sie in manchen ostrassischen Gebieten auch höher und erreicht in Einzelfällen selbst die Zahl 100, womit dann eine Schädelform erreicht ist, die ebenso breit ist wie lang. Im Durchschnitt wird sich das Verhältnis der Schädelbreite zur Schädellänge etwas unterhalb des Ver-

[1]) Vgl. Bluhm, Zur Frage nach der generativen Tüchtigkeit der deutschen Frauen. Archiv f. Rassen- u. Gesellschaftsbiologie 1912.

[2]) Vgl. Gauß im „Sitzungsbericht der Mittelrhein. Ges. für Geburtshilfe u. Gynäkologie", 1912.

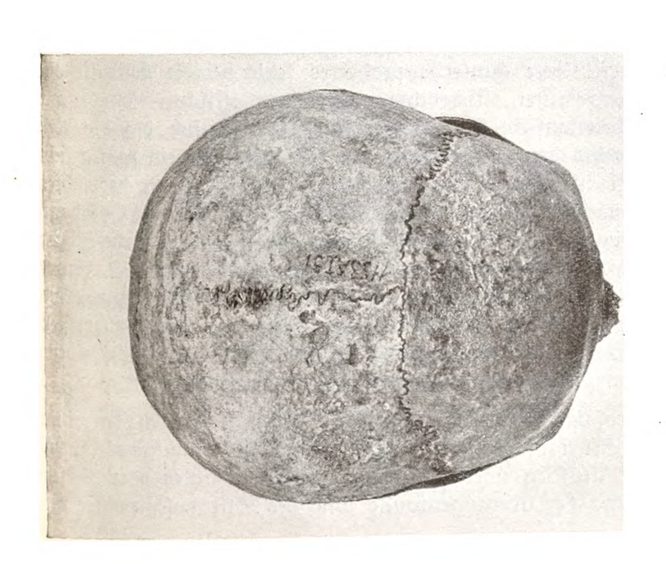


116 a

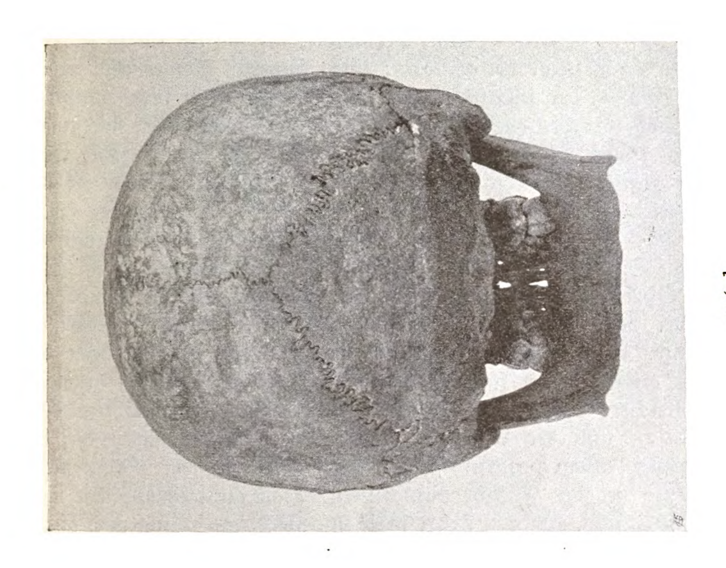


116 b

Abb. 116 a, b. Ostischer Schädel in Vorder- und Seitenansicht. Sch: 84,61; G: 83,33. (Aufn.: Prof. Frizzi; Anthropol. Gesellsch., Wien.) Vgl. d. ostischen Schädel Abb. 10, S. 36.



116 c



116 d

Abb. 116 c, d. Derselbe Schädel in Scheitel- und Hinterhauptsansicht. Sch: 84,61; G: 83,33.
(Aufn.: Prof. Frizzi; Anthropol. Gesellschaft, Wien.)

hältnisses 9:10 halten. Das Gesicht ist breit. Das Verhältnis der Gesichtsbreite zur Gesichtslänge wird etwa wie 10:7, höchstens 10:8 sein. So ergibt sich eine Längenbreitenzahl des Gesichts, die höchstens auf 80 steigt. Bei diesem breiten Gesicht, verbunden mit diesem kurzen (runden) Kopf entsteht dann leicht der Eindruck eines kugligen Kopfes oder wenigstens eines Kopfes, der sich in einen Würfel einschließen ließe. Nirgends bieten sich ausgesprochen ebene Flächen; etwa als ein Quadrat mit stumpf abgerundeten Ecken bietet sich in der Vorderansicht das Gesicht, wenn es nicht in ziemlich gleichmäßiger Rundung erscheint. Rund, oft fast kreisrund, bietet sich von oben der Kopf, bietet sich der Kopf von hinten gesehen. Teilt man den Kopf in seiner Seitenansicht senkrecht in zwei Abschnitte (vgl. S. 45): in einem Abschnitt vor den Ohren und in einen hinter den Ohren, so fällt gegenüber den Langschädeln der Nord- und Westrasse bei der Ostrasse die Kürze des hinteren Abschnitts auf: die größere Länge liegt beim ostrassischen Schädel im Abschnitt vor den Ohren. Ein anderes noch fällt in dieser Seitenansicht auf: die besondere Höhe des ostischen Schädels in seinem Abschnitt hinter den Ohren. Hier ist der nordische und der westische Schädel verhältnismäßig nieder, der ostische dagegen ausgesprochen hoch. Das fällt bei der Seitenansicht auf und ebenso bei der Ansicht von hinten. Das Hinterhaupt lädt nicht weit nach hinten aus, sondern steigt breit und hoch und wenig nach hinten hinausgewölbt zum Scheitel auf. Oft sieht man, wie über dem Rockkragen eines ostischen Menschen unmittelbar das breite hohe Hinterhaupt der Ostrasse kuglig aufsteigt, während bei der Nordrasse über dem Rockkragen immer noch ein ziemlich hohes Stück des Halses sichtbar ist und darüber der niedere, aber weit nach hinten ausladende Hinterkopf. Die Rundform des ostischen Schädels ist so gerade in ihrer Hinterhauptsansicht wesentlich vom nordischen Schädel verschieden. Der am nordischen Schädel stark ausgebildete Hinterhauptshöcker fehlt bei der Ostrasse oder ist nur schwach angedeutet. Betrachtet man einen ostischen Schädel von oben in seiner Scheitelansicht (vgl. Abb. 116 c), so zeigt sich, daß die Jochbogen links und rechts der Seitenwände des Schädels eben ein wenig sichtbar sind. Dies ist in Europa nur bei der ostischen Rasse zu beobachten. Die anderen europäischen Rassen zeigen Schädel, bei denen die Jochbogen nur wenig ausgebogen sind und daher in der Scheitelansicht nicht sichtbar werden. Das Hinterhaupt der Ostrasse zeigt (nach Fischer [1])) betonte Scheitelbeinhöcker. (Scheitelbeinhöcker zeigen sich deutlicher beim kindlichen Schädel aller Rassen und verlieren sich mit dem Kindesalter mehr oder weniger. Sie heben sich ab etwa an der Stelle des Scheitelbeins [vgl. Abb. 3], wo dieses sich nach hinten und unten umwendet.)

Der Gesichtsschnitt, den man in der Seitenansicht gewinnt, ist stumpf. Die Stirn ist eigenartig steil, dabei rund hinaufgewölbt, und schon ihr glatter Aufstieg über den Augen läßt das Fehlen oder die sehr geringe Ausbildung der Überaugenwülste und des Stirnnasenwulstes ver-

[1]) Baur-Fischer-Lenz, Grundriß der menschlichen Erblichkeitslehre und Rassenhygiene. 1923.

muten. Das Auge liegt nach vorn, oft eigenartig flach eingebettet. Die Nasenwurzel ist ziemlich tief angesetzt und flach. Die Nase springt wenig vor, ist meist leicht eingebogen, hin und wieder gerade, immer aber stumpf und über der Oberlippe flach aufgesetzt, oft mit leicht aufgestülpten Nasenlöchern. Die Nase ist verhältnismäßig kurz; die ostische Rasse hat unter den europäischen Rassen die geringste Nasenlänge (Nasenhöhe). Die Nase schließt (Seitenansicht) unten nicht wie die nordische Nase ungefähr wagrecht ab, ihre untere Abschlußlinie führt vielmehr mehr oder weniger nach vorn aufwärts (Abb. 124). Die Kiefer stehen meist fast senkrecht, oft auffällig gerade gegeneinander. Das Kinn ist unausgesprochen, stumpf gerundet. So entsteht ein Gesichtsschnitt, den man unentschieden nennen möchte. Sowohl hier in der Seitenansicht wie von vorn erhält man den Eindruck, als ob die Gesichtsformen in den runden Schädel hineingearbeitet worden wären, während bei den beiden vorherbesprochenen Rassen und ebenso bei der dinarischen Rasse die Gesichtsformen eher wie aus dem Schädel herausspringend, wie hinausgetrieben aussehen. Sehr häufig sind innerhalb der Ostrasse Gesichter, die in der Seitenansicht von der sehr steilen Stirn bis zu dem unausgesprochenen Kinn, da die Nase sich so wenig abhebt, gleichsam eine gerade Linie bieten, die nur durch die Nasenspitze — von einer Spitze möchte man allerdings bei der stumpfen Form nicht reden — einmal unterbrochen oder ausgebogen wird. Das sind die Gesichter, die von vorne einen so flächigen, brettartig breiten Eindruck machen und in Seiten- und Vorderansicht oft etwas Starres, Eigenwilliges oder auch Stumpfbeharrendes auszusprechen scheinen. (Abb. 117). Der Ausdruck „ein Brett vor der Stirn" paßt seinem Bildgehalt nach nur auf diese Schädel- und Gesichtsformen.

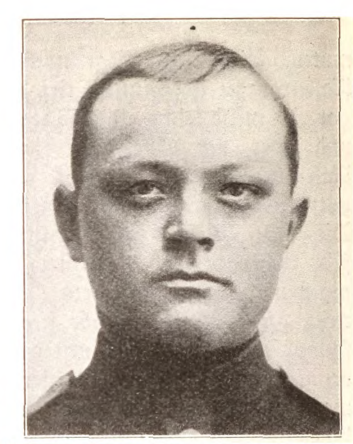
In der Vorderansicht fällt die Breite der Stirn vor allem auf und die eigentümlich kuglige Bildung der Stirnseiten. Kuglig wölben sich die Stirnseiten zum Schädeldach hinauf und kuglig wenden sie sich links und rechts zu den Seiten des Kopfes. Man spricht von der eigentümlichen Rundstirnigkeit der Ostrasse. Die Stirnwülste fehlen oder sind nur schwach ausgebildet, die Augenbrauen sind runder hinaufgewölbt. Die Ostrasse hat eine viel rundere, vielleicht auch verhältnismäßig weitere Augenhöhle; bei ihr ist der Abstand der Sehöffnungen von einander größer; die Hornhautkrümmung des Auges scheint geringer zu sein. Die Jochbogenbreite der Ostrasse ist beträchtlich; vor allem aber sind die Wangenflächen der Jochbeine schief nach unten und außen gestellt. Die Wangenflächen selbst sind glatt; der bei der Nordrasse erwähnte kleine tastbare Wulst fehlt. Durch die Jochbeinbildung der Ostrasse setzt sich also die Breite des Obergesichts unvermindert fort in die Breite des Mittelgesichts. Dem breiten Gesicht entsprechen in breiter Rundung gebaute Kiefer, in denen die Zähne mit größeren Zwischenräumen stehen können. Tatsächlich sind nach Röse[1]) die Zahnerkrankungen, die vielfach durch enges Zusammenstehen der Zähne hervorgerufen werden, bei den

[1]) Beiträge zur europäischen Rassenforschung, Archiv f. Rassen- u. Gesellschaftsbiologie Bd. 2 u. 3, 1916.

117 a



117 b



117 a, b. Wolfach (Baden). (Vorwiegend) ostisch. (Nach Ripley, The Races of Europe.)

118



118. Amt Bonndorf (bad. Schwarzwald). Ostisch. (Aufn.: Prof. Fischer, Freiburg.)

119

119. Amt Neustadt (bad. Schwarzwald). Ostisch. (Aufn.: Ruf, Freiburg.)

120



120. Prag. Tschechischer Dichter. Ostisch.

121



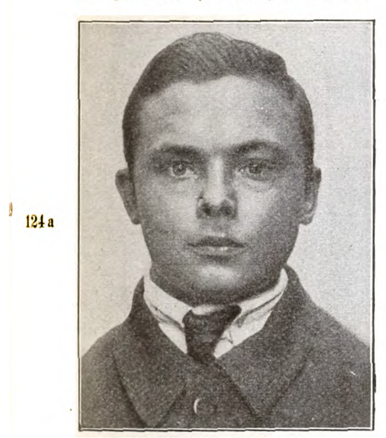
121. Schweiz. Karl Stauffer-Bern. Ostisch. Geringer nordischer und dinarischer Einschlag. (Radierung: Selbstbildnis.)



122. Frankreich. H. de Balzac. Ostisch.



123. Ludwigsburg (Wttbg.) J. Kerner. Ostisch.



124 a, b. Freiburg i. Br. Vorwiegend ostisch, mit nordischem Einschlag (A: hell, Stirnform: nordisch. K: 86,56; G: 79,59. 18jährig. (Aufn.: Denzer, Freiburg.)

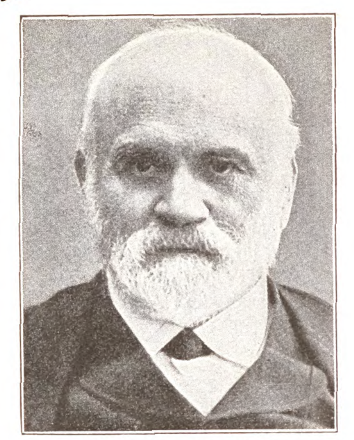


125. Neustadt (bad. Schwarzwald). Ostisch. (Aufn.: Ruf, Freibg.)



126. Tirol. Ostisch. (Aufn.: Samml Hofrat Toldt, Wien.)

127



127. Berlin. H. Kiepert. Vorwiegend ostisch.

128



128. Rendtal (Baden). Ostisch. (Aufn.: Busam, Oberkirch.)

129



129. Vorarlberg. Ostisch — mit mongolischem Einschlag? (Aufn.: Gnädinger, Feldkirch.)

130



130. Sachsen. Vorwiegend ostisch.

131



132

131, 132. Sachsen. Vorwiegend ostisch mit nordischer Haut- und Augenfarbe.

133. Ritten (Tirol). Ostisch.
(Aufn.: Samml. Hofrat Toldt, Wien.)



134. Mähren. M. v. Ebner-Eschenbach, geb. Gräfin Dubsky. Vorwiegend ostisch. A: blau.



135. Kinzigtal (Baden).
Vorwiegend ostisch mit nordischem Einschlag.



136. Vorarlberg. Ostisch, vielleicht mit geringem dinar. Einschlag. (Aufn.: Gnädinger, Feldkirch.)



137. Elztal (Baden). Vorwiegend ostisch.
(Aufn.: Röbcke, Freibg.)



138. Amt Neustadt (bad. Schwarzwald). Vorwiegend ostisch mit geringem nordischem Einschlag. (Aufn.: Ruf, Freibg.)

breitesten Gesichtern nur halb so zahlreich wie bei den schmälsten. Eine Karte der Zahnerkrankungen auf französischem Gebiet zeigt die große Häufigkeit solcher Erkrankungen in den Landesteilen, die am stärksten nordrassisch besiedelt sind. Das breite Gesicht der Ostrasse rundet sich nach unten zu ab in den breiten und im Verhältnis zu seiner Breite kurzen Unterkiefer. Bei der Ostrasse scheint Aufbiß der Zähne häufiger zu sein als bei den anderen europäischen Rassen, bei denen fast immer Überbiß auftritt. Die ostische Nase ist immer flach gebaut mit flach auf der Oberlippe aufgesetzten Flügeln. Selbst wenn sie verhältnismäßig schmal ist, ist sie nicht eigentlich klar vom Gesicht abgesetzt. Das breite unausgesprochene Kinn hebt sich kaum oder gar nicht als ein besonderer Bestandteil der Gesichtsbildung ab.

Eigenartig flächig bieten sich auch in der Vorderansicht die Wangenteile unterhalb der Augen links und rechts der Nase. Die Gesichter der beiden langschädligen Rassen sind gegen die senkrechte Gesichtsmitte hin von den Wangenseiten her abgeschrägt; dies ist bei der Ostrasse nicht der Fall, was wieder den starren Eindruck des Gesichtes verstärkt. Die breite Kinnrundung trägt dazu bei, daß ostische Gesichter, wenn sie nicht bei etwas schmälerer Stirn und schmälerem Kinn in Jochbogenhöhe eine deutliche größte Breite zeigen, oft geradezu quadratisch zu umschreiben sind. Ausdrücke wie „Quadratschädel", „tête carrée", auch solche wie „Dickschädel" oder „Dickkopf" können nur der ostischen Kopfform entnommen sein, wenn sie auch oft einem gewissen Bedeutungswandel in der Richtung auf seelische Eigenschaften zu ausgesetzt sind.

Die Weichteile: Sie dienen bei der Ostrasse vielfach zur Behauptung oder gar Verstärkung einer stumpfen und breiten Gesichtsform. Wie S. 49 erwähnt wurde, ist dem Anatomen Henke am ostischen Schädel die Bedeckung minder straff und minder mager erschienen, mehr zu „Fülle und Weichheit" neigend. Dickere Hautbedeckung erscheint am Kopf des ostischen Menschen vor allem auf Nasenwurzel und Nasenrücken; oft ist auch auf dem Wangenbein Fett aufgelagert, sodaß in äußersten Fällen in der Seitenansicht die Haut unterhalb des Unterlids wie gepolstert aussieht oder so, daß, nur wenig schief von hinten betrachtet, dieses Fettpolster auf dem Backenknochen die Nasenwurzel und den oberen Teil des Nasenrückens überschneidet. Auch in der Haut über den Augen, in und über dem Oberlid, ist öfters Fett eingelagert, sodaß die Haut heruntersackt. Nach meiner Beobachtung treten diese Fetteinlagerungen jedoch bei Kindern häufiger und stärker auf als bei Erwachsenen. Sie scheinen also mit dem Alter mehr oder weniger zu schwinden. Bei ostischen Kindern sind sie um das Auge herum bisweilen so stark, daß man auf den ersten Blick an eine Geschwulst denken möchte. Häufig wirken ostische Augen wie verquollen. Die Augen wirken kleiner, da die Lidspalte kürzer ist und die Lidöffnung nicht so hoch wie bei den anderen europäischen Rassen. Nach außen zu zieht sich die Lidöffnung ein wenig aufwärts, wodurch dann der Ausdruck leicht schiefstehender Augen entsteht. Das untere Augenlid bildet eine gestrecktere, minder nach unten geschweifte

Linie. Man erhält manchmal den Eindruck, als ob das Unterlid im Verhältnis zur Lidbildung der anderen europäischen Rassen etwas zu straff gezogen wäre.

Die Weichteile der Nase sind so aufgelagert, daß sie einem minder scharfen, manchmal einen verwischten Übergang der Nase in ihre Umgebung bilden. Die Nasenflügel liegen flacher auf der Oberlippe, die Lochfläche der Nase ist breiter: die Längsrichtungen der Nasenlöcher, bei zurückgelegtem Kopf betrachtet, bilden einen stumpferen Winkel gegen einander.

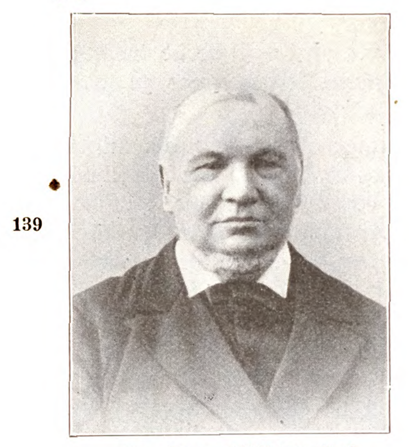
Ob die Mundspalte breiter oder schmäler ist als bei den Langschädeln, steht nicht fest. Sie scheint wenig Unterschiede von denen der anderen europäischen Rassen zu bieten und in einigen Formen eher schmäler zu sein, hin und wieder jedoch auch besonders breit. Vielleicht darf man sagen, daß die ostische Mundspalte einen größeren Spielraum von Möglichkeiten zuläßt. Kennzeichnend für die Ostrasse ist aber jedenfalls die breitere Nasenmundrinne, die meistens auch verwischter gezeichnet ist. Über Besonderheiten der Lippenwulstung liegen für die Ostrasse keine Beobachtungen vor.

Ostrassische Gesichter, die vollwangig sind, neigen zu einer Art hängender Wangenfülle. Die Wangen sind dann in ihrem unteren Teil, dem Unterkiefer entlang, am vollsten, so daß sie oft wie nach unten hängend und sogar überhängend aussehen, das Breite des Gesichts noch verstärkend und im Alter bei Nachlassen der Gewebestraffheit das Gesicht verhäßlichend (Abb. 134).

D i e H a u t: Die ostische Haut scheint dicker, schwerer zu sein, als die der anderen europäischen Rassen — sie s c h e i n t dicker zu sein; ob sie es ist, muß erst festgestellt werden. Jedenfalls gewinnt man den Eindruck einer minder belebten und minder durchbluteten Haut. Zum Unterschied von der Haut der anderen Rassen sieht ostische Haut oft wie abgestorben aus, auch in der Jugend. Sie ist wie die der Westrasse dunkler als die der Nordrasse, der Farbe nach aber mehr ins Gelbbräunliche, wenn nicht ins Gelbliche spielend. Selbst wenn sie ziemlich hell ist, fehlt ihr doch ganz das rötliche Durchscheinen des Blutes. Man hat immer das Gefühl — und selbst gegenüber der dunklen Haut der Westrasse — das Blut könne in der ostischen Haut nicht so weit nach außen dringen; daher der Eindruck des Abgestorbenen. Sommersprossen scheinen bei dieser Haut nicht vorzukommen, wohl aber kann sie bei Sonnenbestrahlung ziemlich dunkeln, jedoch anscheinend nicht so stark wie bei der dinarischen und westischen Rasse. Im Alter neigt die Haut im Gesicht sehr zu Runzelbildung, so sehr, daß die Runzeln und Falten oft fast ebenso stark sprechen wie die einzelnen, durch den Knochenbau bedingten Züge des Gesichts (Abb. 134). Der Hautgeruch der Ostrasse scheint eigenartig brandig und trocken, man könnte sagen: unfrisch zu sein.

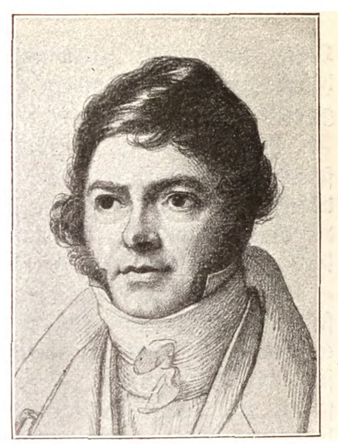
D a s H a a r: Die Körperbehaarung, vor allem auf Brust und Gliedmaßen, scheint bei der Ostrasse etwas stärker zu sein als bei der nordischen Rasse. (?) Das Haupthaar scheint ebenso reichlich zu sein, aber nicht so lang werden zu können. Der Bartwuchs ist geringer als bei der

139



139. Aus westfälischem Adel.
Vorwiegend ostisch.

140



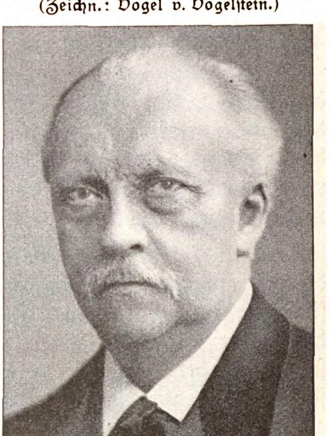
140. Frankreich (Provence). Champollion, Orientalist.
Vorwiegend ostisch — mit westischem Einschlag?
(Zeichn.: Vogel v. Vogelstein.)

141



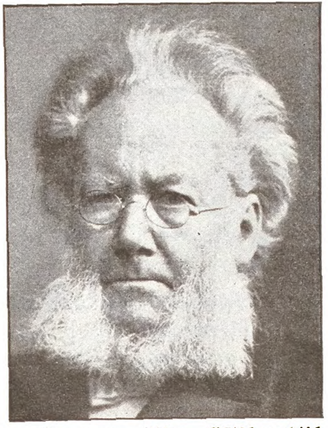
141. Rußland (Petersburg). Orlowsky, Maler.
A: blau. Vorwiegend ostisch mit nordischem Einschlag.
(Zeichn.: Vogel v. Vogelstein.)

142



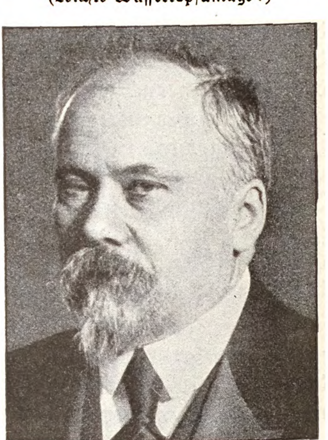
142. Potsdam. Helmholtz. Ostisch-nordisch.
(Leichte Wasserkopfanlage?)

143



143. Norwegen. Ibsen. Ostisch-nordisch.

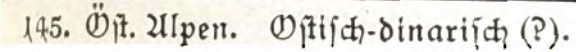
144



144. Frankreich. Poincaré. Ostisch-nordisch.

145





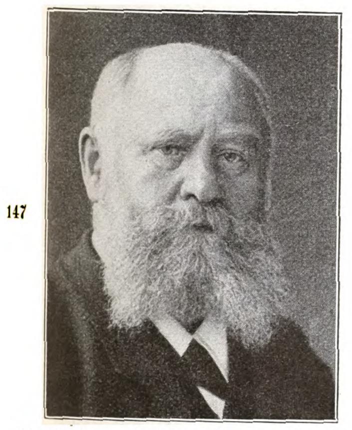
145. Öst. Alpen. Ostisch-dinarisch (?).

146



146. Deutschland. Vorwiegend ostisch. (Aufn.: Kupferstichkabinett Dresden.)

147



147. Thüringen. Ostisch mit stärkerem nordischem Einschlag. A: blau; H: blond.

148



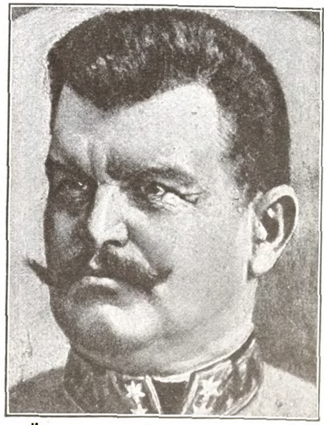
148. Amt Sinsheim (Baden). Vorwiegend ostisch mit nordischem Einschlag. (Aufn.: Mattern, Freibg.)

149



149. Sarntal (öst. Alpen). Ostisch-dinarisch. (Aufn.: Samml. Hofrat Toldt, Wien.)

150



150. Österr.-ungar. Heerführer d. Weltkriegs. Ostisch-dinarisch.

151 a



151 b



151 a. b. Fesselberg b. Bruneck (östr. Alpen). Ostisch-dinarisch. 15jährig.
(Aufn.: Frl. Huber; Verein f. österr. Volkskunde, Wien.)

152



152. Östr. Alpen. Vorwiegend ostisch (mit dinarischem Einschlag?) (Aufn.: Samml. Hofrat Toldt, Wien.)

153



153. Vorarlberg. Ostisch-dinarisch.
(Aufn.: Samml. Hofrat Toldt, Wien.)

154 a

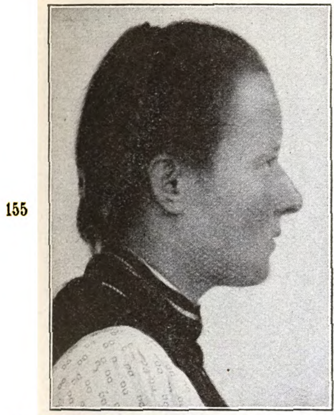




154 b

154 a, b. Antholz-Obertal (östr. Alpen). Ostisch-dinarisch. 17jährig.
(Aufn.: Frl. Huber; Verein f. österr. Volkskunde, Wien.)

155



155. Antholz-Obertal (östr. Alpen). Ostisch-dinarisch. 18jährig. (Aufn.: Frl. Huber; Verein f. österr. Volkskunde, Wien.)

156



156. Sachsen. Nordisch-ostisch (oder nordisch mit mongolischem Einschlag?). Rückgebildeter Epikanthus?

157



157. Sachsen. Ostisch-nordisch.

158



158. Dresden. Ostisch — mit mongolischem und nordischem Einschlag? (Aufn.: C. Ruf.) (Aus Baur-Fischer-Lenz. Grundriß I.)

159



159. Österr. Alpen. Ostisch-dinarisch. (Aufn.: Gratl, Innsbruck.)

160



160. Österr. Alpen. Vorwiegend ostisch. (Aufn.: Gratl, Innsbruck.)

161 a

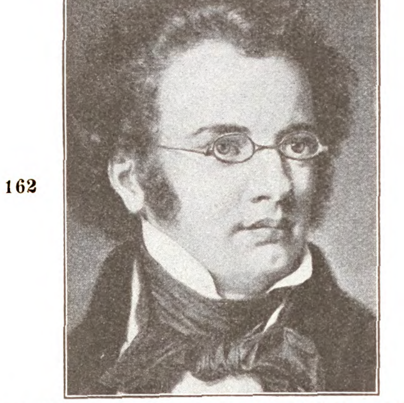


161 b



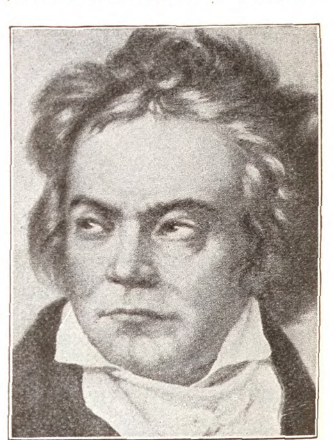
161 a, b. Eisleben. Martin Luther. Nordisch-ostisch. (Gemälde und Stich: Lukas Kranach.)

162



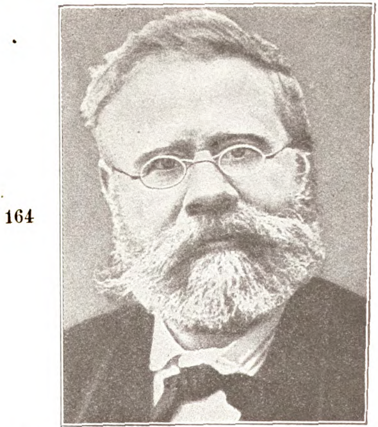
162. Lichtental b. Wien. F. Schubert. Ostisch-nordisch.

163



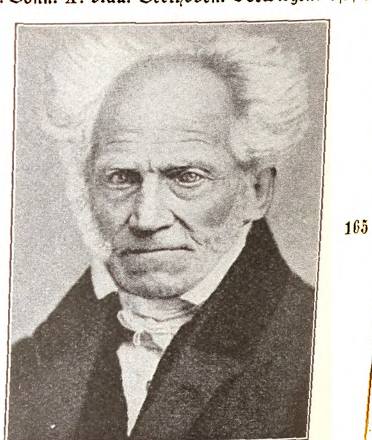
163. Bonn. A: blau. Beethoven. Vorwiegend ostisch.

164

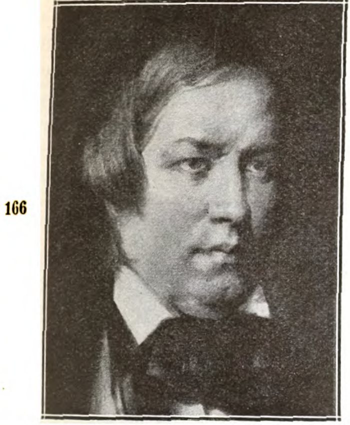


164. Mecklenburg. F. Reuter. Vorwiegend ostisch.
(Aus dem ‚Corpus Imaginum' der Photogr. Ges., Charlottenburg.)

165



165. Danzig. Schopenhauer. Nordisch-ostisch.
(A. d. ‚Corpus Imaginum' d. Photogr. Ges., Charlottenbg.)

166 

 167

166. Zwickau. R. Schumann. Ostisch-nordisch.

167. St. Leonhard (Passeiertal). Andreas Hofer. Dinarisch-nordisch-ostisch.

nordischen Rasse, oft sogar sehr dünn. Das Haar ist im Durchschnitt wahrscheinlich runder, jedenfalls dicker. Dem Gespinst nach ist es hart oder straff, wenn auch nicht so straff wie etwa bei den Mongolen. Es



Abb. 168. Renchtal (Baden). Vorwiegend ostisch. (Aufn.: Busam, Oberkirch.)

legt sich nicht so leicht der Kopfform an, läßt sich nicht so anliegend zum Scheitel legen und glattlegen. Seine Farbe ist braun oder schwarz. Ob das hin und wieder zu beobachtende eigenartig blauschwarze Haar auch noch der Ostrasse zugewiesen werden darf, scheint mir fraglich. Ich ver-

mute, daß blauschwarzes Haar auf einen Einschlag mongolischer (innerasiatischer) Rasse hinweist. Durch sein Gespinst ist das Haar der ostischen Rasse trotz der gleichen dunklen Farbe von dem Haar der Westrasse genau zu scheiden. Über seine Fettung liegen keine Untersuchungen vor. Es scheint dem Alter gegenüber beständiger zu sein; ich habe wenigstens bei ostischen Leuten auch im hohen Alter öfters dichtes Haar gefunden.



Abb. 169. Kinzigtal (Baden). Ostisch-nordisch (am meisten ostisch die Sitzende rechts).

D i e A u g e n f a r b e: Die Bindehaut ist gelblich getönt, die Regenbogenhaut ist braun. Doch ist das Braun in vielen Fällen kälter als das Braun westischer Augen; das Sammtige, Warme westischer Augen fehlt meistens. Ob sich dieser Zug als durchgehender Rassenzug aufstellen läßt, ist aber fraglich. Der Augenausdruck der Ostrasse ist durch die flachere, vielfach unklare Einbettung, sowie durch die engere und niedrigere Lidöffnung trotz gleicher Augenfarbe von dem der Westrasse sehr verschieden. Dort ist er heiter; hier eher mürrisch; dort ist er munter beobachtend, hier eher abgeschlossen dumpf und selbst bei klügerem Ausdruck nie eigentlich frisch.

8. Die körperlichen Merkmale der dinarischen Rasse.

Die Gestalt: Die dinarische Rasse ist hochgewachsen, so hoch gewachsen, daß ihr Gebiet auf der Karte der Verteilung der Körperhöhe in Europa mit dem nordrassischen Gebiet Schottlands zusammen die höchsten Zahlen zeigt. Das Mittel der Körperhöhe mag beim Mann etwa 1,74 m sein. Es ist sehr bezeichnend, daß das Gebiet verhältnismäßig





Abb. 170, 171, 172. Tirol. Dinarisch oder vorwiegend dinarisch.
(Aufn.: Gratl, Innsbruck.)

reinster dinarischer Rasse das einzige europäische Gebiet ist, in dem die Blonden bei Messung größerer Zahlen von Menschen nicht zugleich durchschnittlich die Größten sind. Die im dinarischen Reingebiet etwa noch vorkommenden Blonden sind ja wohl nur in den allerseltensten Fällen noch rein nordrassisch, allermeist sind es Mischlinge nordisch-ostischer Art; wohl meist mittelgroße, blonde Kurzköpfe. Die Verhältnisse des dinarischen Körperwuchses ähneln denen der Nordrasse; der Hals scheint kürzer oder dicker zu sein. Die Spannweite der Arme ist vielleicht geringer, was aber wahrscheinlich nicht auf eine schmälere Brust, sondern auf kürzere Arme zurückführt. Ich habe auf Abbildungen albanischer Krieger hin und wieder auffällig kurzarmige Menschen beobachtet. Die Körperfülle mag der der nordischen Rasse gleichstehen. Beide Rassen sind hoch und schlank gewachsen. — Ich habe bei dinarischen und vorwiegend dinarischen Menschen einen besonders flachen, dabei auffallend schmalen und langen Daumen-

nagel so häufig beobachtet, daß ich diesen Zug als ein Merkmal der dinarischen Rasse ansehen muß.

Der Schädel: Die dinarische Rasse ist kurzköpfig und schmalgesichtig. Die Längenbreitenzahl des Schädels beträgt im Mittel etwa 84—86; die Längenbreitenzahl des Gesichts etwa 92—95. Diese Zusammenstellung eines kurzen Kopfes mit einem schmalen Gesicht läßt jeden dinarischen Schädel sogleich als solchen erkennen. Die Schädelgestalt der dinarischen Rasse bedingt es, daß der an dinarische Kopfform nicht gewohnte Betrachter immer wieder den dinarischen Kopf als „Hochkopf" bezeichnet. Die Kurzköpfigkeit der ostischen und der dinarischen Rasse sind also sehr leicht voneinander zu unterscheiden. Die Längenbreitenzahlen (Indices) der Schädel der beiden Rassen stehen sich nahe, aber diese Zahlen sagen ja über die Formverhältnisse eines Schädels verhältnismäßig wenig aus. Würde man mehr auf die Form des Schädels achten und die Bezeichnungen besser der jeweiligen Form anpassen, so müßte man den dinarischen Kopf als „Kurzkopf", den ostischen als „Breitkopf" oder „Rundkopf" bezeichnen. Im Falle der dinarischen Rasse ist die hohe Längenbreitenzahl des Kopfes durch dessen Kürze bedingt: der Hinterkopf wölbt sich gar nicht über den Nacken hinaus, so daß er hinten wie abgehackt aussieht.



Abb. 173. Vorarlberg.
Mann dinarisch, Frau dinarisch-ostisch.
(Aufn.: Gnädinger, Feldkirch.)

Im Falle der ostischen Rasse hingegen ist die hohe Längenbreitenzahl des Kopfes dadurch bedingt, daß der Kopf fast kugelig gebildet ist, somit nicht eigentlich kurz genannt werden kann, sondern breit oder rund genannt werden müßte. Die ostische Rasse hat den breitgesichtigen Rundkopf, die dinarische den schmalgesichtigen Kurzkopf, der als „Hochkopf" wirkt. (Die Wissenschaft wird darnach streben müssen, ihre Schädelformbezeichnungen nicht nur nach den gefundenen Verhältniszahlen, sondern auch zugleich nach den Formverhältnissen der Schädel zu wählen)[1].

[1]) Vorschläge zu feineren Unterscheidungen der Bezeichnung werden daher immer wieder gemacht werden; neuerdings hat Szombathy solche erbracht in seinem sehr beachtenswerten Aufsatz „Über relative Schädelmaße und ihre Anwendung". (Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft, Wien, 3. Folge Bd. 18.)

Ein etwa gefundenes dinarisches Knochengerüst wäre trotz seines hohen Wuchses durch seine Schädelform von einem nordischen gleich zu unterscheiden. Ein etwa gefundener dinarischer Schädel wäre durch seine Schmalgesichtigkeit, durch sein steil abfallendes Hinterhaupt, durch den Bau des Nasenbeins von einem ostischen Schädel gleich zu unterscheiden, wenn



Abb. 174. Dinarischer Schädel. Sch: 84,02; G: 100,81. Aus der Schädelsammlung des Naturhistorischen Museums Wien. (Aufn.: stud. phil. Wastl.)



Abb. 175. Dinarischer Schädel. Sch: 86,93; G: 90,51. Aus der Schädelsammlung des Naturhistorischen Museums Wien. (Aufn.: stud. phil. Wastl.)

auch die Messung eine ebenso hohe Längenbreitenzahl des Schädels ergäbe, wie sie für die ostische Rasse kennzeichnend ist.

Die Schmalgesichtigkeit des dinarischen Schädels setzt sich bei diesem nicht (wie beim nordischen und westischen Schädel) in eine schmale Stirn fort. Die dinarische Stirn ist verhältnismäßig etwas breiter als die nordische. Überhaupt ist der Schädelteil über den Augen im Vergleich zum nordischen Schädel breiter gebildet. Über der Augen- und Ohrenhöhe erweitert sich der dinarische Schädel etwas, während sich bei der nordischen und westischen Rasse die Schmalgesichtigkeit in die schmale Stirn und das schmalgebaute Schädeldach hinein fortsetzt.

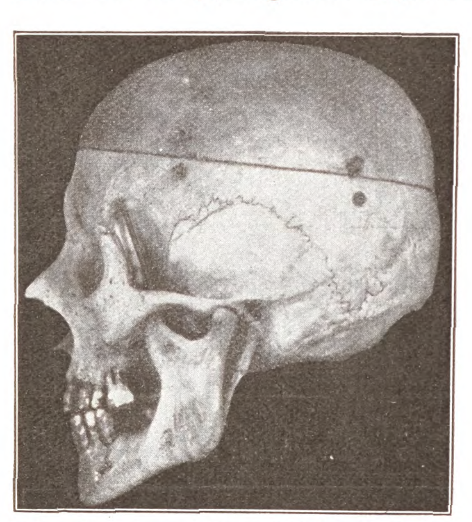


Abb. 176. Dinarischer Schädel mit besonders starker dinarischer Nase und besonders steilem Hinterhaupt. Sch: 84,21; G: 100,81. Aus der Schädelsammlung des Naturhistorischen Museums Wien.
(Aufn.: stud. phil. Wastl.)

In der Seitenansicht sieht der dinarische Kopf „hoch" aus. Dieser Zug ist bedingt durch das lange Gesicht einerseits, durch den kurzen Kopf andererseits. Der Kopf sieht oft aus, als ob er von einer Senkrechten, die in der Verlängerung des Nackens aufsteigt, nach vorn hinausgebaut wäre. Das Hinterhaupt fällt steil vom Scheitel zum Nacken ab. Das dinarische Hinterhauptsbein ist also flach, der dinarische Schädel flachhinterhäuptig oder steilhinterhäuptig. Man hat die Schädel mit hoher Längerbreitenzahl, die man im Alpengebiet vorfand, in zwei Arten eingeteilt: In die flachhinterhäuptigen (planoccipitalen) und die gebogen-hinterhäuptigen (curvoccipitalen); so Toldt in seiner Arbeit, „Zur Somatologie der Tiroler" [1]). Das erstere sind die dinarischen Kurzschädel, das letztere die ostischen Rundschädel. — Teilt man den dinarischen Schädel in seiner Seitenansicht durch eine Senkrechte, die durch die Mitte des Gehörgangs läuft, in einen Abschnitt vor den Ohren und einen Abschnitt hinter den Ohren (vgl. S. 45 u. S. 86), so zeigt sich eine besondere Kürze des Abschnitts hinter den Ohren, die beim dinarischen Schädel wohl noch betonter ist als beim ostischen. Das Hinterhauptsbein zeigt am Schädel einen ziemlich starken Hinterhauptshöcker (vgl. S. 45), den man am Kopf des Lebenden durchtasten kann und der sich bei der dinarischen Rasse, wie ich an Schädeln feststellen konnte, anscheinend öfters zu einem kleinen abstehenden Zäpfchen auszubilden scheint [2]).

[1]) Mitteilungen d. Anthropologischen Gesellschaft, Wien, Bd. 24, Sitzungsberichte.
[2]) Nach meiner Erfahrung werden gelegentlich sog. Turmschädel, also

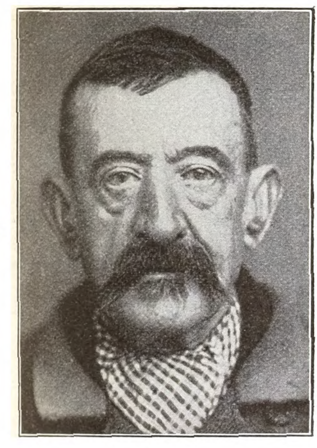
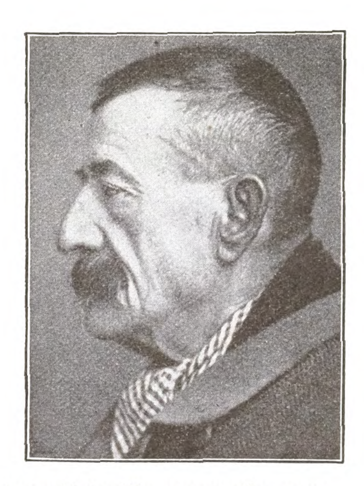
177a   177b

Abb. 177 a, b. Wien; vorwiegend dinarisch; K: 85,50; G: 91,04 (bei Zahnverlust), 75 jährig; A: braun mit trübblauem äußerem Ring.

Der Gesichtsschnitt, den die Seitenansicht zeigt, unterscheidet sich klar vom Gesichtsschnitt der andern Rassen. Die Stirn ist nicht zurückgewölbt wie bei der ostischen Rasse, sondern mehr flächig zurückgeneigt wie bei der nordischen, meist jedoch nicht so weit zurückgeneigt wie bei dieser, sondern mehr aufgerichtet, weswegen sie oft eigentümlich hoch wirkt. Sie ist übrigens in vielen Fällen wirklich verhältnismäßig höher als bei den anderen Rassen (vgl. Abb. 192, 205). Die Überaugenwülste sind mäßig ausgebildet, scheinbar selten so stark, wie dies öfters bei der nordischen Rasse der Fall ist. Die dinarischen Überaugenwülste zeigen aber ihrer Lage und Form nach zwar weniger augenfällige, aber doch merkliche Verschiedenheiten von denen der nordischen Rasse. Bei der nordischen Rasse zeigen sich die Überaugenwülste als wellig verlaufende Vorsprünge, die über den Augenbrauen sitzen. Bei der dinarischen Rasse springen die Überaugenwülste mit einer mehr einwärts gebogenen Linie vor, sodaß die höchste Erhebung der Wülste oft gratartig aussieht, und sehr oft sitzen die Wülste so tief auf dem Stirnbein auf, daß die Augenbrauen auf dem Grat der Wülste oder nur wenig tiefer verlaufen. Da zudem die Behaarung der Augenbrauen meist dicht und stark ist, so entsteht bei vielen dinarischen Gesichtern ein besonders kennzeichnender Ausdruck.

Das Auge liegt nach hinten eingebettet. Die Nase springt mit hoher Nasenwurzel und starkem Bogen in ihrem Knochenteil kräftig nach vorn

---

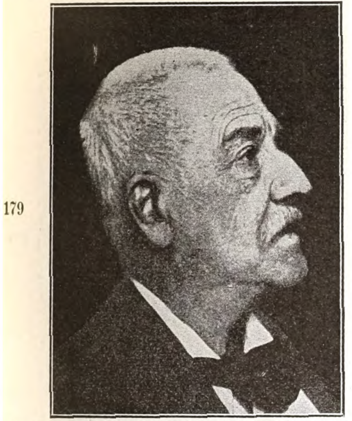
Schädelformen, die man als krankhaft bezeichnen kann, mit dinarischen Schädeln verwechselt, da sie manchmal Ähnlichkeiten der Form zeigen. Bei „Turmschädeln" handelt es sich um Schädelumbildungen durch zu frühen Verschluß (Obliteration, Synostose) der Naht zwischen Stirnbein und Scheitelbeinen, wonach dann das wachsende Gehirn, sich weitere Ausdehnung verschaffend, andere Schädelnähte sich erst desto später schließen läßt. (Hierüber siehe Mollison „Allgemeine Anthropologie" im Band „Anthropologie" [Kultur der Gegenwart, Teil III, Abt. V].)



Abb. 178. Tirol. Dinarisch und vorwiegend dinarisch. (Aufn.: Gratl, Innsbruck.)

und biegt sich vom Knorpelteil an mehr nach unten, oft geradezu mit einem scharfen Winkel (vgl. Abb. 184). Kennzeichnend für die starke dinarische Nase — sie ist, zugleich mit der Nase der vorderasiatischen Rasse, die stärkste Nase, die überhaupt unter den Rassen der Erde vorkommt — ist, daß man in der Seitenansicht die Nasenscheidewand (das septum) sieht oder doch, daß man viel mehr von der Nasenscheidewand sieht als bei den anderen europäischen Rassen. Diese reicht etwas tiefer hinab als die Nasenflügel und zieht sich von der Nasenspitze zur Oberlippe hin weniger in einer fast geraden Linie wie bei den anderen Rassen als in einem nach unten gebogenen Verlauf. Der Mund ist derb gezeichnet, die Lippen nicht etwa wulstig, aber doch dicker und breiter als bei den anderen europäischen Rassen. Der Unterkiefer mit dem Kinn zeigt, daß das Schmalgesicht der dinarischen Rasse vor allem auch dadurch bedingt ist, daß der Unterkiefer in seiner vorderen Höhenerstreckung vom untersten Punkt des Kinns bis zur Mitte der unteren Zahnreihe (von gnathion bis infradentale) besonders hoch gebaut ist. Dieser Zug des derb gebauten hohen Kinnstücks des Unterkiefers unterscheidet das Schmalgesicht der dinarischen Rasse vom Schmalgesicht der nordischen Rasse ebensosehr, wie die steilere Stirn und die Nasenform der dinarischen Rasse sich von Stirn- und Nasenform der nordischen Rasse unterscheiden. Der

179



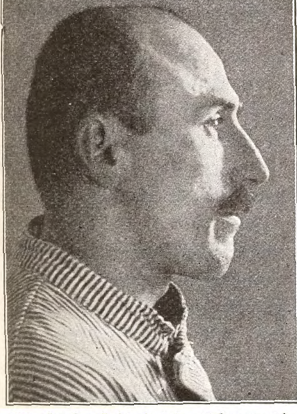
179. Basel. J. Burckhardt, Kulturhistoriker. Dinarisch.

180



180. Österr.-ung. Heerführer. Dinarisch.

181



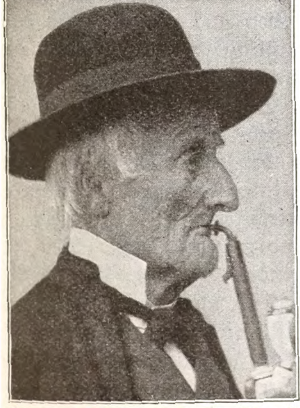
181. Freudenstadt (wttbg. Schwarzw.). Dinarisch. Stirnhöcker gut sichtbar. (Aufn.: Mattern, Freibg.)

182



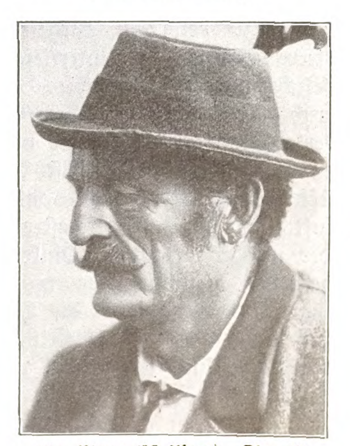
182. Kinzigtal (Baden). Dinarisch. (Aufn.: Ruf, Freibg.)

183



183. Amt Offenburg (Baden). Dinarisch oder vorwiegend dinarisch. (Aufn : Ruf, Freibg.)

184



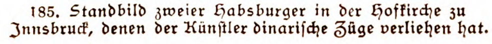
184. Ritten (öst. Alpen). Dinarisch. (Aufn.: Samml. Hofrat Toldt, Wien.)

185





186



185. Standbild zweier Habsburger in der Hofkirche zu Innsbruck, denen der Künstler dinarische Züge verliehen hat.

186. Kaiser Maximilian I. 1459—1519. (Gemälde von Dürer). Nordisch-dinarisch. (A: blau.)

dinarischen Rasse eigen ist ferner eine Bildung des Unterkiefers und der Weichteile von Unterlippe und Kinn, die oft den Eindruck macht, als ob durch die unteren Schneidezähne die Unterlippe schief nach außen vorgeschoben würde. Durch den Knochenbau des Unterkiefers scheint dieser Zug weniger bedingt zu sein (?), vielmehr scheinen die Weichteile der Unterlippe dicker zu sein als bei den andern europäischen Rassen. Bei der dinarischen Rasse entsteht auch nicht über dem Kinn und unter der Unterlippe jene gerundete Einbuchtung, die bei der nordischen Rasse oft so ausgeprägt ist, vielmehr zieht sich die Linie des Gesichtsschnitts bei der dinarischen Rasse in fast geradem Verlauf bis zu dem innersten Punkt, von dem aus dann das Kinn wieder vorspringt. Oft neigen Mund und Kinn bei dinarischen Menschen zu der Form, die im Geschlecht der Habsburger erblich ist. Der „habsburgische Unterkiefer" und die „habsburgische Unterlippe" scheinen mir wenigstens zum Teil durch dinarisches Blut bedingt zu sein (Abb. 185, 186, 232). Der dinarische Unterkiefer trägt durch seinen Bau dazu bei, dem ganzen Gesicht einen derben Ausdruck zu geben. Öfters erscheint der Unterkiefer wie vorgeschoben und verleiht dann dem Gesicht fast etwas Rohes. Die untere Umrißlinie des Unterkiefers, die durch die Weichteile der Wange hindurch erkenntlich ist, zeigt einen anderen Verlauf, als z. B. bei der nordischen Rasse. Bei dieser führt die (durch den sog. aufsteigenden Ast des Unterkiefers gebildete) Linie des Unterkiefers erst ziemlich steil vom Ohr her nach abwärts, bildet dann (beim Auftreffen des Unterkieferastes auf den sogen. Unterkieferkörper) einen mehr oder minder betonten Winkel (den sog. Unterkieferwinkel) und zieht in weiterem, ziemlich geradem Verlauf nach vorn zum Kinn. Bei der dinarischen Rasse führt die Linie des aufsteigenden Astes des Unterkiefers vom Ohr aus nicht so steil hinab, sondern gleich mehr nach vorwärts, sodaß der Unterkieferwinkel weniger betont ist, vielmehr oft gerade der Eindruck entsteht, als nähme der Unterkiefer von der Ohrgegend bis zum Kinn einen fast geraden, nur wenig gebogenen Verlauf. Die abwärts

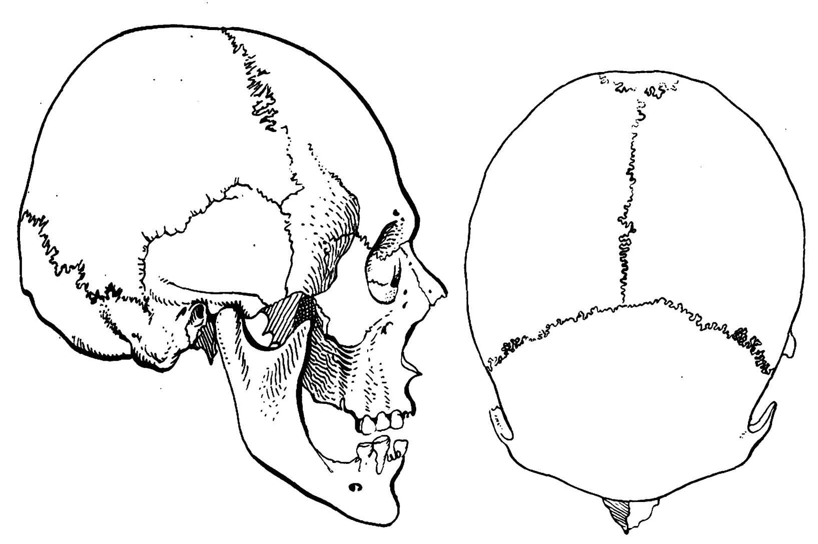


Abb. 187. Schädel aus einem alten Grab in Grenchen (Schweiz), im Museum zu Solothurn befindlich. (Nach His-Rütimeyer, Cranica helvetica.) Vorwiegend dinarisch mit nordischem Einschlag, zeigt die starke dinarische Nase und den bei der dinarischen Rasse anscheinend auch in jugendlicherem Alter häufigeren gestreckteren Verlauf des Unterkiefers mit wenig betontem, stumpfem Unterkieferwinkel.

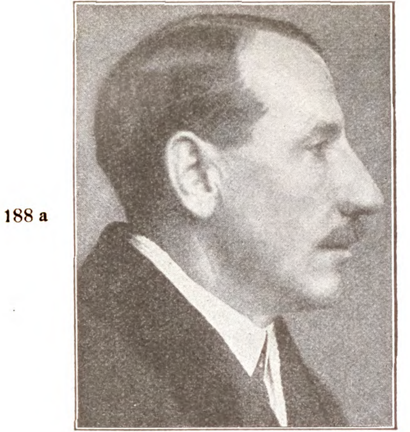
führende hintere Linie des Unterkieferastes ist minder steil als bei der nordischen Rasse, die vorwärtsführende vordere Linie anscheinend steiler nach vorn abwärts geneigt als bei dieser; der Unterkieferwinkel, in dem sich beide Linien treffen, daher bei der dinarischen Rasse stumpfer. Gerade dieser gestrecktere Verlauf des unteren Unterkieferumrisses [1]) bedingt den derben Ausdruck des dinarischen Gesichts (Abb. 181 u. 187). Es scheint häufig vorzukommen, daß sich der Unterkieferkörper etwa in der Mitte zwischen dem Unterkieferwinkel und dem vordersten Punkt des Kinns noch einmal besonders nach unten senkt, wodurch dann ein besonders hohes Kinn entsteht [2]).

Die Vorderansicht vermittelt ebenfalls den Eindruck der Derbheit. Zunächst fällt wieder die Länge des Gesichts auf — man würde vielleicht das nordische Gesicht eher „schmal", das dinarische eher „lang" nennen. Die flächige, gegenüber der Nordrasse verhältnismäßig etwas breitere und weniger nach hinten geneigte Stirn, die oft eigentümlich

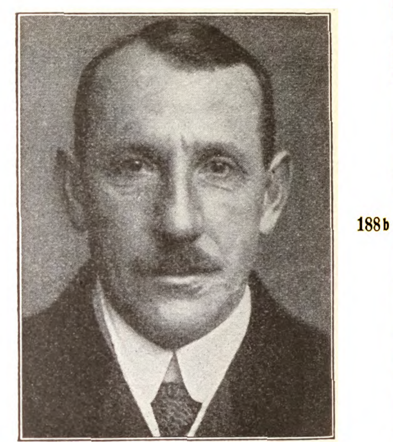
[1]) Eine solche Streckung des Unterkiefers kommt als Alterserscheinung bei allen Rassen vor; bei der dinarischen scheint sie Rassenerscheinung zu sein.

[2]) Als arteigene Kopfbedeckung der dinarischen Rasse könnte man den österreichischen Tschako bezeichnen. Bei österreichischen Bahnbeamten ist mir oft aufgefallen, wie in Seitenansicht die Linie des steilen dinarischen Hinterhaupts sich fortsetzt in den aufsteigenden Tschako, wie dann über den Augen durch den abstehenden Schild des Tschakos die herausspringende dinarische Nase gleichsam künstlerisch vorbereitet wird. Den Tschakoköpfen stehen auch nicht-einheimische Kopfbedeckungen nicht.

188 a

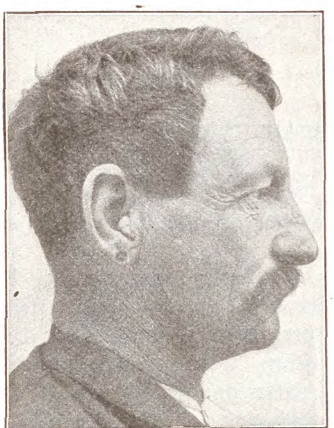


188 b

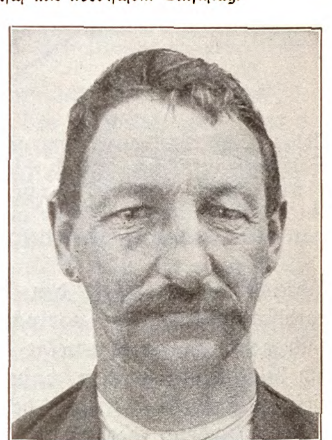


188 a, b. Linz (Oberösterr.) Vorwiegend dinarisch mit nordischem Einschlag.

189 a



189 b



189 a, b. Oberpinzgau (öst. Alpen). Vorwiegend dinarisch mit nordischem Einschlag. (A: grau.)
(Aufn.: Frl. Huber; Anthropol. Inst., Wien.)

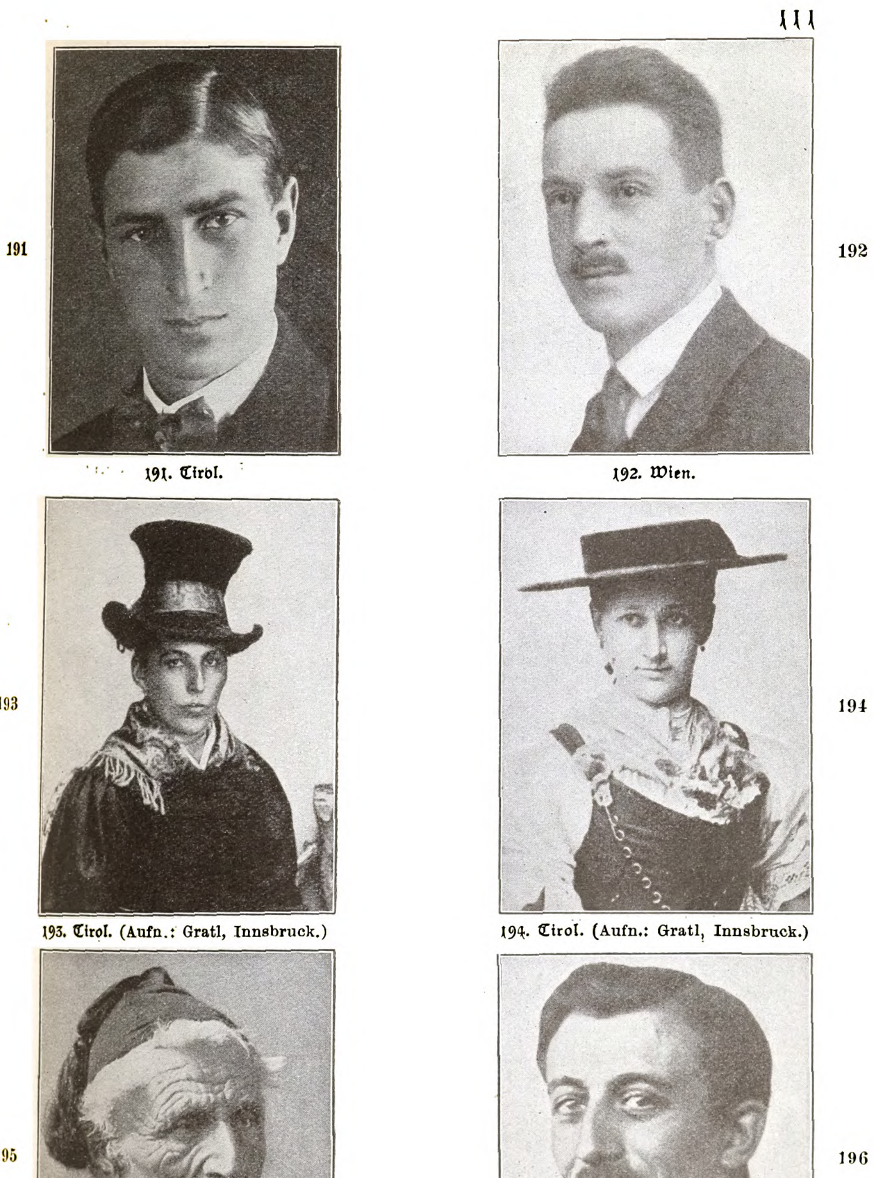
190 a



190 b



190 a, b. St. Johann (Tirol). Vorwiegend dinarisch. Ehefrau des obigen.
(Aufn.: Frl. Huber; Anthropol. Inst., Wien.)



191. Tirol.

192. Wien.

193. Tirol. (Aufn.: Gratl, Innsbruck.)

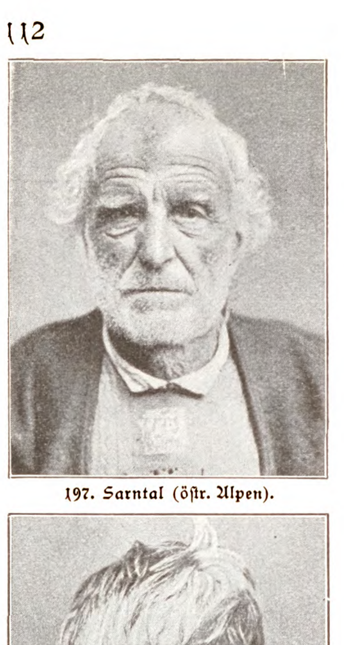
194. Tirol. (Aufn.: Gratl, Innsbruck.)

195. Mellau (Tirol). (Aufn.: Samml. Hofrat Toldt, Wien.)

196. Wien.

Dinarisch oder vorwiegend dinarisch.

197



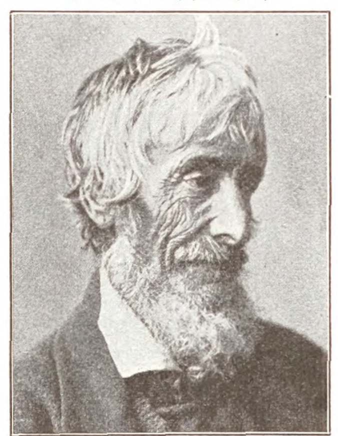
197. Sarntal (östr. Alpen).

198



198. Eggental (östr. Alpen).

199



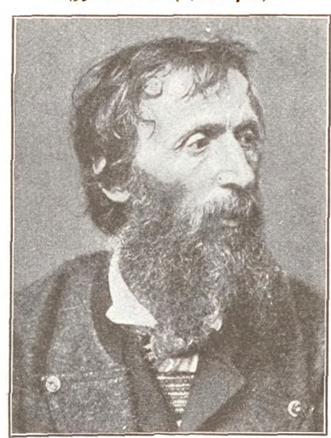
199. Mölltal (östr. Alpen).

200



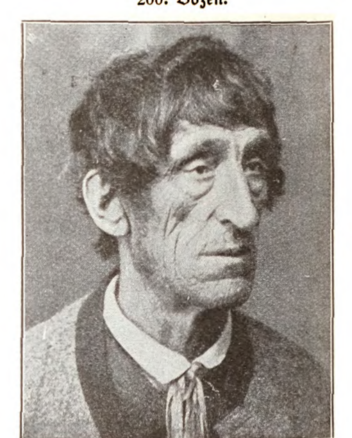
200. Bozen.

201



201. Eseltal (östr. Alpen).

202

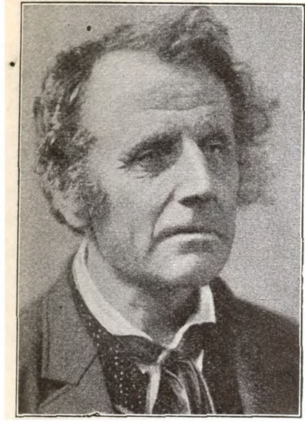


202. Eseltal (östr. Alpen).

(Aufnahmen der Sammlung Hofrat Toldt, Wien.)

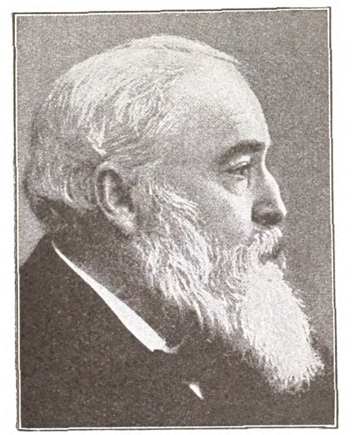
Dinarisch und vorwiegend dinarisch.

203



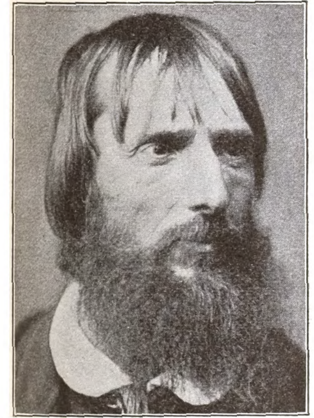
203. Mellau (Tirol). Dinarisch.
(Aufn.: Samml. Hofrat Toldt, Wien.)

204



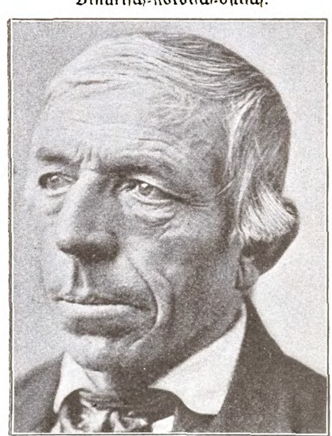
204. Südl. Schwarzwald.
Dinarisch-nordisch-ostisch.

205



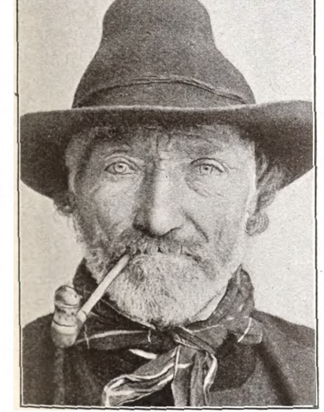
205. Umgebung von Linz (Oberösterr.) Dinarisch.
(Aufn.: Samml. Hofrat Toldt, Wien.)

206



206. Umgebung von Bozen. Dinarisch.
(Aufn.: Samml. Hofrat Toldt, Wien.)

207



207. Umgebung von Meran. Dinarisch-nordisch.
(Aufn.: Samml. Hofrat Toldt, Wien.)

208



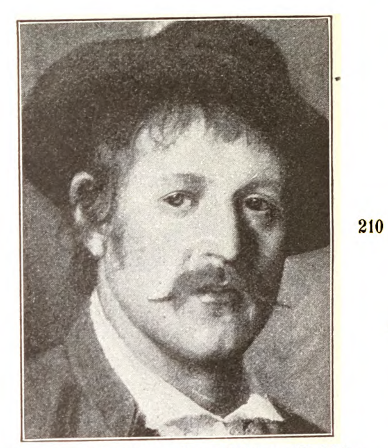
208. Wien. Dinarisch-nordisch.

209



209. Wien. Vorwiegend dinarisch.

210



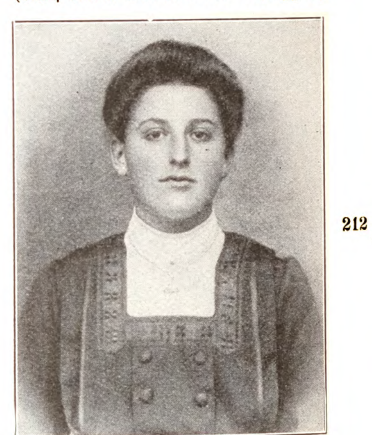
210. Tirol. Dinarisch mit nordischem Einschlag. (Nach einem Gemälde von Defregger.)

211



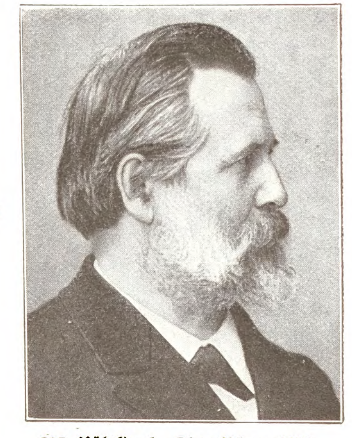
211. Tirol. Dinarisch.

212



212. Tirol. Dinarisch.

213



213. Böhtlingk. Dinarisch=nordisch.

214



214. Säckingen a. Rh. Dinarisch-ostisch. (Aufn.: Gersbach, Säckingen.)

hoch ist, weist bezeichnende Merkmale auf. Für die dinarische Rasse ist nämlich ein Fortbestehen der Stirnhöcker über das Kindesalter hinaus kennzeichnend. Beim kindlichen Schädel aller Rassen machen sich auf der Stirn zwei Höcker bemerkbar, die etwa gleich weit von der senkrechten Mittelschnittebene entfernt in der oberen Stirnhälfte etwa über der Augenmitte oder etwas mehr nach innen zu liegen. Die Stirnhöcker schwinden bei den anderen europäischen Rassen meist mit dem Kindesalter, bleiben jedoch bei der dinarischen Rasse ziemlich deutlich erhalten und sind bei seitlichem Auftreffen des Lichts sogleich ersichtlich. Eine weitere Eigentümlichkeit, die ich an dinarischen Schädeln und Köpfen öfters beobachtet habe, ist eine kleine Erhebung, die senkrecht in der Stirnmitte herabzieht und beim Lebenden nur noch durchzutasten ist. Beim Kind ist ja das Stirnbein noch in zwei Hälften geteilt, sodaß eine Knochennaht durch die Stirnmitte herabführt. Diese Naht schließt sich meist im 1. oder 2. Lebensjahr und verwächst dann spurlos; in einzelnen Fällen (in Europa bis zu 12%) bleibt sie bestehen und kennzeichnet dann die „Kreuzschädel" genannten Schädel, welche die Wissenschaft metopisch nennt (Abb. 97). Bei der dinarischen Rasse scheint die bezeichnete Naht sehr oft unter Verdickung zu verwachsen, sodaß diese Nahtverdickung am Schädel gut erkennbar und beim Lebenden meist zu ertasten ist. Auch in nordisch-dinarischer Mischung scheint diese Nahtverdickung ebenso wie das Fortbestehen der Stirnhöcker immer wieder aufzutreten. (Ich fand beides z. B. auch bei dem Wiener Abb. 32).

Die Augenbrauen zeigen einen wenig gebogenen Verlauf. Die Augen wirken „groß" d. h. sie haben eine weite und hohe Lidspalte und unterscheiden sich dadurch auf den ersten Blick von den „kleinen" Augen der Ostrasse. Die Jochbeine (Backenknochen) fallen gar nicht auf, ebensowenig die Jochbogen. Die Jochbeine sind mit ihren Wangenflächen wie bei der nordischen und westischen Rasse nach abwärts gerichtet, auch die Jochbogen tragen durch ihren wenig ausgebogenen Verlauf zur Schmalheit des Gesichtes bei. Die Nase tritt mit hoher Nasenwurzel ziemlich schmal hervor, wird aber vom Knorpelteil ab nach unten zu fleischiger und trägt so wieder zu dem derben Ausdruck des Gesichts bei. Sie endet oft ziemlich dick. In ihrer Länge (Höhe) mag sie die nordische Nase eher übertreffen. Wenn die Nase eines vorwiegend dinarischen Menschen auch im unteren Teil schmal verbleibt, darf wohl meist an nordische Beimischung gedacht werden. Eine Eigentümlichkeit der dinarischen Rasse scheint mir das ziemlich häufige Auftreten unebenmäßiger (asymmetrischer), schiefer Nasen (Abb. 200, 220). Die Lippen zeigen sich auch in der Vorderansicht ziemlich dick; sie sind, wenn auch nicht wulstig, so doch in ihrem roten Schleimhautteil breit; breit vor allem im Gegensatz zu den oft sehr schmalen Lippen der Nordrasse. Der Kinnteil des Unterkiefers zeigt auch in der Vorderansicht seine eigentümliche Höhe (Abb. 196, 211). Das Kinn ist dabei ziemlich breit und rund gebaut; es wirkt, wie auch in der Seitenansicht, oft auffallend „schwer" und im Verhältnis zum Kinn der Nordrasse unfein, derb, ja in einigen Fällen roh. Die untere Gesichtshälfte erhält ihren schweren, derben Ausdruck aber auch dadurch, daß der Unter-

215



215. Wetzlar. Vorwiegend dinarisch.
(Aufn.: Kupferstichkab. Dresden.)

216

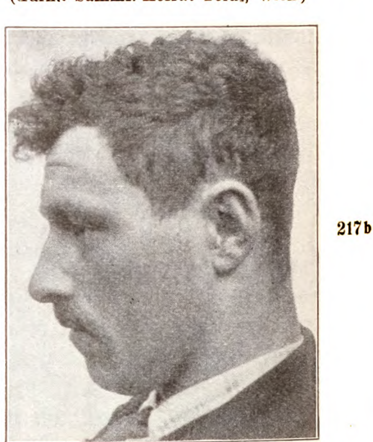


216. St. Vigil, Hellberg. Dinarisch-ostisch-nordisch (?)
(Aufn.: Samml. Hofrat Toldt, Wien.)

217 a

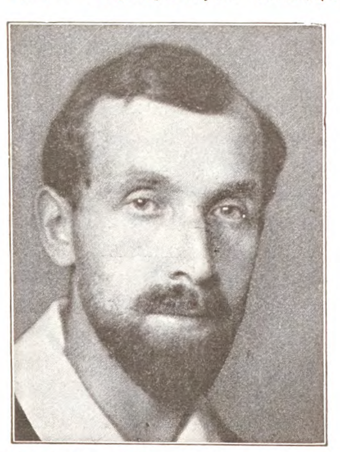


217 b



217 a, b. Salzburger Alpen. Dinarisch-ostisch? (Aufn.: Frl. Huber; Anthropol. Institut, Wien.)

218



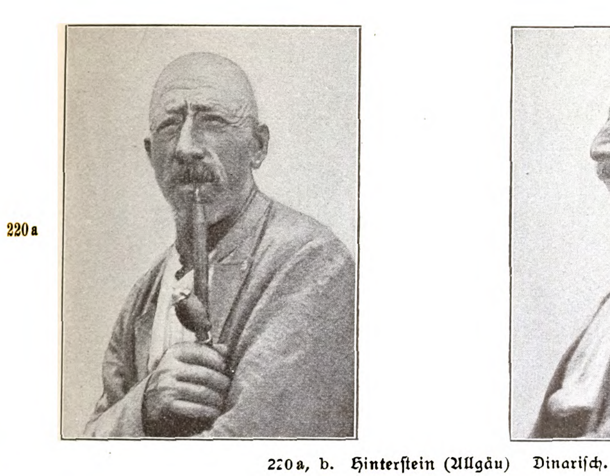
218. Freiburg i. Br. Dinarisch-nordisch.

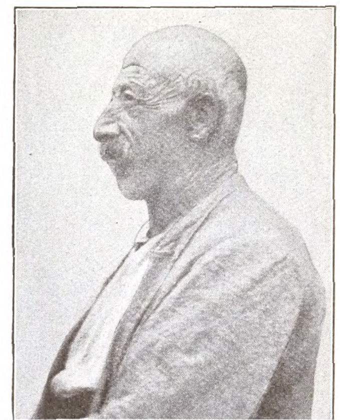
219



219. Wien. Vorwiegend dinarisch.

220 a





220 b

220 a, b. Hinterstein (Allgäu) Dinarisch.

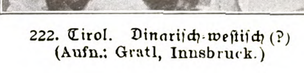
221





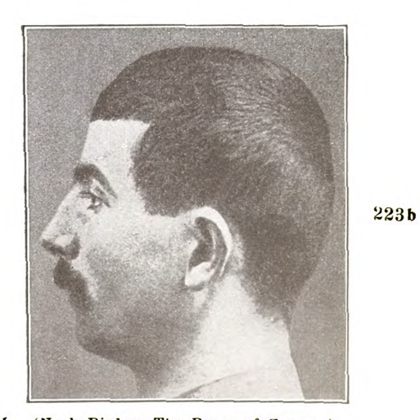
222

221. Tirol. Dinarisch-ostisch.



222. Tirol. Dinarisch-westisch (?)
(Aufn.: Gratl, Innsbruck.)

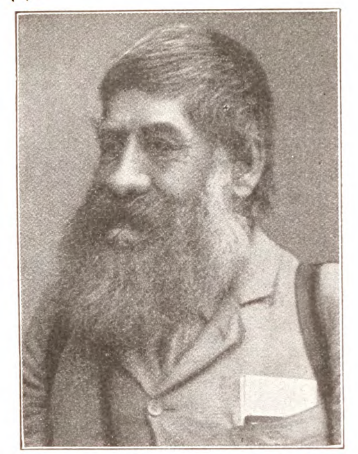
223 a



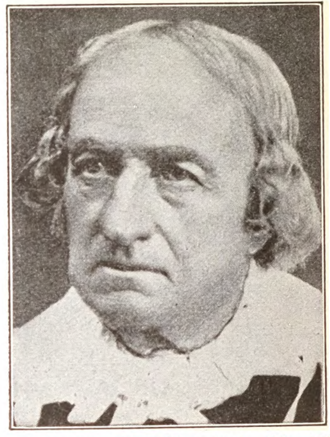
223 b

223 a, b. Südwestfrankreich (Landes). Dinarisch-ostisch. (Nach Ripley, The Races of Europa.)

224



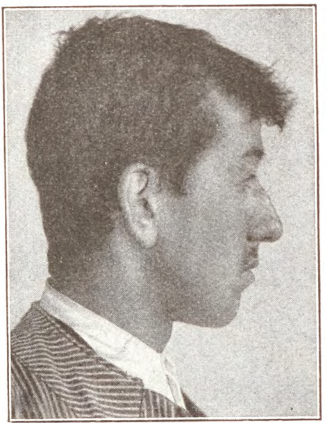
225



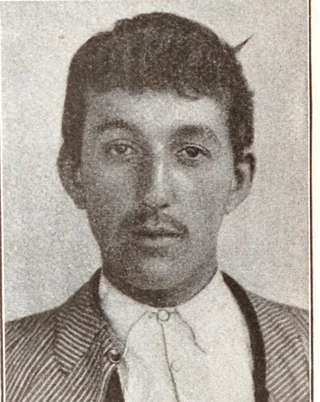
224. Hotzenwald (Südbaden). Vorwiegend dinarisch mit ostischem Einschlag. (Aufn.: Gersbach, Säckingen).

225. Hotzenwald (südl. Baden). Dinarisch. (Aufn.: Gersbach, Säckingen).

226 a



226 b

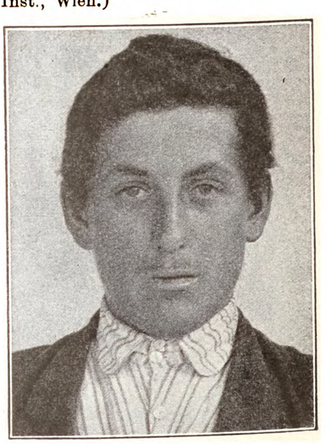


226 a, b. Antholz-Mittertal. Vorwiegend dinarisch mit westischem (?) Einschlag. (Aufn.: Frl. Huber; Anthropol. Inst., Wien.)

227 a



227 b



227 a, b. Antholz-Mittertal. Bruder des obigen. Dinarisch-nordisch. A: blau. (Aufn.: Frl. Huber; Anthropol. Inst., Wien.)

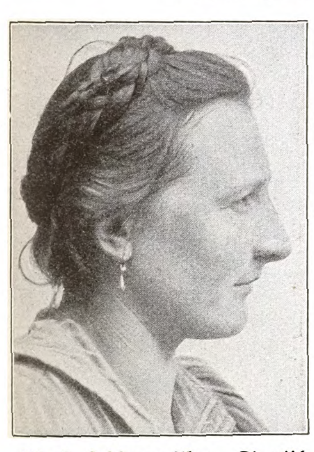


228 a



228 b

228 a, b. Österreichische Alpen. Dinarisch-nordisch.

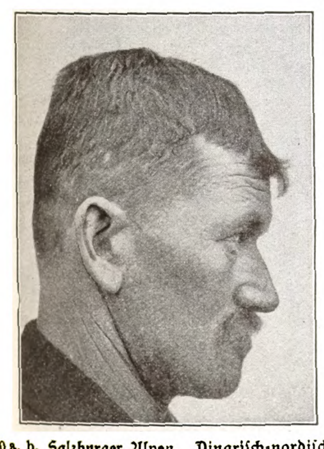


229 a

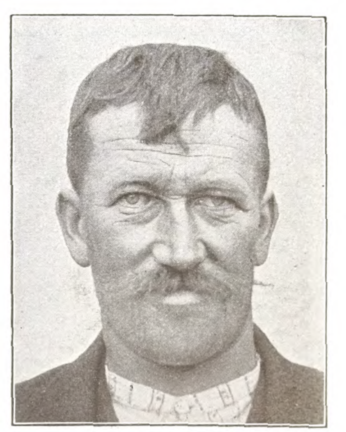


229 b

229 a, b. Salzburger Alpen. Dinarisch-nordisch. (Aufn.: Frl. Huber; Anthr. Institut, Wien.)



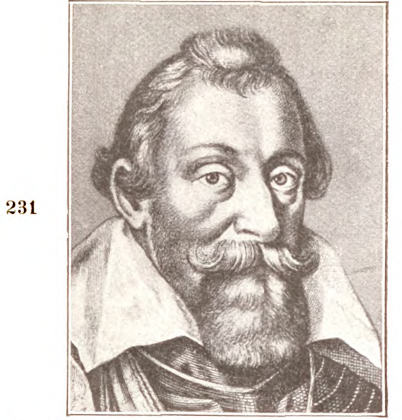
230 a



230 b

230 a, b. Salzburger Alpen. Dinarisch-nordisch-(ostisch). (Aufn.: Frl. Huber; Anthropol. Institut, Wien.)

231



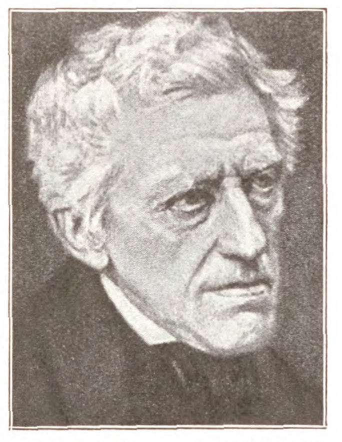
231. Kurfürst Maximilian I. von Bayern. 1573—1651. Dinarisch-nordisch.

232



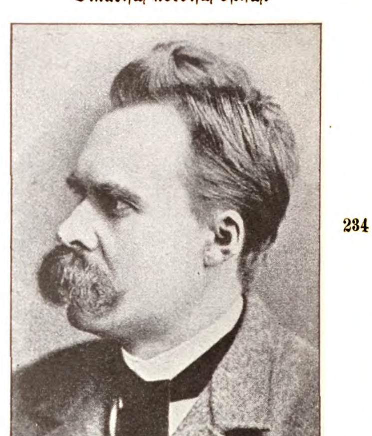
232. Kaiser Rudolf II. 1552—1612. Dinarisch-nordisch-ostisch.

233



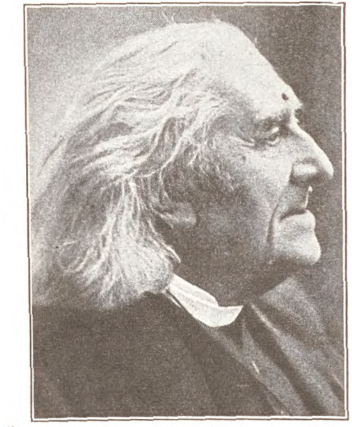
233. Wien. Grillparzer, nordisch-dinarisch.

234



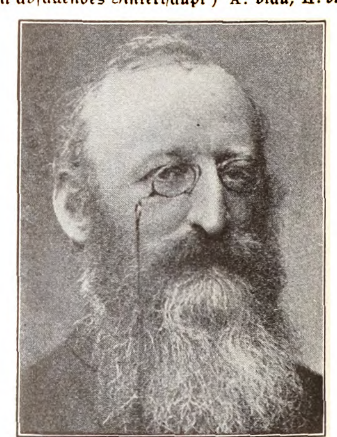
234. Röcken b. Lützen (Prov. Sachsen). Nietzsche. Nordisch-dinarisch. (Steil abfallendes Hinterhaupt) A: blau, H: blond.

235

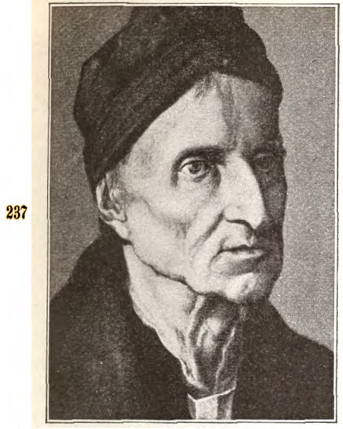


235. Ödenburg (Burgenland). Liszt. Nordisch-dinarisch.

236



236. Wien. Anzengruber. Dinarisch-nordisch.



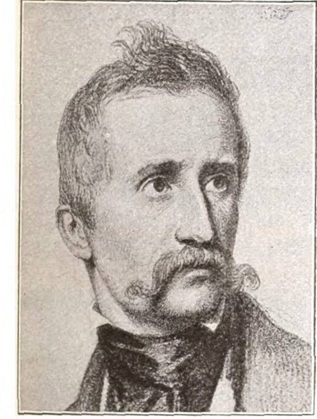
237

237. Nürnberg. Michael Wohlgemuth, Maler. Vorwiegend dinarisch. (Gemälde: Dürer.)



238

238. Holland. Johann von Wit, Staatsmann. Dinarisch-nordisch. (Stich: Blooteling.)



239

239. Oberbayern. F. Hanfstaengl, Kupferstecher. Dinarisch-nordisch. (Zeichn.: Vogel v. Vogelstein.)



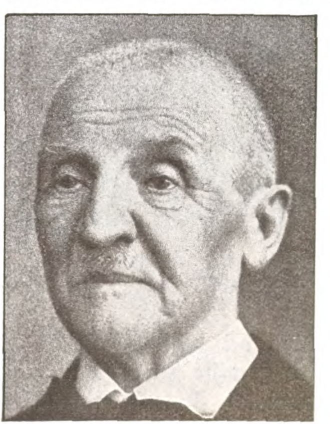
240

240. Österreich. Freiherr von Augustin. Dinarisch-nordisch. (Steindruck: Kriehuber.)



241

241. Eutin (aber österr. Abstammung). K. M. v. Weber. Vorwiegend dinarisch.



242

242. Ansfelden (Oberösterr.) A. Bruckner. Dinarisch-nordisch. A: blau; H: blond; ausladendes Hinterhaupt.

kiefer überhaupt verhältnismäßig breiter gebaut ist, wenigstens breiter als bei der nordischen oder westischen Rasse.

Die Weichteile des Gesichts machen den Eindruck, als ob die dinarische Haut etwas dicker wäre, als z. B. die der Nordrasse. Die Nase und die Lippen sind, wie erwähnt fleischiger. Die Weichteile der unteren Gesichtshälfte wirken überhaupt fleischiger als bei den anderen europäischen Rassen. Im weiblichen Geschlecht ist die Derbheit und Fleischigkeit der einzelnen Gesichtsteile gemindert. Beim männlichen Geschlecht ist die sog. Nasenlippenfalte meistens tief eingeschnitten, d. h. jene Falte, die von den Nasenflügeln gegen die Mundwinkel zieht (Abb. 184, 195). Im Alter macht sich bei vielen dinarischen Menschen jene Schlaffheit und gleichzeitige Schwellung der Gewebe unter den Augen bemerkbar, die man als „Säcke unter den Augen" bezeichnet (Abb. 177) und die sich bei Trinkern auch innerhalb anderer Rassen zeigt.

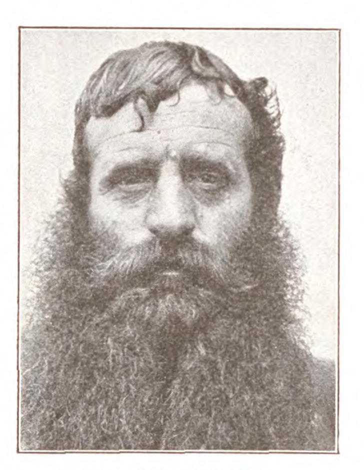


Abb. 243. Rauris. Vorwiegend dinarisch.

Eine nicht selten auftretende Eigentümlichkeit innerhalb der dinarischen Rasse ist ferner das faltenlose Oberlid. Bei den anderen europäischen Rassen zieht sich längs über das Oberlid eine leichte Falte. Diese fehlt nicht



Abb. 244. Bretten (Baden). Melanchthon. Dinarisch-nordisch.



Abb. 245. Aus rheinischem Adel: Freiherr vom Stein. Nordisch-dinarisch. A: braun.

selten bei den dinarischen Gesichtern. Dazu kommt in manchen Fällen eine gewisse Fettlosigkeit des Gewebes über dem Oberlid (Abb. 218, 241), sodaß der Augapfel sich unter dem Oberlid deutlicher abhebt. Durch beide



Abb. 246. Tirol. Dinarisch-nordisch.



Abb. 247. Tirol. Dinarisch-nordisch.

Züge entsteht dann der Eindruck eines eigentümlich glatten und auch etwas zu tief hereinhängenden Oberlids (Abb. 183, 186). — Das Ohr ist, wenigstens beim Mann und im Verhältnis zum Ohr anderer Rassen, groß, oft auffallend groß, und immer ziemlich fleischig. Seine Knorpelbildung scheint gewisse kennzeichnende Eigentümlichkeiten aufzuweisen.

Die Haut ist bräunlich und wirkt hin und wieder, auch ohne, daß etwa Sonnenbräunung vorläge, schon sehr „südeuropäisch". Die Haut um die Augenlider habe ich — öfter jedoch beim weiblichen Geschlecht — mehrfach merklich dunkler gefunden.

Das Haar: Die Körperbehaarung der dinarischen Rasse scheint im Verhältnis zu den anderen europäischen Rassen sehr stark zu sein. Das Kopfhaar ist schwarzbraun oder schwarz, dem Gespinst nach meist lockig, seltener schlicht. Der Bartwuchs ist stark, oft auffallend stark. Die obere Barthaargrenze verläuft an der Wange meist ziemlich hoch oben. Backenbart und Schnurrbart sind gleich stark. Der Bart umsäumt die Lippen völlig und läßt keine freien Stellen. Der Schnurrbart ist bei ungehemmtem Wachstum meist wie ein dichter Wulst gebildet, er ist buschig und seine einzelnen Haare werden ziemlich lang. Die Augenbrauen sind dicht und fallen oft durch ihren breiten Verlauf auf; ihre schwarze Farbe läßt sie um so mehr wirken. Die Frauen neigen zu leichter dunkler Behaarung der Oberlippe.

Die Augenfarbe: Das dinarische Auge ist dunkelbraun. Öfters erscheint sein Braun so dunkel, daß man von schwarzen Augen reden möchte. Augenausdruck und Gesichtsausdruck, sowie der Ausdruck des ganzen Körpers, geben oft das Bild einer gewissen trotzigen, rauhen Kraft und einer gewissen Selbstbewußtheit.

Wenn man noch die Stimme unter den körperlichen Merkmalen aufzählen will, so ist zu bemerken, daß sich nach meiner Beobachtung in der dinarischen Rasse beim männlichen Geschlecht verhältnismäßig häufig Menschen mit sehr tiefer Stimmlage finden. Dies fällt in vorwiegend dinarisch besiedelten Gebieten auf, während man bei nordischen und vorwiegend nordischen Männern häufig verhältnismäßig hohe Stimmlagen beobachten kann.

Häufig scheint eine Kreuzungserscheinung zu sein, bei der sich eine vorwiegend dinarische Kopfform mit den hellen nordischen Farben verbindet. Diese Verbindungen zeigen z. B. Dürer, Melanchthon, Schiller, Grillparzer, Chopin, Liszt, Anzengruber, Nietzsche, ein bekannter schlesischer Dichter unserer Tage, vielleicht auch Dante, Lenau und Verdi. Goethes Gesichtszüge scheinen nordisch-dinarisch zu sein, seine Gestalt ostisch.

Ostisch-dinarische oder mongolisch-dinarische Gesichter, die von dinarischer Seite die herausspringende Nase erhalten haben, erinnern hin und wieder an Züge der nordamerikanischen Indianer.

Die dinarische Rasse ist als eine Zweigrasse zur sog. vorderasiatischen Rasse aufzufassen, oder mindestens als eine der vorderasiatischen sehr nahestehende Rasse[1]). Sie war im hettitischen Volk stark vertreten und ist heute im armenischen Volk sehr stark vertreten. Manche Betrachter, so z. B. Weninger in seiner wichtigen Abhandlung „Die physisch-anthropologischen Merkmale der vorderasiatischen Rasse und ihre geographische Verbreitung“[2]) nehmen gar keine Trennung vor, sondern denken sich eine einheitliche Rasse, die im Kaukasus ebenso gleichgestaltet sei wie in Serbien und in gewissen österreichischen Alpentälern. Andere Betrachter, so z. B. Fischer[3]), trennen die beiden Menschenarten, sehen aber in der dinarischen und der vorderasiatischen (armenoiden) Rasse doch „Schwesterrassen“, die nur ihren ineinander übergehenden Wohngebieten nach gegenseitig „einstweilen nicht abzugrenzen“ (Fischer) seien. Letzterer Auffassung schließt sich dieses Buch an.

Voneinander zu scheiden sind die beiden Menschenarten durch die Körperhöhe: Die dinarischen Menschen sind hochgewachsen, die vorderasiatischen (armenoiden) kurzgewachsen. Da es sich also bei aller übrigen Übereinstimmung dennoch um zwei verschiedene Merkmalvereinigungen handelt (vgl. S. 19), so kann man beide Menschenarten als „Rassen“

[1]) Die vorderasiatische Rasse wird auch als „armenoide“, „alarodische“, „kappadokische“, „protoarmenische“ und „hettitische Rasse“ bezeichnet.
[2]) Mitteilungen der Geogr. Gesellschaft in Wien, 1920, Bd. 63, Heft 1/2.
[3]) In Baur-Fischer-Lenz, Grundriß I, 1923.

bezeichnen und unterscheiden. Weil sie sich aber — mindestens für die heutige Forschung — nur in bezug auf e i n Merkmal unterscheiden, wird man beide Menschenarten immer in eine umfassendere Einheit einzuordnen trachten. Für eine solche Einheit wäre aber dann ein brauchbarer Name vorzuschlagen[1]); dann ließe sich leichter von einem dinarischen (westlichen) und einem vorderasiatischen (östlichen) Zweig der betreffenden Rasse sprechen.

Wenn aber auch die Zusammengehörigkeit der dinarischen und der vorderasiatischen Rasse als „Schwesterrassen" unverkennbar ist, so scheint mir doch, daß der dinarische (westliche) Zweig sich von dem vorderasiatischen (östlichen) Zweig noch in mehr als einem Zug unterscheiden lasse.

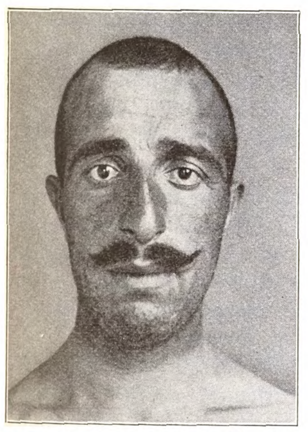


Abb. 248. Imeretiner aus Kutais. (Aufn.: Anthrop. Inst., Wien. Aus Rudolf Pöch, Wien, II. Bericht.)

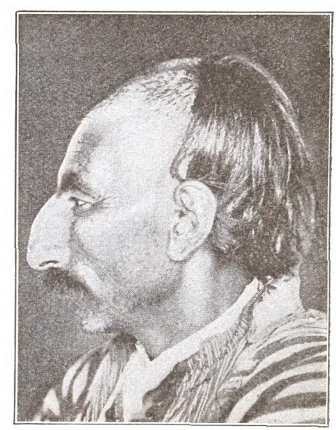


Abb. 249. Armenier. (Aufn.: Prof. v. Luschan, Berlin.)

Der vorderasiatische (östliche) Zweig ist gegenüber dem dinarischen (westlichen) nicht nur kleiner (mittelgroß, dabei untersetzt); er scheint mir auch gewisse Eigenheiten des Schädelbaues zu zeigen. Das Schädeldach scheint mir zu einer gewissen Wölbung zu neigen derart, daß der Scheitel deutlich die höchste Erhebung bildet und daß das Schädeldach zur Stirn hin deutlich abfällt. Bei dinarischen Menschen habe ich diesen Zug selten beobachtet. Das Gesicht der vorderasiatischen Menschen scheint eher etwas breiter (niedriger) zu sein als das dinarische; die Augen scheinen ein wenig mehr nach vorn zu liegen. Sehr häufig, geradezu kennzeichnend für die vorderasiatische Menschenart scheint der Zug zu sein, daß der Gesichtsschnitt (Seitenansicht) in der unteren Gesichtshälfte ein gewisses Zurücktreten des Kinns anzeigt. Oft möchte man den Punkt, in dem die Nasenscheidewand auf die Oberlippe auftritt, und den vordersten Punkt des Kinns durch eine schief nach hinten geneigte Gerade verbinden. Die Oberlippe steht weiter nach vorn als die Unterlippe, die Unterlippe weiter nach

[1]) wofür sich, falls die Urheimat dieser Rasse, wie wahrscheinlich, im Kaukasusgebiet liegt, der Name „Kaukasische Rasse" bieten könnte.

vorn als das Kinn und zwar jeweils in so beträchtlichem Grad, daß besonders bei dieser stark vortretenden Nase der Eindruck eines zurückfliehenden Untergesichtes entsteht. In seltenen Fällen habe ich diese Gesichtsbildung auch bei dinarischen Menschen gesehen; aber für die dinarischen Menschen war eher das starke, derbe und hohe Kinn kennzeichnend. Das vorderasiatische Kinn ist demnach anscheinend verhältnismäßig kürzer und niedriger. Auch fehlt bei den vorderasiatischen Menschen anscheinend die für die dinarischen bezeichnende Weichteilbildung der Lippen (vgl. S. 108). Ist der dinarische Gesichtsausdruck mehr als derb zu bezeichnen, so der vorderasiatische mehr als schlau.

Die vorderasiatische Nase scheint eher noch stärker zu sein als die dinarische. Oft liegen bei vorderasiatischen Gesichtern die Nase und die Stirn in einer Flucht. Dieser Zug ist bei dinarischen Gesichtern selten; bei ihnen ist auch das Zusammenwachsen der Augenbrauen über der Nasenwurzel selten, das für die vorderasiatischen Gesichter kennzeichnend ist. Die vorderasiatische Rasse scheint im weiblichen Geschlecht sehr zu Doppelkinnbildung zu neigen, im männlichen Geschlecht zu besonders starker Körperbehaarung und besonders starkem Bartwuchs.



Abb. 250. Badischer Schwarzwald. Vorwiegend vorderasiatisch (armenoid) (durch jüdisches Blut) oder vorwiegend dinarisch? (Aufn.: Röbcke, Freibg.)

Bei eingehender Betrachtung, zu der heute noch alle Grundlagen fehlen, würden sich vielleicht noch einige andere Unterschiede ergeben; nie aber werden diese so zahlreich und gewichtig sein, um die sich aus der Anschauung sogleich ergebende Zusammengehörigkeit der beiden Menschenarten zweifelhaft erscheinen lassen. Es handelt sich zweifellos um „Schwesterrassen“: verschieden-gerichtete Auslese muß eine ursprünglich einheitliche Rasse in zwei Zweige geschieden haben, die man der Kürze wegen und ohne gegen die Bestimmung des Begriffs „Rasse“ zu fehlen, auch einfach als zwei Rassen bezeichnen darf.

Das Verbreitungsgebiet der vorderasiatischen Rasse gibt Weninger in seiner oben angeführten Abhandlung an. Ihr gehört hauptsächlich der Kaukasus; im armenischen Volk scheint sie am stärksten vertreten zu sein. Von diesen Gebieten her reicht die Rasse in gewisser Beimischung wohl bis nach Innerasien und Indien, nach Südrußland „am Nordufer des Schwarzen Meeres dem Gebirge entlang bis hinüber zur Krim“ (Weninger), von dort aus bis auf die Balkanhalbinsel und die Gebiete nördlich davon, wo dann in diesem südeuropäischen Mischgebiet aus allen europäischen und mehreren asiatischen Rassen schwer zu entscheiden sein wird, wie die Grenze der dinarischen Rasse gegen die vorderasiatische (armenoide) verläuft, zumal die Türkenkriege den Bevölkerungen Süd-

osteuropas anscheinend ziemlich viel vorderasiatisches Blut bis an die Grenze des deutschen Sprachgebietes und vielleicht noch weiter westlich mitgeteilt haben.

Vorderasiatisches Blut findet sich in Beimischung aber auch in Syrien, auf den Ägäischen Inseln, vor allem auf Kreta, dann auf Sizilien, in Nordafrika, besonders in Tunis und Algier und von Syrien aus reicht ein stärkerer Einschlag vorderasiatischen Blutes der Küste des Roten Meeres entlang bis nach Südarabien, wo sogar nochmals ein Gebiet des Vorwiegens vorderasiatischer Rasse angenommen werden muß. Von dort aus hat dann das nördliche Ostafrika seinen vorderasiatischen Einschlag erhalten. Die farbigen französischen Truppen im besetzten Gebiet des Rheinlandes stammen zum großen Teil aus nordwestafrikanischen Gebieten, die neben dem Einschlag westischen und negerischen Bluts einen stärkeren Einschlag vorderasiatischen Blutes zeigen, der beim Anblick dieser Truppen sofort auffällt.

Vorderasiatisches Blut haben aber vor allem auch die Juden aufgenommen, wie der Anhangsabschnitt zeigen soll. Daher kommt es, daß Europäer die Menschen der vorderasiatischen Rasse meist für Juden halten und daß auch gelegentlich dinarische Gesichter für jüdisch angesehen werden (vgl. Abb. 250. Auch die Abb. 191, 196, 215, 218, 241 wurden von einem Betrachter zunächst für Bilder jüdischer Menschen gehalten).

9. Einige sonstige Körpermerkmale.

Die Aufzählung der Rassenmerkmale der vier europäischen Rassen, soweit sie sich nach heutiger Forschung geben lassen, ist damit beendet. Ob die Merkmale, selbst die hier zumeist betrachteten, der gewöhnlichen Beobachtung zugänglichen Merkmale, alle aufgezählt sind, läßt sich bezweifeln. Sicherlich würde eine bis ins Kleinste gehende, genaueste Forschung noch manche grundlegenden Unterschiede entdecken.

Es ist selbstverständlich, daß auch der Bau der Muskeln rassisch verschieden ist, ja schließlich selbst der Bau der einzelnen Teile des Leibesinnern. Mir scheint z. B., daß bei den ostischen Menschen die Muskelanlage des Mittelgesichts anders gebildet ist als bei den anderen europäischen Rassen. Die betreffenden Muskeln, der Jochbeinmuskel, der viereckige Oberlippenmuskel und der Eckzahnmuskel, (M. zygomaticus, m. quadratus labii superioris, m. caninus) scheinen mir breiter und so angelegt zu sein, daß sie die Gesichtszüge stärker beeinflussen, daß sie z. B. beim Lachen oder beim Verzerren oder Breitziehen des Mundes stärker an den Nasenflügeln ziehen oder sich breiter am Jochbein und an der Nasenwurzel hinaufschieben. Die Nasenform der anderen Rassen wird vom Muskelzug der umliegenden Muskeln viel weniger beeinflußt. Bei der dinarischen Rasse vermute ich eine eigentümliche Anlage des Lippenmuskels (m. orbicularis oris) und des sog. viereckigen Unterlippenmuskels (m. quadratus labii inferioris), da die Bewegungen der Unterlippe bei dieser Rasse mir oft als verschieden von denen der anderen Rassen aufgefallen sind. In der Erforschung solcher Einzelheiten ist noch alles zu tun.

Im Zusammenhang mit diesen noch aufzusuchenden Verschiedenheiten muß auch aufmerksam gemacht werden auf Einzelerscheinungen der Körperbildung, die zwar beobachtet, aber bis jetzt keiner bestimmten Rasse zugeordnet worden sind. Hierher gehört die als „Mißbildung" des Augenlids beschriebene, bisweilen auch „krankhaft" genannte Erscheinung des sog. Epikanthus. Sie ist besonders bei der Münchner Jugend beobachtet worden und ist dadurch gekennzeichnet, daß sie sich mit den



Abb. 251. Münchner Knabe mit Epikanthus. (Nach Martin, Lehrb. d. Anthropol.)



Abb. 252. Epikanthus.

Jahren rückbildet und beim Erwachsenen meist verliert. Martin[1]) schildert den Epikanthus, diese Überfaltung des inneren Augenwinkels, als eine „die medialen Partien des oberen und unteren Augenlids verbindende Hautfalte" und Fischer[2]) als einen „häutigen Zusammenhang von Ober- und Unterlid, sodaß der innere Augenwinkel durch eine bogige Falte überbrückt wird". In stärksten Graden verliert sich die Falte nach oben hin erst im äußeren Teil des Oberlids, in schwächeren Graden reicht sie schief nach oben zu etwa bis über die Augenmitte. Über dem, durch Überfaltung verdeckten inneren Augenwinkel ist die Falte jedenfalls so beträchtlich, daß der Wimpernrand des Oberlids unter ihr verschwindet und selbst die Wimpernhaare oft bis an ihre Spitzen von der Falte überdeckt werden, welche dann auch die im inneren Augenwinkel liegende Tränenwarze (caruncula) verdeckt. Nicht in allen Fällen verliert sich diese Lidfaltung mit den Jahren gänzlich, sie kann an einem oder an beiden Augen erhalten bleiben. Hin und wieder trifft man kleine Falten oder Stellen straff gespannter Haut zwischen Nasenwurzel und Augenwinkel, wahrscheinlich Andeutungen oder rückgebildete Reste einer solchen Lidbildung.

1) Lehrbuch der Anthropologie, 1914.
2) Baur-Fischer-Lenz, Grundriß I, 1923.

Es handelt sich, so scheint mir, um eine der Mongolenfalte verwandte Erscheinung. Das mongolische Auge fällt ja durch seine eigenartige Oberlidbildung auf. Das mongolische Oberlid ist vom inneren Augenwinkel her so gefaltet, daß der Rand des Oberlids erst dann zum Vorschein kommt, wenn sich das Auge schließt oder wenn man die über den Wimpernrand hinausliegende Falte mit dem Finger zurückstreicht. Ließe sich der Epikanthus nicht als eine Umbildung der Mongolenfalte (des epicanthus tarsalis) begreifen? Man hat jedenfalls die beiden Erscheinungen immer schon in eine Beziehung gebracht[1]). Dem Rassenbild nach würde es am wenigsten verwundern, wenn sich Lidfaltungen bei der Ostrasse am häufigsten oder bei ihr allein fänden. Untersuchungen hierüber liegen nicht vor. Wenn es richtig ist, daß sich diese Überfaltung des inneren Augenwinkels in Rußland häufiger findet, so spricht dies wohl für die Möglichkeit einer Zuteilung dieser Lidbildung zur Ostrasse —



Abb. 253. Lidspalte der mongolischen (innerasiatischen) Rasse, die Mongolenfalte zeigend. (Dungane aus Semirjeschtschensk; Aufn.: Anthr. Inst., Wien, aus der S. 130 Fußnote 1 angeführten Arbeit.)

womit nicht gesagt ist, daß die Lidfaltung als einzelnes Merkmal nicht auch bei Mischlingen vorkommen könne, bei denen die Hinweise auf ostisches Blut sonst geringer sind. Jedenfalls habe ich die Überfaltung bei nordischen Kindern noch nie beobachtet und bis jetzt nur bei ostischen oder vorwiegend ostischen Kindern und bei Menschen, die eine mongolische (innerasiatische) Blutbeimischung haben konnten. Drews[1]) hat bei Beobachtungen von Lidfaltungen an bayerischen Kindern zugleich „fast stets eine breite, eingedrückte Nasenwurzel" festgestellt. Künftige Forschung wird die rassische Zuteilung der Überfaltung entscheiden müssen.

Eine andere Art der Faltung des Oberlids, die im Gegensatz zum Epikanthus meist erst als Alterserscheinung auftritt, darf mit dem Epikanthus nicht verwechselt werden. Sie entsteht aus einer gewissen Schlaffheit des Gewebes, die sich im Gegensatz zum Epikanthus zuerst über dem äußeren Augenwinkel anzeigt und schließlich eine Falte bildet, die von oben über der Augenmitte nach außen und unten zum äußeren Augenwinkel zieht oder auch so tief nach unten reicht, daß der äußere Augenwinkel verdeckt wird (Abb. 77, 48, 96). Schließlich kann sich durch weitere Senkung die Falte über das ganze Oberlid nach innen zu ausdehnen und dann eine Form bilden, die der des Epikanthus nahekommt. Man sieht diese Faltung oft bei vorwiegend nordischen Gesichtern und meist als Alterserscheinung, (weshalb sie manchmal als epicanthus acquisitus bezeichnet wird). Auch des älteren Bismarcks Oberlid z. B. ist durch sie gekennzeichnet; Bilder seiner jüngeren Jahre zeigen diese Fal-

[1]) Drews, Über das Mongolenauge als provisorische Bildung bei deutschen Kindern und über den Epikanthus. Archiv f. Anthrop. Bd. 18, 1889.

tung oder besser: Gewebesenkung noch nicht. Während also der Epikanthus vom inneren Augenwinkel nach außen oben zieht, so diese Gewebesenkung vom äußeren Augenwinkel nach innen oben[1])

Im Zusammenhang mit der Erscheinung des Epikanthus muß auch eine andere, auf mongolische (innerasiatische) Blutbeziehungen hindeutende Erscheinung erwähnt werden. Im eigentlich mongolischen Gebiet, in China, aber auch in Japan und schließlich auch bei den Indianern Amerikas und den Eskimos hat man beobachtet, daß Kinder oft mit einem meist dunkelblauen, bisweilen auch schieferfarbigen oder bläulichen Fleck in der Kreuz-Steißgegend zur Welt kommen, einem Fleck, der während der ersten 5—10 Lebensjahre langsam schwindet. Es handelt sich, entwicklungsgeschichtlich betrachtet, wahrscheinlich um den „Rest einer bei vielen Affenarten vorkommenden Koriumzeichnung“ [2]). Man nannte den bläulichen Fleck Mongolenfleck, entdeckte aber schließlich, daß der Fleck auch in Europa vorkomme, zwar in geringer Häufigkeit (Bulgarien 0,6%), vielleicht aber bis heute nur zu wenig beobachtet. In bezug auf seine rassische Zuteilung steht nur soviel fest, daß er bei hellhäutigen Kindern äußerst selten ist und sich meist bei solchen Kindern, bzw. in solchen Gegenden häufiger findet, wo ein stärkerer Einschlag mongolischen Blutes angenommen werden kann (z. B. Ungarn, Mähren, Bulgarien). Man würde also dieses Merkmal rassenkundlich am ehesten in Beziehung zur Ostrasse und zu einem mongolischen Einschlag bringen. Mehr als Vermutungen lassen sich aber auch hier einstweilen nicht aussprechen, (und möglich wäre ja auch, daß sich der sog. Mongolenfleck überhaupt bei Rassen mit dunklem Haar und dunkler Hautfarbe vorfindet, also vielleicht auch bei Negern). Sache der Ärzte und Geburtshelferinnen wird es sein, Beobachtungen zu sammeln.

Ein gewisser Einschlag mongolischen Blutes ist in Deutschland, vor allem im Osten des deutschen Sprachgebiets, sicherlich vorhanden. Man begegnet immer wieder einmal Menschen, die nach ihren körperlichen Eigenschaften etwa zwischen der europäischen Ostrasse und den Mongolen stehen. Bei Schilderung der Körpermerkmale ostischer Rasse muß ja schon aufgefallen sein, daß diese in vieler Hinsicht dem Körperbild asiatischer Menschenarten nahesteht, das sie mindestens den eigentlichen Mongolen nähersteht als den anderen europäischen Rassen. Man hat sogar gelegentlich überhaupt keinen bedeutenderen Unterschied zwischen eigentlichen Mongolen und der Ostrasse machen wollen; daher auch die Bezeichnungen „mongoloid“ und „turanisch“, die man der Ostrasse gegeben hat. Der 18. Abschnitt wird dartun, daß die Ostrasse als eine Umzüchtung eines Teils der mongolischen (innerasiatischen) Rasse aufgefaßt werden kann. Neben den ostischen Menschen zeigen sich aber in Europa gelegentlich auch

---

[1]) Eingehender werden die „Merkmale der Augenlider“ betrachtet in Pöchs „II. Bericht über die von der Wiener Anthropol. Gesellsch. in den k. u. k. Kriegsgefangenenlagern veranlaßten Studien“ (Mitt. der Wiener Anthropol. Gesellsch. Bd. 46, 1916).

[2]) Toldt jun., Über die flächenhafte Verbreitung der Pigmente in der Haut bei Menschen und Affen. Mitt. der Anthr. Gesellsch. in Wien, 51. Bd. 1921.

Menschen, bei denen man eigentlich mongolische (innerasiatische) Beimischung annehmen möchte. Ja, eine gewisse europäisch-mongolische Mischung tritt verhältnismäßig doch noch so häufig auf, daß man fast vermuten könnte, es handle sich um einen Menschenschlag, der als eine Rasse körperlich zwischen Ostrasse und eigentlich Mongolen einzustellen wäre. Alles aber spricht dafür, daß es sich bei diesem Menschenschlag um eine verhältnismäßig häufig auftretende Kreuzung europäischen Blutes mit innerasiatisch-mongolischem handelt, nicht also um eine vererbliche rassenhafte Merkmalvereinigung.

Schiff[1]) hat zwei Schläge innerhalb der breitgesichtig-kurzköpfigen Menschenarten Böhmens beschrieben: gegen Osten werden Köpfe häufiger, die minder kurz sind und breitere Nasen zeigen bei niedrigerem Obergesicht; gegen Westen werden häufiger die kürzeren Köpfe mit schmälerer Nase und höherem Obergesicht (die Menschenart also, die oben als europäische Ostrasse beschrieben worden ist).

Solche im Vergleich zur Ostrasse minder kurzen Köpfe mit breiterer Nase und niedrigerem Obergesicht finden sich aber auch in Deutschland, in Ostdeutschland mehr, in West- und Süddeutschland weniger, aber auch in anderen mittel- und westeuropäischen Ländern. Diese Kreuzungserscheinung scheint häufiger zu werden, je östlicher ein Gebiet Europas liegt. Das verstärkt die Wahrscheinlichkeit, daß es sich um Mischlinge mit mongolischem (innerasiatischem) Blut handelt.

In der Beimischung zum Blut anderer europäischer Rassen wird oft schwer oder gar nicht zu entscheiden sein, ob ostischer Einschlag vorliegt oder eigentlich mongolischer. Die erwähnte Kreuzungserscheinung europäischen Blutes mit mongolischem ist aber verhältnismäßig so häufig, daß man ungefähr ihre Merkmale angeben kann. Sie stellt sich im Vergleich zur Ostrasse etwa so dar:

Der Körperbau ist etwas schlanker und leichter, die Schultern vor allem sind schmäler und beim weiblichen Geschlecht dieses Mischlingsschlags meist auffällig abfliehend. Die Gliedmaßen sind oft etwas feiner, oft erscheint der ganze Körperbau kindlicher. Der Kopf erscheint nie so quadratisch, wie es meist bei der Ostrasse der Fall ist, die Stirn nicht so steil und nicht so breit, das Untergesicht im ganzen etwas schmäler, da vor allem der Unterkiefer etwas schmäler zu sein scheint. Die Backenknochen, die Jochbeine, treten aber um so stärker hervor und bewirken so eine deutliche größte Breite des Gesichts. Die Jochbogen liegen anscheinend etwas höher und verringern nach vorn zu ihren Abstand von einander nicht so sehr wie die Jochbogen der europäischen Ostrasse, so daß sich die Jochbogenbreite (vgl. S. 37) nicht so deutlich beim Messen abhebt. Die Jochbeine sind mehr als bei der Ostrasse nach vorn gestellt und vielleicht auch mehr nach unten außen. Das Schädeldach ist höher gewölbt, der Scheitel bildet oft deutlich die höchste Stelle des Kopfes. Die Augen liegen sehr flach eingebettet, quellen aber oft verhältnismäßig stark hervor. Der untere Augenhöhlenrand liegt weiter nach vorn, was zusammen mit der

[1]) Beiträge zur Kraniologie der Czechen. Archiv für Anthropologie N. F. XI, 1921.

Jochbeinbildung der Gesichtsgegend neben und unterhalb der Augen eine eigentümlich flache Breite gibt (Abb. 255, 259). Die Nase ist fleischiger und breiter. Die Bartbildung beim Mann ist sehr schwach, der Backenbart nahezu fehlend, der Schnurrbart sehr dünn. Es besteht eine gewisse Neigung zu vorstehenden Kiefern.

Es versteht sich, daß diese Schilderung den betr. Menschenschlag nur ungenau von der Ostrasse abhebt; es handelt sich eben um eine häufig auftretende Kreuzungserscheinung, nicht um eine rassenhafte Bildung[1].

254



254. Mongolischer Einschlag. (Nach Handzeichng. von Käthe Kollwitz im Kupferstichkabinett Dresden mit gütiger Erlaubnis der Künstlerin.)

255



255. Brüssel. Bernh. von Orley. (Gemälde von Dürer.) Nordisch mit mongolischem Einschlag.

256



256. Sachsen. Mongolischer Einschlag.

257



257. Sachsen. Mongolischer Einschlag.

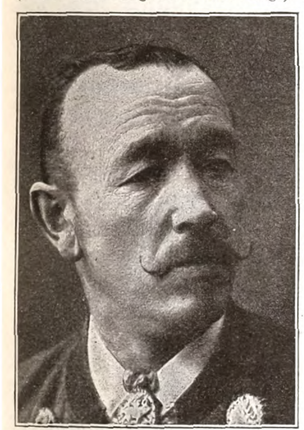
[1]) Dieser etwa zwischen Ostrasse und eigentlichen Mongolen stehende Menschenschlag ist z. B. von der Künstlerin Käthe Kollwitz sehr häufig dargestellt worden. Die Zeichnungen dieser Künstlerin, die neben diesem mongolenblütigen Schlag öfters auch ostische Menschen darstellen, könnten jedoch zu der falschen Annahme führen, die niederen Volksschichten Deutschlands seien teils ostisch, teils ostisch-mongolisch, teils fast mongolisch.



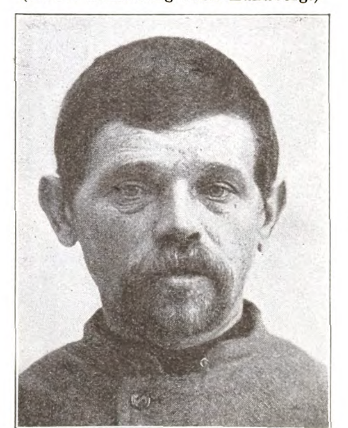
258. Lappin aus Nordschweden. Mongolisch-nordisch.
(Aufn.: Sammlung Prof. Lundborg.)



259. Lappe aus Nordschweden. Nordisch-mongolisch.
(Aufn.: Sammlung Prof. Lundborg.)



260. Ruhpolding (Bayern). Stärkerer mongolischer Einschlag, vermutlich mongolisch-dinarisch.



261. Schlesien. Vermutlich mit mongolischem Einschlag.
(Leicht kretinistisch?)



262. Rußland. Fürst Kamarowsky.
Nordisch mit mongolischem Einschlag.



263. Sachsen.
Mongolischer Einschlag.

Es gibt eine „Konstitutionsanomalie, deren Ursachen dunkel sind" (Lenz), die nicht mit rassenhaften Erscheinungen eines mongolischen (innerasiatischen) Bluteinschlags verwechselt werden darf. Das ist der sog. Mongolismus, auch mongoloide Idiotie genannt. „Es handelt sich um hochgradig geistesschwache Kinder, welche in ihrer körperlichen Erscheinung gewissermaßen eine Karikatur des Mongolentypus darstellen.



Abb. 264. Mongolismus (mit Epikanthus). (Nach Weygandt.)

Man gewinnt den Eindruck, daß der krankhafte Mongolismus meist nicht klar von dem mongoliden Typus, der ja in Europa weit verbreitet vorkommt, unterschieden worden ist. Wenn dieser mit einer aus irgendwelchen Gründen entstandenen Idiotie zusammentraf, so war man oft wohl mit dem Namen „Mongolismus" bei der Hand. Der erste Beschreiber des Zustandes, Langdon Down, nahm einen Zusammenhang beider Erscheinungen an" [1]).

Daß mongolisches (innerasiatisches) Blut nach Europa, dieser Halbinsel Asiens, eingesickert ist, versteht man gleich, wenn man auf einer

[1]) Lenz in Baur-Fischer-Lenz, Grundriß der menschlichen Erblichkeitslehre und Rassenhygiene, Bd. 1, 1923.

Erdkarte das weite Gebiet asiatischer Menschenarten betrachtet und im Gegensatz dazu das kleine Gebiet europäischer Menschenarten. Der 18. Abschnitt soll dartun, daß die Ostrasse aus Asien abzuleiten ist. So wie sie in vorgeschichtlicher Zeit nach Westen vorgedrungen ist, so scheint immer wieder innerasiatisches Blut nach Mittel- und Westeuropa einzusickern[1]).

Mongolisches (innerasiatisches) Blut ist aber nicht das einzige europafremde Blut, das nach Europa eingesickert ist. In der Rassenmischung des *Judentums* findet sich viel europafremdes Blut. Das Judentum muß aber im Anhangsabschnitt als ein gesondertes Volkstum für sich behandelt werden. Doch auch abgesehen von jüdischen Beimischungen, die den europäischen Völkern europafremdes Blut vermittelt haben, lassen sich in der Bevölkerung Deutschlands Körpermerkmale finden, die nicht zum Rassenbild irgendeiner der vier europäischen Rassen gehören.

So finden sich nicht sehr selten in der Bevölkerung gekräuselte Haare. Woher sind diese abzuleiten? In vielen Fällen wird es sich beim Auftreten gekräuselten Haares um Erscheinungen handeln, welche die Erblichkeitslehre als Idiovariationen (oder Mutationen) bezeichnet, um Erscheinungen, die darauf beruhen, daß aus bisher unbekannten Ursachen bei einzelnen Menschen ein neues Merkmal entsteht. Die fortwährenden Kreuzungen innerhalb einer Bevölkerung machen die Erforschung solcher Erscheinungen fast unmöglich. In manchen Fällen handelt es sich beim Auftreten gekräuselten oder gar krausen Haares aber sicherlich um *Einschläge negerischen Blutes*, gelegentlich vielleicht auch um Bluteinschläge, die von dem Blut vorgeschichtlicher europäischer Rassen herzuleiten sind, das sicherlich durch vorgeschichtliche Kreuzungen bis auf uns gekommen ist.



Abb. 265. Knabe aus Baden. Negrider Einschlag. (Kraushaar.) (Aufn.: Busam, Oberkirch.)

Negerisches Blut findet sich ja in Beimischung in den Mittelmeerländern Europas seit früher Zeit (Neger im römischen Heer, Negersklaven) nicht selten; von dort mag es durch deutsch-südeuropäische Verbindungen hin und wieder nach Deutschland gekommen sein. In Hafenstädten — in denen Italiens besonders seit den Kreuzzügen — und Großstädten kommen Verbindungen mit europafremden Menschen vor. Im 18. Jahrhundert hat man hin und wieder Neger unter die Spielleute europäischer Truppenteile eingestellt, und auch für Deutschland ist ein Fall bezeugt, wo ein solcher Neger eine Deutsche heiratete und zahlreiche Nach-

---

[1]) Der Bolschewismus, der innerasiatische Menschen in großer Zahl in sein Heer einstellt, bedeutet ein weiteres Hereinführen asiatischen Blutes nach Europa und setzt somit rassisch die hunnischen und mongolischen Vorstöße Asiens gegen Europa fort.

kommen hinterließ. Auch als Diener waren eine Zeit lang Neger Mode und mögen Kreuzungen verursacht haben. Ich habe in Deutschland in einigen Fällen Menschen beobachtet, bei denen ich negerisches Blut vermutete.

Sie hatten meistens eine bräunliche Haut, die im Gesicht fleckige Stellen von besonders dunkler Färbung zeigte. Die Haut sah dann schmutzig gelbbraun aus und zugleich wirkte sie auffällig trocken und zur Faltenbildung geneigt. Solche negrid aussehenden Menschen, die ich übrigens unter dem weiblichen Geschlecht häufiger beobachtet habe, waren immer sehr hochbeinig, geradezu stelzbeinig, die Arme waren sehr hager, die Köpfe auffällig klein mit wenig krausschwarzem Haar, die Brustkörbe waren sehr schmal und schienen im wagrechten Querschnitt weniger langrund als rund gebaut zu sein. An einem Mann, der negride Merkmale besaß, dazu aber blaue Augen, beobachtete ich sehr starke Überaugenwülste, ein Merkmal also, das nicht negrid genannt werden kann. Eigentümlich war, soweit ich es feststellen konnte, bei all diesen Menschen die Bildung der Finger: diese waren sehr lang und hatten Gelenke, die sich bei der Schlankheit besonders kuglig abhoben, doch aber in ganz anderer Weise als dies bei sehr schlanken nordischen Händen vorkommt.

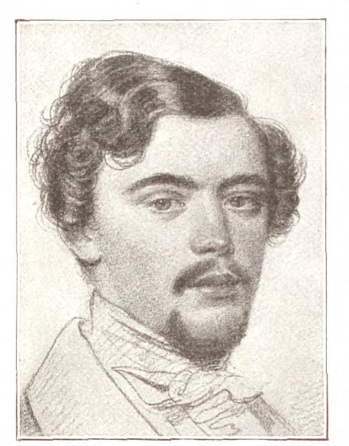


Abb. 266. Holland.
van Haanen (Maler.) Nordisch mit malayischem Einschlag.
(Zeichn.: Vogel v. Vogelstein.)

Wahrscheinlich ist aber in den anderen europäischen Ländern ein gewisser Einschlag europafremden Blutes häufiger als in Deutschland (vor 1918) zu finden. Besonders stark scheint dieser Einschlag heute in Frankreich zu sein, das Truppenteile aus allen Erdteilen während des Weltkriegs auf sein Gebiet übergeführt hat. Holland zeigt in seinen größeren Städten unverkennbar den malayischen Einschlag, der aus seinen Kolonien stammt. (Die Ansicht, nur noch wenige städtische Familien Hollands seien von diesem Einschlag ganz frei, möchte ich als Übertreibung ansehen.)

Hier wäre auch die „Schwarze Schmach" zu nennen, die Notzuchtfälle, die heute im besetzten Gebiet des deutschen Westens von afrikanischen Soldaten Frankreichs ausgeübt werden, die „Schwarze Schmach", die von den Franzosen als eine Verseuchung des deutschen Blutes mit Geschlechtskrankheiten und mit dem Blut der dunklen Rassenmischungen Afrikas und Asiens gerne gesehen wird — aber diese Dinge kann heute ein deutsches Buch nicht wissenschaftlich betrachten. Die Wirkungen der „Schwarzen Schmach" werden zudem verstärkt durch eine im besetzten Gebiet nicht fehlende deutsche Rassenschande. Eine Aufgabe der deutschen Staatsleitung wäre es, den überfallenen Frauen gegenüber nicht nur das Recht, sondern die Pflicht zur Beseitigung solcher Schwangerschaften auszusprechen.

Im übrigen sei in diesem Zusammenhang auf das Buch von Distler hingewiesen „Das deutsche Leid am Rhein. Eine Anklage gegen die Schandherrschaft des französischen Militarismus". (1921.) Distler urteilt: „*Tatsache ist, daß die Geburtenzahl der Mischlinge ständig zunimmt.*"

Als europafremd könnte man in einem gewissen Sinne auch die Ostrasse bezeichnen; sie gehört zweifellos in einen Zusammenhang mit den mongolischen Menschenarten Innerasiens. Da sie aber eine gewisse Umzüchtung unter der Einwirkung europäischer Verhältnisse erfahren zu haben scheint, die im 18. Abschnitt behandelt werden soll, da sie zudem seit der Jungsteinzeit neben den anderen europäischen Rassen in Europa auftritt, wird sie in diesem Buch immer zu den „vier europäischen Rassen" gezählt. Als europäische Rasse wird ja auch die dinarische Rasse immer angeführt, obwohl auch bei ihr die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit einer vorgeschichtlichen Einwanderung aus Vorderasien besteht.

10. Wachstum, Altern, Krankheiten, Bewegungseigenheiten.

Das Heranwachsen, die Zeit der Reife und schließlich die Zeit des Körperzerfalls, bieten bei den einzelnen Rassen Verschiedenheiten. Es ist schon erwähnt worden, daß die nordische Rasse spät reif wird, infolgedessen länger im Wachstum beharrt und länger jugendlich aussieht. Eine gewisse Frühreife scheint außer der westischen auch der ostischen Rasse eigen zu sein. Ammon[1] hat die 19- bis 20jährigen ostischen Menschen in Baden in der Körperbehaarung entwickelter und vorgeschrittener gefunden als die nordischen. Der nordische Mensch bleibt viel länger kindlich und in seinen Gesichtszügen auch als Jüngling öfter geradezu mädchenhaft weich und blühend. Auch das nordische Weib wird spät reif und bleibt am längsten jugendlich. Es kann zwischen dem 30. und 40. Lebensjahr in Körperhaltung und Gesichtszügen noch immer jugendliche Frische aufweisen. Selbst nordische Greisinnen haben oft noch eine überraschende Frische der Haut und eine gewisse Jugendlichkeit des Augenausdrucks. Die anderen Rassen verblühen rascher, und besonders das Weib der anderen Rassen zerfällt oft schon nach dem 30. Lebensjahr so, daß man einen etwaigen früheren Reiz kaum glauben möchte. Der Alterszerfall des Gesichts ist besonders bei der Ostrasse auffällig, wo es zu Bildungen größter Häßlichkeit kommt (Abb. 134). Das ostische Gesicht ist dem Zerfall in die Häßlichkeit deshalb so ausgesetzt, weil seine Fetteinlagerungen bei Erschlaffung der Gewebe eine Faltung und Runzelbildung und Schwammigkeit verursachen, die alle Form zerstören. Das ostische Gesicht ist ohnehin durch seine stumpfe, breite, flache Bildung zur Unklarheit gebildet; so mag die Alterserscheinung der ostischen Züge oft geradezu mehr durch Falten und hängende Fetteinlagerungen bedingt sein als durch

[1] Zur Anthropologie der Badener. 1899.

einen eigentlichen Gesichtsschnitt. Für das weibliche Geschlecht der Ostrasse ist bezeichnend: in jüngeren Jahren die „Trulle", das ungelenke, anmutslose, schwerfällig gehende, durch Fettbildung entstellte Weib; im Alter die „Vettel", das durch den Schwund des Fetts hautig und faltig entstellte Zerfallsbild. Der bestimmtere Gesichtsschnitt und der schlankere, feinere Körperbau der Nord- und der Westrasse und ebenso der Körperbau und Gesichtsschnitt der dinarischen Rasse machen solche Erscheinungen in diesen Rassen unmöglich. Auch starke Runzeln können dort den Gesichtsschnitt nicht verwischen.

Der Nordrasse eigen, oder wenigstens bei ihr besonders auffallend, ist jene Stufe des Jugendwachstums, die man beim männlichen Geschlecht als Flegeljahre bezeichnet: In diesem Alter zeigt sich gleichsam eine Störung der Körpermaße und -verhältnisse. Es ist die Zeit, in der nordische Mädchen so überaus hochbeinig scheinen, dabei dünn und fast zerbrechlich schlankbeinig, in der die nordischen Jünglinge so ungelenk und ungefüg zusammengesetzt scheinen mit verhältnismäßig zu langen und dünnen Beinen und verhältnismäßig zu schmaler Brust. Das ganze Wachstum scheint uneinheitlich geworden zu sein, äußert sich aber dabei so stark, daß die Kleidung fortwährend zu kurz wird und vor allem die Arme zu lang aus den Ärmeln herausragen. Der Hals ist zu dünn, die Bewegungen unausgeglichen und oft sehr ungeschlacht. Meistens wird erst zwischen dem 20. und 30. Lebensjahr die Brust so breit und die Schenkel so voll, daß sie dem hohen Wuchs entsprechen [1]).

Über die Beziehung einzelner Krankheiten zu den verschiedenen Rassen sind innerhalb Europas noch kaum Forschungen vorhanden. Aus anderen Erdteilen liegen Untersuchungen vor, die bestätigen, daß zwischen Rasse und Krankheit enge Beziehungen walten. Die Lehre von diesen Beziehungen nennt man gewöhnlich Rassenpathologie. Eine Krankheit, die den Menschen der einen Rasse sehr gefährlich wird, greift Menschen einer anderen Rasse, die im gleichen Gebiet wohnen, viel geringer an. Bestimmte Krankheiten, die innerhalb einer Rasse häufig sind, kommen trotz gleicher Umwelt innerhalb einer anderen kaum vor. Jene Rasse neigt zu der, diese zu einer anderen Krankheit [2]). All diese Dinge lassen sich auf grundlegende Unterschiede auch der inneren leiblichen Anlage schließen: sei es, daß die einzelnen Rassen wirklich sichtliche Verschiedenheiten des Leibesinnern aufweisen, sei es, daß ihre Körper in der Bereitung des

[1]) Ein Beobachter hat mir mitgeteilt, daß vorwiegend nordische Schüler beim Geräteturnen sich meist ungeschickter anzustellen scheinen, da ihre Wuchsverhältnisse in diesem Alter dem Geräteturnen nicht so angepaßt seien wie die Wuchsverhältnisse vorwiegend ostischer Schüler. Der nordische Mensch sei erst als Erwachsener bei breiterer Brust und damit besser verteilten Schwerpunktsverhältnissen zum Geräteturnen geschaffen. (Man wird sagen können, jeder Rasse ist eine besondere Bewegungsweise eigen, die sich in verschiedenen Altersstufen verschieden äußert.)

[2]) Das darf man sich jedoch nicht so vorstellen, als ob jeder Rasse gewisse Krankheitsanlagen „angeboren" seien; vielmehr so, daß auf dem Wege der Vererbung sich innerhalb der einen Rasse diese, innerhalb der andern Rasse jene Krankheitsanlage, bzw. Anlage der Widerstandsfähigkeit, mehr ausgebreitet haben.

Blutes und der Stoffe innerer Absonderung (Sekretion), also z. B. auch der bakterientötenden Stoffe, sich ganz verschieden verhalten. Die Tatsachen jedenfalls bestehen; ihre Deutung gehört zum größten Teil noch künftiger Forschung an.

Zur Verdeutlichung der Beziehungen zwischen Rasse und Krankheit mögen hier einige Angaben folgen, die Ripley[1]) mitteilt, Tatsachen, die an sich von neuerer Forschung da und dort berichtigt werden mögen, die deshalb auf die hier betrachteten Zusammenhänge nur als Beispiele solcher Beziehungen hinweisen sollen: Die ostasiatischen Völker scheinen von Schwindsucht ziemlich frei zu sein; daher wohl auch die Fähigkeit der Chinesen, in Sibirien ebenso zu gedeihen, wie in tropischen Gebieten, in denen sich selbst negride Völker kaum halten können. „Daß ihre Unempfänglichkeit in hohem Grad ihrer Rasse zuzuschreiben ist und nicht Umwelteinflüssen, scheint durch die Wirkung von Völkermischungen erwiesen. Die Japaner haben offenbar durch ihr malayisches Blut eine Empfänglichkeit erhalten, der selbst ihr mongolisches Blut nicht entgegenwirken kann." Chinesen zeigen sich auch für Syphilis ziemlich unempfänglich; wenn sie angesteckt werden, so verläuft die Krankheit bald gutartig. „Für die Japaner hingegen ist die Syphilis eine schwere Erkrankung: ihre malayische Blutbeimischung äußert sich so. Überall folgt die Syphilis dem malayischen Blut selbst bis in die Kreuzungen mit anderen Rassen." — „In Madagaskar, wo $^5/_6$ einer gewissen Bevölkerung angesteckt waren, erklärt Hirsch, daß die madagassischen, negriden Bewohner davon ganz frei seien, während die Hovas, eine Kreuzung mit malayischem Blut, die Syphilis in schwerster Form aufwiesen." „Die Polynesier sind für Scharlach unempfänglich, und Japaner sollen damit nicht einmal geimpft werden können."

Forschungen über europäische Verhältnisse liegen zwar vor, sind aber insofern wertlos, als sie Völker statt Rassen betrachten und daher wenig oder gar keine Schlüsse zulassen. Nur die Krankheitsverhältnisse der Juden sind in Europa etwas besser erforscht; sie werden an ihrer Stelle im Anhangsabschnitt erwähnt. Rassische Beobachtungen führt Beddoe[2]) an.

Danach zeigen in England im Stadtleben Kinder mit dunklen Farben eine größere Lebensfähigkeit als helle Kinder. Beddoe schließt daraus, daß sich bei dem Anwachsen der Städte die Zahlenverteilung der Rassen schnell zu Ungunsten der Nordrasse ändern werde. Die Blonden und Hellhäutigen führt das Stadtleben dem Rassentod entgegen. In Amerika hat man bei Blonden mehr Schwindsucht beobachtet, in England bei Dunklen mehr Krebs. Das würde nach Beddoe das Verhältnis wieder zugunsten der Dunklen ändern: die Schwindsüchtigen sterben oft, ehe sie Kinder gezeugt haben, die Krebsleidenden hingegen sind meist schon ältere Leute. Die nordische Rasse scheint der Malaria viel weniger zu widerstehen als die dunklen europäischen Rassen. Die geringe Tropenfähigkeit der Nordrasse ist schon erwähnt worden, ebenso ihre stärkere Beteiligung an Zahn-

[1]) The Races of Europe. 1910.
[2]) The Races of Britain. 1885.

krankheiten (vgl. S. 87 und S. 55), ebenso die verhältnismäßig größere Häufigkeit von Gebärschwierigkeiten innerhalb der Ostrasse[1]).

Ripley führt die Tatsache an, daß eine Epidemie des Trachoms (der sogenannten ägyptischen Körnerkrankheit), die im belgischen Heer entstanden war, das ostrassische wallonische Gebiet übersprungen, im ostrassischen Mittelfrankreich nur Fremde befallen und schließlich auch (das in der Hauptsache dinarisch-ostische) Südbayern übergangen habe. Selbst, wo in ostrassischen Gebieten heimische Menschen angesteckt worden seien, habe sich die Krankheit harmlos gezeigt. Liegt hier eine ausgesprochene Unempfänglichkeit der Ostrasse gegen Trachom vor? Und ist die Ostrasse andrerseits für Schwindsucht (Tuberkulose) empfänglicher? Wenn man nämlich die Tuberkulosesterblichkeit der verschiedenen Länder Europas vergleicht, so zeigt sich, daß die Länder mit stärkerem ostischem oder mongolischem (innerasiatischem) Einschlag im allgemeinen auch eine höhere Tuberkulosesterblichkeit zeigen als die Länder vorwiegend nordischer und westischer Rasse. Polen, Rumänien, die Balkanländer, Rußland, Finnland und Österreich zeigen eine hohe Tuberkulosesterblichkeit, eine viel geringere dagegen England, Dänemark, Island, Holland, Norddeutschland, Spanien, Süditalien. Die Gicht ist in den Küstenländern der Nord- und Ostsee, also im Gebiet des stärksten Vorwiegens nordischer Rasse besonders häufig. Ob es sich aber hier nicht um eine Umwelterscheinung, in diesem Fall um die Meereslage, handelt? In den Gebieten der Ostrasse könnte man fast überall ein verstärktes Auftreten von Kropf und von damit verbundenem Kretinismus feststellen. Das Auftreten von Kropf und Kretinismus ist bis in neuere Zeit häufig mit dem besonderen Trinkwasser einzelner Gebirgsgegenden zusammengebracht worden: der Gehalt des betr. Trinkwassers an Kalk, Magnesia, an Schwefel- und Kupferverbindungen sollte Kropf hervorbringen. Heute ist man solchen Behauptungen gegenüber sehr mißtrauisch[2]). Auffällig ist nun, daß Krankheitserscheinungen der beschriebenen Art besonders häufig vorkommen in vorwiegend ostischen oder doch mehr oder minder stark ostisch untermischten Gebieten, nämlich „in Wallis, Graubünden, Uri, Savoyen, in den Pyrenäen, in der Auvergne, in Salzburg, Böhmen, Kärnten, Steiermark, Tirol und in geringerer Ausdehnung in Franken, Thüringen sowie Teilen Belgiens, Württembergs, Badens usw.“[2]). Handelt es sich um eine Krankheitsanlage, die sich innerhalb der ostischen Rasse besonders stark ausgebreitet hat? Für eine Rassenanlage und durchaus gegen Umwelteinflüsse sprechen auch die Untersuchungen Finkbeiners[3]) über den Kretinismus auf schweizerischem Gebiet. Gerade in den vorwiegend ostischen Gebieten der Alpen ist Kropf in Verbindung mit

---

[1]) Nach der mir übermittelten Beobachtung eines Arztes sollen blonde, helläugige Kinder an der Halsbräune (Krupp, Croup) verhältnismäßig viel häufiger sterben als dunkelhaarige und dunkeläugige Kinder.

[2]) Vgl. Gärtner, Hygiene des Wassers. 1915, S. 30.

[3]) Finkbeiner, Neandertalmerkmale bei Kretinen (Zeitschrift für Kinderheilkunde, 1912) und Kretinismus im Nollengebiet (Korrespondenzblatt für Schweizer Ärzte, 1918).

Kretinismus besonders verbreitet. Im Kanton Wallis kommt nach Francé[1]) auf je 25 Einwohner einer, der kretinistisch entartet ist. Im Tal von Aosta, dem Hauptverbreitungsgebiet des Kretinismus, zählt man 2000 Kretinen. „Überall in der Schweiz stößt man auf kleine, armselige Leutchen mit krummbeinigem Gang, spärlichem Haar- und Bartwuchs, ledergelbem runzeligen Gesicht, gebeugtem Rücken und übertrieben greisenhaften Aussehen — versprengte Überreste einer fast ausgestorbenen zwerghaften Urbevölkerung". Finkbeiner wollte bei Kretinen Neandertalmerkmale feststellen, also Merkmale einer vorgeschichtlichen Rasse der mittleren Diluvialzeit, von der sich somit einzelne Erbanlagen bis heute erhalten haben sollten. Finkbeiner trennt die Erscheinungen des Kropfes von denen des Kretinismus und führt nicht, wie andere Forscher, Kropf und Kretinismus auf eine gemeinsame Erbanlage zurück. — Eine verhältnismäßig so wirksame Erhaltung von Neandertalermerkmalen bis auf den heutigen Tag möchte ich aber nicht vermuten; ich vermute vielmehr, daß es sich bei Kropf- und Kretinismusfällen um Krankheitsanlagen handelt, die sich besonders innerhalb der Ostrasse bzw. der vorwiegend ostischen Gebiete, verbreitet haben. Bei Kretinismus leichterer Art ist ja eine überdurchschnittliche Nachkommenzahl der Erkrankten wahrscheinlich.



Abb. 267. Österr. Alpen. Kretinismus.
(Aufn.: Anthropol. Inst., Wien.)

In der Verteilung der Geisteskrankheiten ließe sich wohl feststellen, daß der Nordrasse die Schwermut (Melancholie) zukommt[2]). All diese Verhältnisse sind noch viel zu wenig untersucht; mir scheint aber, daß selbst in dem stark gemischten Europa eine genaue Untersuchung überraschende Ergebnisse zutage fördern müßte. Sicherlich sind wie im Körperbau, so auch in der Körpertätigkeit grundlegende Rassenunterschiede vorhanden. Beddoe führt z. B. die Ansicht an, die Nordrasse habe dünneres

[1]) Francé, Die Alpen. 1913.

[2]) Leider hat Kretschmer sein Buch „Körperbau und Charakter" (1921) ohne einen Hinblick auf die rassenkundliche Forschung geschrieben, sonst hätte er, wie ich vermute, manche Beziehungen zwischen Rasse und Seelenleben, Rasse und Geisteskrankheiten usw. finden können. Man möchte die „zyklothyme" Veranlagung Kretschmers auf Seite der ostischen Rasse, seine „schizothyme" Veranlagung auf Seite der nordischen Rasse suchen, seine „hypomanisch-zyklothyme" Veranlagung am ehesten auf Seite der dinarischen Rasse. Die diesen Veranlagungen entsprechenden Körperbildungen weisen auch für die „Schizothymen" deutlich auf die nordische, für die Zyklothymen deutlich auf die ostische Rasse. Somit wären auf seiten der nordischen Rasse verhältnismäßig häufiger Krankheitsbilder der schizophrenen Psychose, auf seiten der ostischen Rasse Krankheitsbilder der zirkulären Psychose zu vermuten.

Blut und dünnere Milch. Auch der Bericht des Tacitus, die Germanen ertrügen Frost und Hunger besser als Hitze und Durst, ließe sich hier anführen. — All diese Vermutungen weisen auf die Möglichkeit rassischer Verschiedenheiten hin, die durch eine Rassenphysiologie noch zu erforschen wären.

Man wird schließlich das Blut der einzelnen Menschenarten unmittelbar auf seine Unterschiede hin zu erforschen trachten müssen. Daß hierbei äußerst aufschlußreiche Ergebnisse möglich sind, darauf scheinen schon die wenigen Versuche zu deuten, die bisher angestellt worden sind und über die Bruck berichtet in einem Aufsatz: „Die biologische Differenzierung von Affenarten und menschlichen Rassen durch spezifische Blutreaktion“ [1]). Die Versuche, die Bruck mit dem Blut holländischer, javanischer, malayischer und chinesischer Menschen angestellt hat, zeigen, „daß es mit Hilfe eines gegen Vertreter der weißen Rasse gerichteten Immunserums möglich ist, diese von Angehörigen der mongolischen und malayischen Rasse biologisch zu unterscheiden und gleichzeitig ... auf die Verwandtschaft der einzelnen Rassen untereinander zu schließen.“ Bruck glaubt sogar, durch solche Versuche schließlich erweisen zu können, welche Rassen „biologisch höher stehen“. So könnte schließlich eine Art biologische Abstufung der Menschenarten erreicht werden. Auf jeden Fall aber ist es wahrscheinlich, daß Blutuntersuchungen der Rassenkunde ganz neue Einsichten vermitteln würden [2]), und es ist sehr wünschenswert, daß das Untersuchungsverfahren der sog. biologischen Eiweißdifferenzierung [3]) noch viel mehr in den Dienst der Erforschung der Menschenrassen gestellt werde [4]).

Aber nicht nur die Blutuntersuchung wäre ein neues Forschungsgebiet der Rassenkunde. Erforscht müßten werden weiteste Kreise des menschlichen Lebens: Welche Rasse ist fruchtbarer? Welche Unterschiede der Sterblichkeit und des Sterbealters sind vorhanden? Welche Abhängigkeit von der Umwelt, von Höhenlage, Feuchtigkeit, Luftdruck? Welche Unterschiede der Neigung zu Erkrankungen, der Neigung zu Alkohol, zu Ausschweifung, zu leichten oder schweren Geburten usw. usw.? — Diesen Untersuchungen müßten sich andere anschließen über die Zahl der unehelichen Geburten, über Landstreicherei, Verbrechen, über volkstümliche An-

---

1) Berliner klinische Wochenschrift, 1907, Nr. 20.

2) Vgl. neuerdings: Chemisches Zentralblatt (Nr. 12, 1922), Bericht über „Rassenbiologische Untersuchungen mittels Isohämagglutinen“.

3) Vgl. hierüber Mollison, Technik und Methoden der physischen Anthropologie im Band „Anthropologie“, Kultur der Gegenwart, Teil III, Abt. V, 1923.

4) In solchen Zusammenhängen könnte auch erwähnt werden, daß die Menschenrassen auch Verschiedenheiten zu zeigen scheinen in bezug auf die bei ihnen vorkommenden Parasiten (Flöhe, Läuse). Durch Ausleseverhältnisse („Anpassung“ der Parasiten an einzelne Rassen) scheinen sich innerhalb einer Parasitenart getrennte Gruppen ergeben zu haben. Zeigen sich Rassenunterschiede des Menschen darin, daß z. B. Flöhe an diesen Menschen „gehen“, an jenen nicht? (Vgl. Schwalbe, Über die Bedeutung der äußeren Parasiten für die Phylogenie der Säugetiere und der Menschen [Ztschr. f. Morph. u. Anthr., Bd. 17, 1915] und Fahrenholz, Läuse verschiedener Menschenrassen [ebenda]).

schauungen, über Krankheiten, Sittlichkeit und Unsittlichkeit, wobei immer Gebiete verhältnismäßig reiner Rasse, d. h. Gebiete stärksten Vorwiegens jeweils einer bestimmten Rasse, und Menschen vergleichbarer gesellschaftlicher Lage zu vergleichen wären. Solche Forschungen stehen noch aus; sie müßten ein deutliches Bild von den Erbanlagen der verschiedenen Rassen geben, ein Bild, das auch beitragen würde zu einer vergleichenden Seelenkunde der einzelnen Rassen, zu der in den nächsten Abschnitten ein Beitrag versucht werden soll.

Noch bliebe eine Aufgabe der Rassenbeschreibung übrig: nämlich die Bewegungseigenheiten der einzelnen Rassen für die Darstellung zu gewinnen. Hier sei dazu der Versuch gemacht:

Der Gang der *nordischen Rasse* ist ruhig, jedoch nicht eigentlich schwer, beim nordischen Weib hin und wieder auffallend anmutig. Es fällt auf — und besonders beim unbelastet gehenden nordischen Weib — daß oft eine Senkung des Kopfes, ein Niederblicken, gleichsam erst durch eine vorbereitende Welle durch den ganzen Oberkörper, in gewissem Sinn durch den ganzen Körper, angezeigt wird: der Körper äußert sich als Ganzes und man möchte sagen, die Bewegung, jede Bewegung, gehe erst als ein Fluß zuvor oder gleichzeitig durch den ganzen Körper hindurch. In seiner freiesten, klarsten Ausgestaltung erhalten die Bewegungen des nordischen Körpers einen Ausdruck ruhig-bestimmten Herrschens. Diese Eigenheit darf aber nicht als ständisch-bedingt gedacht werden: ich habe diesen Ausdruck oft bei nordrassischen Fuhrleuten gesehen. Leicht wird das Gehen der nordischen Rasse zum Schreiten. Von Hagen heißt es im Nibelungenlied:

„die bein im wâren lanc,
eislîch sîn gesihene, er hête hêrlîchen ganc."

Das ist der nordische Gang: „herrlich" hatte damals die Bedeutung des Herrentümlichen, Herrschertümlichen.

An den Armbewegungen der nordischen Rasse fällt die Freiheit des Ausdrucks auf, die sich selbst in jeder Handbewegung zeigen kann. Jeder Teil des Arms, jeder Muskel, jeder Finger, bewahrt einen gesonderten Eigenwert, indes die Bewegung doch in freier Wechselbedingtheit mit dem ganzen Körper verläuft. Ebenso kann eine Armbewegung bei nordischen Menschen in einem festen, klaren Ausdruckszusammenhang mit dem ganzen Körper erscheinen. Auch die Bewegungseigenheiten, die von Schicksal und Umwelt geschaffen sind, verwischen bei nordischen Menschen die rassische Bewegungsanlage nicht ganz. Unter den griechischen Bildwerken zeigen vor allem die der Frühzeit, z. B. das des Harmodios und Aristogeiton, die nordische Bewegungsanlage in reiner Ausgestaltung — verglichen mit der germanischen Sonderart nordischen Ausdrucks, hin und wieder (und vor allem späterer Zeit) in vielleicht etwas zu gefälliger, zu leichter Ausgestaltung. Die germanische Sonderart des nordischen Bewegungsausdrucks ist zwar immer ruhig, aber vielleicht härter, willens-

kräftiger, kühner. Betrachtet wird hierbei immer nur der Bewegungsausdruck des völlig erwachsenen Körpers.

Eine besondere Bewegungsfreudigkeit ist der Nordrasse nicht eigen. Sie empfindet allzuviel Körperbewegungen als unvornehm. Den nordischen Engländer wird man geradezu bewegungsscheu nennen können. Ein anderes ist die nordische Freude an planmäßiger Körperbewegung, an Leibesübungen; Leibesübungen sind eine nordische Erscheinung; darüber mehr im 11. Abschnitt. — Bei Eisenbahn- oder Straßenbahnfahrten kann man beobachten, daß Frauen vorwiegend nordischer Rasse beim Sitzen die Knie geschlossen halten, Frauen vorwiegend ostischer Rasse hingegen sitzen oft breit mit auseinandergestellten Knien. Beim Stehen zeigen Frauen vorwiegend ostischer Rasse meistens eine breite Stellung mit gleichbelasteten auseinandergestellten Füßen, Frauen vorwiegend nordischer Rasse stehen mit geschlossenen Füßen und belasten meistens ein Bein mehr als das andere (Standbein, Spielbein), wobei sich öfters wieder jener anmutige Fluß der Körperhaltung zeigt.

Ganz anders ist die westische Rasse. Sie ist die eigentlich bewegungsfreudige, ja bewegungsselige Rasse. Der Westrasse ist es eigen, Gemütsbewegungen im Körper- und Gesichtsausdruck und oft ohne Zuhilfenahme des Wortes bis zur Vollendung auszudrücken; eine gewisse schauspielerische Fähigkeit ist ihr angeboren, eine Fähigkeit, mit dem ganzen Körper und bis in jede Bewegungseinzelheit hinein eine Ausdruckseinheit zu bilden. Wo der seelische Ausdruck bei der Nordrasse oft nur in den Augen, in einer Kopfwendung, in einer kargen Armbewegung das Wort unterstützt, da neigt der Körper- und Gesichtsausdruck bei der Westrasse dazu, gleich wichtig mit dem sprachlichen Ausdruck sich geltend zu machen. Der Gang der Westrasse ist wiegend, besser: leicht schwankend. Bei jedem Tritt schwingt der Oberkörper in der Schulterebene einmal mit der rechten, einmal mit der linken Schulter ein wenig nach außen, sodaß der Schritt etwas Heiteres, Leichtes, Biegsames bekommt. Beim weiblichen Geschlecht ist das Biegen der Hüften besonders betont (vgl. S. 73). Der turnerische und soldatische Schritt der Franzosen, der pas gymnastique scheint mir einen westisch-nordischen Ausgleich darzustellen; sicher ist wenig Ostisches an ihm. Man müßte annehmen, gewisse Eigenschaften westischer Art hätten sich bei der französischen Bevölkerung in viel weiterem Umfang durchgesetzt, als man nach der heute doch verhältnismäßig geringen (?) Beimischung westischer Rasse vermuten würde. Daß der soldatische Schritt des Franzosen im Wesentlichen westisch ist, zeigt sich auf deutschen Bühnen fast in jeder Carmen-Aufführung: die Darsteller, die im ersten Aufzug als Wachablösung aufmarschieren sollen, wissen nicht mit dem westrassischen Marschtritt dieser echt westischen Bizetschen Weise auszukommen und wirken fast immer ausnehmend lächerlich. Das macht, der dem Deutschen vertraute Marschtritt ist wesentlich nordisch und Angleichungen des Schritts sind nahezu unmöglich. Das von Bizet nach einem spanischen Volkslied gebildete Soldatenlied aus Carmen „He holla, halt werda!" kann man, wenn man es richtig empfindet, gar nicht mit einem anderen als dem westrassischen

Schritt begleiten, ebenso auch die Marseillaise. Der nordische Schritt ist diesen Liedern gänzlich wesensfremd; daher auch in Deutschland der immer zu beobachtende Eindruck des Gezwungenen, wenn einmal die Weise der Marseillaise als Marschweise gebraucht wird. Die westischen Bewegungen scheinen die aller anderen Rassen an Flüssigkeit und Ausdrucksfähigkeit weit zu übertreffen. Sicherlich ist die Ausbildung der Bewegungen bis zur Zierlichkeit nur der Westrasse eigen. Einen reizvollen Ausgleich nordischer und westischer Bewegungsart habe ich oft bei französischen Schauspielern beobachtet: die äußerste Bewegungssicherheit, Flüssigkeit und Ausdrucksfähigkeit verband sich bei ihnen mit nordischer Entschiedenheit und Kraft. Eigenartig berühren die Menschen in Lionardos Abendmahl: vorwiegend nordische Männer sind von dem nordischen Lionardo dargestellt; aber sie haben die Ausdrucksfähigkeit der Westrasse an sich genommen, die nordische Zurückhaltung der Bewegungen fehlt. So hat sich hier ein Ausgleich ereignet, ein Ausgleich übrigens, der für das Rassentum der höheren Stände Italiens zur Wiederbelebungszeit bezeichnend scheint.

Nicht leicht ist es, die *ostische Bewegungsart* zu erfassen. Da die ostische Rasse einen ihr allein eigenen und ganz ihr zugehörigen Ausdruck bis zu einem gewissen Grad verloren zu haben scheint, da sich viele ostische Erscheinungen als ein Angleich, ein Anpassen an die Eigentümlichkeiten der anderen europäischen Rassen erklären lassen, ist es schwierig, das Eigentlich-Ostische aufzufinden. In Deutschland ist das nordische Rassenbild auch in den Bewegungen vorbildlich, selbst in den Gebieten vorwiegend ostischer Rasse. Schon erwähnt ist worden, daß die straffe turnerische Haltung „Brust heraus, Bauch hinein" dem gestrafften nordischen Körper entspricht und daß diese Körperhaltung dem ostischen Menschen nicht artgemäß und darum vielfach zuwider ist. Die Vorbildlichkeit dieser gestrafften Haltung im ganzen deutschen Gebiet muß demnach als ein Aufzwingen des nordischen Rassenbildes gelten. Tatsächlich kann eine solche Haltung auch dem gedrungenen ostischen Körper, der dazu noch zur Wohlbeleibtheit neigt, nicht artgemäß sein. Ebenso scheint der ostische Mensch sich dem deutschen turnerischen Schritt eher anzupassen, als daß er ihm arteigen wäre. Mir scheint geradezu, als ob der ostischen Rasse eine gewisse Neigung zum Kniegang artgemäß wäre, mindestens aber eine Gangart, die einerseits viel schwerer als die westische, andererseits minder fördernd und entschieden als die nordische Gangart ist. Der ostische Gang kann vielleicht am besten als der eigentliche Spießbürgersgang bezeichnet werden, als der Gang einer gewissen schweren Beharrlichkeit, die gleichweit entfernt ist von westischer Leichtigkeit wie von nordischem Ausschreiten. Die Armbewegungen der ostischen Rasse sind nicht so flüssig wie die westischen, nicht so klar wie die nordischen Armbewegungen. Sie haften mehr am Körper. Zumal wenn der Kopf, wie dies bei der Ostrasse oft der Fall ist, „zwischen den Schultern steckt", wirkt der Arm mehr als ein unselbständiges, minder ausgestaltetes Glied von geringerer Ausdrucksfähigkeit. Die Arm- und Handbewegungen scheinen einerseits ohne rechten Zusammenhang mit dem Ausdruck des mehr beharrenden Körperganzen, andererseits aber unfreier, minder ge-

gliedert. Die Bewegung wird so oft mehr zur mürrischen Andeutung eines Körperausdrucks. Dies gilt gleichsam bis in die Fingerspitzen hinein und scheint aus der stumpferen Handumrißlinie sprechen zu wollen. Die Kopfbewegungen sind schwerer, stumpfer, sie sind mindestens unlustiger als die westischen Kopfbewegungen, unfreier als die nordischen. Das bedingt schon der Ausdruck des breiteren, kürzeren Schädels und der kürzere Hals.

Über die Bewegungen der dinarischen Rasse kann ich, da mir für eigene Beobachtung bisher zu wenig Zeit vergönnt war, nur wenig sagen. Sie unterscheiden sich wesentlich von denen der Ostrasse, wie von denen der Westrasse. Ihnen ist eigen eine gewisse feste Bestimmtheit, die manchmal an die Bewegungsart der Nordrasse erinnert. Der Gang der dinarischen Rasse scheint ausgreifend zu sein und oft geradezu kriegerisch, die Armbewegungen entschlossen und kraftvoll; doch scheint eine Neigung zu vielen Bewegungen nicht dinarisch zu sein, eher eine Neigung zur Bewegungskargheit. Viele im städtischen Leben sich bewegende dinarische oder vorwiegend dinarische Menschen gehen mit einer eigentümlich steifen Rückenhaltung.

11. Die seelischen Eigenschaften der nordischen Rasse.

Solche Ausführungen leiten über zu einer Betrachtung des seelischen Verhaltens der vier betrachteten Rassen. Wären die Menschenrassen ungleich nur in bezug auf ihre leiblichen Erbanlagen, so käme ja der Betrachtung rassischer Erscheinungen eine viel geringere Bedeutung zu. Die seelische Erbungleichheit der Menschenrassen bedingt erst die augenfälligen Verschiedenheiten in Taten und Werken, im „Dichten und Trachten" der einzelnen Menschen und der einzelnen Völker. — Schon bei Schilderung der Körperlichkeit, noch mehr aber bei Schilderung der Bewegungseigenheiten, haben sich Wendungen ergeben, die einen gewissen Hinweis auf seelische Eigentümlichkeiten enthalten konnten. Ich habe derlei Wendungen, wenn sie sich einstellten, absichtlich nicht vermieden, um nie den Ausblick auf die Ganzheit des Rassenbildes zu verlieren.

Es ist begreiflicherweise nicht leicht, die kennzeichnenden seelischen Eigenschaften einer Rasse anzugeben, wenn man sich nicht bei allgemeinsten Ausdrücken aufhalten und gleich in den Wesenskern eindringen will. Immer gilt es bei solchen Untersuchungen, sich einen gewissen Mittelschlag (am besten den Bauern) jeder Rasse vor Augen zu halten und sich nicht dazu verlocken zu lassen, etwa gleich vom „Geist" einer bestimmten Rasse zu reden. Eine Darstellung des seelischen Verhaltens europäischer und einzelner außereuropäischer Rassen findet sich in der „Sozialanthropologie" von Ploetz[1]). Ploetz gewinnt einen Standpunkt für seine Betrachtungen, indem er die Beteiligung der einzelnen Rassen an den „gesellschaftlichen Bildungen" und indem er die einzelnen Rassen „nach Zahl, Inhalt und Charakter ihrer Tauschhandlungen" darstellt. Leider

[1]) Im Band „Anthropologie" der „Kultur der Gegenwart" Teil III, Abt. V, 1923.

hat Ploetz in seiner Betrachtung die beiden kurzköpfigen Rassen Europas und die vorderasiatische Rasse zu einer „alpinen“ zusammengestellt, wodurch er sich den Ausblick verdeckt auf das seelische Verhalten der ostischen (alpinen) und der dinarischen, wie auch der vorderasiatischen (armenoiden) Rasse. Seine Darstellung ist aber die erste, die einen bestimmt begrenzten Standpunkt der Vergleichung gewonnen hat.

Die im folgenden gegebene Darstellung ist demgegenüber mehr eine Zusammenstellung bisheriger Beobachtungen seelischen Verhaltens der europäischen Rassen, welche Einzelbeobachtungen dann zum Entwerfen einzelner Bilder seelischen Verhaltens dienen sollen.

Wertvolle Hinweise auf Rasseneigentümlichkeiten gibt Beddoe in seinem Buch über die Rassen der britischen Inseln. Er beschreibt darin Menschen aus verhältnismäßig rein nordischem Gebiet wie auch Menschen aus Gebieten vorwiegend ostischer und westischer Rasse. Am deutlichsten scheinen Beddoe [1]) die nordischen Eigenschaften in England beim Bewohner der Grafschaft York, beim Yorkshireman, ausgedrückt zu sein. Diesem nordischen Menschenschlag schreibt Beddoe Scharfsinn, Wahrhaftigkeit, Ausdauer, Willenskraft und Fleiß zu, gesundes Urteil, Redlichkeit (spirit of fair play), Liebe zur Behaglichkeit (comfort), zur Ordnung und Reinlichkeit, Neigung zu schwerem Essen, Unzugänglichkeit gegenüber Marktschreierei (bluff independence), die sich bis zu abweisendster, selbstischer Ruppigkeit (selfish rudeness) steigern mag, ferner Sinn für Tonkunst, einen Verstand, der dem Körper gleich, im allgemeinen sehr stark und tüchtig ist, besonders geeignet für gewerbliche und kaufmännische Bestrebungen, aber auch ebensogut zur Wissenschaft; ein gewisser Mangel an Einbildungskraft ist erkennbar. Oft scheint eine rasche Auffassungsgabe im Widerspruch zu stehen mit der „germanischen Neigung, allen Dingen geradeswegs und beharrlich auf den Grund zu gehen“. — Ripley spricht bei Betrachtung der nordischen Rasse von Schweigsamkeit, Zurückhaltung und Schwerfälligkeit des nordischen Menschen, von seinem knorrigen, aber handfesten (lumbering, but substantial) Wesen.

Maclean [2]) schildert die nordische Art wie folgt: „Überlegend und kühl; zweifelt gern und ist schwer zu überzeugen. Sehr genauer Beobachter, durch Erregung oder Vorurteil nicht beeinflußt. Entwickeltes Ortsgedächtnis, das dem begabteren Teil der Rasse eine Eignung für Geometrie, Sternkunde und Schiffahrt gibt. Gerecht in ihren Entscheidungen; nicht weil sie gewissenhafter sind als Menschen anderer Rassen, sondern weil sie tatsächlich die Wahrheit lieben und es verachten, durch Erregung oder Gefühl beeinflußt zu werden. Stark in der Anhänglichkeit, aber nicht so sehr wie die Kelten, und, obgleich weniger erregbar, nicht so bereit, zu bereuen oder zu vergeben. Die eigene Freiheit über alles liebend und für sie die größten Schwierigkeiten und Gefahren auf sich nehmend. Oft ziemlich rauh, aber fast immer von achtungsvoller Umgangsart. Ziemlich bestimmt in ihrer Meinung, aber sehr weitherzig gegenüber der Meinung der anderen. Das Große und Erhabene liebend, aber ziemlich

[1]) The Races of Britain. 1885.
[2]) Anthropological Review IV. 1866.

dazu geneigt, das Wundersame und Geheimnisvolle lächerlich zu finden; mit einer angeborenen Gabe des Frohmuts, der sie auch in Gefahr und Leid fast nie verläßt. Außerordentliche Festigkeit und Selbstvertrauen, die weder durch Qual noch durch den Tod zu erschüttern sind."

Diese angelsächsischen Beobachtungen stimmen überein mit dem, was die Geschichte vom Wesen nordischer Völker berichtet und mit den Eigenschaften, die überall, wo Gebiete vorwiegend nordischer Rasse sind, an der Bevölkerung beobachtet werden und die man immer wieder am eindringlichsten dargestellt findet in den Menschenschilderungen der Isländergeschichten (Sagas), die in den Übersetzungen der „Sammlung Thule" vorliegen.

All die einzelnen seelischen Eigenschaften nordischer Menschen scheinen sich mir gleichsam anzuordnen um Kerneigenschaften des nordischen Wesens: Urteilsfähigkeit, Wahrhaftigkeit und Tatkraft. Mit der bezeichnenden Eigenschaft der Urteilsfähigkeit hängt zusammen der Gerechtigkeitssinn, der Hang zu Sondertum und Zersplitterung, die Neigung zu unbestechlicher Sachlichkeit und die Unzugänglichkeit gegenüber Redensarten und gegenüber dem Geist des Massentums, ferner die Neigung, den Erscheinungen mit Zweifel zu begegnen. Mit der Urteilsfähigkeit hängt zusammen der ruhige, oft unerbittlich und hart erscheinende Wirklichkeitssinn, mit ihr hängt zusammen die Neigung zu Mißtrauen gegenüber Fremden, sowie die unerschütterliche offenherzige Treue zu dem, der ins Vertrauen aufgenommen wurde. Selbst die geringe Versöhnlichkeit hängt zusammen mit nordischer Urteilsfähigkeit: der bei klarem Urteil als Gegner erkannte bleibt ja im Wesen der gleiche.

Der nordische Mensch ist der eigentlich Freie insofern, als er sich selber sachlich gegenüberzustehen vermag. Der Gerechtigkeitssinn bestimmt ihn zuerst. Er ist der Freie auch insofern, als er eine Abneigung gegen jegliche Beeinflussung hat. Er neigt zum Einzeltum im täglichen Leben, zum Sondertum des Stammes im staatlichen Leben. Sein Einzeltum, das ihn urteilsfähig erhält, macht ihn schweigsam, oft abweisend und oft geradezu hart und schonungslos [1]). Er sucht seine Ehre darin, daß er vor sich selbst bestehe; eigen ist ihm ein hohes Maß an Verantwortung und ein starkes Gewissen. Wenn er besonders tüchtig ist, neigt er dazu, die Tüchtigkeit in herrischer Weise auch von seiner Umwelt zu fordern. Leicht erfaßt er bei seiner Anlage den Begriff der Pflicht, leicht wird er dann aber wie gegen sich so auch gegen andere rücksichtslos hart. Das Einzeltum des nordischen Wesens — schlagwörtlich würde es wohl Individualismus genannt werden — bringt es mit sich, daß der Sinn für den Familienzusammenhalt oft verringert ist: auch seinen nächsten Angehörigen gegenüber urteilt der nordische Mensch, wo die Menschen der anderen Rassen unbesehen und oft geschäftig den selbstischen Zusammenhang der Familie

[1]) Mehr in den Grenzfällen, die schon seelischer Erkrankung oder Entartung nahe liegen, wird man bei nordischen Menschen häufiger als bei den Menschen der anderen europäischen Rassen eine gewisse Rücksichtslosigkeit, ja eine gewisse kalte Roheit in Empfinden und Handeln finden. Unter der nordischen Rasse findet sich anscheinend häufiger Menschen mit jener Verödung des seelischen Lebens, die Kretschmer (Körperbau und Charakter. 1921) unter die Schizothymen (zur Schizophrenie neigenden Menschen) zählt. Vgl. hierüber S. 141, Fußnote 3.

oder kleinerer Gruppen bewahren. Ist so der Sinn für Familie beim nordischen Menschen oft geringer, so ist der Sinn für größere Gruppen: für Gemeinde, Dorf und Stadt, Landschaft und Stamm bei ihm stärker als bei den anderen Rassen Europas mit Ausnahme der dinarischen. Der Stamm steht dem nordischen Menschen durchschnittlich näher, ist ihm vertrauter als der Staat, diese äußerste Begrenzung des Gruppenlebens. In ihrer höchsten Entfaltung allerdings ist es gerade die Nordrasse und nur sie, welche die großen Staatsmänner hervorbringt und hervorgebracht hat (vgl. auch Abb. 45, 46, einzelne Abb. im 19. Abschnitt). In solchen Männern erreicht dann die unbestechliche Sachlichkeit, der Wirklichkeitssinn, der Gerechtigkeitssinn, der Mut und die Urteilskraft, selbst auch die geringere Einbildungskraft der Rasse und die vielen nordischen Staatsmännern eigene Veranlagung zu kaltem Berechnen eine höchste Ausprägung.

Leidenschaftlich kann man die nordische Rasse nicht nennen, wenigstens nicht in dem üblichen Sinn oder etwa im Sinn besonders ausgesprochener Geschlechtlichkeit. Es scheint, daß sich die Geschlechtlichkeit bei der Nordrasse sogar entschieden zurückhaltender und wählerischer zeigt als bei den dunklen europäischen Rassen. „In der Geschlechtsliebe war der Germane so kühl wie nicht bald ein zweites Volk", so urteilt ein genauer Kenner des nordrassischen alten Germanentums, Andreas Heusler[1]). Was Hamlet von Horazio aussagt, daß sein „Blut und Urteil sich so gut vermischt", diese gewisse Ausgeglichenheit der Wesensanlagen scheint echt nordrassisch zu sein. „Dat Besinnen is dat Beste an Minschen" sagt ein oldenburgisches Sprichwort. Man wird innerhalb vorwiegend nordischer Bevölkerungen eher etwas schwerfällige als etwa zu leidenschaftliche Menschen antreffen und eher kalte Rechner als unruhige Stürmer. Leidenschaftlich wird der nordische Mensch meist nur an einer sachlichen Aufgabe. Er mag dann in der Stetigkeit, mit der er einer Sache bis auf den Grund geht und es um der Sache willen tut, er mag dann in dieser Eigenschaft, die man sachliche Leidenschaft nennen könnte, unvergleichlich sein. Der Gerechtigkeitssinn läßt ihm eine andere als sachliche Haltung nicht leicht zu. Man hat den Gerechtigkeitssinn geradezu das Hauptkennzeichen des nordischen Menschen genannt: „Er ist lieber ungerecht gegen sich selbst, als daß er den Schein der Ungerechtigkeit gegen andere auf sich zieht"[2]). In den höchsten Ausprägungen zeigt sich diese sachliche Leidenschaft immer wieder in der nordischen Kunst. Die Kunst Bachs mag als höchstes Beispiel jener gleichsam sachlichen Leidenschaft gelten. Die Leidenschaft des schöpferischen Wirkens erscheint nirgends unfaßlicher, mächtiger und unvergleichlicher; aber niemand würde man weniger im üblichen Sinne leidenschaftlich nennen als Bach. — Indessen die Vergleichung muß auf durchschnittlicher Höhe bleiben und der Ausblick auf die nordische Kunst sei nur ein Hinweis auf höchste Ausprägungen nordischen Gestaltens. Die Sachlichkeit des nordischen Menschen mag auch

[1]) Die altgermanische Religion, in „Die Kultur der Gegenwart", Teil I Abt. III, 1).

[2]) Hauser, Rasse und Rassefragen in Deutschland, 1916.

zutage treten in der beobachteten Tatsache, die mir mitgeteilt worden ist, daß sich zur Pferdezucht und Pferdepflege eigentlich nur Menschen nordischer Rasse eignen. Die Leidenschaftslosigkeit, welche die besondere Urteilsruhe bedingt, und zu der oft überraschenden Urteilsklarheit führt, diese abwägende, nicht leicht zu störende Ruhe, die vor allem der nordische Bauer zeigt und die sich schon im ruhig-festen Schritt der Rasse anzeigt, sie mag gefördert sein durch die beschriebene geringere Stärke und Erregbarkeit der Einbildungskraft. Am echten, d. h. nordrassischen Abkömmling der Alemannen im südwestdeutschen Gebiet wie am Westfalen, Niedersachsen und Pommern, ist mir diese gewisse Kargheit der Einbildungskraft aufgefallen: im nordischen Geist wechseln die Bilder langsam und ruhig, die Farben sind milder, einander mehr angeglichen; das Gemüt zwar ist tiefer, aber minder erregbar und vor allem stärker verschlossen. Diesem Mangel an Einbildungskraft entspricht auch das für die nordische Rasse bezeichnende geringere Einfühlungsvermögen. Seltener ist der nordische Mensch versucht, aus seiner einzeltümlichen Abgeschlossenheit heraus sich in andersgeartete Menschen und andere Zustände einzufühlen, ja eine gesteigerte Einfühlungsgabe, die er etwa bei Anderen findet, macht ihn leicht mißtrauisch. Ein altenglisches Gedicht schildert die Verschlossenheit geradezu als ein Merkmal des Edlen: „Ich weiß es wahrhaft: das ist im Edeling altedles Gesetz, daß sein Herz er halte gefesselt, seine Brust verwahre, er denke, wie er wolle."

Der nordische Mensch sucht sich sein Urteil durch ruhigeres Betrachten, langsames, sachliches Eingehen, ja selbst durch Mißtrauen und Kälte zu bewahren, und eher wird dem Verstand Ausdruck und Wort verliehen als dem Gemüt, oft vielleicht gerade aus dem Bewußtsein eines tiefer erfüllbaren, weiter erschlossenen Gemüts (Der alte Hofschulze in Immermanns „Oberhof", dieser echt nordische Bauer, zeigt solche Züge besonders deutlich). Die Härte des nordischen Menschen kann oft eine Gemütsbewegung verbergen. Die geringere Einbildungskraft, die geringere Einfühlungsgabe und die geringere Erregbarkeit darf aber nicht etwa gleichgesetzt werden mit geringerer künstlerischer Begabung oder mit einem genügsameren Verstand. Im Gegenteil: die ruhigere inbildliche Tätigkeit des nordischen Geistes bedingt die höchsten Ausprägungen seines geistigen Lebens. Leicht kommt der nordische Mensch zu einem schauenden Verhalten seines Geistes. „Zum Schauen bestellt" (Goethe) scheint vor allem der nordische Mensch zu sein. Die Menschen anderer Rassen, selbst die geistigeren blicken umher; die geistigeren Menschen der Nordrasse schauen. Gerade auch im Vermeiden besonderer, einzelner Kennzeichnung des Blickens darf man wohl in der griechischen Bildkunst den nordischen Geist in griechischer Sondergestaltung erblicken. Das schauende Verhalten der Nordrasse schafft ihre besondere wissenschaftliche Begabung.

In manchen Fällen — meist aber wohl durch ostische Beimischung — entartet nun die Sachlichkeit der Rasse bis zur Gesinnungslosigkeit. Das Bestreben zur Gerechtigkeit, zur „Objektivität" wird dann zu widerlicher Ausländerei und sogar zur Verachtung dessen, was nicht „weit her" ist, also des Eigenen. Spuren und Folgen allzu leichten Aufgebens eigenen

Gutes gegen fremdes, sogar eigenen besseren Gutes gegen minderwertiges fremdes, lassen sich schon früh in der Geschichte der nordrassischen Völker aufweisen. Diese Entartung der Sachlichkeit zur Selbstentwertung, die wahrscheinlich eine Folge der Zumischung ostischen Blutes ist, scheint vor allem ein Fehler des nordrassisch-bedingten deutschen Volkes zu sein.

In einer gewaltigen Steigerung zeigt sich der Gerechtigkeitssinn der Nordrasse z. B. im Bilde des Kleistschen Michael Kohlhaas. Hier handelt, nachdem sein ruhiges Urteil entschieden hat, ein nordischer Mann wohl in eigener Sache, aber mit einer solchen Sachlichkeit, wie sie nur innerhalb der Nordrasse möglich ist, gleichsam mit einer unbeteiligten Klarheit und aus unbestechlichem Rechtsgefühl. In gleicher Lage würde der westische Mensch schäumend, rasend seine Rache suchen, der ostische Mensch würde sich irgendwie in einer gewöhnlichen Weise rächen. — Immer wieder leiten alle Züge auf die ruhigfeste Urteilsfähigkeit und auf die „Stäte", die Wolfram von Eschenbach vom Edlen verlangt. Zwar rasch auffassend, aber langsam und gründlich urteilend, kommt der nordische Mensch zu langsam reifender Erkenntnis und Erfahrung; immer aber mühte er sich um Erkenntnis und folgt eher einem Hang zum Widerspruch und Beiseitestehen, als daß er einer Massenbewegung folgte. Selbst seinem eigenen Gefühl gegenüber bleibt er ruhig. Sein ihn kennzeichnender Freiheitsdrang ist weniger im Sinne des politischen Schlagworts zu verstehen, als im Sinne jedes gesicherten Bezirks klaren Eigentums und abständigen Einzeltums (my house my castle). Freisein heißt ihm: nach seinem Einzelurteil leben zu können. Sein Einzelurteil ist aber nicht Einzellaune, sondern klare Entscheidung. Der Entscheidung folgen dann sein Wagemut, seine Ausdauer, sein Fleiß, sein Selbstvertrauen und in höchster Ausprägung seine geschichteschaffende Kühnheit und Schöpferkraft.

Eigenartig verbindet sich — bei einzelnen nordischen Menschen — mit der auf die Tätigkeit gerichteten Urteilskraft ein gewisser Leichtsinn, eine oft große Sorglosigkeit gegen sich selbst: der Wagemut wird dann Tollkühnheit, der Leichtsinn Verschwendung, die Sorglosigkeit lebt in den Tag hinein und kümmert sich wenig um Zeit, Geschäft, Handel und Wandel. Es scheint, daß Spielsucht und Wetten der Nordrasse von alters eigen gewesen seien, und ein gewisser Übermut (Über-mut) scheint auch immer wieder den Untergang einzelner nordischer Menschen oder nordischer Scharen verursacht zu haben [1]). Der bezeichnende nordische Leichtsinn, eine gewisse Tollkühnheit Einzelner, tritt immer wieder in der Geschichte nordrassisch-bedingter Völker auf und der Sinn für Wettbewerb hat ihre Leistungen immer wieder hoch gesteigert. Es scheint auch, als ob der nordische Mensch nach Zeiten des tatkräftigen Handelns oder des tiefen Denkens Zwischenzeiten ungebändigten Leichtsinns und frohgelaunter Faulheit brauche. Solche Züge aber heben sich, wie betont, mehr bei Einzelnen ab von der

[1]) Dafür scheint mir bezeichnend, wie Byrhtnoth, der angelsächsische Führer (in dem altenglischen Gedicht „Byrhtnoths Tod") den seine Schar angreifenden Dänen, die in ungünstiger Lage vom Strand aus kämpfen müssen, „in seinem Übermut" (for his overmode) Raum gibt, sodaß die Dänen auf besserem Gelände kämpfen können. Die Folge ist der Fall Byrhtnoths und seiner Schar.

für die Rasse im allgemeinen geltenden besonderen Vordenklichkeit. „Der nordische Mensch ist von allen am wenigsten dem Augenblick hingegeben; er übertrifft alle Rassen an Willensstetigkeit und sorgender Voraussicht. Infolge der vordenklichen Sinnesart werden die sinnlichen Antriebe weiter gesteckten Zielen untergeordnet“ [1]). So ist der nordische Mensch vor allem anderen der Mensch weitangelegter kühner Entwürfe und tatkräftiger Unternehmungen. In vielen seiner Unternehmungen und geistigen Schöpfungen ist ihm eine gewisse Überschwänglichkeit eigen, die sonst keiner Rasse eignet, die sich aber im alltäglichen Gebaren und in Worten oft gar nicht äußert und nur aus Taten und Werken zu erkennen ist.

Untersucht man die Begabungsverhältnisse der einzelnen Rassen nach der Häufigkeit des Auftretens schöpferischer Menschen, so ist die Nordrasse darin unvergleichlich reich. Das haben die Untersuchungen der sog. Anthropologischen Geschichtsschreibung dargetan, und diese rassenkundliche Geschichtsschreibung fördert immer neue Zeugnisse zutag. Seit den Vermutungen und Forschungen, welche die Begründer dieser Geschichtsschreibung ausgesprochen und ausgeführt haben, sind ununterbrochen neue Tatsachen gefördert worden, die das bestätigen, was der französische Rassenforscher de Lapouge schon im Jahre 1888 in bezug auf die nordische Rasse geschrieben hat: „Fast alle großen Männer haben ihr angehört, selbst wenn sie Teile rassisch ganz anders gearteter Völker zu sein scheinen, und ich wäre nicht erstaunt, wenn das Licht, welches gewisse andere Rassen verbreitet haben, der Anwesenheit eines blonden, langköpfigen Einschlags in ihrer trägen Masse zuzuschreiben wäre, welcher durch die Dunkelheit der Zeiten verborgen geblieben ist. Die blonde, langköpfige Rasse scheint in der Tat dazu beigetragen zu haben, die leitenden Klassen zu liefern in Ägypten, besonders in Chaldäa und in Assyrien. Die Sache ist fast gewiß in Persien und Indien und möglich sogar für das alte China. Ihre Rolle ist jedenfalls sicher in der griechisch-römischen Zivilisation, und in unserer Zeit richtet sich die Bedeutung der Völker fast genau nach der Menge blonder Langköpfe, welche zur Bildung ihrer führenden Schichten beitragen. Zu dieser Rasse haben die gallischen und fränkischen Menschen gehört, welche Frankreich und seinen Glanz gegründet haben; es sind die gleichen Menschen, die in Deutschland den Massen Leben verleihen und durch ihre Bewegung fortreißen.“

Allein diese Untersuchung, die nur die höchsten Erhebungen betrachtet, kann noch nicht maßgebend sein für eine Beurteilung des Durchschnitts der nordischen Rasse. Obwohl sie daraufhin deuten mag, daß die Möglichkeit solcher besonderen Schöpferkraft einen besonders tüchtigen Durchschnitt verlangt, beweist sie zunächst nur ein häufigeres — allerdings unvergleichlich häufigeres — Auftreten hervorragender Menschen innerhalb der nordischen Rasse und eine besondere Eroberungslust und -kraft nordischer Stämme.

Man hat deshalb die Untersuchung innerhalb einer gewissen alltäglichen Umwelt geführt, hat die Verhältnisse: Beruf und Kopfform, Beruf und Körperhöhe usw. untersucht. Solche Untersuchungen sind in Deutsch-

[1]) Lenz in Baur-Fischer-Lenz, Grundriß I, 1923.

land, in England, in der Schweiz, in Frankreich und in Amerika angestellt worden. Wo man die Körperhöhe untersucht hat, hat sich herausgestellt, daß die höheren Stände größer sind als die niederen. Die schweizerische Nachforschung zeigt besonders genau, daß größere Körperhöhe und höhere gesellschaftliche Schicht im allgemeinen eng zusammenhängen. Auf Grund von Messungen an mehreren tausend Leichen kam der Anatom und Anthropologe Pfitzner in Straßburg zu dem Ergebnis: „Die höhere Intelligenz schlechthin dokumentiert sich in der durchschnittlich höheren Statur und in einer über diese Zunahme hinausgehenden Größenzunahme des Hinterteils des Kopfes.“ Auf Umwelteinflüsse lassen sich, wie später ausgeführt wird, solche Erscheinungen nicht oder nicht allein zurückführen. — Wo man die ständische Schichtung eines Volks im Verhältnis zu Schädelform betrachtet hat, hat sich die stärkere Langschädligkeit der höheren Stände ergeben. Es findet demnach nicht nur eine *Rassenverteilung in der Wagrechten* statt, nicht nur die in einem späteren Abschnitt zu untersuchende Verteilung über das deutsche Sprachgebiet und über Europa, sondern auch eine *Rassenverteilung in der Senkrechten*: die Verteilung innerhalb der Ständeschichten der Völker. Es gibt wohl wenig ganz rassenreine Völker, es gibt vor allem in Europa wohl kein Volk, das nicht das Ergebnis einer Rassenmischung wäre. *Vielleicht ist sogar auf der ganzen Erde jede höhere Gesittung durch Übereinanderschichtung zweier Rassen, einer unterworfenen einheimischen und einer herrschenden eingewanderten, entstanden*, und jeder Verfall, jeder „Untergang“ eines Volkes und einer Gesittung (Kultur) ist vielleicht bedingt durch das Aussterben der schöpferischen Schicht dieses Volkes. So viel zeigt jedenfalls der gegenwärtige Stand Europas, daß es keine rassisch einheitlichen abendländischen Völker gibt und daß innerhalb jedes abendländischen Volkes und ebenso innerhalb Nordamerikas die niedersten Stände durchschnittlich das wenigste, die obersten durchschnittlich das meiste nordische Blut haben. Die Betrachtungen des 19. Abschnitts werden diese Tatsache geschichtlich ableiten.

Aber die Beobachtungen des Bevölkerungsstroms, besonders die Ammons in seinem aufschlußreichen Werk „Die natürliche Auslese beim Menschen“ (1893) haben noch ein anderes ergeben: daß nämlich fortgesetzt eine Abwanderung vorwiegend nordischer Menschen vom Dorf in die Stadt vor sich geht, damit zugleich ein Aufsteigen solcher Menschen in höhere Gesellschaftsschichten und damit wiederum ein stetiges Abnehmen der Geburtlichkeit, vielleicht auch ein Zunehmen der Sterblichkeit dieser nordischeren Volksteile — *der langsame Rassentod der nordischen Rasse durch die Stadt*, vor allem die Großstadt mit ihren Begleiterscheinungen, dem aufreibenden Daseinskampf, den späten Ehen, der Beschränkung der Kinderzahl, den Geschlechtskrankheiten, den ungesunden Wohnverhältnissen. Dieses stetige Aufsteigen in höhere Stände ist nun erklärt worden durch die höhere Begabung der nordischen Rasse, ihren größeren Wagemut, ihren stärkeren Drang nach Bildung, nach Wanderung, ja selbst nach Herrschen, Lehren und Anführen. Ammon

hat diese Verhältnisse in Baden näher untersucht und gefunden, daß die geistig führenden Schichten einen stärkeren Einschlag nordischen Blutes zeigen als der Bevölkerungsdurchschnitt. Der Herrschergeist der nordischen Rasse [1]) macht die Menschen dieser Rasse auch zu militärischen Führern geeignet, wozu sich die minder nordischen Menschen und Volksteile nicht zu eignen scheinen (vgl. auch Abb. 44, 47, 48, 50, 57, 58, 80, 91, 96 u. einzelne Abb. des 19. Abschn.). Man hat in Rußland den Versuch gemacht, militärische Führer aus den an nordischem Blut armen Volksschichten heranzubilden. „Aber" — so berichtet das Berliner Tageblatt (Nr. 13, 8. Jan. 1922) vom Sowjetkongreß, der im Dezember 1921 getagt hatte — „hier teilte Trotzki eine sehr merkwürdige Beobachtung mit. In die Kriegsschulen kommen ausschließlich Bauern- und Arbeiterkinder, aber eine Schwierigkeit ihrer Erziehung für Befehlstellen bildet die Tatsache, daß ‚sie nicht das Herrenbewußtsein mitbringen, das alle Kinder aus „Bourgeoisfamilien" mehr oder weniger von Natur haben', und es ist schwer, dieses Herrenbewußtsein zu entwickeln." Es wird schwer sein, den Herrschergeist (domineering spirit) zu „entwickeln", da er eben durch nordisches Blut bedingt ist, das immer wieder „den Massen Leben verleiht" (de Lapouge, S. 152) [2]). Daher mag in diesem Zusammenhang die treffliche Schilderung des nordischen Wesens stehen, die de Lapouge [3]) gegeben hat, eine Schilderung, die sich von der obengegebenen, notwendig allgemeineren, durch eine größere Bestimmtheit wesentlich unterscheidet, die allerdings eigentlich nur für eine gewisse gehobenere Mittelschicht, fast möchte man sagen: für eine gewisse untere Oberschicht der nordischen Rasse kennzeichnend ist:

„Der Langkopf hat große Bedürfnisse und ist unaufhörlich tätig, diese zu befriedigen. Er versteht sich besser darauf, Reichtümer zu erwerben, als zu bewahren; er häuft sie an und verliert sie mit Leichtigkeit. Unternehmungsmutig veranlagt, wagt er alles und seine Kühnheit sichert ihm unvergleichliche Erfolge. Er kämpft um zu kämpfen, aber nie ohne den Hintergedanken eines Vorteils. Jedes Land gehört ihm und die ganze Erde ist sein Vaterland. Seine Klugheit kann sich hoch steigern und wechselt je nach dem Einzelnen von schwerer Gründlichkeit bis zum Schöpfergeist. Es gibt nichts, was er nicht zu denken oder zu wollen wagt, und wollen und ausführen folgen sich unmittelbar. Er ist logisch, wann es ihm paßt und findet sich nie mit leeren Worten ab. Der Fort-

[1]) Ripley: the domineering spirit of the teuton.

[2]) So wird man auch bei allen Beunruhigungen des innerstaatlichen Lebens der Völker mit stärkerem nordischem Einschlag als „die Massen durch ihre Bewegung fortreißend" (S. 152) Menschen vorwiegend nordischer Rasse finden können. Man kann vielleicht sagen, daß das innerstaatliche Leben eines nordischbedingten Volkes dann am meisten einem Umsturz ausgesetzt ist, wenn sich in den untersten Schichten dieses Volkes verhältnismäßig viel Menschen vorwiegend nordischer Rasse befinden, also Menschen, die nach umfassenderer, anführender, jedenfalls ihrer Tatkraft angemessenerer Betätigung verlangen. Im allgemeinen aber erzeugen die niederen Stände „noch nicht einmal die genügende Anzahl bedeutender Menschen für den eigenen Bedarf" (Niceforo, Anthropologie der nichtbesitzenden Klassen. 1910).

[3]) In der Revue d'Anthropologie. 1887.

schritt ist sein stärkstes Bedürfnis. Von Religion ist er Protestant; im Staatsleben verlangt er nur, daß der Staat seine Tätigkeit achte und sucht mehr sich selbst emporzubringen als andere hinabzudrücken. Er erkennt schon von weitem seinen Vorteil und ebenso den seines Volkes und seiner Rasse, welche er kühn für die höchsten Bestimmungen vorbereitet. Er glaubt binnen kurzem der unbestrittene Herr der Erde zu sein und seine unbegrenzte Kühnheit, seine mächtige Fassungskraft, das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit seiner Rasse, geben ihm die größte Anwartschaft auf Erfolg."

Diese Beschreibung will selbstverständlich nicht besagen, daß die Grenze des protestantischen Glaubensbekenntnisses einer Rassengrenze genau entspreche[1]); auch nicht, daß es keine nordrassischen Katholiken gebe — de Lapouge wäre ja mit einer solchen Behauptung durch die Rassenverteilung seines eigenen Landes leicht zu widerlegen gewesen. Indessen soviel behauptet de Lapouge in dieser Schilderung doch, daß der nordische Mensch einen Drang zu geistiger Freiheit und zu eigener Beurteilung aller Fragen habe, der ihn dann leicht zum Protestanten mache. Auch der „Fortschritt", den der nordische Mensch suche, darf nicht im Sinne des politischen Schlagworts gedeutet werden, mehr in dem Sinne, daß der Mensch nordischer Rasse immer den Drang spüre, am weitesten vorzudringen, am weitesten über den gegenwärtigen Stand seiner Umwelt hinauszudringen. In Zeiten, wo der politische Fortschritt das Bekenntnis weniger Vorandringender ist, wird er fortschrittlich sein im Sinne des Schlagworts; in Zeiten, wo der politische „Fortschritt" das Bekenntnis breiter Schichten ist, wird der nordische Mensch schon wieder das Andersgerichtete bekennen; immer wird er *der Einzelne* sein — das ist das Wesentliche. Aus de Lapouges Schilderungen geht aber unzweifelhaft hervor, daß er der nordischen Rasse einen besonders tüchtigen Verstand zuschreibt, eine besondere Kühnheit, einen besonderen Freiheitsdrang und einen Drang, sich als Einzelner abzuheben und hervorzutun. Die Freiheit, die zugleich die Gleichstellung aller bedeutet, kann nicht zum Bekenntnis des nordischen Menschen werden. Beim *ostischen* Menschen stellt Ammon eine „Neigung zur demokratischen Gleichheitslehre" fest. De Lapouges Schilderung *irrt* nur in einem Punkt, *hier aber gründlich*, nämlich in der Behauptung eines nordischen Rassenbewußtseins und Rassenzusammenhalts. Von einem Rassenbewußtsein kann man in Europa nur bei den Juden reden. Sehr genau kennzeichnet aber de Lapouge die in dem beobachteten Bevölkerungsstrom hinaufstrebenden Volksteile. Man kann sagen, schon in gewissem, gar nicht großem Abstand über dem Rassendurchschnitt der Nordrasse folgt diese obere Mittelschicht, die de Lapouge beschreibt, in der sich die bezeichnenden nordischen Eigenschaften: Kühnheit, heldisches Wesen, Weitblick, Erfindungsgabe, schon so kräftig entfaltet haben, daß der Eindruck einer besonders tüchtigen und begabten Rasse entsteht. Schon Linné hat in seiner naturwissenschaftlichen Schil-

[1]) Wenn auch eine gewisse Beziehung der Rassen- (oder besser: Rassenmischungs-)grenzen in Europa zu den Glaubensbekenntnissen bei Vergleichung entsprechender Karten sogleich auffällt.

derung des homo europaeus, des nordischen Menschen, die bezeichnenden Worte gebraucht: argutus, inventor, d. h. scharfsinnig, erfinderisch. Diese Eigenschaften des besonderen Wagemuts und der besonderen Begabung der Nordrasse treiben den Bevölkerungsstrom an, der immer wieder die vom Lande abwandernden, unruhigeren, nordischeren Bauernsöhne dem städtischen tüchtigen Mittelstand zuführt. Aus diesem Mittelstand erheben sich dann der tüchtigste Teil des Beamtentums, das Unternehmertum und Gelehrtentum, wodurch dann sehr bald jene geistig und gesellschaftlich höchste Schicht erreicht ist, die so oft, man möchte sagen: fast immer zugleich das Aussterben eines tüchtigsten Geschlechtes bedingt. Dies gilt für alle Länder, deren Bevölkerung einen merklichen Einschlag nordischen Blutes besitzt; auch wo etwa Abkömmlinge oder Auswanderer verschiedener Völker in einem Lande zusammenleben, finden sich in den oberen Ständen regelmäßig die Angehörigen solcher Völker, die einen stärkeren Einschlag nordischen Blutes besitzen.

Es ist den Rassenforschern eine bekannte Tatsache, daß in den Hutläden die billigsten Hüte nicht mit höherer Hutnummer, also nicht für größere Köpfe zu haben sind, daß umgekehrt die teuersten Hüte nicht mit kleinen Hutnummern zu haben sind. Pfitzner hat diese Beziehungen näher betrachtet. Diese Tatsache weist deutlich auf eine Rassenschichtung hin. Eine Dame, die sehr langschädlig ist, hat mir berichtet, daß sie immer verhältnismäßig teure Hüte kaufen müsse, da es billige Hüte für lange Schädelformen nicht gebe und daß sie ihr passende Hüte in Hamburg eher finde als in einer mitteldeutschen Stadt. Was sich schon in der Hutform zeigt, dieser stärkere Einschlag nordischen Blutes in den höheren Ständen der europäischen Völker, das scheint auch die Betrachtung der Beziehungen zwischen Jochbogenbreite (vgl. S. 37) und ständischer Schichtung der europäischen Völker zu ergeben, denn Niceforo[1]) hat in den oberen Ständen eine geringere Jochbogenbreite gefunden — was auf verstärkten ostischen und mongolischen Einschlag in den niederen Ständen, auf verstärkten dinarischen und nordischen Einschlag in den höheren Ständen hinweist (wobei ein dinarischer Einschlag jedoch nur für die stärker dinarisch-untermischten Gebiete in Betracht kommt). Auf nordisches Blut weist auch eine Untersuchung Niceforos, die ergab, daß innerhalb einer aus Arbeitern und Studenten gebildeten Gruppe von Gleichaltrigen die Arbeiter kurzköpfiger waren. Die Untersuchung einer Gruppe reicher und armer Knaben ergab eine größere Kurzköpfigkeit der armen.

All solche allgemeineren Beobachtungen bedürfen aber noch mancher Einzelnachforschung. Noch immer könnte ja vielleicht das Aufsteigen der Nordrasse etwas anderes anzeigen als ein Aufsteigen der Begabteren. Die vortreffliche Arbeit von C. Röse „Beiträge zur europäischen Rassenkunde“[2]) gibt die Ergebnisse von Begabungsprüfungen wieder, die hauptsächlich in Dresden vorgenommen worden sind. Hier hat sich die Beobachtung der Zunahme nordischen Blutes mit dem höheren Stand wieder deutlich ergeben, darüber hinaus aber noch wichtigere Einzelein-

[1]) Niceforo, Anthropologie der nicht-besitzenden Klassen. 1910.

[2]) Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie, Bd. 2 und 3, 1910.

sichten: innerhalb der einzelnen Berufe waren die Stellen, welche die gescheidteren Leute brauchen, von Menschen höheren Wuchses und längeren Schädels besetzt. Unteroffiziere waren nordischer als die Mannschaft, Stabsoffiziere nordischer als die anderen Offiziere, die Hochschullehrer einer gewissen Stadt langschädliger als die Offiziere des dortigen Regiments usw. Die Angestellten der Straßenbahn stellen eine gewisse Auslese verständigerer Leute dar, zugleich aber auch eine Auslese von Menschen mit nordischeren Merkmalen. Die Fahrer der Straßenbahn sind minder nordisch als die Schaffner, die wiederum eine gewisse Auslese der geistig regsameren darstellen. Die Arbeiter eines Betriebs, der besonders verständige Leute fordert, hatten viel längere Schädel als der Durchschnitt der Bevölkerung. Die Aufsichtsbeamten der Straßenbahn waren nordischer als die Angestellten. Das entspricht dem Ergebnis de Lapouges, der in Rennes die Studenten durchschnittlich minder kurzköpfig fand als die übrige Bevölkerung, ebenso dem Ergebnis Muffangs, der in einer bretonischen Stadt die Schüler einer höheren Lehranstalt minder kurzköpfig fand als die Volksschüler, letztere wieder minder kurzköpfig als das Landvolk der Umgebung. Seine Untersuchungen führten Röse zu dem Ergebnis, das er in folgenden Sätzen mitteilt, dem aber die gesellschaftlichen Zustände und Gehaltsverhältnisse der Zeit um 1910 zugrunde liegen:

„Je höher und besser besoldet die Stellung ist, um so größer und länger sind die Köpfe, um so bedeutender die Körpergröße."

„Geistig hervorragende Menschen zeichnen sich im allgemeinen auch durch eine höhere Körperlänge aus, die das Durchschnittsmaß der gesamten Bevölkerung übersteigt; sie haben außerdem eine etwas längere Kopfform und eine bedeutendere Kopfgröße als die gleichgroße Durchschnittsbevölkerung."

„Der nordische Rassenbestandteil des deutschen Volkes ist der Hauptträger seiner geistigen Kraft."

„Die oberen Bevölkerungsschichten haben mehr nordisches Blut in ihren Adern als der Durchschnitt der gesamten deutschen Bevölkerung."

Diese Verhältnisse zeigt ja schon der äußere oberflächliche Eindruck: „Kein unbefangener Beobachter zweifelt daran, daß man eine Reihe von Angehörigen der oberen Stände auch bei gleicher Tracht von einer solchen der unteren auf einen Blick im Typus unterscheiden kann. Auch hier handelt es sich freilich nur um Durchschnittsunterschiede. Es gibt Leute in hohen Stellen mit „proletarischem" Typus und Handarbeiter mit „aristokratischem" Typus. Wenn man aus 1000 Angehörigen der „oberen Zehntausend" die 10 gewöhnlichsten Typen und aus 1000 Gelegenheitsarbeitern die 10 vornehmsten Typen heraussuchen würde, so würde ein uneingeweihter Beurteiler die beiden Reihen sicher falsch einordnen. Die Ausnahme bestätigt also auch in diesem Falle die Regel. Die Künstler des Simplizissimus zeichneten auch vor dem Kriege die Angehörigen der „oberen Zehntausend" regelmäßig mit ausgesprochen nordischem Typus, während sie das „Proletariat" mit Typen primitiver Rassen bedachten; und die Leser empfanden ohne weiteres, daß darin etwas Typisches zum Ausdruck kam, obwohl sie natürlich zu mehr als 90% von Rassenunter-

schieden keine Ahnung hatten“ [1]). Was so innerhalb eines einzelnen Volkes gilt, das gilt auch für die Stellung der Völker selbst und für ihre Geschichte: Die führenden Völker der Erde sind die Völker mit stärkerem nor- nordischem Einschlag [2]).

Eine Beobachtung über die Schulzeugnisse in ihrem Verhältnis zur Rasse ergab, daß in den höheren Schulen Dresdens die sitzengebliebenen Schüler aller Altersklassen kurzköpfiger waren. In einer Schule hatten die Langschädel am häufigsten die beste, am seltensten die schlechteste Note. Solche Beobachtungen, zu denen vor allem die Lehrerschaft beitragen sollte, sind aber noch nicht in dem Umfange durchgeführt worden, daß Entscheidendes gesagt werden könnte.

Eine rassische Beobachtung des Schullebens, die sehr bezeichnend zu sein scheint, ist bei Röse verzeichnet: „Die Langköpfe sind durchschnittlich am fähigsten, aber zugleich am faulsten. Sie haben die beste Durchschnittszensur in der Befähigung, aber die schlechteste in der wirklichen Leistung.“ Ich würde indessen nicht von eigentlicher Faulheit reden, eher von dem bezeichnenden nordischen Leichtsinn. Manchen nordischen Schüler beschäftigen nach meiner Beobachtung in harmlosester Unaufmerksamkeit eine Menge anderer Dinge, er glaubt in leichtsinniger Art auch bei halbem Hinhorchen die Sache schon zu begreifen, er vergißt eher die Aufgaben und vor allem: er denkt in jüngeren Jahren viel mehr an körperliche Leistungen und gern an kriegerische Spiele. Er ist im Vergleich zum ostischen Schüler viel mehr Kind und bietet öfters das Bild eines etwas widerspenstigen, handfesten kleinen Wikings. So in unteren Klassen. In mittleren Klassen drückt sich seine Art nicht so besonders aus; deutlicher macht er Flegeljahre durch, Fleiß und Leistungen unterscheiden sich vielleicht weniger. In den oberen Klassen hingegen setzt ein deutlicher geistiger Vorsprung der Nordrasse ein, der im Zeugnis höchstens durch allzugroßen Leichtsinn unausgedrückt bleiben mag. Oft erscheint beim nordischen Schüler oberer Klassen ein auffälliger Gegensatz zwischen seinem jugendlichen Gesicht und seinem Verlangen, als junger Herr zu gelten. Auf der Hochschule mag der Vorsprung der nordischen Rasse noch deutlicher sein, nie aber wird ein gewisser Leichtsinn schwinden, der die eigentliche Leistung beeinträchtigt. Röse urteilt: „Wenn von einem großen Mann berichtet wird, daß er während seiner Schulzeit nur mittelmäßige oder gar schlechte Leistungen vollbracht habe, dann handelt es sich fast regelmäßig um einen Langkopf. Es liegt nicht im Charakter der nordischen Rasse, daß sie nach Bienenart in gleichmäßig geschäftiger, aber gedankenloser Tätigkeit Honig sammelt; der nordische Langkopf arbeitet lieber stoßweise, indem er gern Zeiten äußerster Kraftanstrengung mit Zeiten verminderter Tätigkeit oder

[1]) Baur-Fischer-Lenz, Grundriß I, 1923.

[2]) Der 19. Abschnitt soll zeigen: unter den Völkern indogermanischer Sprache scheint bei ungehemmter Entfaltungsmöglichkeit jeweils das Volk mit stärkstem nordischem Einschlag eine überragende Stellung errungen zu haben: so wird sich der Rückzug der persischen Macht vor den Griechen, so das Schwinden der griechischen und persischen Macht vor der makedonischen erklären lassen, so ferner das Schwinden der keltischen und römischen Macht vor der germanischen und schließlich auch das Schwinden der österreichischen Macht vor der preußischen.

völliger Faulheit abwechseln läßt. Wird ein Germane[1] durch äußere Not oder durch den inneren Drang seiner Ideenwelt gezwungen, andauernd zu arbeiten, ohne sich hin und wieder auf die Bärenhaut legen zu können, dann reibt er sich eben leicht auf. Vor allen Dingen ist die nordische Rasse diejenige, die am spätesten ihre geistige Entwicklung abschließt. Die Angehörigen der nordischen Rasse sind spät reifende Früchte, die in der Regel erst im Mannesalter ihre großen Vorzüge zur Geltung bringen." Shakespeare schildert eine nordische Jugend bis zum Eintritt in das Mannesalter sehr kennzeichnend in „Heinrich IV." (1. und 2. Teil) und „Heinrich V.". Prinz Heinz wird zum König Heinrich, und Shakespeare schildert sein Werden mit besonderer Vorliebe, da er (wie die Shakespeareforschung erwiesen hat) im König Heinrich sein Inbild eines Helden geben wollte.

Hat sich schon in der Jugend eine gewisse bessere Begabung angekündigt, so tritt die Begabung der Nordrasse im Mannesalter und da, wo es sich um wirklich bedeutende oder einzigartige Leistungen handelt, klar zutag. Schärfer noch als die später zu nennenden Untersuchungen über die Rassenzugehörigkeit hervorragender Menschen, die so deutlich die Unvergleichlichkeit der Nordrasse in der Hervorbringung überragender Menschen ergeben, deutlicher noch oder mindestens unmittelbarer, sprechen zwei französische Nachforschungen, eine über die heimatliche Herkunft der bedeutenden Schriftsteller Frankreichs, angestellt von Odin (La génèse des grands hommes. 1895) und eine andere über die Heimat der Preisträger der Gemäldeausstellungen des Pariser „Salon".

Beide Untersuchungen — die Karten dazu gibt Ripley — sind deshalb so überaus wichtig, weil sie unternommen worden sind ohne irgendeine Beziehung zur Rassenkunde, in völliger Unkenntnis einer Verwertbarkeit ihrer Ergebnisse für rassenkundliche Feststellungen. Die Ergebnisse beider Untersuchungen als Karten gezeichnet, ergeben nun eine ganz auffällige Übereinstimmung mit den rassenkundlichen Karten: die Gebiete vorwiegend ostischer Rasse sind in der Hervorbringung bedeutender Menschen unfruchtbar; die Heimatsorte der großen Schriftsteller und ausgezeichneten Maler Frankreichs liegen in dem Gebiet der größten Körperhöhe, der längsten Schädel und der hellsten Farben, mit anderen Worten: in den Gebieten der nordischen Rasse oder, geschichtlich ausgedrückt, in den Gebieten der ehemals gotischen, fränkischen, normannischen, burgundischen, überhaupt germanischen Eroberungen und Siedlungen. Odin hat fernerhin festgestellt, daß von den etwa 1000 hervorragenden Männern Frankreichs, deren Herkunft er untersuchte, 78,5% aus den Schichten des Adels, des Beamtenstandes und der freien Berufe mit Hochschulbildung entstammt sind — also gerade aus den an nordischem Blut verhältnismäßig reichsten Schichten, die an Kopfzahl zusammen jedoch nur einen kleinen Teil des Volksganzen ausmachen. Von solchen Beobachtungen ausgehend, ist Woltmann zu den Forschungen gekommen, die er in seinen beiden Büchern „Die Germanen und die Renaissance in Italien (1905)" und „Die

[1] d. h. ein Mensch nordischer Rasse.

Germanen in Frankreich (1907)" niedergelegt hat[1]). — Die Beobachtung der Einwanderungsverhältnisse hat die nordamerikanischen Staaten zu einer Unterscheidung zwischen erwünschter und unerwünschter Einwanderung geführt. Unerwünscht ist die Einwanderung aus Südosteuropa, erwünscht die Einwanderung aus Nordwesteuropa. „Es ist klar, daß die Menschentypen aus Nordwesteuropa unsere besten Bürger bilden und deshalb erhalten werden müssen. Sie sind das Beste, was Europa züchtet"[2]). Nordwesteuropa ist aber gerade der Heimatbezirk nordischer Rasse.

Man hat die Beobachtungen über die höhere Begabung der nordischen Rasse weiterführen wollen, die höhere Begabung aus körperlichen Anlagen erklären wollen. Solche Versuche sind einstweilen ohne Ergebnisse faßbarer Art geblieben. Die behauptete Beziehung zwischen Farbstoffarmut und Gehirnentwicklung (vgl. S. 55), die Vermutung, daß die zur Dunklung der Haut nötigen Stoffe gleichsam dem Gehirn abgezogen werden, ist schon erwähnt worden. Vermutungen über eine Beziehung der Langform des Schädels zur geistigen Entwicklung sind ebenfalls fragwürdig. Aber all diese Erwägungen erzielen solange kein Ergebnis, als nicht entschieden ist, welche körperlichen Dinge: Eigenschaften des Gehirns, Kopfform usw. zur Ausbildung geistiger Fähigkeiten eigentlich das Wichtigste sind. Sicher ist einstweilen nur dies, daß das Gehirn rassische Unterschiede aufweist; möglich wäre ja vielleicht auch, daß Lang- und Kurzköpfe auf verschiedengestaltete Gehirne hinweisen, oder daß ein Langkopf diesen, ein Kurzkopf jenen Gehirnteil besser ausbildet, ein Papua-Langkopf mehr diesen, ein Neger-Langkopf mehr jenen, ein nordischer oder westischer Langkopf wieder einen anderen mehr ausbildet. Die rassenkundlichen Forschungen über europäische Verhältnisse sind aber noch zu dürftig.

Zur völligen Kennzeichnung der nordischen Rasse bedarf es aber noch der Erwähnung einer Besonderheit, die nur ihr zukommt, einer Besonderheit, die immer wieder den Schilderer verleiten möchte, einen zu hohen Durchschnitt zum Vergleich zu stellen: das ist im Menschlichen die Möglichkeitsweite nordischen Wesens, im Geistigen die Spannweite nordischen Geistes, der „das Höchst und Tiefste greifen" (Goethe) möchte. Die Entfaltungsmöglichkeiten der anderen europäischen Rassen sind viel geringer, am geringsten wohl die der Westrasse (?). Schon eine Beimischung nordischen Blutes kann die besondere, äußerste Entfaltung einer menschlichen Anlage bedingen. Die Entfaltungsweite der nordischen Rasse ist größer sowohl im Schöpferischen und Heldischen, wie auch im Verbrecherischen und Verruchten. —

Die einzelnen Rassen verhalten sich auch den Straftaten nach verschieden: So haben in Nordamerika die Neger eine bedeutend höhere Bestrafungsziffer als die „weiße" Bevölkerung. Unter den Einwande-

[1]) Die Woltmannschen Untersuchungen hat dann Hauser fortgesetzt mit seinen Büchern „Genie und Rasse" (1917), „Genie und Rasse. 2. Italien" (1922), „Rasse und Rassefragen in Deutschland" (1921) und „Die Germanen in Europa" (1916).

[2]) Woodruff, Climate and Eugenics, angeführt nach v. Hoffmann, Die Rassenhygiene in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, 1913.

rern aus den südlichen und östlichen Ländern Europas hat man eine erheblich größere Häufigkeit von Verbrechern festgestellt als unter denen aus den nordwestlichen Ländern Europas. Schon Lombroso hat darauf hingewiesen, daß in Europa Mord und Totschlag bei den Völkern germanischer Sprache am seltensten, bei den Völkern romanischer Sprache am häufigsten vorkommt, und daß in Italien diese Verbrechen in den Landesteilen überwiegend westischer (mediterraner) Rasse, also im Süden und auf den Inseln, bedeutend häufiger sind als in den anderen Landesteilen, die ein Vorwiegen der ostischen (alpinen) Rasse mit dinarischem und nordischem Einschlag zeigen.

In Deutschland ist die Häufigkeit von Verbrechen in den nordwestlichen Gebieten, die eine vorwiegend nordische Bevölkerung haben, bedeutend geringer als in den östlichen und südlichen Teilen, die Einschläge ostischer, dinarischer und mongolischer (innerasiatischer) Rasse zeigen. Eine Aufstellung über die besonderen Verbrechen der vorwiegend nordischen Teile Frankreichs gegenüber den vorwiegend ostischen Teilen taugt insofern weniger, als sie einen Unterschied ergibt, der sich im Unterschied des vorwiegend ostischen Oberitaliens gegenüber dem westischen Unteritalien wiederholt. So ergibt sich die Vermutung, daß es sich nicht um einen Rassenunterschied, sondern um den Unterschied städtischer und ländlicher Verhältnisse handle. In Nordfrankreich und Norditalien wiegen vor: Brandstiftung, Diebstahl, Unterschlagung, Einbruch; in Südfrankreich und Süditalien Tätlichkeiten, Raub, Mord. Ebenso haben Norditalien und Nordfrankreich mehr Ehescheidungen und Selbstmorde als Südfrankreich und Süditalien. Der französische Forscher Bertillon urteilt, Worte und auch Schläge beendigten im Süden die Streitigkeiten schnell; im Norden regle sie der Richter. Die Bewohner des Südens, unbeständiger und wankelmütiger, seien doch nach einem leidenschaftlichen Ausbruch bald wieder beruhigt. Mann und Weib könnten streiten, aber die Entfremdung sei beendet, bevor die Gerichte eingriffen. Anders verhalte sich der nordische Bauer der Normandie oder der Champagne; er sei kalt und zurückhaltend und trage seine Beschwerden lange mit sich herum. Bertillon schließt, daß die Nordrasse besonders dazu neige, ehelichen Zwist durch gerichtliche Entscheidung auszutragen.

Für den Selbstmord scheint zu gelten, daß er in Europa eine eigentlich nordrassische Erscheinung ist. Ripley führt das Urteil Morsellis an[1]: „Je reiner die nordische Rasse, desto größer der Hang zum Selbstmord." Die Selbstmordkarte Frankreichs stimmt mit der Karte der Verteilung der Nordrasse überein. Auch die Selbstmordkarte Englands zeigt, wenn auch minder deutlich, die Beziehung von Nordrasse und Selbstmord. Ähnliches bietet die Selbstmordkarte Deutschlands. Sieht man von den dichtest bevölkerten und großgewerblichen Gebieten, wie z. B. Sachsen, ab, vergleicht man die ländlichen Gebiete miteinander, so zeigt sich deutlich die stärkere Selbstmordzahl der nordrassischeren Gebiete.

Beobachtungen über die Häufigkeit der Straftaten in einzelnen Ge-

[1]) Suicide, International Scientific Series, New York 1882.

bieten haben ergeben, daß innerhalb jedes europäischen Volkes von Nord nach Süden die Verbrechen gegen das Eigentum abnehmen, die Verbrechen gegen die Person zunehmen. Soll man diese Beobachtung damit in Übereinstimmung bringen, daß innerhalb der europäischen Völker die Nordrasse von Norden nach Süden zu abnimmt und so der Nordrasse eine größere Neigung zu Eigentumsvergehen zuschreiben? Giltiges wird sich hierüber, bevor genaue Untersuchungen gemacht worden sind, nicht sagen lassen. Röse vertritt auf Grund schwedischer Beobachtungen die Ansicht, die Eigentumsvergehen nähmen zu, je dunkler eine Bevölkerung werde, und Ploetz [1]) weist auf die geringere Bestrafungsziffer in Betrugs- und Diebstahlsfällen hin, welche sich für Skandinavien ergeben hat und möchte der nordischen Rasse „eine größere Achtung vor der Persönlichkeit und dem Besitz des Nächsten" zuschreiben. Die Verbrechenskunde (Kriminalistik) wird all diese Dinge erst eingehender untersuchen müssen. Sie, wie überhaupt die meisten Wissenschaften, ist bis heute auf rassenkundliche Tatsachen noch kaum aufmerksam geworden. Die völkerkundlichen Untersuchungen der Verbrechenskunde betrachten bis heute immer die „Germanen", die „Romanen" und die „Slawen" und sind daher wenig zu verwerten für eine Betrachtung der Rassen im Sinne dieses Buches.

Die verbrechenskundliche Betrachtung kann zwar in den Zusammenhang der erwähnten größeren Entfaltungsweite nordischer Art hineingestellt werden, schöpft aber die Besonderheit dieses Merkmals keineswegs aus. Was auffällt ist dies: daß Tugend wie Verbrechen, Heiligkeit, beschauende Stille, zartestes Wesen, gütigste Herzlichkeit — innerhalb der ganzen Nordrasse, nicht etwa bei einem einzelnen nordischen Menschen — ebenso möglich sind wie rücksichtslosester Tatendrang, kälteste Berechnung, höhnische Verachtung und unerbittliche Härte. Der Kampf im Gewissen der Menschen nordischer Rasse kann der stärkste werden. Die seelischen Spannungen können die äußersten, die Vereinigung ausgeprägter Eigenschaften und damit die Wesensfülle kann bei Menschen der Nordrasse am reichsten sein. Die Gestalten des Weisen, des Feldherrn, des Künstlers, des Bauern, des Arbeiters, des Staatsmannes, des Priesters, des Entsagenden wie des Fordernden, des Sinnenden wie des Handelnden, des Guten wie des Bösen, erfahren einzig innerhalb der Nordrasse diese Schärfe der Ausgestaltung, die es so überaus schwierig macht, einen mittleren Durchschnitt nordischen Wesens und nordischer Fähigkeiten faßlich zu beschreiben. Bezeichnend für das seelische Wesen nordischer Menschen ist vielfach ein gewisses Übermaß, ein Überschwang der Kräfte und des Geistes, eine Rastlosigkeit des Denkens und Handelns, die den nordischen Menschen von Tat zu Tat, von einer gedanklichen Eroberung zur anderen treiben. Ihn drängt es am meisten dazu, im Wettbewerb der Kräfte die eigene Kraft zu messen. Man hat sich (in einer gegenüber nordischem Wesen allzu blutleeren romantischen Weise) so ausgedrückt: „Dem Dunklen gilt die Gegenwart alles, der Blonde träumt immer von der Zukunft. Das Wort Sehn-

[1]) Ploetz, Sozialanthropologie im Band „Anthropologie" (Kultur der Gegenwart, Teil III, Abt. V, 1923).

sucht hat nur für ihn Bedeutung"[1]). Wohl nie trifft man innerhalb der anderen europäischen Rassen die leidenschaftliche, reine und unselbstische Hingabe an geistige Güter, welche so oft das ganze Leben nordischer Männer bestimmt. „Zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt" (Goethe) scheint vor allem der nordische Mensch zu sein.

Wie es im Körperlichen erschienen ist, so auch im Seelischen. Nur innerhalb der Nordrasse sind männliches und weibliches Wesen zwei so deutlich ausgeprägte Gestaltungen. Der nordische Mann, das nordische Weib — die seelische Spannung dieser Zwiegestaltung ist viel weiter als bei anderen Rassen, und wiederum auch im Wesen des nordischen Weibes selbst ist eine Entfaltungsweite möglich, für die Krimhild sinnbildlich ist: eine Entfaltung von anmutig milder Mädchenart bis zur harten Unerbittlichkeit und Unversöhnlichkeit des nordischen Weibes, das den Mord ihres Mannes rächt um ihres Mannes und ihrer eigenen Ehre willen.

So müßte bei Schilderung der seelischen Eigenschaften nordischer Rasse ein weiter Kreis von Möglichkeiten umschritten werden[2]). Eine bei einzelnen nordischen Menschen oft gefährliche Fülle der seelischen Anlagen fällt immer wieder auf.

Auf welchen besonderen Gebieten die Begabung der Nordrasse liegt, mag nicht leicht festzustellen sein. Oben sind nach englischen Zeugnissen Tonkunst, Geometrie, Schiffahrt, Kaufmannschaft und Wissenschaft angeführt worden. Mir scheint die Nordrasse zunächst begabt zu sein zu Taten der Unternehmung, der Eroberung, des Krieges, der Staatskunst und Staatenbildung, dann zum philosophischen und wissenschaftlichen Denken und zum künstlerischen Wirken. Die besondere dichterische Begabung fällt auf. Auf eine besondere Begabung für Tonkunst weist das keltische und germanische Altertum hin. Doch scheinen der nordischen Rasse auf dem Gebiet künstlerischen Schaffens die Dichtkunst und die bildenden (unter ihnen insbesondere die zeichnerischen) Künste gleichsam als erste, die Tonkunst erst als zweite Gabe verliehen zu sein, indessen die Tonkunst auf dem Gebiet künstlerischen Schaffens der dinarischen Rasse in erster Reihe verliehen zu sein scheint. Die germanischen Klangwerkzeuge verraten aber eine verhältnismäßig reiche Entfaltung frühester Tonkunst. Nordisch-germanisch (noch mehr jedoch dinarisch) scheint die Sangesfreude zu sein: die germanischen Legionen des römischen Heeres fielen den südlichen Völkern und den italienischen Legionen wegen ihrer Freude an Marschliedern auf. Die vielen einheimischen Bezeichnungen für einzelne Liedarten, für Arten der Liedbegleitung, die vielen einheimischen Namen für Klangwerkzeuge, die Auffindung „zahlreicher und erstaunlich vollkommener Musikinstrumente", vor allem der herrlichen Luren, — all dies deutet auf eine frühe und besondere Entfaltung des Sinnes für Gesang und Tonkunst hin[3]). Die starke Entfaltung der deutschen Tonkunst in späterer Zeit

[1]) Hauser, Rasse und Rassefragen in Deutschland. 1921.

[2]) Über die Möglichkeit, die „schizothyme" Veranlagung, die Kretschmer beschreibt, verhältnismäßig am häufigsten innerhalb der nordischen Rasse zu finden, siehe Fußnote 3, S. 141, und Fußnote 1, S. 148.

[3]) Vgl. die Abschnitte „Gesang", „Musik" usw. in Hoops, Reallexikon der germanischen Altertumskunde.

scheint sowohl durch nordisches wie durch dinarisches Blut bewirkt zu sein, ja vielleicht durch dinarisch-nordische Blutmischungen, die (nicht als eine vererbliche Kreuzungserscheinung, sondern nur bei einzelnen Menschen) eine besondere tonkünstlerische Schöpferkraft bewirkt hat. Aber auch England war bis etwa zu Shakespeares Zeit und noch später reich an Tonkünstlern und an Sinn für die Tonkunst, ehe es in neuerer Zeit — durch die Abnahme des nordischen Blutes? — zum „Land ohne Musik" (O. H. Schmitz) geworden ist.

Endlich sei noch eine Eigenschaft erwähnt, die in der leiblichen Erscheinung des nordischen Menschen als erste Andeutung seines Wesens auffällt: die körperliche Reinlichkeit. Beddoe hat diesen Zug in seiner oben angeführten Schilderung erwähnt, und er ist in der Tat sehr bezeichnend. Man kann ihn schon ausgedrückt finden in der Tatsache, daß die Erfindung der Seife wie der Haarbürste germanisch ist. Das spätlateinische Wort selbst für Seife, welches dann in die romanischen Sprachen übergeführt worden ist, selbst dieses Wort ist mit der Sache von den Römern übernommen worden. Die körperliche Reinlichkeit ist wirklich ein Kennzeichen nordischer Rasse. Bei ostischen Menschen und zwar bei ostischen Menschen aller Stände habe ich sehr oft eine Unreinlichkeit wahrgenommen, die bei nordischen Menschen des jeweils entsprechenden Standes oder der entsprechenden Beschäftigungsart nicht vorkam. Innerhalb aller Stände und Beschäftigungen fällt in Deutschland der nordische oder vorwiegend nordische Mensch immer durch seine verhältnismäßig größere Reinlichkeit auf, der ostische Mensch immer durch seine größere Unreinlichkeit. Ich habe bei Beobachtungen in Volksküchen nie Ausnahmen von diesem rassischen Gesetz gefunden. Der Zustand französischer Bahnhöfe z. B., auch der Bahnhöfe der französischen Hauptstadt und ebenso das Aussehen der Bahnbeamten sagt rassisch manches aus. Die Unreinlichkeit vieler Franzosen — auch unter ihnen heben sich nach meiner Beobachtung die nordrassischen ab — diese französische Unreinlichkeit, die dem besonders reinlichen Engländer wohl noch mehr auffällt als manchen Deutschen, diese Unreinlichkeit, unter der jetzt vor allem die Wehrpflichtigen aus dem deutschen Elsaß leiden, ist ein Hinweis auf das Vorherrschen ostischen Wesens in breitesten Schichten Frankreichs. Die Berichte über die Leibesübungen und Körperpflege, vor allem über das ausgebildete Badewesen der alten Deutschen, zeigen den rassischen Zug der Reinlichkeit schon in der frühen deutschen Geschichte. Es scheint, daß man leider zugeben muß, es sei auch in Deutschland in diesem Zug wie in anderen nicht zur völligen Herrschaft des nordischen Rassenbildes gekommen. Ob dinarische und westische Menschen den Trieb zur Reinlichkeit so wie die Nordrasse besitzen, weiß ich nicht; ich möchte es nach meinen Beobachtungen in gewissem Grad auch für die dinarische Rasse behaupten; zum Rassenbild der Ostrasse scheint aber nach allen Beobachtungen die Reinlichkeit nicht zu gehören.

Echt nordrassisch scheint endlich die Freude an Leibesübungen zu sein. Schon die altgermanischen Sprachen besaßen eine Reihe von einheimischen Ausdrücken für allerlei Spiele, für Springen, Ringkämpfe, Schwimmen und sonstige Leibesübungen. Die Freude am tüchtigen Körper

zeigt sich in der Geschichte aller nordrassischen (indogermanischen) Völker, und Ammon hat beobachtet, daß sich in Turn- und sonstigen Sportvereinen immer eine gewisse nordischere Bevölkerungsauslese findet. Man findet nordischere Menschen in allen Freiluftberufen, nach meiner Beobachtung auffällig viele unter den Fuhrleuten, aber auch unter Gärtnern und Förstern. Auch in den mehr oder weniger in freier Luft auszuübenden Berufen der Kraftwagenführer und Schutzleute, sowie in der Reichswehr und Sicherheitspolizei und im Schiffahrtswesen (auch im binnenländischen) scheinen sich, soweit ich beobachten konnte, Menschen zu finden, die nordischer als der Bevölkerungsdurchschnitt sind, mindestens finden sich in solchen Berufen auffällig wenig ostische oder stark vorwiegend ostische Menschen.

12. Die seelischen Eigenschaften der (meist mediterrane Rasse genannten) westischen Rasse.

Da die westische (mediterrane) Rasse im Blut des deutschen Volkskörpers zwar sicherlich vertreten ist, aber doch im Gesamtdurchschnitt nur mit etwa 2%, und da sie wahrscheinlich mehr in Zumischung vorkommt als durch reinrassig westische Menschen vertreten; da also vor allem geschlossene Siedlungsgebiete westischer Rasse in Deutschland nirgends vorkommen, läßt sich eine Beschreibung der seelischen Eigenschaften dieser Rasse nur nach dem Bilde geben, das die Westrasse innerhalb anderer Länder bietet. Gerade aber, weil es sich in Deutschland um einen Bevölkerungsgegensatz zu nordischer, dinarischer und ostischer Art handeln würde und in deutschen Mischlingen solche Gegensätzlichkeit dann wirklich innerhalb desselben Menschen auftreten muß, erscheint es geboten, zuerst wieder englische Zeugnisse zu betrachten — in Südengland und vor allem in Südwestirland finden sich ja westrassische Gebiete. Sollten nun diese westischen Eigenschaften in England doch noch irgendwo nordrassisch beeinflußt sein, umgebildet sein unter der Vorherrschaft des nordischen Rassenbildes der herrschenden angelsächsischen Volksschicht, so würden sich ja Einzelheiten ergeben, die auch in Deutschland möglich sind, und die Wesensschilderung nach englischen Zeugnissen wäre umso wertvoller.

Den englischen, also im allgemeinen wohl vorwiegend nordrassischen, Forschern fällt bei der Westrasse auf: das leidenschaftliche Sprechen, eine Beredsamkeit oder mindestens eine Bereitschaft und Fertigkeit zu reden, Munterkeit und Beweglichkeit des Geistes; die Gefühle finden rasch ihren Ausdruck und äußern sich durch Beredsamkeit, ja Geschwätzigkeit; der Verstand faßt schnell auf, taugt aber weniger zu klarem Urteil. „Ein lebhafter Geist, beeinträchtigt durch den Mangel an Stetigkeit und Geduld.“ (Matthew Arnold). Der westische Mensch ist ebenso schnell in gehobener Stimmung wie in niedergeschlagener; oft folgt einem seelischen Aufruhr unmittelbar ein Zusammenbruch. Leicht kommt er in Schwierigkeiten durch sein Ungestüm: leicht aber entschlüpft er auch den Schwierigkeiten wieder durch Gewandtheit und Flinkheit. Immer folgt sein Urteil mehr seinem Gefühl als seinem Verstand. „Immer ist er bereit, aufzubegehren gegen den

Zwang der Tatsachen" (Henri Martin), immer beherrscht ihn sein leicht erregter Sinn.

Es ist also diejenige Veranlagung, die wir in Deutschland am ehesten den Spaniern, den Franzosen der Mittelmeerküste und den Süditalienern zuschreiben — mit Recht, denn dort sind die Hauptsitze der Westrasse. Als Wesenskern der westischen Veranlagung ergeben sich: Leidenschaftlichkeit und geistige Beweglichkeit. Alle Kräfte des Geistes sind viel mehr nach außen gerichtet als beim ebenso stark nach innen lebenden nordischen Menschen. Daher diese stärkere äußere Eindrucksfähigkeit des westischen Menschen, sein Bedürfnis nach stärkeren Farben, wenigstens nach lautersprechenden Farben und Farbzusammenstellungen. Dem Gemüt des nordischen Menschen entsprechen als Neigungsfarben, als Farben, die dem Gemüt wohltun und (beim Weibe deutlicher, beim Mann minder deutlich) auch für Kleidung und Schmuck oder zur Wohnungsausstattung und bei der Wahl von Kunstgegenständen bevorzugt werden — als solche „seelische Farben", die dann dem betr. Menschen auch „stehen", entsprechen der Nordrasse das Blau und das hellere Grün. Die seelischen Farben der westischen Rasse sind das Rot und das Gelb. Denkt der nordische Geist mehr in Abschattungen innerhalb einander näherliegender Farben und in feineren Abstufungen der Helligkeitswerte — daher seine Vorliebe für zeichnerische Künste — so denkt der westische Geist in Zusammenstellungen einander stark verschiedener Farben; aber er besitzt eine Gabe der Farbzusammenstellung, die der nordische Mensch nicht so besitzt, um die er sich als Künstler in vielen Fällen erst bemühen muß. Eine Untersuchung der Trachten und der Volkskunst und dann eine der Kunst selbst müßte wertvolle Aufschlüsse geben. Im Gebiet der Kunst scheint mir Delacroix den westischen Farbengeschmack deutlich zu zeigen, in Spanien scheint Zuloaga ein echt westischer Maler zu sein. Leicht würde es nicht fallen, eine größere Anzahl westischer Maler zu nennen, denn z. B. in Frankreich sind außer Delacroix die bedeutenderen Maler vorwiegend nordrassisch. Das gleiche gilt für Italien, besonders das Italien der Wiederbelebungszeit, das gleiche mag auch für die große spanische Kunst gelten (vgl. die angeführten Bücher Woltmanns, S. 160), wenn begreiflicherweise auch die Künstler dieser Länder öfters geringe Einschläge westischen Blutes haben mögen. Auch in der Tonkunst müßte eine Vergleichung der Nordrasse und der Westrasse sich mehr ans Volkslied halten; die großen italienischen Meister scheinen fast alle vorwiegend nordisch (nordisch-dinarisch) zu sein. Das spanische und das süditalienische Volkslied zeigen aber den westischen Menschen, wie er oben gezeichnet wurde: leicht, beweglich, leidenschaftlich, heiter; zeigen seinen munteren wiegenden Schritt und zeigen oft jene Glut leidenschaftlichen Ausdrucks, die den nordischen Menschen bald bewundernd als das Entgegengesetzte lockt, bald ihn befremdet und abstößt.

Leidenschaftlich und beweglich — diese Eigenschaften bedingen es, daß die Tiefe des nordischen Gemüts dem westischen Menschen fremd bleiben muß. Die Heiterkeit der Welt empfindet der westische Mensch am leichtesten, der nordische die Fragwürdigkeit der Welt. Das Leben als ein Schauspiel, in dem man sich gewandt zu bewegen hat — so empfindet es

der westische Mensch eher. Das Leben als eine Aufgabe, an die der ganze Ernst zu setzen ist — in solchem Sinn erfährt es der nordische Mensch; darum ist ihm der Selbstmord eigener. Der nordische Mensch kann sich als sein eigener Richter verurteilen, der westische wird immer sich selbst ein gewandtester Verteidiger sein. Das Gewissen, der Gewissenskampf, scheint eine wesentlich nordische Erscheinung zu sein; Hamlet und Macbeth sind dem westischen und ostischen Menschen fremd. Die Gewandtheit, die Schlauheit, scheinen echt westische Eigenschaften zu sein. Nicht wie ein Mensch sich in sein eigenes Urteil und Gewissen verstricken kann, zieht den westischen Menschen an; wie ein Mensch aus einer schwierigen Lage sich herauszieht, wie irgendein Schlingel zuletzt über all seine Nachsteller, über Gläubiger, Betrogene, Gericht und Nachbarn lacht, das ist dem westischen Menschen das Spannendste. Daher auf westischem Gebiet oder aus westischem Geist die Gestalten der Schelme, der Picaro-Schlag der romanischen Erzählerkunst, daher die Gestalt des Meisters Pathelin im altfranzösischen Lustspiel, die Gestalt des Rossinischen Figaro im „Barbier von Sevilla" — der Mozartsche Figaro ist schon keine echt westische Gestalt mehr; daher Gestalten wie Gil Blas, wie der zum Ergetzen westische Herr Tartarin aus Tarascon[1]). Auch in der Gestalt des Odysseus künden sich neben nordischen schon westische oder westisch-vorderasiatische Züge an und weisen so auf eine spätere Entstehung der Odyssee als der Ilias, dieses noch nordischen Heldengesangs.

Es liegt im Wesen der Sache, daß man hier, bei der westischen Rasse, nicht auf allgemein bekannte geschichtliche Gestalten als bezeichnende Vertreter der Westrasse hinweisen kann. Die Westrasse bringt Menschen hervor, die mit ihrer geistigen Beweglichkeit, ihrem heiteren Sinn, ihrer gewandten Gefälligkeit und Geselligkeit, dem nordischen Menschen immer wieder als die vom Geschick besonders freundlich Begabten erscheinen. Eine gewisse heitere Güte macht dem westischen Menschen die Geselligkeit viel leichter als dem nordischen. Eine besondere Gastlichkeit ist ihm eigen, ein Sinn für Höflichkeit in Gruß und Augenausdruck, in Worten, in Körperbewegungen. Die heitere Güte des westischen Menschen äußert sich vor allem auch in der Herzlichkeit des Familienlebens, in einer großen (auf nordische Empfindung öfters übertrieben wirkenden) Kinderliebe. Doch äußert sich die westische Güte auch gegenüber dem Bettler noch sehr herzlich. Heiterkeit und warme Empfindung, eine am Wechsel der Erscheinungen sich erfreuende geistige Regsamkeit, eine (für das Empfinden der anderen europäischen Rassen oft oberflächliche) Kindlichkeit — solche Eigenschaften fallen an der westischen Rasse zumeist auf. Eigentlich überragende Menschen bringt die Rasse aber nicht hervor. Man darf nicht etwa glauben, Rossini, einer der Gestalter des Figaro, sei westrassisch gewesen, Rossini war (nach Woltmann) hochgewachsen, blond und blauäugig. Auch Delacroix wird man nicht echt westrassisch nennen dürfen, dazu war er viel zu hochgewachsen. Bizet, der in seiner Tonkunst westisches Wesen so gut dargestellt hat, war übermittelgroß, blond und helläugig; bisweilen

[1]) Daudet, M. Tartarin de Tarascon.

wird er auch als Jude bezeichnet. Der Westrasse fehlt die überragende geistige Schöpferkraft. Wie ihr Körper, so ist ihr Geist gelenk, schlank, leicht, klein: das Gewicht fehlt. Der Geist des Ringens mit der Erscheinung fehlt, das tiefe Gemüt und Gewissen fehlt, die Schwermut ist so selten wie der Selbstmord.

Von einem „Fehlen" sollte man indessen nicht reden. Jeder Rasse sind ihre Grenzen gezogen; und will man schon werten und abschätzen, so könnte man sagen: ist der Westrasse im Verstandesurteil, in der Beharrlichkeit, ist ihr an Willenskraft und schaffender Kühnheit weniger gegeben, so wird von ihr auch gleichsam weniger verlangt; mehr und am meisten wird aber von der Nordrasse verlangt. Vergleiche der Begabungen beider Rassen auf einer durchschnittlichen Höhe lassen sich in Deutschland nicht anstellen: rein westische Menschen sind in Deutschland zu wenig vertreten. In Italien ließen sich Ost- und Westrasse, wohl auch dinarische Rasse und Westrasse, vergleichen; doch fehlen die Beobachtungen. So bleibt nur der Vergleich aus der Hervorbringung überragender Menschen, der, wie erwähnt, die unvergleichliche Stellung der Nordrasse ergibt. In bezug auf die Verstandesbegabung wird man aber sagen können, daß die westische Rasse hinter den anderen europäischen Rassen zurückbleibt.

In Italien hat man beobachtet, daß der westische Süden mehr Geschlechtskrankheiten aufweist und schreibt dies dem ausgebreiteteren Bordellwesen zu. Es scheint, daß der westischen Rasse eine stärker ausgesprochene Geschlechtlichkeit zukommt. Hauser[1]) schreibt vom westischen Menschen: „Er wird viel früher mannbar als der Norde, beschäftigt sich ausschließlicher mit seiner Sexualität, wendet alle Interessen gern ins Sexuelle, ist aber mehr pikant als laszív." Der esprit gaulois scheint viel Westrassisches in sich aufgenommen zu haben und dieser „gallische Geist" — der sehr wenig mit dem Geist reinen Keltentums zu tun hat — zeigt vor allem die ausschließliche Beschäftigung mit dem Geschlechtlichen. Das Geschlechtliche wird aber von der Westrasse nicht als eine Urkraft des Lebendigen genommen, nicht etwa als der Zeugungstrieb, wie ihn die alten Völker, auch der germanische Norden, im Geschlechtsglied des Mannes dargestellt haben. So, als eine Gewalt des Lebens, mag die Nordrasse das Geschlechtliche erfahren. Der westische Mensch aber nimmt es als den spannendsten Teil im Lebensschauspiel, geradezu als den eigentlichen Sinn seines Lebensschauspiels. Am Geschlechtlichen entfaltet sich seine Leidenschaft des Wortes, seine Farbigkeit, seine wechselnden Gehässigkeiten. Am Geschlechtlichen entfaltet sich seine Kunst, seine Dichtung und sein Witz. All diese Eigenschaften sind im esprit gaulois enthalten und zeigen ihn als eine westische Erscheinung innerhalb des französischen Volkstums, während der strenge, sachliche, klare genie latin nordrassisches Erbe ist. Wie der westische Mensch am Schelm bewundert, daß er sich nicht erwischen läßt und die Gewissensfrage gänzlich vergißt, so vergißt er auch am Ehebruch leicht die Gewissensfrage. Der Ehebruch wird in der

---

[1]) Rasse und Rassefragen in Deutschland. 1921.

westrassischen Vorstellung zum belustigenden Schauspiel, der betrogene Ehemann dient dem Gelächter. Die echten, d. h. nordrassischen Kelten des heutigen französischen Gebiets, hatten im König Marke der Tristansage noch eine erschütternde Gestalt erblickt, hatten ihn so gesehen, wie ihn später Richard Wagner wieder sehen mußte. Der westische esprit gaulois bot den König dem Gelächter. Lanson[1]) urteilt über die Gestalt König Markes: „Ich fürchte sehr, daß der Gedanke, ihn zu erniedrigen und sich an ihm zu ergetzen, ein französischer Gedanke ist.“ Man wird diesen Gedanken westrassisch nennen, wenn man ihn rassenkundlich beurteilt.

Sollte die ausgesprochenere Geschlechtlichkeit der Westrasse, sollte vor allem ihre verhältnismäßig geringere Verurteilung des Ehebruchs noch damit zusammenhängen, daß dieser Rasse eigentlich mutterrechtliche Zustände arteigen waren, die mutterrechtlichen und geschlechtlichen Zustände, die sich in der keltischen Sage Altirlands, wie schon früher im etruskischen Volkstum und heute noch im baskischen Erbrecht widerspiegeln? — Diese Frage gehört in den geschichtlichen Teil und sei hier nur einmal aufgezeigt.

Mit der Geschlechtlichkeit der Westrasse mag ihr Hang zur Grausamkeit und Tierquälerei zusammenhängen. Die Behandlung, welche die deutschen Gefangenen in Frankreich erfahren haben, verrät westische Wesensanlagen im französischen Volkstum. Auf dieselben Anlagen weisen auch die Bilder der französischen Witzblätter, die während des Krieges erschienen sind und eine sadistische Erfindungsgabe zeigen, deren Möglichkeit überhaupt für ein nordrassisches Empfinden unfaßbar ist[2]). Mit der Geschlechtlichkeit der Westrasse mag ihre größere Faulheit zusammenhängen. Die Tatkraft des nordischen Menschen, die emsige Geschäftigkeit des ostischen Menschen, beide sind der Westrasse fremd. Der westische Mensch möchte sich wenig anstrengen und mehr genießen. Hauser schreibt: „In seiner reinsten Ausprägung ist er faul, aber kaum je ohne großartige Gesten, von natürlicher Redebegabung.“ Man wird ihn aber nicht eigentlich faul nennen dürfen. Er arbeitet weniger als die Menschen der anderen europäischen Rassen, aber er tut das Seine und versteht es sehr gut, die Dinge von der angenehmen oder scherzhaften Seite zu sehen. Er denkt mehr an sich als an die Sache, er wird daher auch kein Schulfuchs, Umstandskrämer, Haarspalter und Rechthaber, wird nie eigentlich so peinlich unangenehm, unlustig, trocken, wie nordische Menschen es werden können; nie so mürrisch und eigensinnig wie ostische Menschen.

Der westische Mensch ist zur Heiterkeit geneigt. Das Reden dient ihm zur Belebung seines Geistes. An seinem Reden nimmt meist sein ganzer Körper teil, so sehr, daß vom Scheitel bis zur Zehe in Bein-, Arm-, Hand- und Fingerausdruck wie im Gesichtsausdruck das, was die Rede will, oft ganz überraschend sicher als Körperbewegung erscheint. Schon in Frankreich kann man Prediger hören, besser: sehen und hören, die an Beherrschung der sprachlichen Mittel jeden deutschen Redner, an Gebärdensicherheit jeden deutschen Schauspieler übertreffen; und predigt

[1]) Histoire de la litérature française. 1909.
[2]) Vgl. Avenarius, Das Bild als Narr. 1917.

ein berühmter Kanzelredner, so ist die Kirche überfüllt und die Spannung so groß wie im Schauspiel. Angeborene Rednergabe ist bei der nordischen Rasse selten, bei der westischen alltäglich. So wird man auch die ausgebildete Redekunst des griechischen und römischen Altertums erklären müssen als eine, im Wettbewerb mit der unterworfenen vorwiegend westischen Vorbevölkerung ausgebildete Kunstfertigkeit der von Norden eingedrungenen Griechen und Italiker.

Dem westischen Menschen ist der Geist des Protestantismus fremd. Dem Protestantismus fehlen die lauten Farben, fehlt die Gebärde, fehlt das erregende Rednertum, fehlt der reiche, farbige Gestaltenschatz des katholischen Himmels. Aber auch der nordrassische Katholizismus etwa Westfalens oder der dinarische Katholizismus Oberbayerns und Tirols ist etwas ganz anderes als der irische und süditalienische Katholizismus westischer Rasse. Man würde wohl bis ins Einzelne vier Arten des Katholizismus beschreiben können, die den vier Rassen Europas entsprächen. Vor allem ließe sich eine gleichsam mehr mutterrechtliche, geschlechtlichere, heitere Glaubensform aufweisen von der Vorzeit bis herauf in den südlichen Katholizismus: die westrassische Glaubensform.

Der Glaube des westischen Menschen liegt nicht so tief im Gewissen eingebettet wie beim nordischen Menschen. Er ist mehr eine Angelegenheit der Sinne und der Daseinsdankbarkeit. Der nordische Mensch kann, mit Gott hadernd, Erschütterungen seines Glaubens erleben; der westische Mensch hat Stunden der Wut gegen Gott und Welt, in denen sich seine rednerische Gabe in allen Arten des Fluchens zeigt. Ein Ausgleich zwischen Glauben und Lebenswandel fällt der Westrasse viel leichter als der Nordrasse; die westische Lebendigkeit findet Ausgleiche, wo der nordische Mensch Bedenken findet. Vielleicht ist das Gedächtnis des westischen Menschen kürzer; vielleicht, daß er deshalb versöhnlicher ist. Wahrscheinlich empfindet er lange nicht so einzeltümlich, daher ist er gefälliger. Seine Ehre besteht mehr darin, etwas zu gelten, als darin, etwas zu sein. Es gilt dem westischen Menschen nicht so unehrenhaft zu lügen: zur Lüge kommen westische Menschen leicht durch die Beweglichkeit ihres Geistes und die Leidenschaftlichkeit, mit der sie ihre Behauptungen durchsetzen wollen. Viel erregbarer als bei der Nordrasse ist die Einbildungskraft. Bei der Nordrasse konnte ein gewisser Mangel an Einbildungskraft beobachtet werden, bei der Westrasse ist das Vorstellungsleben lebhaft, wechselnd, zugleich minder träumerisch und ungezügelter als bei der Nordrasse; daher das Aufbrausen gegenüber dem nordischen Ansichhalten, der Gefühlsausbruch gegenüber der nordischen Zurückhaltung, die Leidenschaftlichkeit — er „sieht rot" („il voit rouge") — gegenüber der nordischen Urteilsruhe. Politisch ist der westische Mensch wechselnd und für die Veränderung.

Aber der westische Mensch hat eine besondere Ehre wie der nordische. Er ist so eigenblütig, daß man ein Werturteil zwischen ihm und der Nordrasse nicht fällen möchte. Zweifellos sieht er selbst den nordischen Menschen als einen etwas langweiligen, schwerfälligen, in vielen Dingen etwas einfältigen, oft allzuwenig gerissenen, im ganzen gutmütigen Art-

fremden an, mit dem er sich gut zu stellen weiß; während der nordische Mensch ihn oft ein wenig mißachtet, ihn in manchen Dingen ob seiner beweglichen Gewandtheit bestaunt und sogar bewundert, sich etwas vor ihm hütet und wenig auf ihn verläßt. Der seelische Abstand ist groß, dennoch kann das gegenseitige Verhältnis herzlich sein und dauerhaft. Kreuzungen zwischen beiden Rassen können Menschen ergeben von wohlgebildeten Zügen und gefälliger Art.

Es mag zum Schluß noch erwähnt werden, daß sich des nordischen oder des vorwiegend nordischen Menschen oft eine Sehnsucht nach westischer Art, nach westischem Leben bemächtigen kann. Der nordische Mensch allein ist zur Romantik geneigt und ein Inhalt seiner Romantik war immer der Zug nach dem Süden, zur heiteren Welt der westischen Rasse. Die Randbemerkungen Nietzsches zu Bizets „Carmen" sind ein besonderes Zeugnis dieses nordischen Zugs — der Einschlag unnordischen (dinarischen) Blutes in Nietzsche mag gering gewesen sein. Wie er eine leidensvolle Sehnsucht verrät nach der Welt, die er als „verführerisch, spielend, boshaft" empfindet, nach dieser „Gil Blas-Seligkeit", nach der „südlichen gentilezza" — das sind alles die so vielfach auftretenden Anzeichen nordischer Sehnsucht, auch einmal so leicht, beweglich, so unbelastet heiter, so unbeschwert von Gewissen, Grübeln und Verantwortung zu sein wie der westische Mensch. Immer wieder haben Deutsche und Engländer diesen Zug zum Süden empfunden und dann diesen Süden fälschlich im Griechentum gesehen, das doch eine zeitweilige Vernichtung westischer Daseinsart darstellt, haben in dem und jenem Zeitalter immer wieder nach der Welt gesucht, die wesensmäßig an die Westrasse gebunden ist und wesensmäßig der Nordrasse unerreichbar bleiben muß. Die Rassegrenzen weisen jeder Rasse ein scharf abgetrenntes Gebiet zu, außerhalb dessen für sie nur Vernichtung eigenen Wesens möglich ist, nur Gestaltlosigkeit, Entstaltung und eine Folge von Untergängen.

13. Die seelischen Eigenschaften der (meist alpine Rasse genannten) ostischen Rasse.

Es ist nicht leicht, die seelischen Eigenschaften der ostischen (alpinen) Rasse zu erfassen, da sie überall in Europa eine gewisse Umprägung durch die ihr benachbart lebenden Rassen oder Rassenmischungen erlitten zu haben scheint, eine Umprägung und Angleichung, die ihr eigenes Wesen oft bis zu einem gewissen Grad überdecken kann. Die seelischen Eigenschaften erscheinen so je nach dem Land und der andersrassigen Umgebung abgewandelt, mindestens nicht so einheitlich, wie die westischen oder nordischen Wesenszüge in allen Ländern erscheinen.

Ein spanischer Forscher, der die Ostrasse, die dort in den Bergen der Nordwestküste ziemlich abgeschlossen lebt, untersucht hat, berichtet von einer Verschlossenheit, die an grämliche Mürrischkeit grenze, und dieser

Zug der mürrischen Verschlossenheit scheint besonders bezeichnend zu sein und kehrt in den Schilderungen aus anderen Ländern wieder. In der Schweiz fällt an Menschen ostischer Rasse eine gewisse Unrührsamkeit und Geduld auf, in Norwegen heben sich die Bewohner der ostisch untermischten Gebiete, in denen allerdings zugleich eine geringe westische Beimischung wahrscheinlich ist (vgl. 16. Abschnitt), von den nordischen Bewohnern ab als erregbarer, gesprächiger und empfänglicher für Leitung und Führung. In allen Ländern scheint der ostische Mensch seßhafter zu sein, überall zeigt er geduldigen Fleiß und eine besondere Anhänglichkeit an Familie und Örtlichkeit. Im allgemeinen ist er, da ihm der Herrschergeist der Nordrasse (vgl. S. 154) fehlt, ein bequemer und zufriedener Nachbar, ein fügsamer und ruhiger Untertan. In der Politik erscheint er in Frankreich als konservativ: die französischen Wahlen des Oktobers 1885, deren Karte Ripley gibt, zeigen die vorwiegend ostischen Gebiete als die eigentlich konservativen. Da es jedoch immer zugleich die ländlichen Gebiete sind, wird man in diesem Verhalten nicht einen rein ostischen Zug sehen dürfen. Der ostische Mensch ist jedenfalls der Mensch der Beharrlichkeit und Langsamkeit des Geistes. „Er scheint der eigentlich seßhafte Schlag zu sein, selten wandert er aus, außer, nachdem ihm sehr unrecht getan worden ist; wenn er einmal angesiedelt ist, so haftet er an seinem Erbsitz trotz allem Mißgeschick, ob es ihm von der Gebietslage oder von Menschen komme. Wenn er einmal, wie das der regsamere nordische Mensch tut, in die Stadt zieht, so kehrt er im allgemeinen wieder zur Heimat zurück, um seine letzten Tage in der Ruhe zu verbringen" (Ripley). Es gibt Forscher, die annehmen, daß diese Rückwanderung vorwiegend ostischer Menschen die Hauptursache der für Baden festgestellten stärkeren Langschädligkeit der Städte sei, während andere die nordrassische Einwanderung in die Stadt als Hauptursache dieser Erscheinung angeben. Für deutsche (genauer gesagt: für badische) Verhältnisse — die ostische Rückwanderung scheint mir für Frankreich bezeichnend zu sein: das französische Rentnersglück ist ein vorwiegend ostischer Wunsch — scheint mir der obenbeschriebene vorwiegend nordrassische Bevölkerungsstrom die größere Langschädligkeit der Städte zu verursachen[1]).

Ein Wesensbild der Ostrasse aus einem Gebiet, das allerdings westischen Einschlag wahrscheinlich macht, entwirft Maclean in der Anthropological Review, IV (1866). Er urteilt nach dem Eindruck, den ihm die kurzköpfigen, breitgesichtigen, kurzgewachsenen d. h. eben ostischen Bewohner Westirlands und der äußeren Hebriden gemacht haben und nennt diesen Menschenschlag den Sancho Pansa-Schlag. Er beschreibt diesen Schlag so: „Gefühlswärme; wenn gereizt, Heftigkeit, ein beträchtlicher Grad von Verschlagenheit. Sehr nach Geld begierig, das Menschen dieser Rasse zusammensparen, während sie in offensichtlicher Armut und

[1]) Nach meiner Vermutung sind nur im vorwiegend nicht-nordischen Gebiet die Städte nordischer als ihre Umgebung, während sie in vorwiegend nordischem Gebiet minder nordisch sind. Die Städte mit ihren aus verschiedensten Gegenden stammenden Bevölkerungen stellen in ihrem Menschenbild vermutlich Annäherungen an den deutschen Bevölkerungsdurchschnitt dar.

Erbärmlichkeit weiterleben. Fleißig und geschäftig, wenn klar voraus-zusehen ist, daß das Ergebnis der Erwerb ist, sonst unrührig und arbeits-unlustig."

Diesem englischen Urteil mag das Urteil des französischen Rassen-forschers de Lapouge[1]) folgen: „Der Rundkopf ist nüchtern, arbeitsam, mindestens sparsam. Er ist beachtenswert klug (prudent) und vergewissert sich in allen Dingen. Ohne daß es ihm an Mut fehlt, hat er doch keine kriegerischen Neigungen. Er hat Liebe zum Landbau und zur ange-stammten Scholle. Selten ganz unfähig, erreicht er noch seltener wirkliche Begabung. Seine Ziele sind eng gesteckt und er arbeitet mit Geduld an ihrer Verwirklichung. Er ist sehr mißtrauisch, aber leicht zu fangen mit Worten, bei denen er sich nicht die Mühe nimmt, die sachliche Bedeutung zu erkunden. Er ist der Mensch des Herkommens und dessen, was er gesunden Menschenverstand nennt. Der Fortschritt scheint ihm unnötig; er mißtraut ihm und will bleiben wie jedermann. Er betet die Gleich-mäßigkeit an. Von Religion ist er am ehesten Katholik; im Staatsleben hat er nur eine Hoffnung: die Staatshilfe, und nur ein Bestreben, alles Hervorragende gleich zu machen, ohne daß er das Bedürfnis empfände, sich selbst emporzubringen. Er erkennt sehr deutlich seine eigenen Vorteile, wenigstens innerhalb eines begrenzten Zeitraumes; ebenso erkennt und fördert er den Vorteil seiner Familie und seiner Umgebung; aber die Grenzen seines Vaterlandes sind oft zu weit für seinen Blick."

Endlich sei das Urteil Hausers wiedergegeben. Waren die oben an-geführten Urteile — wenigstens vom Standpunkt eines nordischen oder eines westischen Menschen — schon ziemlich ungünstig, so urteilt Hauser[2]) noch viel absprechender:

„Der Alpine ist vor allem Geschäftsmann. Er ist als solcher fleißig, aber skrupellos („unfair"), verschmäht keinen Trick, erniedrigt sich, um einen Pfennig zu verdienen, das völlige Gegenteil des Mediterranen, der auch als Geschäftsmann caballero bleiben will. Er hat kein wahrhaftes Interesse außerhalb seiner selbst und seines Geldes, womit er nur sich selbst dienen will. Er kauft sich wohl Bildung — anders als der indolente Mediterrane, dem kein Besitz imponiert — aber zu keinem innerlichen Nutzen. Er entpuppt sich immer als Parvenü. Er ist Geschäftsmann in allem, auch in der „Liebe". Es gibt für ihn keine Werte über die Sachwerte hinaus. Erst durch viel nordisches Blut verliert er seine tief-innere Gemeinheit, erst dann, wenn seine Haut die rosige Weiße des Norden hat."

Meine Beobachtungen innerhalb der deutschen Bevölkerung, die immer wieder der Wesensforschung des ostischen Menschen besonders zugewandt waren, stimmen mit dem, was sich als Wesenskern aus den mitgeteilten Urteilen erschließen läßt, genau überein. (Mein Urteil glaube ich dabei von unbewußter blutmäßiger Beeinflussung frei. Auch gehöre ich selbst nicht etwa einer der europäischen Rassen als reinrassig an.)

[1]) Revue d'Anthropologie, 1887.

[2]) Rasse und Rassefragen in Deutschland. 1921.

Als Wesenskern der ostischen Veranlagung ergeben sich zwei Eigenschaften: arbeitsam und engherzig. Das Edle, d. h. das Großzügige, Hochtrachtende, Verschwenderische, das Heldentümliche, Leichtsinn und Großmut — das sind die eigentlich unostischen Eigenschaften. Der ostische Mensch hat keinen oder nur wenig Sinn für irgendein weitherziges Tun und Fühlen, für irgendwelchen seelischen Aufschwung, der zur Selbstlosigkeit hinreißen würde. Er ist der eigentliche an sich, seine Familie, seinen Gelderwerb und seine Ruhe denkende Spießbürger — nicht so sehr dem bürgerlichen Stand nach: der deutsche Bürgerstand ist ja durchflutet von jenem gesellschaftlich aufsteigenden nordischen Bevölkerungsstrom. Der ostische Mensch ist der Spießbürger dem Wesen nach, ob er nun Arbeiter, Kaufmann, Hochschullehrer oder Minister sei; die Geistesart ist einer weitherzigeren Bestrebung unfähig. Dabei gibt er in einer mittleren oder höheren Gesellschaftsschicht viel auf „Bildung". Selbst im Künstlerstand, der ja im allgemeinen nicht als sparsam und vorsichtig gilt, selbst als Künstler ist der ostische Mensch kleinlich, gibt bedachtsam Geld aus, überlegt seinen Erwerb, und weiß sich vor Darlehensuchenden zu schützen; selbst als Künstler ist er meist nicht mehr als der Arbeitsame und vielleicht nur insofern ungewöhnlich, als er im Umgang mit Menschen, die nicht seinem engeren Kreis angehören, besonders mürrisch ist.

Die ostische Sparsamkeit, Kleinlichkeit, Selbstischkeit und Arbeitsamkeit, der geschäftige Familienzusammenhalt der Ostrasse, ihr Sinn für das Fortkommen in jeder Lage, ihre Vorsicht, Beharrlichkeit, ihr fürs Gewöhnliche so geeigneter Verstand, ihr Mangel an Ehrsinn — all diese Züge bedingen es, daß der ostische Mensch im bürgerlichen Leben besser gedeiht als die Menschen anderer Rassen. Nie ist jener Überschwang in ihm, der für manche nordische Menschen so bezeichnend ist (vgl. S. 162). Darum versteht er sich so viel besser auf das alltäglich-gewöhnliche Leben. Selten ist er gehindert durch Zwiespälte der Weltanschauung, durch Zeiten der Niedergeschlagenheit, nie ist er leichtsinnig und waghalsig wie der nordische Mensch; nie heiter in den Tag hineinlebend wie der westische Mensch. Seine Arbeit ist gleichmäßig, von mittlerem Wert und nie außergewöhnlich. „Rein wissenschaftliche Bestrebungen, denen sich die Langköpfe, von Wißbegier getrieben, mit dem ganzen Ungestüm ihres Wesens hingeben, liegen den Rundköpfen ferner; der praktische Nutzen neuer Erfindungen entgeht ihnen aber nicht und sie bringen oft die allzu uneigennützigen Langköpfe in wirtschaftliche Abhängigkeit" [1]).

Mit seiner Familie bildet der ostische Mensch eine geschlossene, geschäftige, selbstische Gruppe. Da ihm das Einzeltum des nordischen Menschen fremd ist, hängt er mit seiner Familie und mit gleichgearteten Menschen eng und dauernd zusammen. Ein Familienstreit ostischer Menschen wird nie so unheilbar wie der grimme Streit nordischer Menschen, nie so hitzig wie ein Streit westischer Menschen. Der ostische Streit verläuft meist in Beschimpfungen, der gemeinsame Familienzweck endet ihn aber ziemlich bald. Ist so das Familiengefühl nirgends stärker

[1]) Ammon, Die natürliche Auslese beim Menschen. 1893.

als innerhalb der Ostrasse, so fehlt andererseits der Sinn für größere Lebensgebilde. Schon das Dorf betrachtet der ostische Mensch meistens nicht mehr; der Bezirk oder gar der Staat gehören selten zu seiner Begriffswelt. Er fühlt keinen Drang, ein Ganzes, einen weiten Zusammenhang zu bedenken, zu bestimmen und zu führen. Ganz fehlt ihm der Herrschergeist (domineering spirit); der innerhalb der Nordrasse möglich und nicht selten ist. Ihm eignet in bäuerlichen Verhältnissen eine gewisse Schollenliebe. Die Vaterlandsliebe aber ist bei der Ostrasse geringer als bei den anderen europäischen Rassen oder auch fehlend. Es ist darum nicht eigentlich richtig, den ostischen Menschen konservativ zu nennen, konservativ im Sinne des deutschen Parteilebens; denn zum Bild des deutschen Konservativen gehören ja ein gewisser Drang zu herrschen und eine gewisse besondere Neigung zu Staatsangelegenheiten. Richtiger ist es zu sagen: der ostische Mensch wird in jedem Staat jeweils am ehesten der Partei angehören, deren Grundansichten im Lauf der Jahre sich am breitesten durchgesetzt haben und am gewöhnlichsten sind. Vielleicht werden jeweils die äußersten Parteien die wenigsten ostischen Wähler haben. Man könnte vielleicht — mit der Allgemeinheit, die solchen Ausführungen immer anhaften wird — sagen, der Geist der Ostrasse werde sich gegenwärtig am wohlsten fühlen innerhalb der liberalen und innerhalb der sozialistischen Gedankenwelt, die in den 60 er bis 90 er Jahren des letzten Jahrhunderts entstanden ist. Allein eine solche Einreihung ostischer Wesensart ist deshalb nicht wohl zulässig und kann geradezu falsch werden, weil die Ostrasse immer die eigentlich geleitete Rasse ist [1]) im Gegensatz vor allem zur einzeltümlichen (independent), nach eigenem Urteil trachtenden Nordrasse. Die Ostrasse ist durch Staatsmänner zwar schwer zu bewegen, denn sie möchte beharren. Aber das Geleitetwerden entspricht schließlich doch ihrem Sinn, und einmal bewegt, kann sie einen starken Druck hervorbringen. Die ostischen Menschen neigen zur Massenbildung und zur Vermittelmäßigung, ihnen entspricht eine Gleichheit, die vom Ungewöhnlichen nicht mehr gestört wird. „Ihre Neigung zur demokratischen Gleichheitslehre ist darin begründet, daß sie selbst in keiner Weise über die mittlere Höhe hervorragen und gegen Größe, die sie nicht fassen können, Abneigung, wo nicht Haß empfinden“ [2]). Der Gedanke der „Gleichheit aller Menschen“ scheint vor allem den breitgesichtig-kurzköpfigen Menschenarten Asiens arteigen zu sein; und der 18. Abschnitt soll dartun, daß die europäische Ostrasse von den mongolischen Menschenarten Asiens abzuleiten ist. Aber auch zur Erkämpfung allgemeiner Gleichheit bedarf die Ostrasse der Führer, die dann aber meistens oder immer einer anderen Rasse angehören. Man wird die französische Revolution als eine ostisch-westische Massenerscheinung fassen müssen; aber die Führer waren vorwiegend nordische Männer. Man muß den Bolschewismus als eine ostische Bewegung auffassen; aber die Führer sind vorwiegend Juden. Die Ostrasse selbst taugt zur Führerschaft nicht, sie muß geführt werden. Da ihr die Schöpferkraft fehlt, glaubt sie durch Massenbildung zu gedeihen. Bei

[1]) Ripley: „susceptible to leadership“.
[2]) Ammon, Die natürliche Auslese beim Menschen. 1893.

allen als ostrassisch erkannten Bewegungen wird man nach andersblütigen Führern suchen müssen.

Im allgemeinen ist die Ostrasse jedoch nicht zu Streit und Kampf, sondern zur Ruhe des Erwerbslebens geneigt. Der ostische Mensch ist im allgemeinen friedlich und vermeidet den Zwist, weil Zwist dem Geldverdienen schadet. Er wird niemals so hartnäckig und grundsätzlich wie nordische Menschen; er sucht weniger die Unterscheidungen als die Gleichheiten: er ist vermittlerisch und versöhnlicher als der nordische Mensch, den er als einen unbehaglichen Menschen betrachtet, für einen „Verbohrten" oder einen „Draufgänger" oder einen „Idealisten" hält. Dem nordischen Menschen gegenüber kommt sich der ostische Mensch oft als der eigentliche „Praktische" vor. Er handelt zweckentsprechend, bedacht und vorsichtig schon in einem Alter, wo der nordische Mensch noch alle Jugendtorheiten begeht und mit seinem Leichtsinn noch täglich Schaden nimmt.

Das Triebleben des ostischen Menschen ist zugleich dumpfer und zäher. Er scheint geschlechtlich triebhafter zu sein; vor allem aber sind ihm alle „romantischen" Liebesempfindungen fremd; er begehrt gleichsam sachlicher, darum vielleicht hemmungsloser. Nie wird er zum Träumer wie der nordische Mensch, nie berauscht er sich an seinen Empfindungen, wie der westische Mensch. Im Geschlechtlichen wirkt das Wort „Liebe" beim westischen Menschen leidenschaftlich, beim nordischen Menschen oft sehnsüchtig tief und oft wie der Ausdruck einer Weltanschauung, beim ostischen Menschen wirkt es *nicht selten gemein*. Geld und Liebe sind Begriffsgebiete, die bei den anderen Rassen getrennter sind, bei der ostischen Rasse berühren sie sich. Als die seelischen Farben der Ostrasse wird man veiel (violett) und braun nennen können.

Eigentümlich ist dem ostischen Menschen eine gewisse Gehässigkeit, oft geradezu ein gehässiger Neid, der meistens wohl im Unbewußten bleibt, gegenüber der Nordrasse und wohl auch der dinarischen Rasse — ob er der Westrasse gegenüber ebenso vorhanden ist, müßten italienische Forscher erkunden. Ein guter Beobachter nannte mir gegenüber einmal die ostische Gehässigkeit und das ostische Mißtrauen den „Patriotismus der schiefen Schulter". Er bezeichnete damit die Neigung ostischer Rasse, sich allem Fremden, Klareren und Neuen gegenüber mißtrauisch und mit schiefhochgezogener Schulter abzuwenden. Da eigentliche Vaterlandsliebe bei ostischen Menschen selten in stärkerem Maß auftritt, ist der obenbezeichnete „Patriotismus" vielleicht eine sehr bezeichnende Arteigenschaft und entspricht dem ostischen Zusammengehörigkeitsgefühl kleinerer Gruppen. Die ostische Neigung zur Gehässigkeit zeigt sich in der immer wieder auffallenden Mürrischkeit (moroseness) im Umgang mit andersrassigen Menschen, sie zeigt sich in dem auffälligen Mißtrauen (suspicion), in der Verschlagenheit (cunning), die man an der Ostrasse in allen Ländern beobachtet hat. Mit einem schwäbischen Ausdruck würde man den ostischen Menschen leicht als „verdruckt" bezeichnen, d. h. unoffen, widerborstig, hinterhältig, muffig. Jene Vorstellung des „Quadratschädels" („tête carrée") des „Dickkopfs", des „Dicknischels" (sächsisch), des Menschen mit dem „Brett vor der Stirn", mag heute noch so vielverwendbar sein, ur-

sprünglich muß diese Vorstellung dem ostischen Aussehen und ostischem Wesen entnommen sein. Das gleiche mag gelten für den süddeutschen Ausdruck „Dubel“. Der Bildgehalt all dieser Ausdrücke weist auf ostische Rassenzüge. Dumme oder unangenehme Menschen der nordischen Rasse sehen mit ihren Langschädeln und Schmalgesichtern mehr aus wie „Schafsköpfe“, „Schafsnasen“ oder „Schöpse“. Die ostischen Ausdrücke weisen auf das Beharrend-stumpfe, die nordischen auf das Unbeseelt-lange der jeweiligen Gesichtsform geistloser Menschen.

Auch als Kind ist der ostische Mensch nie so jugendlich kindlich wie der nordische, nie so harmlos allen Zwecken fern. Auch bleibt er nie so lange jugendlich wie der nordische Mensch. Früh schon wirkt er erfahren, früher kennt er bestimmte Zwecke seines Handelns[1]). Er ist schon als Schüler fleißiger, beobachtet das Wesen des Lehrers besser und richtet sich danach; er ist immer ein rechter Mittelkopf, nie so begabt wie ein nordischer Schüler sein kann, nie so faul. Häufig aber hat er wirklich auch geistig „ein Brett vor der Stirn“; selbst aber in diesem Fall erscheint er nie so begabungslos, wie dies in selteneren Fällen bei nordischen Schülern möglich ist: der für die Schule, wenigstens für die Mittelschule, untaugliche ostische Schüler mag sich später im Erwerbsleben durchaus tauglich zeigen. Bei ostischen Mädchen mag es ähnlich sein. Ich habe bei ostischen Frauen beobachtet, wie sie allerhand Nebenerwerb durch diese und jene Geschäfte und Arbeiten finden und so dem Verdienst ihres Mannes ziemlich bedeutende Summen zulegen. Die Frauen der anderen europäischen Rassen vermögen das nicht in diesem Maß; ihnen fehlt der bezeichnende ostische Zug, Tag für Tag selbst in der seelenlosesten Betriebsamkeit fortzuleben. Ehen, in denen Mann und Frau ostisch sind, gedeihen durch das Zusammenhalten gleicher Gewöhnlichkeit, erleiden selten Störungen und meist nur in der Form gegenseitiger Beschimpfungen. Ehen, in denen nur die Frau ostisch ist, sind für den andersrassigen Mann oft eine Qual, der Mann wird immer schweigender und entsagender oder gleichgiltig. Ehen, in denen nur der Mann ostisch ist, machen die andersrassige Frau selbst gewöhnlicher oder machen sie zur Dulderin. Hingegen kommt es in rein nordischen Ehen oft zu einem gewissen auf das Selbstlose, auf geistige Güter, gerichteten Streben; innerhalb nordischer Ehen sind scharfe Auseinandersetzungen möglich.

Im ganzen ist also das Wesensbild der Ostrasse (nach den etwa in Deutschland und Mitteleuropa feststellbaren Anschauungen) nicht günstig oder anziehend. Da die dinarische Rasse günstig veranlagt ist, muß man sagen: das Bild der Ostrasse ist innerhalb der europäischen Rassen das eigentlich ungünstige.

Ist aber so das seelische Bild der Ostrasse nach verbreiteteren Anschauungen nicht anziehend, so darf nicht übersehen werden, daß die Vergleichswerte, die zur Betrachtung des ostischen Wesens dienen, meistens der westischen und vor allem der nordischen Begriffs- und Empfindungs-

[1]) Solche ostischen Züge stellt Gottfried Keller sehr ergetzlich dar in den beiden Zwillingen Isidor und Julian in seinem Roman „Martin Salander“, von denen er auch gleich zu Beginn die „runden Köpfe“ schildert.

welt entnommen sind. Gäbe es so etwas wie eine selbständige ostische Gesittung — daß es das nicht gibt, ist an sich schon wieder vielsagend — gäbe es eine besondere, eigenblütige ostische Gesittung, so würden innerhalb ihrer Grenzen die seelischen Eigenschaften wohl ganz anders erscheinen. Dann wäre die Geschäftigkeit, der ostische Fleiß, die Sparsamkeit eine besondere Ehre; das Fehlen des geistigen und körperlichen Wagemuts hieße Bedachtsamkeit, das Fehlen des Leichtsinns Verständigkeit, und selbst für die körperliche Unreinlichkeit oder mindestens geringere Reinlichkeit der Ostrasse ließe sich vielleicht eine Deutung aus dem Wesen einer selbständigen ostischen Gesittung erbringen. So aber muß der spanische Forscher Mürrischkeit feststellen, weil er von dem lebendigen Treiben der Westrasse herkommt; der englische Forscher Mißtrauen und Verschlagenheit, weil er von den aufrechten nordischen Angelsachsen herkommt. Immer ist die Umwelt zu bedenken, die den Urteilenden bestimmt hat. Am wenigsten wäre man etwaiger „ungerechter" Beurteilung der ostischen seelischen Eigenschaften ausgesetzt, wenn man die europäische Ostrasse mit den ihr nächstverwandten mongolischen (innerasiatischen) Menschenarten vergliche. Aber auch bei solchem Vergleich, besonders bei Betrachtung der von den ostasiatischen Völkern geschaffenen Gesittungen, würden sich bei der europäischen Ostrasse wohl ungünstige Züge zeigen.

Verbrechenskundlich läßt sich etwa feststellen, daß in den deutschen Gebieten vorwiegend ostischer Rasse häufiger sind Betrug (?), Nötigung, Bedrohung und Blutschande. Auf die seelische Eigenart der Ostrasse mag auch eine Beobachtung hinweisen, die ich in vorwiegend ostisch besiedelten Städten häufig gemacht habe, nämlich die, daß die Menschen dieser Städte im Straßenverkehr, im Ausweichen und Beiseitetreten, besonders schwerfällig sind. Die geringere körperliche Reinlichkeit der ostischen Rasse ist erwähnt worden (S. 164).

14. Die seelischen Eigenschaften der dinarischen Rasse.

Ein wesentlich anderes seelisches Bild bieten die dinarischen Menschen. Den Beobachtern im österreichischen Heer ist im Weltkrieg ihre Verläßlichkeit, Tapferkeit, ihr Stolz und ihr Ehrsinn aufgefallen, ob sie auf deutscher, ob auf feindlicher Seite gekämpft hatten. Die deutschen Bauern Kärntens, der Steiermark, Tirols und Südbayerns, die körperlich dem sog. Defreggerschlag angehören, diese großen, kurzköpfigen, schmalgesichtigen, hakennasigen und kräftigen Gestalten, die dort neben vorwiegend ostischen Menschen wohnen, unterscheiden sich fast in allem von der Ostrasse. Ein besonderer Sinn für Ehre zeichnet sie aus und überall eine stark vaterländische, besser: heimatliebende Gesinnung. „Die Kärntner waren die einzigen Deutschen, die nach dem allgemeinen Zusammenbruch heldenmütig zu den Waffen griffen, um ihre Heimat gegen einen mächtigen einbrechenden Feind zu verteidigen" [1]). Die Heimatliebe und der Heimatstolz ist der dinarischen Rasse innerhalb all der Volkstümer eigen, in denen sie vorkommt. Die dinarischen Bauern Tirols muß man

[1]) Politisch-Anthropologische Monatsschrift, XVI, S. 469.

sich als die Hauptkämpfer des Tiroler Freiheitskampfes gegen Napoleon denken, und als dinarische Menschen sind auch solche Gestalten auf Denkmälern des österreichischen Alpengebiets immer wieder dargestellt. (Speckbacher scheint echt dinarisch gewesen zu sein.) Es ist kein Zweifel, daß das dinarische Blut jenes besondere bäuerliche Selbstbewußtsein der bayerischen und österreichischen Alpengebiete bedingt, es ist wohl möglich, daß das besondere bayerische Selbstbewußtsein dinarisch oder nordisch-dinarisch bedingt ist; ostisch kann es nicht sein. Auf die starke Beimischung dinarischen Blutes ließe sich auch der Abstand des Norddeutschen vom Bayern zurückführen. Das ostische Blut, das ja mit nordischem so vielfach durchkreuzt ist, wäre viel eher zur Überleitung der vorkommenden norddeutsch-bayerischen und norddeutsch-österreichischen Gegensätze geschaffen, da es kein eigenes Selbstbewußtsein schafft. Nordisch und dinarisch sind aber zwei reine und eigenblütige Gestaltungen, die beide sein und gelten wollen; ja dem dinarischen Menschen eignet vielfach ein besonderer Stolz auf seine Eigenart und eine besondere Pflege der ihm überlieferten Gebräuche und Dinge. Die schöpferische Eigenart, mit der vor allem in den österreichischen Alpenländern jede „Talschaft" ihr Eigenwesen in Sprache, Bauart, Geräten und Sitten pflegt, hebt sich auffällig ab von der fast unschöpferischen Dumpfheit vorwiegend ostisch besiedelter Gebiete. Der dinarischen Rasse scheint kriegerische Neigung und Tüchtigkeit eigen zu sein wie der nordischen, eine gewisse händlerische und kaufmännische Begabung fällt den Beobachtern auf. Sie scheint zu leichterer Erregbarkeit zu neigen, zu schnellerem Aufbrausen, ja zum Jähzorn und zu besonderer Rauflust. Doch hebt sich diese Neigung zu gelegentlichem Jähzorn ab von der Grundlage einer für die dinarische Rasse im allgemeinen geltenden Gutmütigkeit. In kennzeichnender Weise vereinigen sich beim dinarischen Menschen eine gewisse Derbheit, ja Roheit, mit Gefühlseligkeit (Sentimentalität). So scheint die dinarische Rasse gegenüber der nordischen seelisch einfacher, minder reichhaltig und an Möglichkeiten der Entfaltung beschränkter zu sein, insbesondere ist sie minder vordenklich und eignet sich daher weniger zu weiter ausgreifenden Unternehmungen. Ihr scheint einerseits die in der Nordrasse mögliche seelische Feinheit und andererseits auch die in der Nordrasse mögliche Kühnheit des Gedankens und der großangelegten Tat versagt zu sein. Die dinarische Seele kommt gegenüber der nordischen gleichsam mit weniger Einzelempfindungen, weniger Abstufungen der Empfindung aus. In etwas ungeschlachter Weise lagern gewissermaßen die Empfindungen beim dinarischen Menschen nebeneinander. Die Rasse stellt am meisten einen tüchtigen, derben und zur Heiterkeit geneigten Menschenschlag, der eine ausgesprochene Gabe des Witzes und der gröberen Schlagfertigkeit besitzt. Die Geselligkeit der dinarischen Rasse ist derb und geräuschvoll. Der Geist scheint karger, die Seßhaftigkeit größer, der geistige Ausblick enger zu sein als bei der Nordrasse, der Wille aber ebenso tüchtig, die Redlichkeit ebenso entwickelt und gleichgroß der Sinn für heldentümliches Wesen. Als Wesenskern möchte man *rauhe Kraft und Geradheit* nennen.

Eine Begabung für Schauspielkunst scheint innerhalb der dinarischen

Rasse vorhanden zu sein. Als besonders ausgesprochene Begabung eignet der dinarischen Rasse aber eine Begabung für Tonkunst, und es ist sicherlich kein Zufall, daß Tonkünstler verhältnismäßig häufig dinarische Züge rein oder beigemischt zeigen (so Paganini, so Tartini, so Berlioz, so Mozart, Haydn, Weber, Liszt, Wagner, Chopin, Cornelius, Bruckner, Verdi, Cherubini). Es ist auch bezeichnend, daß das Volkslied in Deutschland besonders lebendig ist in den vorwiegend dinarischen Gebieten.

Da Einzeluntersuchungen über das Wesen der dinarischen Rasse nicht vorliegen, läßt sich ein ausgeführtes Bild nicht geben. Zu eigenen Beobachtungen hatte ich noch zu wenig Gelegenheit. Die „seelischen Farben" der dinarischen Rasse scheinen mir ein dunkles Grün und ein Braunrot zu sein.

In der geistigen Begabung möchte ich die dinarische Rasse unter den europäischen Rassen an zweite Stelle setzen. Die schöpferischen Menschen aller europäischen Völker zeigen sich durchschnittlich als vorwiegend nordisch (vgl. S. 159/160). Wenn sich aber stärkere Einschläge nichtnordischen Blutes bei solchen Menschen zeigen, so scheint es sich häufiger um Einschläge dinarischer Rasse als um Einschläge ostischer oder westischer Rasse zu handeln. Aufschlußreich ist hierfür die Betrachtung der Zeichnungen des Dresdener Zeichners Vogel v. Vogelstein (1786 bis 1868), welche sich im Dresdener Kupferstichkabinett befinden. Dieser Zeichner hat in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in mehreren Ländern Europas die hervorragenden Männer gezeichnet. Aus seinen Zeichnungen läßt sich das starke Vorwiegen nordischen Blutes bei solchen Männern erkennen, ferner aber dies, daß bei stärkeren Einschlägen nicht-nordischen Blutes sich am häufigsten dinarisches Blut zeigt[1]). In der Verstandesbegabung möchte ich die Reihenfolge: nordisch, dinarisch, ostisch, westisch annehmen.

Beobachtungen an den Hochschülern der Wiener Universität in Wandelgängen und Hörsälen lassen mich vermuten, daß die dinarische Rasse sich nicht so sehr zu wissenschaftlicher Betätigung angezogen fühlt wie die nordische. Die österreichischen Studenten schienen mir nordischer zu sein als der Durchschnitt ihrer Heimat, und dinarische Züge fanden sich unter ihnen selten in Reinheit[2]).

Die seelischen Eigenschaften der sogen. vorderasiatischen (armenoiden) Rasse, dieser Schwesterrasse der dinarischen (vgl. S. 124), scheinen sich von denen der dinarischen Rasse ziemlich stark zu unterscheiden. Mindestens scheint der seelische Unterschied größer zu sein als der körperliche. „Die Völker von vorwiegend armenoider Rasse wie Armenier, Griechen, Juden zeichnen sich durch eine besondere Geschäftstüchtigkeit im Handel und Verkehr aus, wozu ihnen neben einem hohen Grad von Klugheit vor allem

[1]) Minder deutlich habe ich die gleichen Verhältnisse beobachten können in den Bildwerken von David d'Angers, der ebenfalls die hervorragenden Menschen seiner Zeit aufgesucht hat.

[2]) Man könnte, worauf ich aufmerksam gemacht wurde, die sog. vier Temperamente (deren Einteilung von Hippokrates stammt) ungefähr auf die vier europäischen Rassen verteilen und die nordische Rasse „melancholisch", die westische „sanguinisch", die ostische „phlegmatisch" und die dinarische „cholerisch" nennen.

die Fähigkeit, sich in die Seele anderer Menschen einzufühlen, zugute kommt"[1]). Die vorderasiatische Rasse scheint ebenfalls für Tonkunst besonders begabt zu sein. Ein Hang zur Grausamkeit, ja zu berechnender Grausamkeit, scheint ihr eigen zu sein. Er zeigt sich immer wieder in der Geschichte der Völker Vorderasiens.

15. Die Verteilung der Rassen über das Gebiet deutscher Sprache.

Eine genaue Karte der Rassenverteilung innerhalb des deutschen Volkstums läßt sich heute noch nicht geben. Man beneidet die Italiener und Franzosen, wenn man die ausgezeichneten Karten der Körperhöhe, der Schädelform und der Haar-, Haut- und Augenfarben betrachtet, welche so genau die Rassenschichten dieser beiden Länder zeigen. Man beneidet die Engländer selbst um ein älteres Werk wie das von Beddoe „The Races of Britain" (1885), das oft bis ins Einzelne die Besiedlungsgeschichte Englands klärt.

Für Deutschland und das deutsche Volkstum lassen sich genaue Karten heute noch nicht entwerfen; für Mittel- und Norddeutschland besonders fehlen alle sicheren Grundlagen. Für ganz Deutschland, Österreich, die Schweiz und Belgien liegen die Karten über die Verteilung der „Blonden" und der „Braunen" vor. Sie sind für Deutschland und Österreich nach der sogen. Virchowschen Schulkinderuntersuchung (1874 bis 77) entworfen, die in Deutschland Virchow selbst, in Österreich Schimmer durchgeführt haben, ihnen folgend dann Kollmann in der Schweiz und Vanderkindere in Belgien. Die Untersuchung wurde so an 10 Millionen Kindern durchgeführt. Als „Blonde" nahm Virchow nur Kinder mit heller Haut, blauen Augen und blondem Haar auf — grauäugige blieben ausgeschlossen, da Virchow graue Augen für eine Kreuzungserscheinung hielt. Von diesen „Blonden" stellte die Untersuchung in Deutschland 31,8% fest, in Österreich 19,79%, in der Schweiz 11,1%. Als „Braune" wurden Kinder aufgenommen mit dunklerer Haut, braunen Augen und braunem oder schwarzem Haar. Von „Braunen" fand man in Deutschland 14,05%, in Österreich 23,17%, in der Schweiz 25,7%, in Belgien 27,5%. Die Aufnahme hat also Schädelbau, Körperhöhe usw. unberücksichtigt gelassen. Sie hat dadurch einerseits auch Kinder mit nichtnordischer Beimischung unter die „Blonden" aufgenommen, andererseits aber auch sicherlich viel nordische und vorwiegend nordische Kinder, die graue Augen hatten, nicht berücksichtigt. Auch insofern, als diese Schulkinderuntersuchung sich ja nicht an Erwachsene hielt, bei denen ein Nachdunkeln der Haare nicht mehr möglich ist, entspricht sie nicht genau einer Zählung von Menschen mit nordischen Körpereigenschaften, wiewohl bei der Zusammenfassung der drei gewählten Merkmale das Nachdunkeln nicht mehr häufig zu sein scheint. Indessen, mag auch im Einzelnen eine solche Untersuchung kein scharfes Bild der Rassenkarte

[1]) Lenz in Baur-Fischer-Lenz, Grundriß I, 1923.

geben, im Ganzen ist doch wegen der gesetzmäßigen Wechselseitigkeit der Erscheinungen heller Haut, blonden Haars und heller Augen mit den Erscheinungen hohen Wuchses und langer Schädel die Virchowsche Untersuchung für die Verbreitung nordischen Blutes in Mitteleuropa von höchstem Wert und muß als eine Grundlage zur Rassenkarte Deutschlands gelten — als eine der Grundlagen, der die zukünftige Forschung noch eine Reihe von Erhebungen über Schädel- und Gesichtsform und Körperhöhe folgen lassen muß.

Zwar könnte sich noch die Frage erheben, ob denn die Verhältnisse, welche diese Schulkinderuntersuchung festgestellt hat, sich in der Zwischenzeit von fast 50 Jahren nicht verschoben haben. Dem ist entgegenzusetzen, daß sich die großen Züge der rassenhaften Besiedelung des deutschen Sprachgebiets sogar aus der Völkerwanderungszeit herleiten lassen. Seit der Schulkinderuntersuchung sind Veränderungen wohl nur insofern eingetreten, als das nordische Blut im ganzen Gebiet der deutschen Sprache abgenommen hat. Daher legt auch dieses Buch wenig Wert auf die durch die Schulkinderuntersuchung ermittelten Prozentzahlen der „Blonden" und „Braunen" für ein einzelnes Gebiet. Die verhältnismäßige Stellung der Gebiete gegeneinander, ihre verhältnismäßig größere oder geringere Helligkeit, d. h. Durchdringung mit nordischem Blut, zeigt sicherlich heute im großen und ganzen die gleiche Abstufung wie vor 50 Jahren.

Für Süddeutschland und für Österreich sind die Verhältnisse besser untersucht als für Nord- und Mitteldeutschland. Hier liegen außer der Schulkinderuntersuchung andere Untersuchungen vor. Einzelne süddeutsche Gebiete sind sehr genau durchforscht worden. Vor allem muß hier das Werk Ammons „Zur Anthropologie der Badener" (1899) erwähnt werden, welches die wertvollsten Aufschlüsse über dieses rassisch äußerst beachtenswerte Gebiet gibt. Ihm schließen sich an: für das Elsaß die Arbeiten Pfitzners, für Württemberg die Arbeiten von Hölders, für Bayern die Rankes, für Niederösterreich die Weisbachs, für Tirol die Arbeiten Frizzis, Tappeiners, Toldts und anderer. Die rassischen Verhältnisse Süddeutschlands lassen sich also genauer schildern als die Mittel- und Norddeutschlands.

Im folgenden soll nun versucht werden, die Rassenkarte des deutschen Sprachgebiets zu beschreiben. Zum deutschen Sprachgebiet zählen auch die beiden Gebiete niederfränkischer Mundart, Flandern und Holland, und das Gebiet mittelfränkischer Mundart, Luxemburg. Hin und wieder müssen begreiflicherweise die Züge der Rassenkarte aus nichtdeutschem Gebiet hergeleitet oder in nichtdeutsches Gebiet hinein weiterverfolgt werden: immer ist die Klärung der Rassenverteilung innerhalb des deutschen Volkstums das Ziel.

Vor der eingehenderen Schilderung[1]) mögen hier zu vorläufiger Übersicht die Angaben Beddoes im Journal of the Anthropological In-

[1]) Eine kürzere Übersicht über die Rassenkarte des deutschen Sprachgebiets habe ich in „Deutschlands Erneuerung" Heft 5, 1922, veröffentlicht.

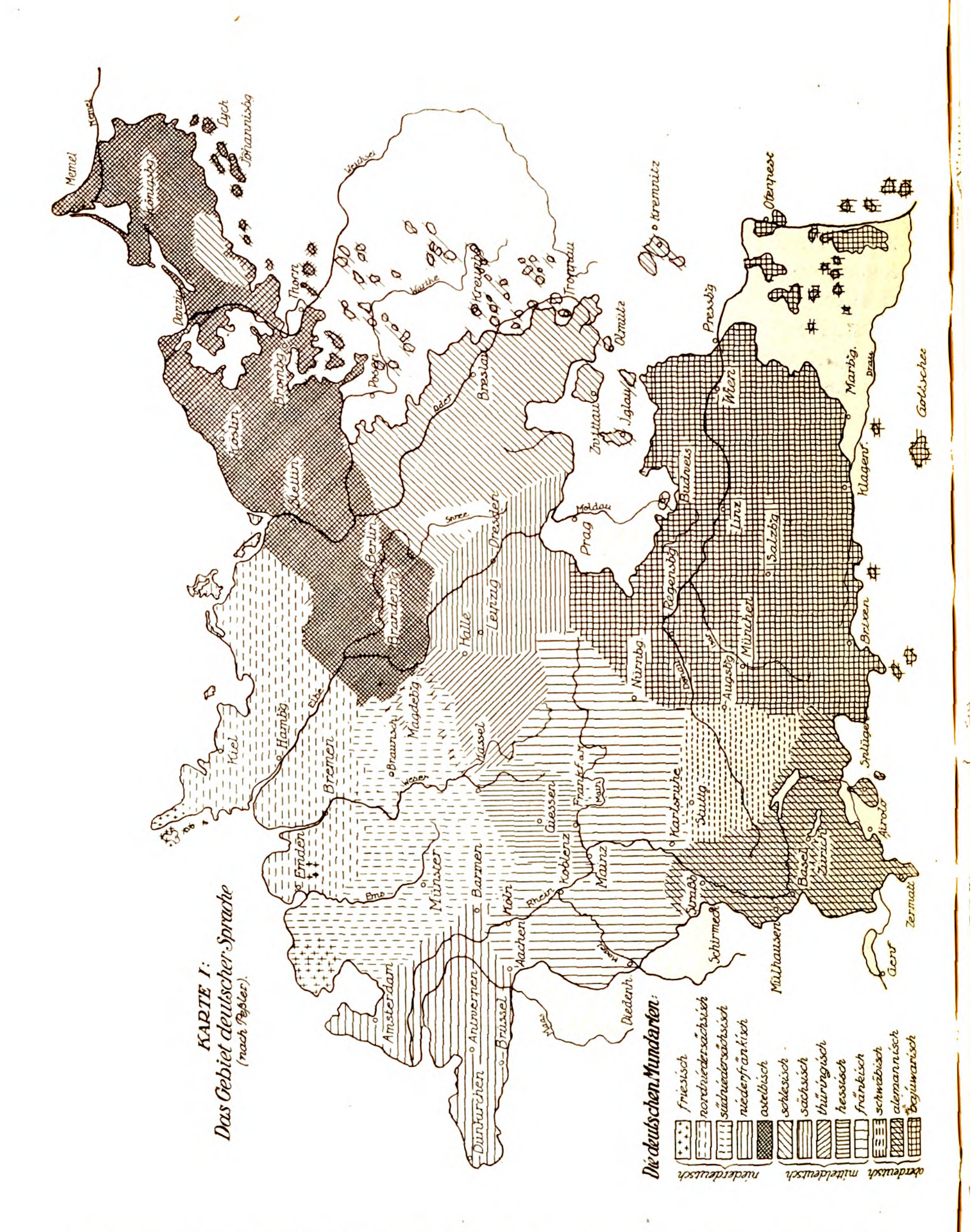
stitute, XXXV, 1905, folgen. Beddoe beschreibt seine farbige Karte Mitteleuropas über die Verteilung der Haut-Haar- und Augenfarbe mit ihrem abgestuften Gefäll heller nordrassischer Farben gegen Süden und Westen, wie folgt:

„Zu der Karte von Mitteleuropa habe ich eine Abstufung von neun Farben benutzt, angeordnet von einem Hellrot, zugehörig den fast durchweg blonden Niedersachsen, Friesen und Dänen in Schleswig-Holstein, Hannover und Oldenburg und den Bewohnern eines Teiles von Pommern über Rot und Gelbrot in Preußen, Pommern, Brandenburg, Mecklenburg und Westfalen zum Gelb des Rheinlands, Hessens, Thüringens, Sachsens und Schlesiens, zum Grün Frankens und Württembergs und von Teilen Flanderns, dann zum Blau von Flandern, Baden, Steiermark und Niederösterreich, zum Veiel und Braun des Elsasses, der Ardennen, Bayerns, Böhmens, Galiziens, der Bukowina, Kärntens und Deutsch-Tirols bis endlich zum Schwarz, zugehörig dem ganzen Welschtirol, fast ganz Dalmatien und Istrien und großen Teilen Böhmens und der galizischen Karpathen."

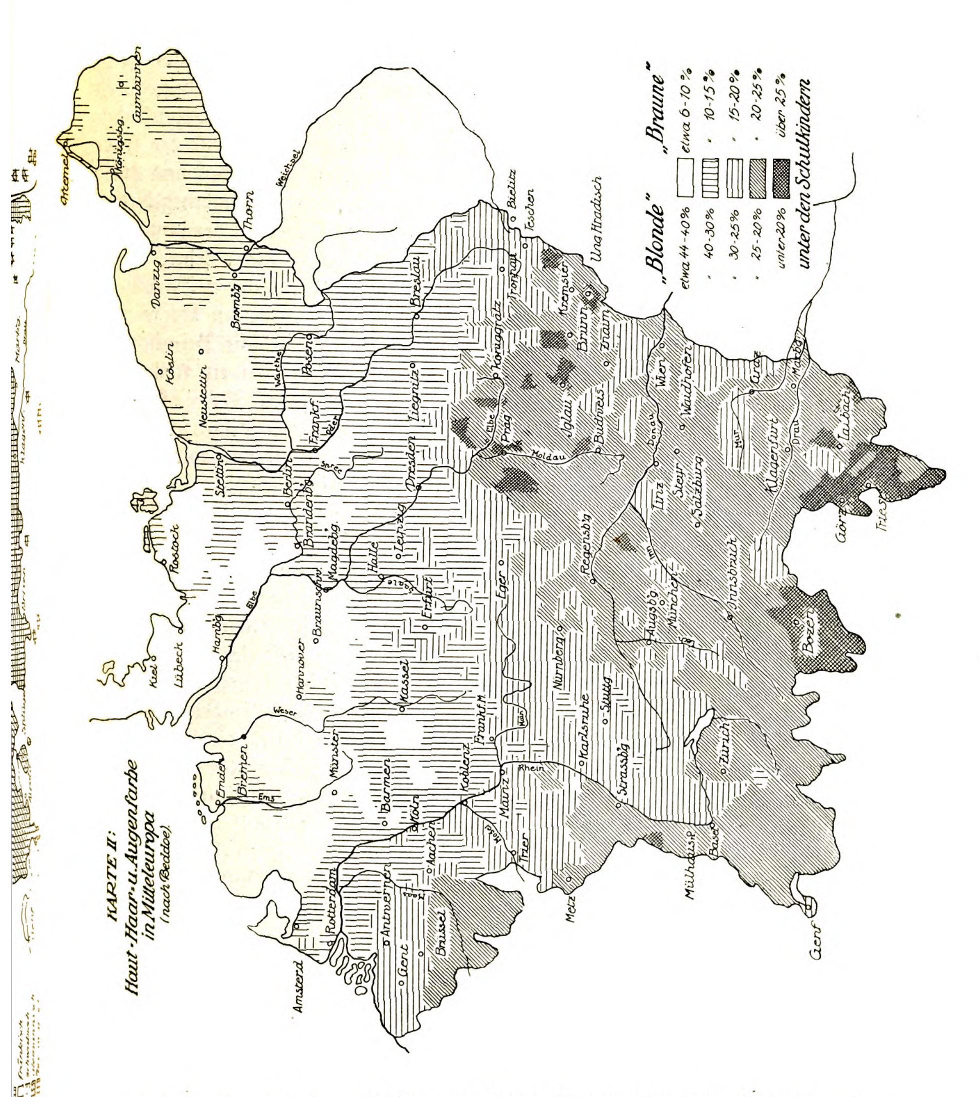
Man sieht also, die Karte dient nicht dazu, die Gebiete kenntlich zu machen, in denen die ostische, dinarische oder westische Rasse vorwiegt; sie kann nur dazu dienen, die größere oder geringere Durchdringung Mitteleuropas mit nordischem Blut anzuzeigen. Das Auftreten der „Blonden" ist bedingt durch nordisches Blut, das Auftreten der „Braunen" kann ebensowohl durch ostisches wie durch dinarisches, wie schließlich auch durch westisches Blut bedingt sein — von einem stärkeren westischen Einschlag kann man allerdings in Deutschland nirgends reden. Die Karte über die Verteilung der Farben ist also gleichsam nur einseitig zu verwerten, nur nach der Seite der nordischen Rasse hin. Je heller die Karte, desto stärker der nordische Einschlag, je dunkler desto schwächer (Karte II, S. 185 und Karte III, S. 187).

So zeigt die Karte auf den ersten Blick ein Gefälle der nordischen Rassenzüge, des Gehalts an nordischer Rasse, vom Nordwesten Deutschlands aus gegen Süden und Osten, ein Gefälle, das allerdings nicht gleichmäßig ist: besondere Siedelzüge der Nordrasse sind deutlich sichtbar. Zur Klarheit des Kartenbildes wird es dienen, erst die G e b i e t e v e r h ä l t n i s m ä ß i g r e i n s t e r R a s s e, sowohl verhältnismäßig reinster Nordrasse wie verhältnismäßig reinster Ostrasse anzugeben. Die Gebiete stärkeren dinarischen Einschlags müssen bei der Schwierigkeit der Frage später für sich betrachtet werden. — Dabei liegt all den folgenden Angaben die genannte Karte Beddoes mit ihren neun (für das deutsche Gebiet acht) Abstufungen zugrunde[1]). Zu beachten ist aber, daß auch in ihren reinsten Gebieten die ostische und die dinarische Rasse nirgends so verhältnismäßig rein vorkommen wie die Nordrasse in ihren reinsten Gebieten.

[1]) welche ein besseres, deutlicheres Bild gibt als die nach Virchows Ergebnissen gezeichnete Rankesche „Karte der Braunen" (Karte III, S. 187) mit ihren fünf Abstufungen, auch ein besseres Bild als die nach Beddoe entworfene, aber ebenfalls nur fünfstufige Karte II, S. 185.



Streng sprachwissenschaftlich betrachtet, ist das F r i e s i s c h e keine deutsche Mundart, sondern eine eigene (zwischen Niederdeutsch und Englisch stehende) Sprache.



Die Karte zeigt das Gefälle nordischen Blutes von den „hellen“ zu den „dunklen“ Gebieten (vgl. S. 188).

Besonders d u n k l e r als ihre Umgebung sind die Städte: Aachen, Antwerpen, Berlin, Breslau, Danzig, Erfurt, Köln, Liegnitz, Marburg a. Drau, Posen, Salzburg.

Besonders h e l l e r als ihre Umgebung sind: Bozen, Brünn, Görz Iglau, Kremsier, Metz, Waidhofen (vgl. hierzu meine Vermutung Fußnote S. 172).

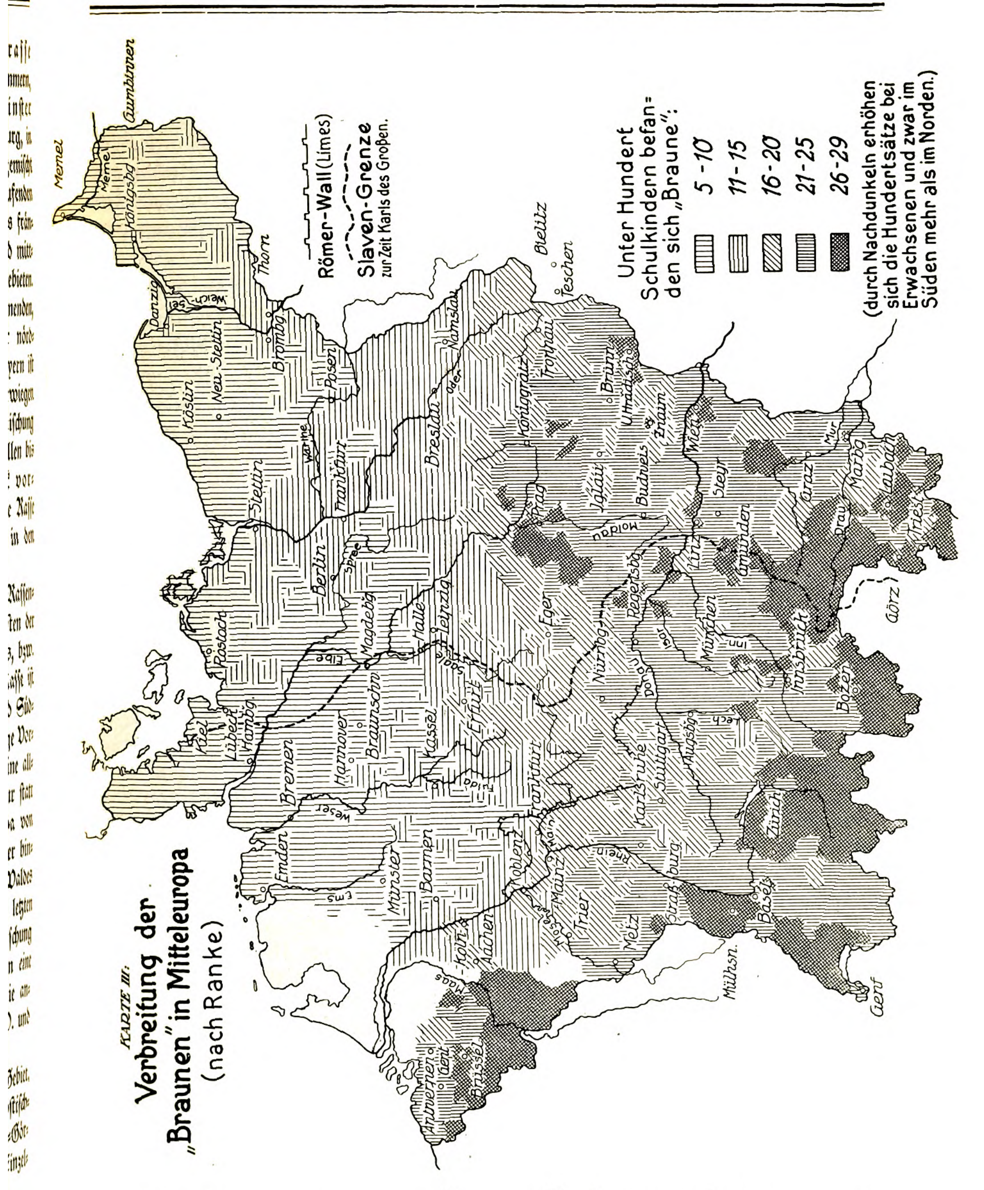
Als Gebiete verhältnismäßig reinster Nordrasse müssen gelten: Schleswig-Holstein, Oldenburg, ein Teil von Pommern, Braunschweig, Hannover. Als Gebiete verhältnismäßig reinster Ostrasse müssen gelten: der wallonische Teil Belgiens, Luxemburg, in Elsaß-Lothringen, falls dort nicht doch zuviel dinarische Rasse beigemischt ist, vor allem der Wasgenwald (Vogesen) und die von ihm auslaufenden Höhenzüge, ein geringer Teil des schwäbischen und große Teile des fränkischen Juras, der Schwarzwald mit seinen höheren nördlichen und mittleren Teilen, die Schweiz, mit später anzugebenden Ausnahmegebieten. — Sehr dunkel ist die südliche Hälfte Bayerns mit später zu bezeichnenden, bedeutenderen Ausnahmegebieten, Böhmen mit Ausnahme seiner nördlichen und östlichen Grenzgebiete. Im südlichen und mittleren Bayern ist aber eine starke dinarische Beimischung, da und dort sogar ein Vorwiegen dinarischer Rasse sicher, in Böhmen eine schwächere dinarische Beimischung wahrscheinlich. Österreich, vor allem die österreichischen Alpen, stellen bis auf später anzugebende Ausnahmegebiete, den deutschen Bezirk vorwiegend dinarischer Rasse dar; jedoch scheint die dinarische Rasse auf deutschem Boden nirgends so vorwiegend aufzutreten wie in den obenbezeichneten Gebieten die nordische bzw. die ostische Rasse.

Zwischen den angedeuteten Gebieten verhältnismäßig reinsten Rassentums, im Norden der nordischen, im Westen, Süden und Südosten der ostischen bzw. der dinarischen Rasse, liegt nun ein nordisch-ostisches, bzw. nordisch-ostisch-dinarisches Mischgebiet. Das Gefälle nordischer Rasse ist aber, wie schon vermerkt wurde, nicht gleichmäßig; in Mittel- und Süddeutschland fallen starke Sonderheiten der Besiedlung auf, eigenartige Vorstöße nordischer Rasse mitten in die dunkleren Gebiete hinein. Eine allmähliche, abgestufte Abnahme des nordischen Einschlags findet nur statt bis zu einer stark auffallenden west-östlichen Querlinie, die etwa von Bingen am Rhein nach Görlitz und dann zum Oberlauf der Oder hinführt und nur einmal durch das gebirgige Gebiet des Thüringer Waldes unterbrochen wird[1]). Dort im Thüringer Wald verlaufen die letzten nördlichen Ausläufer einer gewissen stärkeren ostrassischen Beimischung in das verhältnismäßig reinnordische Gebiet hinein. Wollte man eine ganz im verhältnismäßig rein nordischen Gebiet verlaufende Linie angeben, so führte diese etwa von Koblenz über Kassel, Frankfurt a. O. und Bromberg nach Nordosten.

Diese Angaben: im Nordwesten das vorwiegend nordische Gebiet, gegen Westen, Süden und Südosten das vorwiegend ostische bzw. ostisch-dinarische Gebiet und endlich diese westöstliche Linie Bingen a. Rh.-Görlitz — diese Angaben darf man zum Verständnis der folgenden Einzeltatsachen nicht aus dem Auge lassen.

Schon aus der obigen Beschreibung kann die Vermutung hervorgehen, die Ostrasse wie die dinarische Rasse seien eigentlich Gebirgsrassen;

[1]) Diese Linie könnte man als die anthropologische „Mainlinie“ bezeichnen, falls nicht eben doch starke Vorstöße nordischer Rasse vom Maingebiet südwärts reichen würden und falls nicht eben das nordische Blut das allen deutschen Stämmen gemeinsame Blut wäre. Diese „Mainlinie“ erwähnt Virchow, Archiv f. Anthropol. Bd. 16, 1887, läßt sie aber mit der Flußlinie nahe zusammenfallen.



D i e S l a w e n = G r e n z e (limes sorabicus) mag noch heute etwa die Grenze angeben, bis zu der von Osten her ein geringerer Einschlag mongolischer (innerasiatischer) Rasse merklicher ist als in den westlicheren Gebieten Mitteleuropas und in Westeuropa.

D e r R ö m e r w a l l (der wie die Slawengrenze eine Grenze der Volkstümer und **n i c h t** der Rassen war) wurde in der zweiten Hälfte des 3. Jahrh. n. Chr. von den Germanen durchbrochen, nachdem er seit Ende des ersten Jahrhunderts dem Grenzschutz der Römer gegen die Germanen gedient hatte.

die Querlinie von Bingen am Rhein über Görlitz zum Oberlauf der Oder ist ja zugleich die Querlinie, an der, mit Ausnahme des Thüringer Waldes, die Gebirgserhebungen Oberdeutschlands enden. Die Störungen der stetigen Abnahme nordischer Züge gegen Süden sind auch tatsächlich hervorgerufen durch besonders tief einschneidende nordische Siedlungsströme, die — das mag schon hier gesagt sein — in der Hauptsache den südlich gerichteten Wander- und Eroberungszügen der nordrassischen germanischen Stämme der Völkerwanderungszeit entsprechen.

Als Ausgangspunkt einer Beschreibung der einzelnen Züge des Kartenbildes diene wieder Nordwestdeutschland. Bei dieser Beschreibung wähle ich, wie schon gelegentlich oben, zur Kennzeichnung der Abstufungen in der Beimischung nordischer Rasse die Ausdrücke „hell" und „dunkel". Ein helleres Gebiet bedeutet dann ein stärker nordrassisches Gebiet, ein dunkleres Gebiet kann ein stärker ostrassisches oder stärker dinarisches Gebiet bedeuten.

Schleswig-Holstein hat eine Bevölkerung, die noch reiner nordisch ist als die Dänemarks. Quer über die jütische Landspitze des Skager Raks zieht ein Gebiet mit ostischer Beimischung; deutlich ostisch untermischt sind die dänischen Inseln. Schleswig-Holstein, sowie das bezeichnete nordwestdeutsche Gebiet, stehen mit ihrem Gehalt nordischer Rasse nur größeren Gebieten Schwedens und einigen Gebieten Norwegens nach. Das deutsche Gebiet verhältnismäßig reinster Nordrasse erstreckt sich westlich bis in die Niederlande hinein über die Landschaften Groningen und Friesland. Die ost- und westfriesischen Inseln sind nordisch; unter den Halligfriesen sollen sich allerdings deutliche Beimischungen einer vollrundköpfigen Bevölkerung finden, d. h. einer Bevölkerung, bei der die Schädelbreite der Schädellänge gleich ist (Lbrz. d. Schädels = 100). Nach Osten erstreckt sich das Gebiet verhältnismäßig reinster Rasse bis etwa zu einer Linie Lübeck-Halberstadt; der Harz ist schon eine etwas dunklere Stelle. Eine Ausbiegung erfährt diese Linie, da wo Hannover weiter nach Osten reicht, der Nordgrenze der Altmark entlang zur Elbe hin und weiter südlich in die Mitte der Altmark hinein. Gegen Süden endet das Gebiet verhältnismäßig reinster Rasse ziemlich deutlich an den ersten gebirgigen Erhebungen, also etwa an einer Linie Halberstadt-Hannover. Man könnte diese Linie bis zum Unterlauf der Weser weiterziehen, wenn nicht der Weser entlang ein Keil eines etwas dunkleren Gebiets nördlich bis Bremen reichte. Das Moorgebiet der mittleren Ems bis gegen die oldenburgische Grenze ist im Verhältnis zu seiner Umgebung sogar auffällig dunkel. Auch die Moorgebiete westlich Hamburg und kleinere Moorgebiete in der Gegend des mittleren Laufs des Kaiser-Wilhelm-Kanals sind dunkler, ebenso die Landschaft Stade. Den Gebieten verhältnismäßig reinster Rasse muß ein großer Teil des östlichen Pommerns zugezählt werden, ein breites Gebiet, das von der Ostsee her etwa zwischen Kolberg und Stolp südlich noch ein Stück über die westpreußische Grenze hinauszieht. Zu den Gebieten verhältnismäßig reinster Rasse gehört auch die weitere Umgebung der Stadt Münster in Westfalen, ebenso die engere Umgebung Magdeburgs.

Die gewählte Bezeichnung „verhältnismäßig reinste Rasse" und ebenso die im folgenden gebrauchte Bezeichnung „verhältnismäßig reine Rasse" darf nicht mißverstanden werden. Das Wort „verhältnismäßig" soll schon darauf hinweisen, daß die Vergleichung immer nur die Verhältnisse des Gebietes deutscher Sprache ins Auge faßt. Es

muß ferner bedacht werden, daß auch in denjenigen deutschen Gebieten, die verhältnismäßig am nordischsten besiedelt sind, immer noch auch stärkere Einschläge dunkler Rassen, vor allem der Ostrasse, zu erkennen sind. Aus Gebieten, die hier „verhältnismäßig rein" genannt werden, stammen z. B. Rembrandt, Beethoven und Reuter, die doch in ihrer Gesichtsbildung einen sehr starken ostischen Einschlag zeigen oder, wie Beethoven, von der nordischen Rasse anscheinend nur noch die blauen Augen zeigen (Abb. 163 und 164)[1].

Überall also an solche „Gebiete verhältnismäßig reinster Rasse" schließen sich solche an, die man immer noch sehr wohl als „*Gebiete verhältnismäßig reiner Nordrasse*" bezeichnen kann, wenn man abstufende Ausdrücke sucht, die man aber mindestens als Gebiet stark überwiegender Nordrasse bezeichnen muß. Hierher gehört wohl das mittlere Holland — Angaben hierüber sind zu spärlich —, hierher gehört Westfalen bis auf seinen südlichsten Teil, ferner die Gebiete am Mittellauf der Weser, die Gebiete am Lauf der Elbe von Magdeburg bis zur hannöverschen Grenze, dazu Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz, und das westliche Pommern mit Ausnahme von Rügen und der Gegend von Stralsund, mit Ausnahme ferner eines größeren rechtselbischen Gebiets im weiteren Umkreis von Lauenburg. Auch über Wismar und Schwerin erstreckt sich von der Küste her ein dunkleres Gebiet; weiter gegen Osten folgen ebenfalls dunklere Gebiete. „Verhältnismäßig reinrassig" im eben angedeuteten Sinne ist erst wieder Pommern mit Ausnahme der Gegend von Kammin und einer breiten Landstrecke links und rechts der Oder. Die Stadt Danzig ist dunkler als ihre Umgebung. — Westpreußen ist im eben bezeichneten Sinne verhältnismäßig reinrassig bis auf die Gebiete links und rechts der Weichsel, die sich vom Unterlauf der Weichsel besonders nach Westen weithin etwa bis Konitz erstrecken. Ostpreußen ist ebenso verhältnismäßig reinrassig bis auf seine südlichsten Gebiete, bis etwa zu einer Linie, die über Osterode, Bischofsburg, Angerburg, Lyck zur Grenze führt, einer Linie also, die etwa der deutschen Sprachgrenze gegen die Masuren entspricht. Dunkler ist die Umgebung von Gumbinnen, die Gegend der Pregelmündung, die Gegend um Tilsit und die um Memel. — Im Kreise Gumbinnen ist eine gewisse dinarische Beimischung zu finden, das dinarische Blut, das die etwa 15000 ausgewanderten Salzburger i. J. 1731 aus ihrem vorwiegend dinarischen Gebiet dorthin mitgebracht haben (Abb. S. 269).

Die erwähnten dunkleren Gebiete im reinrassigen Gebiet entsprechen etwa denen, die sich jetzt weiter südlich anschließen, d. h. Gebieten, in denen man noch immer von einem *starken Vorherrschen nordischer Rassenzüge* reden kann. Diese sind: der südliche Teil des mittleren Hollands mit Ausnahme deutlich ostrassisch untermischter Gebiete der Landschaft Nordholland um Zaandam und der Landschaft Utrecht. Ferner: das gebirgige Westfalen, ein rechtsrheinisches Gebiet bis Koblenz hinauf und von hier aus gegen Osten ein breiter Gürtel, dessen Südgrenze etwa durch die Linie Koblenz-Leipzig-Posen angedeutet sei, dessen Nordgrenze sich bis an die oben bezeichneten Gebiete verhältnismäßig reinster und verhältnismäßig reiner Rasse hinschiebt, wobei der breite Vorstoß dieses Gebiets links und rechts der Oder bis zur Ostsee hin sehr auffällig ist. Berlin, in diesem Gebiet gelegen, ist dunkler als seine Umgebung. In diesem breiten Landgürtel zerstreut sind *einzelne Gebiete verhältnismäßig reiner Rasse*: eines südlich Elberfeld-Barmen, eines am Oberlauf der Sieg um Siegen herum, eines, dem Gebiet Waldecks entsprechend, andere um Lucken-

[1] Man wird zwar bei solchen vorwiegend ostisch aussehenden Menschen nordwestdeutscher Herkunft öfters ein nordischeres Erbbild annehmen dürfen: Die Eltern Rembrandts z. B. sahen *beide* ziemlich viel nordischer aus als er.

walde-Jüterbog, eines am linken Ufer der Oder, das sich etwa von Krossen bis Frankfurt a. O. und von da zum Spreelauf hinüberzieht.

Es folgt ein weiteres Gebiet, das wieder etwas dunkler ist: das südliche Holland, das linksrheinische Rheinland bis Koblenz hinauf mit Ausnahme des Gebiets um Aachen und des Eifelgebiets, dann jener angedeutete breite Streifen, der nördlich durch die Linie Koblenz-Leipzig-Posen, südlich durch die Linie Bingen a. Rh.-Görlitz-Oberlauf der Oder, bezeichnet ist. Die Städte des Rheinlandes sind (nach Beddoe) dunkler als ihre Umgebung. Ich vermute im Rheinland eine geringe dinarische Untermischung. — In den beschriebenen Streifen hinein schiebt sich der vor allem im Osten dunklere Thüringer Wald, der etwa den helleren Teilen Württembergs zu vergleichen wäre; in diesen Streifen schiebt sich das dunklere Vogtland hinein. Hellere Gebiete liegen aber ebenfalls in diesem Streifen: ein größeres zwischen den dunkleren Gebieten des Vogelbergs und der Rhön — die Rhön ist auffällig dunkler. Kleinere hellere Gebiete liegen vor dem Süd- und Nordhang des Thüringer Waldes, in dessen Gebiet die Höhenbewohner höher gewachsen sein sollen als die Talbewohner. Erfurt ist erheblich dunkler als seine Umgebung. Ein dunklerer Streifen zieht sich auch von Mittweida nach Altenburg. Ein helleres Gebiet indessen liegt nördlich Breslau beiderseits der Oder, eines südlich Breslau etwas westlich von Strehlen, eines westlich Breslau an der Grenze gegen Posen um Namslau. Breslau ist — etwa auch durch das dort stark vertretene Judentum? — erheblich dunkler als seine Umgebung, ebenso Liegnitz und vielleicht auch andere schlesische Städte. Die sächsischen Städte hingegen unterscheiden sich nicht wesentlich vom sächsischen Land.

Damit ist die Schilderung der ziemlich gleichgeschichteten West-Oststreifen beendet. Es beginnt das mittel- und süddeutsche Gebiet, das ganz anders beschrieben werden muß. Noch einmal folgen Landstrecken vorwiegend nordischer Rassenzüge, sie sind aber tief hineingetrieben in die Gebiete vielleicht eben schon leicht vorwiegend ostischer Rasse bzw. ostisch-dinarischer Mischung. Die west-östliche Abstufung läßt sich noch wohl erkennen im nördlichen Belgien, dem das Gebiet um Aachen entspricht. Die Eifel schließt sich an, die linksrheinischen Gebiete um Mainz, das Maintal mit dem Spessart, der Fränkischen Platte und breiten Strecken links und rechts des Mains bis zum vorwiegend ostrassischen Ausläufer des Fränkischen Juras, der Fränkischen Schweiz. Gleichgeordnet in der Abstufung läßt sich weiter verfolgen ein Gebiet an der Eger entlang — das Erzgebirge selbst ist vorwiegend ostisch — ferner ein Gebiet längs der Gebirgshänge, die nach Schlesien in die hellere Ebene abfallen. Als auffällig seien im mitteldeutschen Gebiet noch erwähnt eine besonders helle Landstrecke, die sich von Koblenz und vom rechten Moselufer her bis gegen den Hunsrück zieht, und eine Landstrecke, die in gleicher Helligkeit vom Nahetal gegen den Hunsrück aufsteigt. Besonders hell ist auch der Odenwald mit Ausnahme vielleicht seiner höheren südlichen Erhebungen. — Diese eben geschilderte Stufe erfährt aber vom Maintal aus nach Süden so starke Fortsetzungen, daß es jetzt geboten ist, die einzelnen süddeutschen Länder für sich zu beschreiben.

Da die Verhältnisse in Elsaß-Lothringen, das wohl vorwiegend ostrassisch ist, im Zusammenhang stehen mit den Gebirgszügen, die vom wallonischen Gebiet her bis gegen Belfort hin zu verfolgen sind, geht die Betrachtung am besten noch einmal bis ins belgische Gebiet zurück. Die Abstufung, das Gefälle nordischer Rasse, war vom nördlichen Holland her gegen Süden rascher erfolgt als innerhalb des Deutschen Reiches. Man stellt sich in Deutschland das holländische Gebiet überhaupt meist viel nordrassischer vor, als dies in Wirklichkeit der Fall ist. Zu den dunklen Beimischungen kommt in Holland durch Mischverbindungen, welche die Holländer in ihren Kolonien ein-

gehen und seit dem 17. Jahrhundert eingegangen sind, ein *malayischer Einschlag*, der in den größeren Städten Hollands in der Bevölkerung heute schon sehr deutlich erkennbar ist (Abb. S. 136). Auffällig mit Hinsicht auf die nördliche Lage Hollands waren schon die ostisch untermischten Gebiete mitten in der Landschaft Nordholland und im Westen der Landschaft Utrecht. Aber noch auffallender sind die Besiedlungsverhältnisse der Inseln vor der Rheinmündung. Diese Inseln sind seewärts vorwiegend nordisch, landwärts vorwiegend ostisch besiedelt. Stark ostisch besiedelt sind Nord- und Südbeveland. Schädel aus einem untergesunkenen Dorf dieser Gegend hatten die durchschnittliche Längenbreitenzahl 87. Die Festlandsküste hinter diesen Inseln, die Gegend um Bergen op Zoom, ist ebenfalls ziemlich ostisch und so bis ins belgische Gebiet hinein. Im Norden Hollands zeigt die Insel Terschelling noch einmal stärkere ostische Beimischung, die Inseln der Südersee weisen sie ebenfalls auf. Diese Beimischungen verlieren sich wieder ziemlich in Flandern. Die Landschaften Westflandern und Antwerpen sind die hellsten, etwa mitteldeutschen Gebieten entsprechend. Etwas dunkler, dem nördlichen Süddeutschland entsprechend, sind die anderen Landschaften Flanderns, Ostflandern, Limburg und die nördliche Hälfte von Südbrabant. Aber, sobald wir diese flandrischen, eine *niederfränkische Mundart* sprechenden Landesteile der Ebene verlassen und ins südliche, wallonische Gebiet, also in dieses Gebiet einer *französischen Mundart*, eintreten, steigt die Längenbreitenzahl und sinkt die Zahl der Blonden in auffälliger Weise. *Die Sprachgrenze ist hier einmal Rassengrenze:* vorwiegend ostisch sind die Landschaften Hennegau, Namur, Lüttich und die südliche Hälfte von Südbrabant. Wir sind am Gebiet der Ardennen angekommen, an das sich die ebenfalls vorwiegend ostische Eifel anschließt, deren ostische Bevölkerung bis gegen Aachen hin siedelt und in Aachen selbst vielleicht noch verhältnismäßig stärker vorwiegt als in der Umgebung der Stadt. An das ostische Gebiet der Ardennen schließt sich das vorwiegend ostische Luxemburg an. Die Bewohner der Flußtäler aber dieses ganzen Gebiets, der Täler der Mosel und der Maas vor allem, scheinen nordischer zu sein; sie sind höheren Wuchses. Die Städte, wenigstens Namur und Charleroi, sind heller. Vom wallonischen Gebiet strahlen Ausläufer vorwiegend ostischer Rasse ins Rheinland aus. Der Siedlungszug vorwiegend ostischer Rasse verläuft aber von den Ardennen über Luxemburg und die Hochfläche von Lothringen südöstlich gegen den Wasgenwald, dann dem anscheinend dinarisch untermischten Wasgenwald entlang und schließlich in das dunkle Schweizer Grenzgebiet (ostisch-dinarische Mischung?) hinein. Dabei verläuft eine Linie kürzester Schädel immer mehr im französischen Sprachgebiet, etwa von den Ardennen über Metz, das heller ist als seine Umgebung, nach Nanzig, Lunéville, St. Dié, Epinal, Remiremont, Belfort. Doch sind die Nachbargebiete der bayrischen Pfalz nur wenig nordischer oder nur weniger vorwiegend ostrassisch bis auf die helleren Täler der Nahe und ihrer Nebenflüsse, wie — jedoch in geringerem Maß — der Saar und ihrer Nebenflüsse. Wenn in der bayrischen Rheinpfalz vielleicht nur das Gebiet des südlichen Hardtwaldes und die Gegend um Speyer besonders dunkel ist, so beginnt doch gleich südlich der elsässisch-pfälzischen Grenze ein sehr dunkles Gebiet, in welchem nur die Rheinebene hin und wieder hellere Züge zeigt. Besonders dunkel ist der ganze Wasgenwald und die Gegend um Mülhausen. Jedoch ist hier außer dem wohl stärkeren ostischen ein gewisser dinarischer Einschlag möglich, ja wahrscheinlich. Ein stärkerer dinarischer neben einem stärkeren nordischen Einschlag läßt sich vor allem auch in der elsässischen Rheinebene vermuten. Erst der Sundgau und die Burgundische Pforte erscheinen wieder ein wenig aufgehellt. Die wenigen französisch sprechenden Gemeinden im Elsaß, wo sonst überall die

alemannische Mundart gilt, sind etwas stärker kurzköpfig als die deutschsprechenden: nach Westen dehnt sich ja ein vorwiegend ostisches Gebiet noch weit über Ostfrankreich hin aus. Erst die Ebene der Champagne — die Rassengrenze folgt auch dort ziemlich genau der Gebirgsgrenze — ist wieder nordischer und stellt den Anschluß her zu den noch vorwiegend nordrassischen Gebieten des Artois und der Pikardie in Nordwestfrankreich.

Die badischen Besiedlungsverhältnisse versucht Karl Hesselbacher zu schildern in seinen „Silhouetten neuer badischer Dichter"[1]).

„Auf den hochgelegenen Schwarzwaldhöhen haust stellenweise ein kleingewachsenes Geschlecht, aus dessen breiten Gesichtern dunkle Augen blitzen und dem ein struppiges Schwarzhaar den Schädel deckt. In merkwürdigem Gegensatz zu den hochgewachsenen, blauäugigen und blondhaarigen Germanen steht dieses Geschlecht, die Reste einer uralten, wohl vorkeltischen Rasse: wo in einem Dorfe die beiden Stämme zusammenwohnen, wird jetzt noch eine Ehe zwischen den „Schwarzen" und „Hellen" vermieden — nach vielen Jahrhunderten. Und dann der römische Einschlag, den manche Forscher noch in dem Gesichtschnitt der Bevölkerung im nördlichen Schwarzwald finden wollten und der im Volksbrauch und Volksaberglauben bis heute weiterlebt. — Im dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung brachen die Alemannen ins Oberrheintal und saßen als trutziges Herrenvolk in den Weilern und Höfen, bis ums Jahr 500 die Franken im Norden des Landes sich festsetzten und die Alemannen in die Gebirgstäler des Schwarzwaldes gegen die Oos und die Hornisgrinde hinaufdrängten."

Zu dieser Schilderung ist zu bemerken, daß von einem „römischen Einschlag" im Blut des heutigen badischen Volkstums nicht die Rede sein kann, daß es sich bei der Unterscheidung alemannisch und fränkisch nur um mundartliche und sittentümliche Grenzen handelt. Der Rasse nach waren die Alemannen wie die Franken und Schwaben (Sweben) nordisch. Ferner ist zu sagen: die gegen die Oos und die Hornisgrinde hinaufgedrängten Volksteile sind schon beim Vordringen der Franken keine echten, d. h. nordrassischen Alemannen mehr gewesen, sie mögen eine Mischbevölkerung gewesen sein, etwas minder ostrassisch als die heutigen dort lebenden Bewohner. Die echten Alemannen mögen in großer Zahl im Kampf gegen die vordringenden Franken geendet haben. Schließlich muß noch bemerkt werden, daß die „vorkeltische Rasse" des Schwarzwaldes die ostische Rasse ist, daß sie aber im Gebirge nicht nur „stellenweise" ansässig ist, sondern die eigentliche Bevölkerung des Schwarzwalds, vor allem in seinen mittleren und nördlichen Teilen, darstellt. Ihre Augen „blitzen" aber nicht. — Durch die außerordentliche Tätigkeit Ammons sind die badischen Verhältnisse sehr genau durchforscht worden.

Östlich einer Linie Heidelberg-Pforzheim gehört Baden — mit Ausnahme des Gebirges um Heidelberg und der südlicheren, höheren Teile des Neckarberglandes — jener mitteldeutschen Stufe eben noch vorwiegender nordischer Rassenzüge an. Sein übriges Gebiet, wenn man es im Gesamtdurchschnitt betrachtet, gehört vielleicht — wenn man die Rheinebene abzieht: wahrscheinlich — wohl im großen und ganzen einem eben schon vorwiegend ostischen Rassenbild an. Im einzelnen betrachtet, zeigen sich deutliche Abstufungen, die im allgemeinen ganz das gleiche Bild wie die Gebirgsabstufungen bieten. Vorwiegend ostrassisch ist, wie oben vermerkt, der Schwarzwald, vor allem in seinen mittleren und nördlichen höheren Teilen. Die Höhen und höheren Täler um Baden-Baden, um den Kniebis und die Hornisgrinde sind auffallend ostrassisch; auffällig kurz-

[1]) In Geiger, Baden, seine Kunst und Kultur, Bd. 2. 1910.

gewachsen sind die Bewohner des Bezirks Wolfach, der die niedrigsten Körpermaße des Deutschen Reiches aufweist. Die Nachbarbezirke schließen sich ihm an, auch die württembergischen Nachbarbezirke bis südlich in die Baar hinein. Durch die Baar bricht von Württemberg her — und herzuleiten durch das Neckartal bis vom Maintal her — der Ausläufer eines nordrassischen Zustroms, der sich im Gebiet des Feldbergs im Schwarzwald zerstreut, aber noch hie und da fühlbar ist auch am Westhang des Gebirges. Scharf abtrennend muß früher hier die verästelte Grenze dieses nordrassischen Stromendes verlaufen sein. Mitten im vorwiegend ostischen Gebiet treten hier gleichsam unvermittelt Menschen mit vorwiegend nordischen Zügen auf. Ich habe selbst im Feldberggebiet mitten in



Abb. 268. Hotzenwald (Südbaden). Dinarisch-ostische und ostisch-dinarische Hotzenwälder (die Männer mehr dinarisch, die Mädchen mehr ostisch). (Aufn.: Gersbach, Säckingen a. Rh.) Vgl. auch Abb. 224, 225.

ostrassischer Umgebung ein dort heimisches Bauernmädchen auffällig nordischen Aussehens gesehen, die dort wie ausgesetzt erschien. Der rassische Gegensatz ist wohl selten so deutlich wie hier am Südende des nordrassischen Main-Neckarzustroms. Ein zweiter Ausläufer dieses Zustroms dringt ins badische Land dem obersten Donautal entlang und endet ebenfalls etwa im Feldberggebiet. Der Südhang des Schwarzwalds ist wohl vorwiegend ostrassisch, jedoch mit einem merklichen dinarischen Einschlag, vor allem im Gebiet des sog. Hotzenwaldes, wo die dinarische Rasse wahrscheinlich vorwiegt. Die breiteren, ebeneren Uferstrecken des Rheins im Gebiet der Schaffhausener rechtsrheinischen Kantonsgrenze weisen einen stärkeren nordischen Einschlag auf. Das schweizerische Gebiet aber unmittelbar um Schaffhausen ist anscheinend stärker ostrassisch durchmischt als das angrenzende badische. Hingegen ist das Westufer des Bodensees im weiteren Umkreis, etwa so weit die niedrigeren Bodenerhebungen verlaufen, wieder heller. Hierher reicht, vom hohenzollernschen Gebiet her, den fruchtbaren Niederungen folgend, ein weiterer Ausläufer des nordischen Main-Neckarzustroms.

Ziemlich ausgesprochen ist der Gegensatz einer dunklen gegen eine etwas aufgehellte Bevölkerung da, wo der Steilabfall des Schwarzwalds gegen Westen

an die Rheinebene reicht. Durch die ganze rechtsrheinische Ebene läuft ein ununterbrochenes Band hellerer Bevölkerung, deutlich gegenüber Straßburg auf einer längeren Strecke nördlich und südlich von Kehl, deutlich im Bezirk Offenburg, wo die nordischeren Siedlungen in das Kinzigtal hineinreichen. Eine starke nordische Zumischung erscheint in der Südwestecke Badens, im Markgräflerland im Gebiet des Wiesentals talaufwärts etwa bis Zell und rheinaufwärts bis etwa zum Einfluß der Aar und Wutach. Diese ganze Südweststrecke ist auch durch eine höhere Selbstmordszahl gekennzeichnet. Ein gewisser, nicht eben geringer, dinarischer Einschlag läßt sich vom südlichen Baden her noch bis nach Mittelbaden hin verfolgen (Abb. 182, 183).

Die badischen Städte sind alle heller als ihre Umgebung. Dasselbe gilt auch für die Schweiz.

Die deutschen Teile der Schweiz, das Gebiet der hochalemannischen Mundart, ein im ganzen wohl vorwiegend ostrassisches, sicherlich aber da und dort stark dinarisch untermischtes Gebiet, sind doch immer noch durch nordische Beimischung (schätzungsweise 25—30% nordischen Blutes im Gesamtkörper der deutschen Schweiz) gekennzeichnet und zwar heben sich ziemlich scharfe Einzelzüge der Karte ab. In die Täler der Aar, Limmat und Reuß hinauf reichen nordische Kennzeichen, Nachwirkungen frühgeschichtlicher alemannischer, vielleicht im einzelnen noch vorgeschichtlicher keltischer Einwanderungen. Die Beimischung ist so stark, daß die Hauptgebiete vorwiegend ostischer Rasse bzw. ostisch-dinarischer Rassenmischung nach Osten (Thurgau, Appenzell, St. Gallen mit Ausnahme des helleren Oberrheintals, Glarus, Graubünden, Tessin) und nach Westen (Wallis und Waadt) abgedrängt erscheinen. Erst an den Gebieten höchster Gebirgserhebungen enden die nordischen Wanderungen; im Berner Oberland reichen sie sogar ziemlich hoch hinauf. Auffällig ist die starke Blondheit und die verhältnismäßig große Körperhöhe in Unterwalden, dessen Einwanderungssage (vgl. Schillers Tell) in seltsamem Zusammentreffen ja gerade Skandinavien als Urheimat des Stammes nennt. Die deutsche Sprachgrenze der Schweiz gegen die französische, italienische und ladinische Sprache läuft nirgends einer Grenze der Rassen oder der Rassenmischungen entlang. Die deutsche Sprachinsel im Kanton Graubünden, die nördlich an die ladinische, südlich an die italienische Sprache grenzt, das deutsche Gebiet am Hinterrhein und Splügen, liegt mitten im vorwiegend ostischen Gebiet.

Die Verhältnisse Württembergs sind leicht zu beschreiben. Im ganzen ist es nordischer als Baden, weit nordischer als die Schweiz. In Baden und in der Schweiz handelt es sich um sichtliche Zumischung nordischen Blutes in gewissen Tälern und fruchtbaren Gegenden; in Württemberg handelt es sich um einen nördlich-südlichen Zustrom nordischen Blutes, der von der Maingegend abzuleiten ist. Mit Ausnahme eines kleinen dunkleren Gebiets, das etwa die kleine Ausbiegung der bayrischen Grenze südöstlich von Miltenberg ausfüllt, gehört das ganze Land vom Main bis östlich in die Hohenloher Ebene hinein und bis westlich an den Schwarzwald jenem mitteldeutschen Gebiet eben noch vorwiegend nordischer Mischung an. Gleich vorwiegend nordisch sind die Gebiete längs des ganzen Neckartales und darüber hinaus bis in jene oben beschriebenen badischen Gebiete hinein. Im einzelnen ergeben sich einige Abstufungen: ein Gebiet beiderseits des Neckars um Heilbronn ist wesentlich dunkler als die Stadt Heilbronn selbst. Ein größeres Gebiet beiderseits des mittleren Kochers in der Gegend von Hall ist auffällig heller, besonders gegenüber dem unmittelbar südlich daran anschließenden Höhenzug, der auffällig dunkler ist. Heller ist auch ein

kleineres Gebiet nordwestlich von Marbach. Das Gebiet der Filder südlich und südöstlich von Stuttgart soll (nach v. Hölder) nordischer sein als seine Umgebung; unmittelbar östlich davon dem Neckarlauf entlang und hart bis an den Fuß der Rauhen Alb erstreckt sich wieder ein Gebiet auffälliger Helligkeit, das nördlich etwa bis Nürtingen, südlich über Göppingen bis in die gebirgigen Erhebungen der Gegend um die Burg Hohenstaufen hineinreicht.

Von dieser Gegend aus verläuft nun ein besonderer Nebenarm des Main-Neckarzustroms in fast genau südlicher Richtung; er folgt sehr deutlich dem Tal der Fils, überschreitet die Alb und zieht nach Ulm hinab, überschreitet die Donau, zieht mit seinem Endverlauf im württembergischen Gebiet die Iller, im bayrischen Gebiet die Günz hinauf und wendet sich vom Illergebiet noch einmal gegen das Ostufer des Bodensees, wo er in dunklerem Gebiet endet.

Vom oberen Neckartal breitet sich das hellere Gebiet des Main-Neckarzustroms aus gegen den Schwarzwald hin und weist um Freudenstadt noch einmal eine besonders helle Stelle auf. Dem Oberlauf des Neckars folgend, erreicht dann der nordische Zustrom die badische Grenze, erreicht in der nordwestlichen Baar die Brigach, die Breg und zerteilt sich schließlich gegen das Feldberggebiet hin. Ein zweiter Endverlauf des nordischen Zustroms war schon vom unteren Oberlauf des Neckars aus, wahrscheinlich der Eyach folgend, über das Hohenzollerische Land etwa bei Sigmaringen an die Donau gelangt und verläuft von hier in zwei Armen ins dunklere Gebiet: der erste, den Talsenkungen folgend, gegen das Westufer des Bodensees zu; der andere, minder deutliche, nach Westen gerichtet, südwestlich an der Baar vorbei ebenfalls auf das Feldberggebiet zu. Die Mitte der Baar verläuft also halbinselförmig in ein helleres Gebiet hinein.

Es fehlt nur noch die Schilderung der vorwiegend ostischen Gebiete Württembergs. Diese sind zunächst der höhere Schwarzwald, dann — aber minder dunkel als dieser und wohl dinarisch untermischt — die Rauhe Alb, ausgenommen die noch helleren Albübergänge des nordischen Zustroms. Von der Rauhen Alb reichen vorwiegend ostrassische Ausläufer in die Hohenloher Ebene hinein. — Zwischen den vorwiegend ostrassischen und den nordischeren Gebieten Württembergs bestehen begreiflicherweise mehr oder minder vermittelnde Übergänge. In der Südhälfte Württembergs ist eine gewisse stärkere dinarische Beimischung sicher; darüber bei Betrachtung der österreichischen Rassenverhältnisse.

Bayern nimmt ebenfalls teil an der Ausstrahlung nordischer Rasse vom Maintal aus. Das ganze bayerische Unterfranken gehört der mitteldeutschen Stufe eben noch vorwiegend nordischer Züge an, der gleichen Stufe also, die sich durch Württemberg hindurch so weit südwärts erstreckt. Vom bayerischen Unterfranken aus ziehen sich nun ebenfalls hellere Züge in südöstlicher Richtung nach Ober- und Mittelfranken hinein; die Aufhellung reicht aber schon in Oberfranken und Mittelfranken nur noch hin, die Grenze des eigentlich dunklen Gebiets weiter nach Süden zu drängen. Von einem immer noch deutlichen Vorwiegen nordischen Bluts wie in dem württembergischen Gebiet des Main-Neckarzustroms läßt sich südlich der Grenze Unterfrankens kaum mehr sprechen. In Unterfranken liegt jedoch um Schweinfurt ein Gebiet besonderer Helligkeit, ebenso eines im Mainknie nördlich Bamberg; auch in Oberfranken ist das Rednitztal noch einmal besonders hell. Der Steigerwald und die Frankenhöhe scheinen aber schon merklich dunkler zu sein. In Oberfranken reicht das dunklere Gebiet, dem Fränkischen Jura folgend, schließlich über den Roten Main hinüber, hellt sich im Tal des Weißen Mains noch einmal merklich auf und setzt sich dann nach Osten dunkel in das dunkle Fichtelgebirge hinein fort, nach Norden, ein wenig aufhellend, in

den Thüringer Wald hinein. Besonders auffällig ist die niedriggewachsene Bevölkerung um Bayreuth, in der fränkischen Schweiz. Bei all diesen Gebieten ist die Dunkelheit wahrscheinlich mehr der ostischen Rasse zuzuschreiben, noch kaum einer ostisch-dinarischen Mischung.

Das verhältnismäßig hellere Gebiet, das von Unterfranken her nach Süden zieht, endet überall an den Gebirgserhebungen. Das Tal der Rednitz bis Fürth hinauf, ebenso das Tal der Rezat bis zur wahrscheinlich dunkleren Frankenhöhe, scheinen nordische Siedlungsstraßen gewesen zu sein. Von diesen Tälern aus ziehen sich bis an die Gebirge hin hellere Gebiete. Ganz deutlich hebt sich östlich und südlich dieses Fränkischen Terrassenlandes der vorwiegend ostrassische Fränkische Jura ab. Östlich seines nördlichen Verlaufs, in der bayerischen Oberpfalz, schließen sich noch einmal hellere Gebiete an. Vom oberen Egertal, von der Gegend um Eger her, zieht sich ein helleres Gebiet gegen Amberg zu und endet am Jura. Heller ist jedoch das ganze Gebiet der Oberpfalz wohl bis zu den höheren Lagen des Böhmerwaldes — die Karte läßt sich hier nicht so leicht ablesen, da sich in Böhmen von Pilsen her ein noch helleres Gebiet gegen den Böhmerwald hinaufzieht. Das verhältnismäßig hellere Gebiet der bayerischen Oberpfalz endet im Süden am Nordhang des Bayerischen Waldes. Die Grenzgebiete um den Tillenberg im Norden wie überhaupt der ganze Böhmerwald, besonders südlich des Tals der Radbusa, sind vorwiegend ostrassisch, aber wohl mit einem stärkeren dinarischen Einschlag.

Die Nordgrenze vorwiegender Ostrasse in Bayern wäre demnach so zu beschreiben: gegen Osten der Böhmerwald, dann anschließend der Bayerische Wald bis etwa zum Regen, von da zum Fränkischen Jura, den Jura entlang nach Norden und mit ihm sich wieder nach Süden wendend zur württembergischen Grenze. Alle bayerischen Gebiete südlich dieser Linie sind im großen und ganzen sehr dunkel — aber sind sie etwa zwischen Donaulauf und Alpenhang vorwiegend ostisch oder sind sie ostisch-dinarisch besiedelt? — Beschrieben werden wegen der Schwierigkeit der Frage jetzt nur die Ausnahmegebiete einer gewissen Aufhellung und die Gebiete, die besonders dunkel sind. Es fällt auf, daß die Donau, sobald sie bei Ulm bayerisches Gebiet betritt, mindestens aber unterhalb der Günzmündung, in ein dunkles Gebiet kommt und dieses bis zur österreichischen Grenze nicht mehr verläßt; in Niederbayern tritt sie sogar in sehr dunkle Gebiete ein, deren eines an ihrem rechten Ufer etwa von der Gegend bei Straubing bis zur Isarmündung zieht und von da südlich über das Isartal bis etwa zum Rottal reicht, deren anderes an ihrem linken Ufer von etwa oberhalb der Isarmündung bis etwa unterhalb der österreichischen Grenze in Bayern auch auf das rechte Donauufer übergreift. Weitere sehr dunkle Gebiete sind der Bayerische Wald und der Südteil des Böhmerwaldes, ferner das Gebiet des Dachauer Mooses, das Gebiet des Erdinger Mooses und das Isartal um Landshut. All diese südlich der Donau gelegenen Gebiete weisen mit ihrer Dunkelheit aber sowohl auf ostische wie auf dinarische Rasse, d. h. also auf eine ostisch-dinarische Mischbevölkerung mit um so geringerem nordischem Einschlag, je dunkler das betreffende Gebiet ist.

Gebiete besonders auffälliger Dunkelheit sind in den bayerischen Alpen: eines, das vom Gebirge aus im Gebiet des Walchensees in die Ebene hineinreicht; ein anderes, das von den Salzburger Alpen im Gebiet des Chiemsees zur Ebene hinabreicht und im mittleren Inntal in der Gegend von Wasserburg an ein besonderes helles Gebiet angrenzt. — Diese beiden, eben bezeichneten, sehr dunklen Gebiete fallen aber dadurch auf, daß sie mit Gebieten erhöhter Körpergröße zusammentreffen. Hier sind auf bayerischem Boden die Gegenden besonders starker dinarischer Beimischung, ja einer vorwiegend dinarischen Bevölkerung, zu

suchen. Da diese Frage im Zusammenhang mit den Rassenverhältnissen der österreichischen Alpen steht, wird sie dort an ihrer Stelle erst eingehender betrachtet werden.

Es fehlen noch die im dunklen Teil Bayerns liegenden helleren Gebiete: das um Wasserburg scheint sich nördlich bis gegen das Erdinger Moos hin auszudehnen. Ein größeres helleres Gebiet folgt, wie erwähnt, der Iller und Günz und breitet sich von dort auf der Hochebene im Gebiet der Allgäuer Mundart bis gegen den Lech hin aus. Breit schiebt sich aber in dieses Gebiet ein dunkles (ostisches oder ostisch-dinarisches?) hinein, entsprechend den höher gelegenen Gebieten am Ober- und Mittellauf der Iller und der Günz. Die Gegend um Schongau erscheint besonders dunkel, dagegen besonders hell ein Gebiet zwischen Kaufbeuren und dem Lech um Oberdorf. Ein ebenso auffällig helleres Gebiet liegt zwischen Günz und Lech westlich von Augsburg um Zusmarshausen. Auch das rechte Ufer des Lech gegenüber Augsburg ist heller und ebenso ein Gebiet der mittleren Paar nordöstlich von Augsburg, südlich des Donaumooses. Man sieht, daß die helleren Inseln im dunklen Teil Bayerns mit den helleren Gebieten Württembergs nicht schwer zu verbinden sind. Man wird sie auch nicht schwer mit der schwäbischen Mundart vereinen können, die sich ja über die württembergische Grenze hinaus weit ins bayerische Land hinein erstreckt. Gegen Norden und Westen ist Bayern heller, dunkel gegen Osten und Süden. In größeren Gebieten aber des bayerischen Alpenabhangs und der davorliegenden Ebene ist die Dunkelheit nicht mehr die vorwiegend ostischer, sondern die vorwiegend dinarischer Rasse. In ganz Bayern sollen die Städte dunkler sein als ihre Umgebung (?).

Österreich ist dunkel gegen Bayern und Böhmen, heller gegen Mähren und überhaupt gegen Osten zu. Das fällt auf. Der Schluß ergibt sich, Österreich sei nicht von Bayern aus nordisch besiedelt worden und — um einen Augenblick zur Geschichte hin abzuschweifen — dieser Schluß trügt nicht: Markomannen und Bajuwaren sind von Osten her über Böhmen und Mähren eingewandert. Daher ist heute noch Niederösterreich heller als Oberösterreich.

Im ganzen ist Deutschösterreich überwiegend dinarisch-ostisch besiedelt. (Der nordische Bluteinschlag im Gesamtkörper des österreichischen Volksstammes mag etwa 25—30% ausmachen.) In der dinarisch-ostischen Mischung des gesamten österreichischen Gebiets scheint aber die dinarische Rasse zu überwiegen; sicherlich überwiegt sie in den eigentlichen Alpenländern, wenn es wohl auch nirgends zu einem so starken Vorherrschen dinarischer Rasse kommt, wie im nördlichen Deutschland zu einem Vorherrschen nordischer Rasse. Am besten zählt man zunächst, wegen der Schwierigkeit der Frage, die nordischeren Ausnahmegebiete auf, die Gebiete größerer Helligkeit. Diese sind: in Niederösterreich das ganze Grenzgebiet gegen Mähren, ja im Osten ein Gebiet jenseits der Grenze, das ziemlich genau der deutschen Sprachgrenze folgt und fast bis Brünn vorstößt. Im Süden reicht dieses hellere Gebiet oberhalb Wiens bis an das linke Donauufer. Wien selbst ist heller als seine Umgebung, am hellsten der Wiener Bezirk Hernals. Das ganze oberösterreichische Donautal, vor allem das linke Donauufer, ist heller als seine sehr dunkle Umgebung. Heller ist auch ein größeres Gebiet nördlich und nordöstlich von Linz, das etwa dem Südhang des Greinerwaldes entspricht. An der bayerisch-österreichischen Grenze fällt ein helleres Gebiet auf, das wie ein Kreisausschnitt zwischen dem rechten Inn- und dem rechten Donauufer liegt und etwas über Schärding den Inn hinauf und entsprechend weit die Donau hinab reicht. Außer diesen Gebieten ist Oberösterreich desto dunkler, je höher man gegen die österreichischen Alpen hinaufkommt. Im dunklen Ennstal und in dessen Umgebung mag ein gewisses Vorwiegen dinarischer Rasse besonders stark sein.

Heller ist ein breiteres Gebiet der Ostgrenze Steiermarks und Niederösterreichs von Wiener-Neustadt nördlich bis fast an die Mur und im Süden ein breiter Streifen, der sich über die Cetischen Alpen und das Mürztal bis ins Murtal hinein und fast bis zur Murquelle hinauf erstreckt. Das Murtal verläuft von oberhalb Graz an in dunklem — vorwiegend dinarischem — Gebiet. Heller ist in Steiermark noch ein Gebiet, durch das die deutsch-slowenische Sprachgrenze mitten hindurchgeht, wobei der größere Teil dem slowenischen Sprachgebiet zufällt, einem slowenischen Sprachgebiet, das allerdings mit deutschen Sprachinseln stark durchsetzt ist. Auf deutscher Seite sind es die südlich Graz liegenden Gegenden um Landsberg und Schwanberg, auf slowenischer Seite das Gebiet um Cilli — Cilli selbst ist dunkler — und westlich davon das um Krainburg und Laibach. Das Drautal ist besonders dunkel — die Dunkelheit deutet hier auf ein besonders starkes Vorwiegen der dinarischen Rasse — bis auf die erwähnte Stelle oberhalb Lienz: dort liegt das südlichste verhältnismäßig hellere Gebiet, gebildet durch das oberste Drautal und das Pustertal. Noch weiter südlich finden sich im dinarischen Gebiet hie und da hellere Stellen, so um Rudolfswert und um Adelsberg. Die deutsche Sprachinsel Gottschee liegt in einem dunklen, wohl stark vorwiegend dinarischen Gebiet (Abb. 270).



Abb. 269. Oberkrain (Österreich), vorwiegend nordisch. (Aufn.: Verein f. österr. Volkskunde, Wien.)

Hiermit wären alle Ausnahmegebiete Österreichs bezeichnet, wenn man nicht das kleine hellere Gebiet des verbreiterten Rheintals oberhalb des Bodensees nennen wollte. Allein auch im sonstigen Alpengebiet bieten sich, zwar nicht mehr auf der Karte der Farben, immer aber noch auf der Karte der Schädelformen noch Besonderheiten, die aufschlußreich sind. Das breitere Inntal zeigt noch merkliche nordische Beimischung bis oberhalb Innsbruck, in geringem Grad sogar bis zur Innquelle hinauf. Deutlicher noch zeigt solche nordische Beimischung das Zillertal, das doch als ein höheres Seitental vom Inntal abzweigt. Hier finden sich einmal die längeren Schädel oben im Seitental, die kürzeren unten im Haupttal. Die gleiche, sehr auffällige Verteilung findet sich auch im Isel-, Kalser- und Tauerntal, den tirolischen Seitentälern des Drautals. In diesen Fällen scheinen die Bewohner mit längeren Schädeln zur Höhe hin ausgewichen zu sein; diese Erscheinungen müssen uns später noch beschäftigen.

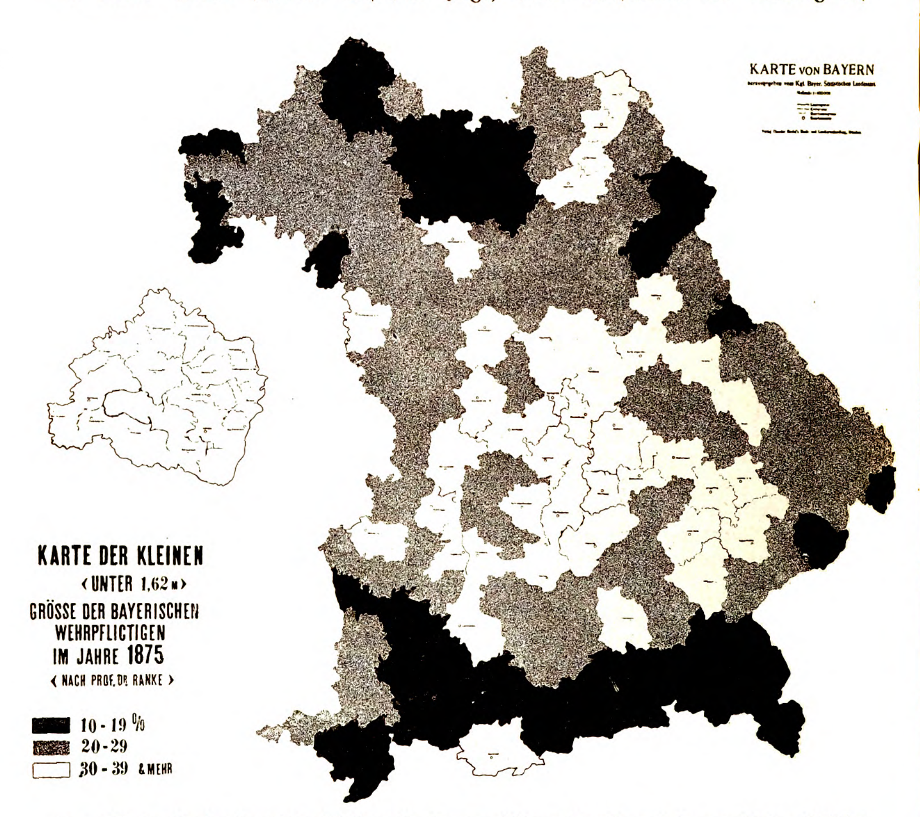
Gebiete längerer Schädel reichen in das Ostalpengebiet sehr kurzer Schädel und sehr dunkler Farben auch von Süden her; sie ziehen das Etschtal hinauf und östlich ins Fleimsertal hinüber und hinauf bis zum Fassatal. Bis hierher dringen also längere Schädelformen, die wohl auf einen geringeren Einschlag westischer Rasse deuten, und ihre Nordgrenze entspricht ungefähr der deutsch-italienischen Sprachgrenze. Hier befindet sich also ein Gebiet der Sprach- und Rassenmischungen wie auch ein Grenzgebiet des mittelmeerischen Pflanzenwuchses gegen einen nördlicheren Pflanzenwuchs. Dort finden sich die Fälle, von denen Beddoe berichtet: daß man nämlich dort gelegentlich vorwiegend westrassische Menschen mit deutscher Sprache und bisweilen auch vorwiegend nordische Menschen mit italienischer Sprache finden könne. Das nahegelegene Ostpustertal hat ja noch einen besonders merklichen Beisatz nordischen Blutes, entsprechend etwa dem des

Unterinntals. So mögen hier Mischungen aus allen vier Rassen nicht selten sein, da ja in diesem Südostteil der Alpen sich alle vier europäischen Rassen treffen und kreuzen können. Daher auch die rassische Vieldeutigkeit, gleichsam die rassische Unleserlichkeit, mancher österreichischer Gesichter. Das Sau-, Drau- und Murtal entlang und hinauf sind dinarische Menschen gedrungen; das untere Etschtal, das Fleimstal, Judikarien, Wälschnonsberg und das Suganatal zeigen anscheinend schon geringe westische Beimischung; Ulten-Tisens, Obervintschgau, Wipptal, Inntal und Pustertal zeigen eine geringe nordische Beimischung, und die Hauptmasse der Bevölkerung ist dinarisch und ostisch-dinarisch — so bieten sich die Siedlungsverhältnisse des östlichen Alpenzugs und seiner rassischen und sprachlichen Grenzübergänge.

Besonders kurzschädlig sind in den österreichischen Alpen (von West nach Ost aufgezählt) Vorarlberg mit Ausnahme des Rheintals und vielleicht des vorderen Illtals, darin vor allem der Bregenzer Wald — hier sollen jedoch auch etwas nordischere Menschen die höheren Lagen besiedeln; ferner die Allgäuer Alpen, sowohl auf der bayerischen wie auf der östetreichischen Seite, das Stanzertal, das Ötztal, das Schnalsertal, das Passeiertal und das mittlere Eisacktal. Die höchsten Zahlen erreichen die Schädelmaße im Gebiet der West- und Ostladiner, der Deutschnonsberger und im Gebiet des oberen Lechtals. Doch ist auch unter den Ladinern blondes Haar noch nicht allzu selten. —

Im folgenden muß nun im Anschluß an die rassischen Verhältnisse der Alpen, aber auch des südlichen Bayerns und Württembergs und gewisser Teile des südlichen Badens die Frage nach dem Auftreten und der Verbreitung dinarischer Merkmale einmal gesondert betrachtet werden. Als auffällig sind in Bayern zwei Gebiete sehr dunkler Farben vermerkt worden, die innerhalb eines Gebiets höheren Wuchses auftraten. Bei Betrachtung der Körperhöhe in Bayern fällt auf, daß der ganze Alpenhang bis weit in die Hochebene hinein durch besonders hohen Wuchs gekennzeichnet ist. Dieses Gebiet reicht westlich bis etwa zum Ammer- und Starnbergersee hinab, es soll dem Alpenhang entlang ziemlich weit in das württembergische Gebiet hineinreichen; östlich von München reicht das Gebiet höheren Wuchses noch weiter in die Ebene hinaus. In Bayern sind die Gebiete niedersten Wuchses auffälligerweise nicht die kurzschädligen des Nordhangs der Alpen, sondern die kurzschädligen des Donau- und Juragebiets. Der Schluß ergibt sich, die höhergewachsenen Menschen im Süden Bayerns seien hauptsächlich der dinarischen Rasse zuzuschreiben. In Rosenheim fand Ranke bei den Wehrpflichtigen eines Jahrgangs die durchschnittliche Körperhöhe von 1,70 m. Diese Tatsache ist so auffällig, daß hier an ein Vorwiegen dinarischen Blutes gedacht werden muß, an ein starkes Vorwiegen, das sich nördlich erst gegen die Donau hin verliert. Aber auch nördlich der Donau mag sich noch eine merkliche Zumischung dinarischen Blutes zeigen. Ferner muß angenommen werden, daß sich der starke dinarische Einschlag des bayerischen Nordhangs der Alpen auch noch in das österreichische Vorarlberg und württembergische Allgäu hinein fortsetze und von da bis in die Schweiz und bis nach dem südlichen Württemberg und südlichen Baden reiche. Hier bleibt der Forschung noch fast alles zu tun. Gerade im Alpengebiet, wo zwei kurzköpfige Rassen sich treffen, genügt es nicht, allein die Längenbreitenzahl des Schädels festzustellen. Hier vor allem muß mindestens der Wuchs mituntersucht werden, besser aber dazu noch der Schädel in seiner Form eingehender betrachtet werden: wo sind mehr schmalgesichtige Kurzköpfe, wo mehr breitgesichtige Rundköpfe zu finden? Hier genügt nicht die Feststellung der Haarfarbe oder der Körperhöhe, hier müssen auch das Haargespinst und die Wuchsverhältnisse genau betrachtet werden. Erst eine sehr genaue Durchforschung der

südlichen Hälfte des deutschen Sprachgebiets könnte Aufschluß geben über die Verbreitung des dinarischen Blutes im deutschen Volkskörper. Von einer Karte der „Braunen" läßt sich ja nicht ablesen, ob ein Gebiet stärker dinarisch oder stärker ostisch durchmischt ist (vgl. S. 183). Von einer Karte der Körperhöhe läßt sich nicht ablesen, ob der höhere Wuchs eines Gebietes der dinarischen oder der nordischen Rasse zuzuschreiben ist. Ebenso ließe eine Karte über die Gesichtsform, die in einem Gebiet schmale Gesichter zeigt, unter Umständen die Deutung auf



Karte IV. Im Norden deutet das häufigere Vorkommen höheren Wuchses auf einen verstärkten Einschlag nordischer Rasse, im Süden auf einen verstärkten Einschlag dinarischer Rasse. Die Gebiete häufigsten niederen Wuchses deuten auf einen verstärkten Einschlag ostischer Rasse. Man hat in Altbayern 31 % Adlernasen gefunden, was auf den dinarischen Einschlag; 25 % Stumpfnasen und 24,4 % flache Nasenwurzeln, was auf ostischen und zu geringem Teil auf mongolischen Einschlag hindeutet (vgl. S. 201).

nordisches Blut ebenso zu wie auf dinarisches und westisches. Eine Karte der Schädelformen, die irgendwo kurze Schädel anzeigt, wäre zweideutig, da sowohl die ostische wie die dinarische Rasse hohe Längenbreitenzahlen (Indizes) des Schädels aufweisen. Erst die Vergleichung solcher Karten untereinander ließe Schlüsse zu auf die Rassenzusammensetzung einer Gegend. Noch fehlen aber in Deutschland die Untersuchungen, nach denen sich die nötigen Karten entwerfen ließen. Nur beim Zusammentreffen hohen Wuchses mit dunklen Farben wie in dem oben bezeichneten bayerischen Gebiet läßt sich einmal das Vorwiegen dinarischer Rasse durch Kartenvergleichung eindeutig ersehen. Für alle anderen

Gebiete ist man vorerst auf gelegentliche Angaben angewiesen und kann so nur zu Vermutungen kommen. Jedenfalls ist aber dinarisches Blut auch auf deutschem Boden weit verbreitet, und die dinarische Rasse gehört nicht nur „zu den im deutschen Blut minder vertretenen Rassen", wie ich selbst in einer früheren Veröffentlichung geschrieben habe[1]).

Nach einzelnen bisherigen Untersuchungen und aus eigenen Reisebeobachtungen möchte ich folgende Vermutung über das Auftreten dinarischen Blutes innerhalb des deutschen Volkstums aussprechen:

Österreich stellt im ganzen ein anscheinend vorwiegend dinarisches Gebiet dar mit einem stärkeren nordischen Einschlag in den oben angegebenen helleren Gebieten, mit einem stärkeren ostischen Einschlag in den übrigen Gebieten. Es handelt sich also im ganzen um ein dinarisch-ostisch-nordisches Mischgebiet mit einem gewissen Vorwiegen der dinarischen Rasse. In einzelnen Gebieten der Alpen scheint aber das Vordringen der dinarischen Rasse ziemlich stark zu werden; hierüber Vermutungen am Ende des 19. Abschnitts. In der in der Hauptsache dinarisch-ostischen Mischung des Alpengebiets scheint nun das Vorwiegen dinarischen Blutes von Ost nach West geringer zu werden. Die gleiche Erscheinung scheint sich zu zeigen, wenn man die Alpen auf nördlich gerichteten Wegen verläßt. In Wien scheint die dinarische Zumischung noch einmal besonders stark zu sein; dort gewinnt man den Eindruck, mindestens vier Fünftel aller Menschen seien halb bis ganz dinarisch. Vielleicht hat auch Mähren noch einen stärkeren Einschlag dinarischen Blutes, allerdings bei Überwiegen einer ostisch-mongolischen Mischung im tschechischen, einer ostisch-nordischen Mischung im deutschen Teil. In Vorarlberg ist in der Rassenmischung das dinarische Blut schon deutlich nicht mehr so vorwiegend wie in Tirol, das gleiche mag für die bayerische Hochebene gelten. Im Bodenseegebiet möchte man nicht mehr von einem Vorwiegen dinarischen Blutes reden: hier scheint dinarisches, ostisches und nordisches Blut etwa gleich verteilt vorzukommen. Eine ähnliche Mischung mit vielleicht etwas stärkerem dinarischem Einschlag scheint die bayerischen und württembergischen Gebiete nördlich der — minder vorwiegend dinarischen? — Allgäuer Alpen zu bezeichnen. Die Abnahme des dinarischen Blutes nach Westen hin scheint in der Ostschweiz noch nicht so deutlich zu sein wie im badischen und württembergischen Bodenseegebiet. In der Schweiz scheint ein stärkerer Einschlag dinarischen Blutes weiter nach Westen zu dringen.

Im südlichen Baden wie in der westlichen Schweiz scheint sich das dinarische Blut allmählich zu verlieren — mit Ausnahme jedoch des vielleicht wieder eben vorwiegend dinarischen Hotzenwaldes im südlichen Baden, dessen Bewohner, die Hotzen, in Baden immer als eigenartig aufgefallen sind. Im schweizerisch-französischen Grenzgebiet scheint ein dinarischer Einschlag noch wohl erkenntlich zu sein, noch mehr im Elsaß und zwar im südlichen Wasgenwald und in der Rheinebene (vgl. S. 191).

Nach Mittelbaden hin verliert sich der dinarische Einschlag immer mehr. Ähnlich scheint es in Württemberg zu sein, und auch in Bayern scheint dinarischer Einschlag nördlich der Donau nur noch schwach zu sein. Aber ich habe im

---

[1]) Auf das dinarische Blut weist in Bayern auch die verhältnismäßig häufig vertretene „Adlernase" hin (die bei der nordischen Rasse selten ist). Ranke (Der Mensch, Bd. 2, S. 41) hat in Altbayern bei Beobachtungen an jungen Männern 31% Adlernasen, 37% gerade Nasen und 25% Stumpfnasen gefunden. Die Stumpfnasen weisen auf ostisches und zum geringen Teil auf mongolisches Blut hin, ebenso die 24,4% flache Nasenwurzeln, die Drews (vgl. Fußnote S. 129) nach Münchener Beobachtungen festgestellt hat.

mittleren Baden gelegentlich Gesichter von unverkennbar dinarischem Schnitt gesehen, und selbst in Würzburg und Umgebung soll ein —. dort vereinzeltes? — stärkeres Auftreten dinarischer Züge erkenntlich sein. Mir sind in Mainz mehrfach dinarische Züge bei Einheimischen aufgefallen. Auch eines vorwiegend dinarischen Thüringers aus einem in Thüringen ansässigen Geschlecht erinnere ich mich. (Ist die besondere thüringische Begabung für Tonkunst zum Teil auf dinarisches Blut zurückzuführen?) Ich vermute auch im Rheinland (bis nach Holland hinein reichend?) einen geringen dinarischen Einschlag.

Nach mehrfachen Beobachtungen muß ich ein verstärktes Auftreten dinarischer Züge in der Oberlausitz, überhaupt in Sachsen, annehmen und ebenso in Schlesien. Den dinarischen Einschlag dieser Gebiete möchte ich vom Erzgebirge, von Böhmen und Mähren her ableiten, wo die Bevölkerung eine gewisse Durchmischung mit dinarischem Blut unverkennbar zeigt. Im Fall einer vorwiegend dinarischen Schlesierin konnte ich auch eine böhmische Großmutter feststellen, deren Bild fast rein dinarische Züge zeigte. Sollte das Erzgebirge einen verstärkten dinarischen Einschlag zeigen?



Abb. 270. Deutsche Sprachinsel Gottschee, dinarisch.
(Aufn.: Verein f. österr. Volkskunde, Wien.)

Da die deutsche (bayerische) Sprachinsel Gottschee (der Wortton liegt auf der zweiten Silbe) mit ihren etwa 200 deutschen Gemeinden sich auf den Rassenkarten von ihrer slowenischen Umgebung nicht abhebt, ist anzunehmen, daß auch diese Deutschen überwiegend zur dinarischen Rasse gehören, höchstens, daß ihre nördlichere Abkunft sich durch stärkere Zumischung ostischen und nordischen Blutes anzeigt. Forschungen hierüber fehlen. Gottschee ist um 1360 von Deutschen bayerischen Stammes gegründet worden.

Die deutschen (bayerischen) Sprachinseln der Sieben-Gemeinden und der Dreizehn-Gemeinden im italienischen Sprachgebiet der Hochebene von Schläge (Asiago) scheinen ihrer Umgebung rassisch gleich zu sein. Ich nehme an, es handelt sich um dinarisch-ostisch-nordische Mischlinge. Die dinarische Rasse oder wenigstens stärkere dinarische Beimischung reicht ja in den Alpen weit nach Westen und im italienischen Küstengebiet über Venetien bis in die Romagna hinein.

Dinarische Züge werden sich in Beimischung vielleicht in einem viel weiteren Umkreis des deutschen Gebiets zeigen. Bisher sind ja auch wissenschaftliche Werke zum Teil noch gar nicht auf das Bestehen einer dinarischen Rasse aufmerksam geworden. So mußte auch vielfach der Blick fehlen, der in der deutschen

und europäischen Bevölkerung dinarische Merkmale entdeckt hätte. — Die dinarische Beimischung im ostpreußischen Kreise Gumbinnen ist schon erwähnt worden.

Dinarisches Blut reicht in Beimischung außerhalb des deutschen Gebiets sicherlich noch weiter nach Westen, als man dies heute gemeinhin annimmt. Die französischen kriegsgefangenen Alpenjäger haben oft dinarische Züge gezeigt. Ripley bildet in „The Races of Europe“ mit der Unterschrift „alpine Rasse“ einen dinarisch-ostischen Menschen aus dem südwestfranzösischen Bezirk der Landes ab (Abb. 223). Kann man dort noch dinarisches Blut vermuten oder ist der Dargestellte eingewandert? Rein dinarische Züge zeigen auch die Bilder des amerikanischen Schriftstellers Emerson. Man nimmt in England einen vorgeschichtlichen — heute noch feststellbaren? — Einschlag dinarischer Rasse an; zeigen z. B. die Engländer John Locke und John Howard und der Amerikaner Emerson Einschläge aus solchem Blut?

Deutsch-Böhmen mit seinen 3½ Millionen Deutschen unter tschechischer Herrschaft stellt sich dar wie folgt: Der Böhmerwald ist in seinen höheren Teilen vorwiegend ostrassisch, jedoch wahrscheinlich mit einer gewissen dinarischen Beimischung. Als vorwiegend nordrassisch fällt das ganze Egertal auf mit Ausnahme des untersten Egerlaufs, der durch ein sehr dunkles ostisches Gebiet und zugleich auch durch tschechisches Sprachgebiet fließt. Schon unterhalb Saaz beginnt, der Eger aufwärts folgend, die deutsche Sprache und beginnt zugleich ein auffällig helles Gebiet, vergleichbar dem Maingebiet. Am Oberlauf der Eger, dem Nordhang des Kaiserwalds und Teplergebirges entsprechend, liegt sogar ein noch helleres Gebiet, vergleichbar der nordmitteldeutschen Stufe. Eine Linie von unterhalb Saaz östlich an Pilsen vorbei zum Gebirge gibt ungefähr die deutsche Sprachgrenze gegen die tschechische Sprache an; die gleiche Linie gibt auch die Grenze des vorwiegend nordischen Gebiets gegen ein ausgesprochen dunkles, ostisches Gebiet an. Die Elbe fließt von der Egermündung ab wieder durch deutsches Gebiet; an ihrem rechten Ufer reicht das deutsche Sprachgebiet noch höher hinauf. Von dort aus wendet sich die deutsche Sprachgrenze zum Lausitzer- und Riesengebirge. Ihr folgt ungefähr die Grenze vorwiegend nordischer gegen vorwiegend ostische Rasse. Das Gebirge selbst aber ist vorwiegend ostisch; nur das Tal der Görlitzer Neisse hinauf reicht bis ins Quellgebiet ein auffällig heller Streifen. Die Sprachgrenze wendet sich noch vor dem Gebirge nach Südosten um, das obere Elbtal ist deutsch, dann erfolgt ein Vorstoß des Tschechischen ins Heuscheuer Gebirge hinauf, südlich davon reicht das Deutsche wieder ins ebenere Land hinunter, das Sudetengesenke ist deutsch bis etwa an die March. Vom deutschen Olmütz aus wendet sich die Sprachgrenze südöstlich etwa in die Gegend von Troppau, stößt dort ans Polnische und wendet sich nach einer weiteren östlichen Ausbiegung dann nördlich. Diese eben beschriebene Grenze verläuft aber ganz im vorwiegend ostischen, wahrscheinlich dazu mongolisch untermischten Gebiet. Das deutsche Randgebirge ist hier so dunkel wie das tschechische Landesinnere. Das vorwiegend nordische Gebiet beginnt erst jenseits, östlich des Gebirgskamms, gleich aber in besonderer Helligkeit. Das Eulengebirge schiebt sich als ein vorwiegend ostisches Gebiet am weitesten vor; gleich südlich davon zeigt aber das Tal der Glatzer Neisse mit seinen Seitentälern eine besonders deutlich nordischere Besiedlung.

Das ganze tschechische Böhmen ist in der Hauptsache ein ostrassisch-mongolisches Land mit geringerer nordischer Durchmischung (schätzungsweise 20% nordisches Blut) und vielleicht stärkerer dinarischer. Die Tschechen sind eines der dunkelsten und vielleicht das kurzköpfigste Volk in Europa. Einem arabischen Reisenden fiel schon im Mittelalter die starke rassische Verschiedenheit der

Tschechen von den umliegenden Völkern auf. Er berichtet von dem besonders dunklen Haar der Tschechen. Auffällig ist unter den Tschechen jedenfalls der starke mongolische Einschlag, der sich vor allem in Prag bemerkbar zu machen scheint.

Die deutschen Sprachinseln in Böhmen scheinen von ihrer Umgebung rassisch etwas verschieden zu sein. Die große Sprachinsel Iglau mit ungefähr 20 000 Deutschen ist heller als ihre tschechische Umgebung. Zwittau und Mährisch-Trübau sind ebenfalls heller. Budweis gleicht seiner Umgebung. Brünn im vorwiegend ostrassischen Mähren ist etwas heller, ebenso Znaim. Der Bezirk Deutsch-Brod, der im 15. Jahrhundert gewaltsam tschechisch gemacht wurde, ist heute noch der verhältnismäßig blondeste aller tschechisch-sprechenden Bezirke.

Die Beschreibung ist am Ende, soweit es sich um das zusammenhängende Gebiet deutscher Sprache handelt oder um kleine Sprachinseln am Rand des Sprachgebiets. Deutsche wohnen aber auch im baltischen Land, über Polen und Galizien zerstreut und in Siebenbürgen. Die baltischen Deutschen gehören wohl im allgemeinen der nordischen Rasse an; man wird sie oft den Gebieten verhältnismäßig reinster oder verhältnismäßig reiner nordischer Rasse (vgl. S. 188/189) beizählen dürfen; Erhebungen fehlen[1]). Die polnischen und galizischen Deutschen mögen stärkerer mongolischer und ostischer Beimischung ausgesetzt sein. Die Deutschen in Siebenbürgen, Sachsen genannt, sprechen eine mittelfränkische Mundart: sie sind um die Mitte des 12. Jahrhunderts von der Mosel und Eifel her eingewandert. Rassenkundlich ist die siebenbürgische Bevölkerung nicht untersucht worden. Sie mag bei ihrer Einwanderung nordrassischer gewesen sein, als die Gebiete um Mosel und Eifel heute sind, sie mag eine Auslese, eine nordischere Auslese, dargestellt haben. Aber sie ist seit ihrer Ansiedlung in Siebenbürgen sicherlich der ostischen und dinarischen Beimischung ausgesetzt gewesen.

Die Deutschen in überseeischen Ländern, wenigstens die in Amerika, sind nach Beobachtungen amerikanischer Forscher durchschnittlich höher gewachsen als die Deutschen im Mutterland; auch dauert ihr Wachstum länger. Danach ist anzunehmen, daß sie eine nordrassischere Auslese darstellen.

Das wendische (sorbische) Sprachgebiet, das heute in Sachsen und Preußen etwa das Viereck mit den „Diagonalen Löbau-Lübbenau und Bischofswerda-Pinnow"[2]) umfaßt, unterscheidet sich, da wo rassenkundliche Nachforschungen gemacht worden sind, nicht von seiner Umgebung. Ich nehme jedoch nach dem Aussehen mir bekannt gewordener Menschen aus dem Spreewald an, daß sich im Spreewald stark ostische oder ostisch-mongolische Rasseninseln finden. —

Zur Klärung der Verhältnisse lohnt es sich, jetzt noch einmal die Grenzen des geschlossenen deutschen Sprachgebiets (Karte I, S. 184)

[1]) Bei den baltischen Deutschen findet sich öfters eine überlieferte Aufmerksamkeit auf Fragen des Blutes, geweckt durch die Abwehr „slawischen" Blutes.

[2]) Hirt, Geschichte der deutschen Sprache, 1919.

abzuschreiten und darauf zu achten, ob zwischen Rasse und Volkstum Beziehungen stattfinden und wo solche etwa besonders auffallen.

In Ostpreußen entspricht ein südliches, etwas dunkleres Gebiet dem masurischen Volkstum. Von einem Rassenunterschied aber kann man nicht sprechen. Die Masuren sind ebenso hell wie das südliche Norddeutschland, allenfalls das nördliche Mitteldeutschland, nur daß der dunkle Einschlag bei ihnen außer von ostischer Rasse auch von mongolischem Einschlag herkommt. Die Kaschubische Sprachinsel in Westpreußen ist im Norden kaum minder nordrassisch als ihre verhältnismäßig rein nordrassische Umgebung, im Süden etwas dunkler. Die polnisch-deutsche Sprachgrenze ist nirgends zugleich Rassengrenze. Die Stadt Posen ist dunkler als ihre Umgebung, aber die Sprachgrenze gegen das Polnische verläuft im vorwiegend nordrassischen Gebiet etwa der mitteldeutschen Helligkeitsstufe bis nach Oberschlesien, wo auch die Grenze gegen das Wasserpolnische keine Beziehung zur Rassengrenze hat. Sowohl Wasserpolen wie Oberschlesier gehören einem vorwiegend nordischen Gebiet an, das etwa der südmitteldeutschen Stufe des Maintals entspricht. Von dort wendet sich die Sprachgrenze um zum Tschechischen hin, tritt im Sudetengesenke in ein dunkleres Gebiet ein und schließt sich dort ein wenig mehr der Sprachgrenze an. Gleich nach dem Umbiegen der Sprachgrenze in die nordöstliche Richtung läuft aber die Rassengrenze mitten im vorwiegend ostrassischen Gebiet. Erst am Südhang des Lausitzer Gebirges nähern sich Sprach- und Rassengrenze einander, das Elbtal überquerend; und von Saaz ab bis zum Böhmerwald ist die Grenze des Deutschtums zugleich die Grenze gegen die dunklen tschechischen Gebiete. Vom Kamm des Böhmerwaldes an aber besteht keine Beziehung mehr zwischen Volkstum und Rasse. Die deutsch-tschechische Südwestgrenze verläuft mitten in einem vorwiegend ostischen, wohl nur leicht dinarisch untermischten Gebiet, erst die mährisch-österreichische Grenze hat wieder Beziehungen zum Rassentum der Völker: hier ist die niederösterreichische Grenze zugleich die gegen das Gebiet verhältnismäßig reiner Ostrasse oder gegen ein dunkleres ostisch-dinarisches Gebiet. Einmal allerdings im untersten Thayagebiet reicht die Aufhellung in der Richtung auf Brünn zu ins mährische Land hinein. Von dort aus überschreitet die Sprachgrenze die Donau bei Preßburg, tritt ins deutsche Burgenland (Heanzenland) über: hier sind die rassischen Verhältnisse unerforscht. Eine scharfe Grenze ist aber hier unwahrscheinlich. Nordisches Blut reicht in Beimischung wohl ziemlich weit nach Ungarn hinein. Die Sprachgrenze zieht sich in südwestlicher Richtung zur Drau und verläuft hier gegen die slowenische Grenze etwas nördlich der Drau etwa von Radkersberg zur Drau unterhalb Villach: nirgends ist hier eine Beziehung der Sprache zur Rasse ersichtlich. Von hier aus verläuft die Sprachgrenze in nahezu ostwestlicher Richtung, grenzt ans Gebiet der Friauler romanischen Sprache, dann ans Ostladinische, ans Italienische, in Graubünden ans Westladinische, mit dem Kanton Wallis östlich ans Italienische, westlich ans Französische; immer aber verläuft die Sprachgrenze ohne Beziehungen zur Rasse erst durchs vorwiegend di-

narische, dann durchs vorwiegend ostrassische Gebiet. Im vorwiegend ostrassischen Gebiet verbleibt sie im Kanton Waadt, wo sie sich nach Norden wendet und ebenso in der ganzen Westschweiz. Im schweizerisch-französischen Grenzgebiet, dem ehemals burgundischen Land, zeigen sich Beimischungen nordischer (und dinarischer?) Rasse, aber ohne Beziehung zur Sprachgrenze. Im Elsaß tritt die Sprachgrenze wieder in ein vorwiegend ostrassisches Gebiet und verbleibt in ihm in Lothringen, in Luxemburg, sie läuft dem Ostrand der wallonischen Mundart entlang durch das vorwiegend ostrassische Ardennen- und Eifelgebiet, bis bei Aachen an der belgischen Grenze die nördlichste Grenze vorwiegender Ostrasse erreicht ist. Von hier aus verläuft gerade nach Westen hin die beschriebene flandrisch-wallonische Sprachgrenze, die zugleich deutlichste Rassenmischungsgrenze ist, bis zur französischen Grenze bei Lille. Zwischen Lille und dem Meer reicht die niederfränkische Mundart des Flämischen ins französische Staatsgebiet hinein bis südlich Hazebrouk und Dünkirchen. Die Grenze vorwiegend nordischer Rasse endet aber nicht mit der deutschen Sprache, d. h. hier: niederfränkischen Mundart; von hier aus erstrecken sich Gebiete vorwiegend nordischer Rasse weiter nach Frankreich hinein.

Würde man, statt der Sprachgrenze zu folgen, die staatliche Grenze Deutschlands und Österreichs abschreiten, so würde man zwischen Staatsgrenze und Rassengrenze oder Rassenmischungsgrenze noch geringere Beziehungen finden. Sie wären deutlicher nur an der schlesisch-tschechischen Grenze, dann vielleicht einmal an der rechtsrheinischen Grenze des Kantons Schaffhausen, der merklich dunkler ist als seine badische Umgebung; im Westen wären die Beziehungen nirgends deutlicher, auch nicht im Norden gegen Dänemark. Mit dem deutschen Volkstum, ausgedrückt durch die Sprache, hat die Rasse hin und wieder Beziehungen; mit der Staatsgrenze eigentlich nirgends.

Eine weitere Frage der Rassenverteilung bliebe zu beantworten: Wo finden sich auf dem Gebiet der deutschen Sprache am ehesten Menschen der Westrasse, wo solche, die einen stärkeren mongolischen Einschlag zeigen?

Rein westische Menschen deutschen Volkstums mögen überhaupt kaum vorkommen. Eine stärkere westische Beimischung vermute ich nach einzelnen Beobachtungen in der deutschen Westschweiz, wo westisches Blut vom Rhonetal her eingesickert sein mag. Ferner sieht man in der Völker- und Rassenmischung Wiens immer wieder einmal Gesichter, bei denen man an einen Einschlag westischen Blutes denkt. Westisches Blut in einer gewissen Beimischung scheint auch im Süden des österreichischen Alpengebiets gelegentlich deutlicher bemerkbar zu sein. Sollten die badischen und rheinpfälzischen Gebiete fränkischer Mundart (vgl. Karte I, S. 184) einen geringen westischen Einschlag haben? — Genauer werden sich solche Beimischungen kaum verfolgen lassen, da sich dunkle Farben, lange Schädel und die sonstigen Merkmale der Westrasse in der Zumischung nicht mehr als westisch auszuweisen brauchen.

Menschen mit einem gewissen mongolischen (innerasiatischen)

Einschlag würde ich nach meinen Beobachtungen mehr in Nordost- und Ostdeutschland vermuten. Nach Schiff[1]) ist der Norden, Osten und Südosten Böhmens gekennzeichnet durch Köpfe, die minder kurz sind, zur Mittelköpfigkeit neigen, dabei aber breitere Nasen aufweisen. Das ordnet sich meiner Vermutung zwanglos ein. Vom Südosten Böhmens scheint dieser gewisse Einschlag mongolischen Blutes ins altbayerische Gebiet hineinzureichen. Die Gesichtszüge, die in der Meinung des Volks oft „slawisch" genannt werden — in dieser Bezeichnung liegt wieder die alte Verwechslung von Sprache und Rasse vor — diese „slawischen" Züge Nord- und Ostdeutschlands sind meistens durch mongolisches Blut bedingt, weniger durch ostisches. Bei Vergleich des nichtnordischen Teils der badischen Bevölkerung mit dem nichtnordischen Teil der sächsischen, noch mehr der schlesischen Bevölkerung, habe ich den Eindruck gewonnen, daß in Süddeutschland Züge, die mehr an mongolisches (innerasiatisches) Blut als an das der europäischen Ostrasse denken lassen, seltener sind als im östlichen Mitteldeutschland. Vermutungen über die etwaige Menge mongolischen Blutes in dem nicht-nordischen Einschlag, der sich im östlichen Deutschland deutlicher zeigt, lassen sich schon deshalb kaum geben, weil in der Beimischung meist kaum zu ermitteln sein wird, ob der dunkle, kurzköpfige, breitgesichtige Einschlag mehr von der europäischen Ostrasse oder von mongolischem (innerasiatischem) Blut herstammt. Einen stärkeren Einschlag mongolischen (innerasiatischen) Blutes vermute ich in Deutschland von Osten her abnehmend bis zur Linie der sog. Sorbengrenze (limes sorabicus; vgl. Karte III, S. 187), worüber näheres im 19. Abschnitt. Den mongolischen Einschlag in Ostdeutschland mehren stetig die Tausende von polnischen und russischen Wanderarbeitern, die auf den Gütern angestellt werden. Seit neuerer Zeit bringt die Durchsetzung des rheinisch-westfälischen Industriegebiets mit polnischen Arbeitern diesen Gegenden sicherlich manchen mongolischen Einschlag, der eben in den Bevölkerungen Mittel- und besonders Osteuropas gegen Osten immer stärker wird!

Diese Betrachtung mag überleiten zu der Frage des zahlenmäßigen Anteils der deutschen Bevölkerung an den einzelnen Rassen überhaupt. Wieviel nordische Deutsche gibt es? Wieviel ostische? Wieviel dinarische? Wieviel westische? — Oder wenigstens: wieviel nordisches, westisches, dinarisches und ostisches Blut ist in der Gesamtmischung? Solche Fragen könnten nur durch eine allergenaueste Durchforschung des deutschen Volkes beantwortet werden. Eine gewisse Abschätzung aber des deutschen Blutes muß versucht werden, schon deshalb, weil sich hierüber die fehlerhaftesten Angaben finden, so etwa die eines amerikanischen Buches, das — wahrscheinlich zur Herabsetzung des deutschen Volkes — innerhalb des deutschen Volkstums 10% nordisches und 90% ostisches (alpines) Blut feststellen wollte. Die Angabe der 10% nordischen Blutes mag darauf beruhen, daß in Deutschland, *sehr hoch gerechnet*, etwa 10% rein-nordische Menschen vorkommen; im ganzen aber, im Gesamtdurchschnitt, ist der Gehalt nordischen Blutes im deutschen Volkstum beträchtlich stärker.

[1]) Beiträge zur Kraniologie der Tschechen, Archiv für Anthropologie. N. F. XI, 1912.

Die **nordische** Rasse mag etwa 60% des deutschen Blutes ausmachen — in der nördlichen Hälfte des deutschen Sprachgebiets etwa 70%, in der südlichen etwa 50%.

Die **ostische** Rasse mag etwa 20% des deutschen Blutes ausmachen — in der nördlichen Hälfte des deutschen Sprachgebiets etwa 20%, in der südlichen wohl eher 25%.

Die **dinarische** Rasse mag etwa 15% des deutschen Blutes ausmachen — in der nördlichen Hälfte des deutschen Sprachgebiets höchstens 5%, in der südlichen etwa 20%.

Die **westische** Rasse mag höchstens 2% des deutschen Blutes ausmachen.

Auf einen eigentlich **mongolischen** (innerasiatischen) **Einschlag** mögen etwa 3% kommen, in der östlichen Hälfte des deutschen Sprachgebiets vielleicht 6—8% [1]).

Eine solche Aufstellung nun ist aber nicht mehr als ein **Versuch**, die Verhältnisse ungefähr zu bestimmen, ein Versuch, dessen wissenschaftlicher Wert vorerst noch **gering** sein muß. Die Hauptbestandteile des deutschen Blutes sind jedenfalls der nordische, der ostische und der dinarische. Ein falsches Bild aber entstünde, wenn man aus der obigen Schätzung auf die jeweiligen Zahlen reinrassiger Menschen schließen wollte, sei es der nordischen, der dinarischen oder der ostischen Rasse. Die gegenseitige Zerkreuzung aller europäischen Rassen ist so stark vorgeschritten, daß reinrassige Menschen äußerst selten sind. Man muß sich nur an die Summe der in den Abschnitten 5 bis 8 mitgeteilten Körpermerkmale erinnern, um zu erkennen, daß selten alle Merkmale **einer** Rasse bei **einem** Menschen anzutreffen sind. Menschen, die reinst nordisch aussehen, mögen bei genauer Betrachtung doch aus einer Kreuzung ihres Geschlechts noch etwa die ostische Härte der Haare aufweisen, wenn auch die Farbe noch so blond ist. Menschen, die reinst ostisch gebildet sind, verraten doch oft durch einen rosigen Hauch der Wangen den Beisatz nordischen Blutes [2]). Menschen, deren Körper alle Merkmale einer und nur dieser einen Rasse zeigt, sind ziemlich selten. Man schätzt zu hoch, wenn man annimmt, daß etwa ein Zehntel aller Deutschen noch rein nordisch sei. Die rein nordischen Deutschen mögen eher 6—8% des deutschen Volkes ausmachen. In Schweden macht die Anzahl der rein nordischen Menschen (der schwedischen, nicht auch der lappischen und finnischen Gebiete) etwa ein Fünftel der Bevölkerung aus. Damit ist aber nicht gesagt, die übrigen vier Fünftel seien ganz unnordisch. Zu diesem vermuteten deutschen Vierzehntel und diesem schwedischen Fünftel zählen eben nur solche Menschen, die **alle** Merkmale der nordischen Rasse in sich vereinen.

Die rein ostischen Deutschen sind sicher viel geringer an Zahl. Anzeichen bestehen, daß die Zerkreuzung der Ostrasse, bzw. der vorwiegend ostischen Gebiete, viel früher begonnen hat als die der Nordrasse. Außer-

---

[1]) Oder sollte man einen etwas größeren mongolischen Einschlag annehmen und dementsprechend dann einen etwas geringeren ostischen?

[2]) Ferner wäre hier zu bedenken, was S. 234 über Erscheinungsbild und Erbbild und S. 239 über Überdeckbarkeit zu sagen sein wird.

dem zerkreuzen sich im deutschen Süden und Südosten die ostische und die dinarische Rasse immer gegenseitig. Man wird vielleicht 3% der Gesamtbevölkerung deutscher Sprache reinrassig ostisch annehmen können und 2—3% reinrassig dinarisch. Ein gewisser starker Kern reiner Nordrasse scheint seit vorgeschichtlicher Zeit viel gesicherter bestanden zu haben, ja scheint auch heute eben noch gesichert zu bestehen, während seit frühester Zeit die Gebiete der anderen Rassen durch Vorstöße nordischer Eroberer gleichsam zerkreuzt worden sind. Anzeichen sind vorhanden, daß die begonnene Zerkreuzung der Nordrasse oder besser: der vorwiegend nordischen Gebiete erst ein Werk der letzten Jahrhunderte ist. Diese Verhältnisse muß der 19. Abschnitt betrachten. So erklärt es sich auch, daß man in Deutschland eher einen reinrassigen nordischen als einen reinrassigen dinarischen oder gar ostischen Menschen antrifft, so sehr auch die Überzahl der Mischlinge zunächst vom Gegenteil überzeugen möchte. Fast alle auf den ersten Blick rein ostisch aussehenden Menschen zeigen eine geschehene Kreuzung an, meistens, außer im Alpengebiet, eine solche mit nordischer Rasse. Öfters habe ich bei Menschen mit ostischem Körperbau und ausgeprägtestem ostischem Wesen, die dazu noch aus rein ostischer Gegend stammten, doch eine Augenfarbe von dunklem milchigem Blau gefunden[1]).

Aus all dem Obigen geht wieder hervor, daß in Deutschland — und so ist es in ganz Europa — die meisten Menschen Mischlinge sind. Für Deutschland ist im Gesamtdurchschnitt ein Überwiegen des nordischen Blutes anzunehmen. Das geht bei näherer Betrachtung schon aus der beschriebenen Rassenverteilung über das deutsche Sprachgebiet hervor und erscheint ziemlich erklärt, wenn man bedenkt, daß ja nicht nur Norddeutschland und große Teile Mitteldeutschlands einem vorwiegend nordischen Gebiet angehören, daß ja nicht nur starke Vorstöße nordischen Blutes in die bezeichneten süddeutschen (vorwiegend ostischen oder ostisch-dinarischen oder vorwiegend dinarischen) Gebiete hinein stattfinden, sondern daß die Gebiete der Ostrasse wie der dinarischen Rasse meistens, wenn nicht immer, zugleich G e b i e t e g e r i n g e r e r B e v ö l k e r u n g s d i c h t e sind. Mindestens gilt das für die Alpen, die bayerische Hochebene, den fränkischen Jura, den Schwarzwald, den Hunsrück, die Eifel und den Böhmerwald. Volksdicht ist das Gebiet vorwiegender Ostrasse nur im tschechischen Böhmen, im Norden des wallonischen Gebiets und etwa noch in der allerdings stark dinarisch untermischten nordöstlichen Schweiz. Mit Ausnahme dieses letzteren kleinen Gebiets und des schlesisch-tschechischen Grenzgebiets sind diese volksdichten Ostrassengebiete aber nicht deutsch. Allerdings sind auch

---

[1]) So erklärt es sich auch, warum Bilder rein ostischer Menschen so schwer zu erhalten sind und warum z. B. in Ripleys Werk die als ostisch (alpin) bezeichneten Menschen fast alle Mischlinge sind. Bei der ostischen Rasse entfällt ja auch der Vorteil, bezeichnende Bildnisse unter den Bildnissen bedeutender Menschen auszuwählen. Die Ostrasse hat kaum überragende Menschen hervorgebracht. Es ist mir zum Vorwurf gemacht worden, ich hätte als Beispiele für ostische Züge nur Bilder unbedeutender Menschen gewählt. Für die dritte Auflage habe ich daher versucht, möglichst diesen s c h e i n b a r e n Mangel auszugleichen. Aber das verhältnismäßig sehr häufige Vorkommen nordischer und geringere Vorkommen ostischer Züge bei bedeutenderen Menschen ist eben kein Zufall (vgl. S. 152, 159).

im nordischen Gebiet siedlungsarme Strecken, so in Oldenburg und Hannover, in Mecklenburg und Pommern und schließlich in Schleswig-Holstein. Aber umgekehrt: die dichtbesiedelten Täler in den sonst vorwiegend ostischen oder ostisch-dinarischen Teilen Süddeutschlands, das Rheintal, das Aar-, Limmat- und Reußtal, das Neckartal und seine ganze weitere Umgebung, das Rednitztal, in Niederösterreich das Donautal, all diese Gebiete dichter Besiedlung sind ja zu gleicher Zeit Gebiete mehr oder minder starker, im Neckartal besonders starker, nordischer Beimischung mitten in ostrassischen oder ostisch-dinarischen und zugleich dünner besiedelten Umgebungen. So bestätigt auch im allgemeinen das Bild der Bevölkerungsdichte das Überwiegen des nordischen Blutes im deutschen Volkskörper, und die Verteilung der Haar- und Augenfarbe in den

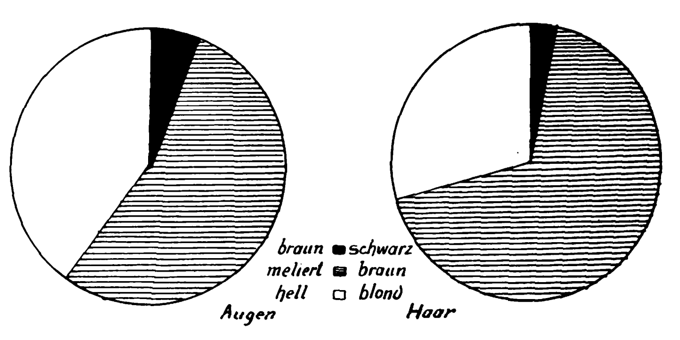


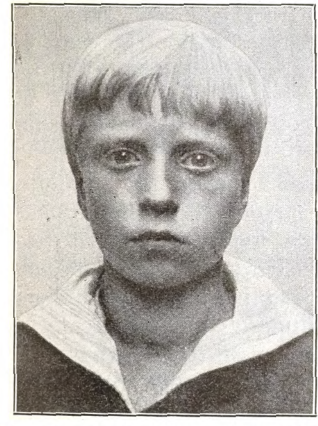
Abb. 271. Verteilung der Augen- und Haarfarbe in Tirol. (Nach Frizzi).

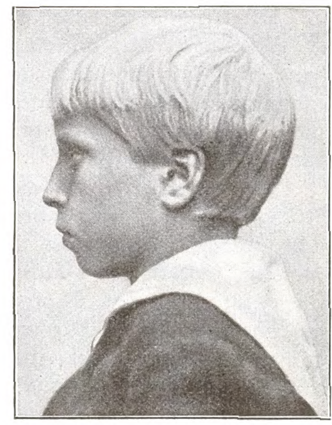
dunkelsten Gebieten Deutschlands zeigt, daß auch dort immer noch verhältnismäßig viel nordisches Blut in der Mischung vorhanden ist (vgl. die Darstellung Abb. 271). Dazu muß bedacht werden, daß einzelne nordische Merkmale im Bluterbe des Volkes stärker vertreten sind als der Augenschein (das Erscheinungsbild) zeigt; hierüber S. 234.

Die geschilderte Verteilung der Rassen über das Gebiet deutscher Sprache weckt vielleicht allzusehr die Vorstellung, als ob von einem Gebiet Deutschlands zum andern, hauptsächlich aber von Norden nach Süden gleichmäßig abgestufte Übergänge wären, als ob etwa die Körperhöhe beim Übergang von einem nordischen zu einem ostischen Gebiet allmählich und in immer gleichgerichteter Abnahme bzw. Zunahme geringer, die Schädel allmählich kürzer, die Haare allmählich dunkler würden. Dies ist aber nicht der Fall. In jeder nicht eben sehr einheitlichen Bevölkerung wird man immer wieder neben vielen Mischlingen auch reinrassige Menschen der einen oder anderen Rasse finden. Überall wo sich Rassen gemischt haben, entstehen durch sogenannte Entmischungen auch wieder reinrassige Menschen. Erst die Aufzeichnungen der Forschung ergeben die Durchschnittswerte, die für irgend ein Gebiet gelten, die Durchschnittswerte, die allein zur Kartendarstellung verwendet werden können.

Aber außer diesen Mischungserscheinungen, die überall statthaben und zu deren Verständnis eine Kenntnis der Vererbungsgesetze unerläßlich ist, scheinen sich auch in Mischgebieten geradezu Verschränkungen der Rassenmerkmale zu ergeben. Von den beiden möglichen nordisch-ostischen oder auch nordisch-mongolischen Kreuzungserscheinungen: schmalgesichtige Kurzschädel und breitgesichtige Langschädel scheint der schmalgesichtige Kurzschädel in Deutschland häufiger zu sein. Sehr häufig scheint mir in Deutschland eine Kopfform zu sein, die in Seitenansicht eine nordische Kopfumrißlinie, in Vorderansicht aber eine mehr oder minder starke Verbreiterung des Kopfes über und hinter der Ohrgegend zeigt, also auf einen ostischen oder mongolischen Einschlag hinweist (vgl. Abb. 272).

272 a





272 b

Abb. 272 a, b. Freiburg i. Br. (Vater süddeutsch, Mutter norddeutsch). Vorwiegend nordisch mit ostischem Einschlag. K: 80,37; G: 91,14. 14 jährig. (Aufn.: Denzer, Freibg.)

Östlich der Saale, besonders aber in Sachsen, Schlesien und bis weit nach Polen hinein, sind blonde und braune kleingewachsene Mittelköpfe so häufig, daß Deniker sie geradezu zu einer Nebenrasse (race secondaire) vereinigt, die er „Weichselrasse" (race vistulienne) nennt. Ich glaube jedoch, nach mannigfachen Beobachtungen annehmen zu dürfen, daß sich unter den blonden und braunen Mittel- und Kurzköpfen der von Deniker zur „Weichselrasse" gerechneten Bevölkerungen breitgesichtige Kurzköpfe häufiger erst in Polen finden, indessen mir in Sachsen die Häufigkeit blonder schmalgesichtiger Kurzköpfe immer aufgefallen ist.

In anderen Gebieten, z. B. in der Lüneburger Heide, sollen hochgewachsene dunkle Kurzköpfe vorkommen. Hochgewachsene dunkle Kurzköpfe kommen im Elsaß häufiger vor und anscheinend auch im burgundischen Gebiet der Schweiz und Frankreichs. Deniker rechnet diese Kurzköpfe aber wohl mit Recht zur dinarischen Rasse. Auch im südlichen Böhmerwald scheint es sich weniger um eine häufige nordisch-ostische Mischungserscheinung zu handeln als um dinarische Menschen, deren Vorkommen dann von den Ostalpen (Ennstal) abzuleiten wäre (?). Auf der

Rauhen Alb sind — als eine nordisch-dinarische Mischung? — die hochgewachsenen blonden helläugigen Kurzköpfe häufiger, in Thüringen breitgesichtige Langschädel. Die langgesichtigen Kurzschädel Berchtesgadens, die einigen Betrachtern aufgefallen sind, sind einfach dinarische Menschen. Einige Schwarzwaldgebiete niedrigsten Wuchses und kürzesten Kopfes sind bei einer Nachforschung blonder gefunden worden als die badischen Gebiete höheren Wuchses und minder kurzer Schädel; hier scheint also einmal eine eigentliche Verschränkung der Merkmale stattgefunden zu haben. Bei Betrachtung der südbadischen Verhältnisse ist aber zu erwägen, daß durch einen dinarischen Einschlag dort leicht höherer Wuchs mit dunkleren Farben zusammenkommen kann. Auffällig ist ja auch, daß Virchows Schulkinderuntersuchung diese gleichsam regelwidrige Blondheit des betreffenden Gebiets noch nicht feststellte, daß erst Ammon, der 20 Jahre später dort untersuchte, auf diese Verschränkungserscheinung stieß. Handelt es sich dabei nur um eine vorübergehende erbflüchtige Merkmalzusammenstellung? Verhältnismäßig viel Blonde mit kürzerem Kopf finden sich auch in dem durch seine Blondheit auffälligen schweizerischen Kanton Unterwalden.

An „Nebenrassen", an Bildung neuer Rassen, an „rassenhafte Mischungen" und dergleichen darf bei all diesen Fällen selbstverständlich nicht gedacht werden. Es handelt sich nicht um vererbliche Merkmalseinheiten, sondern um Häufungen gewisser Kreuzungszusammenstellungen in einzelnen Gebieten. Ripley spricht bei Betrachtung solcher Erscheinungen von vorübergehenden Merkmalzusammenstellungen (transitory compounds of human traits). Um eine solche Häufung von Kreuzungszusammenstellungen scheint es sich mir auch im Falle der von Deniker angenommenen „osteuropäischen Rasse" (race orientale) zu handeln, die Deniker als kurzschädlig, aschblond, helläugig und kleingewachsen beschreibt und der er die großrussischen Gebiete Nordrußlands hauptsächlich zuweist. Zu erklären ist dabei allerdings noch, wodurch es gerade in diesem Gebiet zu dieser, in jenem Gebiet zu jener Auslese von Kreuzungszusammenstellungen kommt.

Durch solche zeitweilige Häufungen gewisser Kreuzungszusammenstellungen mögen auch die wahrzunehmenden Stammesunterschiede innerhalb der einzelnen Völker mitbewirkt sein, so wenn man von einem besonderen schwäbischen, fränkischen oder alemannischen Gesicht, von einem besonderen westfälischen oder holsteinischen Gesicht redet. Meist jedoch scheinen solche Stammesunterschiede des Aussehens in Zügen zu liegen, die erst im Einzelleben erworben werden, also nicht-erblich sind: Auf solche Züge hat Nörrenberg hingewiesen in einem Aufsatz: „Mundart und Mienenspiel" [1]) und in ähnlicher Weise möchte der Karlsruher anatomische Forscher Hellpach den Einfluß der Mundart auf die Bildung der Gesichtszüge dartun [2]). Da ich in den vorhandenen Stammes-

---

[1]) Kölnische Zeitung Nr. 882, 1913.

[2]) Von Hellpachs Forschungen habe ich bisher nur aus Zeitungsberichten erfahren. Eigene Beobachtungen haben mich auch schon ein solches Mitwirken der Mundart vermuten lassen.

unterschieden größtenteils nicht-erbliche, sondern für das Einzelleben erworbene Züge, daneben zeitweilige Häufungen von Kreuzungszusammenstellungen vermute, möchte ich auch annehmen, die heute etwa kennzeichnend erscheinenden Züge eines Volksstammes (d. h. einer dieselbe Mundart sprechenden Bevölkerung) lassen sich jeweils nur zwei bis drei Geschlechter lang verfolgen. Das „fränkische Gesicht" z. B. um 1900 ist wahrscheinlich anders als das „fränkische Gesicht" um 1700. Wahrscheinlich würden wir leibliche Stammesunterschiede, welche einer Schilderung aus dem 14. Jahrhundert entnommen wären, ebenso viel oder ebenso wenig mit den heutigen Stammesunterschieden übereinstimmend finden, wie etwa die Mundartenunterschiede, die Hugo von Trimberg um 1300 in seinem „Renner" (für seine Zeit wahrscheinlich sehr treffend) wiedergegeben hat mit den heutigen mundartlichen Unterschieden[1]).

Eine andere Erscheinung, die ins Gebiet der Erblichkeitsforschung gehört, eine Art geschlechtsgebundener Vererbung, ist in England und Dänemark wie in Deutschland beobachtet worden: daß nämlich in Mischgebieten mit nordischer Beimischung unter den Frauen mehr dunkle, unter den Männern mehr helle sind. Die Frauen scheinen so die dunklere Rasse des betreffenden Gebiets länger zu bewahren, die Männer mehr von der helleren Rasse im Erbvorgang an sich zu nehmen. Die Vererbung scheint also geschlechtsgebunden zu sein: die Töchter eines Mischgeschlechts folgen mehr der dunkleren, die Söhne mehr der helleren Rasse. Ich habe im

[1]) Von nicht-wissenschaftlicher Seite werden die Stammesunterschiede gelegentlich übermäßig betont. Ein Stamm ist aber (wie ein Volk, vgl. S. 13, 14) ein geschichtlich-sittentümliches Gebilde. Ebensowenig wie man sprachliche Zugehörigkeit mit rassischer Zugehörigkeit verwechseln darf, ebensowenig darf man mundartliche Zugehörigkeit mit rassischer Zugehörigkeit verwechseln. Was im heutigen deutschen Volkstum die Menschen gleichen Stammes eint, sind nicht gleiche Erbanlagen, sondern gleiche Mundart und Sitten. Wer in den heutigen deutschen Volksstämmen erbgleiche Menschengruppen erkennen wollte, müßte zugleich erklären können, daß alle diese (dem Menschenbild nach so verschiedenen) Stämme von den germanischen Stämmen der Völkerwanderungszeit abzuleiten sind, welche doch alle fast ganz der nordischen Rasse angehört haben. Die Neigung, vorhandene Stammesunterschiede als die Unterschiede erbgleicher Menschengruppen zu sehen, muß schließlich zu gegnerischem Verhalten gegenüber der Rassenforschung führen. Am meisten trifft dies zu für die Schriften Prietzes (z. B. „Natur und Volkstum", 1920), in denen sich auch ebenso ohnmächtige wie törichte Ausfälle gegen die wissenschaftliche Forschung neben geradezu ungeheuerlichen Gebilden „naturwissenschaftlicher" Laiendenkweise finden. Prietzes Schriften brauchten nicht genannt zu werden, wenn sie nicht — wie ich mehrfach beobachten konnte — eine sehr schädliche Wirkung hätten: indem nämlich ihre Leser in Deutschland überall „wahrlich nichts Unerfreuliches" finden, sondern vielmehr „sehr deutlich verschiedene Volksstämme und keine Mischbevölkerungen", entsteht eine falsche Zuversicht, es sei alles in bestem Gedeihen. Dadurch wird einer Weckung des rassischen und rassenhygienischen Ertüchtigungswillens geradezu entgegengearbeitet. Eine falsche Zuversichtlichkeit war immer die Wendung zum Noch-schlimmeren. Deshalb, weil sich die deutschen Stämme, geschichtlich-sittentümliche Gebilde, heute noch sehr wohl erkennen lassen, darf nicht geschlossen werden, vom Bluterbe der alten Deutschen (sowohl in rassischer wie in erbgesundheitlicher Hinsicht) sei noch viel vorhanden. (Der geschichtliche Teil dieses Buches wird sich solchen Fragen zuwenden.)

Schwarzwald oft die Beobachtung gemacht, daß die Männer minder ostisch aussehen: die Bärte sind oft dunkelrotbraun, die Haare selten so dunkel wie die der Frauen, die Gesichter — wohl ebenso oft durch dinarische wie durch nordische Beimischung — länger, die Nasen stärker und beides in höherem Grad, als es für den Mann ohnehin schon kennzeichnend ist. In ostisch-dinarischen Mischgebieten habe ich immer wieder beobachtet, daß die Frauen mehr der ostischen, die Männer mehr der dinarischen Rasse folgen (vgl. Abb. 268, S. 193).

All diese Erscheinungen verdienen, da sie wichtige Aufschlüsse enthalten können, die größte Aufmerksamkeit der Forschung.

16. Die Verteilung der Rassen über das Gebiet Europas.

Mit 4 Karten (V—VIII S. 216/17) zur Rassenkunde Europas
von Dr. Bernhard Struck, Dresden.

Wie zeigen sich nun die rassischen Verhältnisse der anderen europäischen Länder? — Es wurde erwähnt, wie nordischere Gebiete weit nach Frankreich hineinreichen.

In Frankreich ergibt sich folgende Verteilung: Ein ununterbrochenes Gebiet noch vorwiegender nordischer Rasse ist vom Norden, wo es sich von der Küste her bis in die Champagne südlich der vorwiegend ostrassischen Ardennen hinzieht, quer durch Frankreich hindurch, an nordischem Blut ziemlich schnell abnehmend, aber noch bis gegen Limoges hin erkenntlich. Es ist zugleich das Gebiet, das Ripley „die Hauptachse der Fruchtbarkeit" nennt. An einer Stelle reicht die Ostrasse in dieses Gebiet hinein: von den Bergen des Morvan aus bis gegen Orléans hin. Besonders nordrassisch ist die Normandie und das untere Seinetal. Auffällig ist auch der nordrassische Küstensaum der sonst rein ostrassischen Bretagne.



Abb. 273. Bretagne.

Vorwiegend ostrassisch sind in Frankreich: der ganze Osten — die Rassengrenze läuft genau der Gebirgsgrenze[1]) entlang; ostrassisch ist Lothringen, der Wasgenwald, Burgund — die beiden letzteren Gegenden wohl mit stärkerem dinarischem Einschlag. Besonders rein ostrassisch sind die höheren Erhebungen, die Hochfläche von Langres, die Berge des Morvan, die Côte d'or — das obere Loiretal ist vom nordischen Gebiet her besiedelt. Ostisch ist vor allem die ganze Auvergne und die Cevennen, und von hier aus zieht sich das ostische Gebiet in südwestlicher Richtung breit bis zu den Pyrenäen. Ostisch mit stärkerer dinarischer Beimischung

[1]) Ripley: „der 200 m-Linie".

sind die Alpenteile Frankreichs. Ostisch ist die Bretagne mit Ausnahme des Küstensaums. Die Bewohner der Auvergne und die der Bretagne sind nach Angabe französischer Forscher auffallend ähnlich, und Topinard traf in der Bretagne Menschen, die er geradezu „asiatisch" fand.

Vorwiegend westrassisch ist der Küstenstreifen des Mittelmeers, das untere und mittlere Rhonetal und in gewisser Beimischung noch das Saonetal vielleicht bis Châlons hinauf. Eine gewisse Untermischung mit westischer Rasse ist aber für ganz Frankreich und für den wallonischen Teil Belgiens anzunehmen, besonders jedoch für Südwestfrankreich. — Um Périgueux und in der Saintogne liegt ein Gebiet auffälliger Langschädligkeit (breitgesichtige Langschädel), das Ripley der altsteinzeitlichen Rasse von Crô-magnon zuschreibt. Ich vermute jedoch im gleichen Gebiet einen verstärkten Einschlag nordischer Rasse. Ist es ein Zufall, daß im Norden dieses Gebietes ein Bezirk germanischer Dorfformen liegt? (Siehe Karte der Dorfformen, 19. Abschnitt.) Der 18. Abschnitt muß dieses Gebiet längerer Schädel wieder erwähnen. — Den nordischen Blutbestandteil Frankreichs schätzt Plötz[1]) auf etwa 25%, den ostischen und dinarischen zusammen auf etwa 50%, den westischen auf etwa 25%[2]).

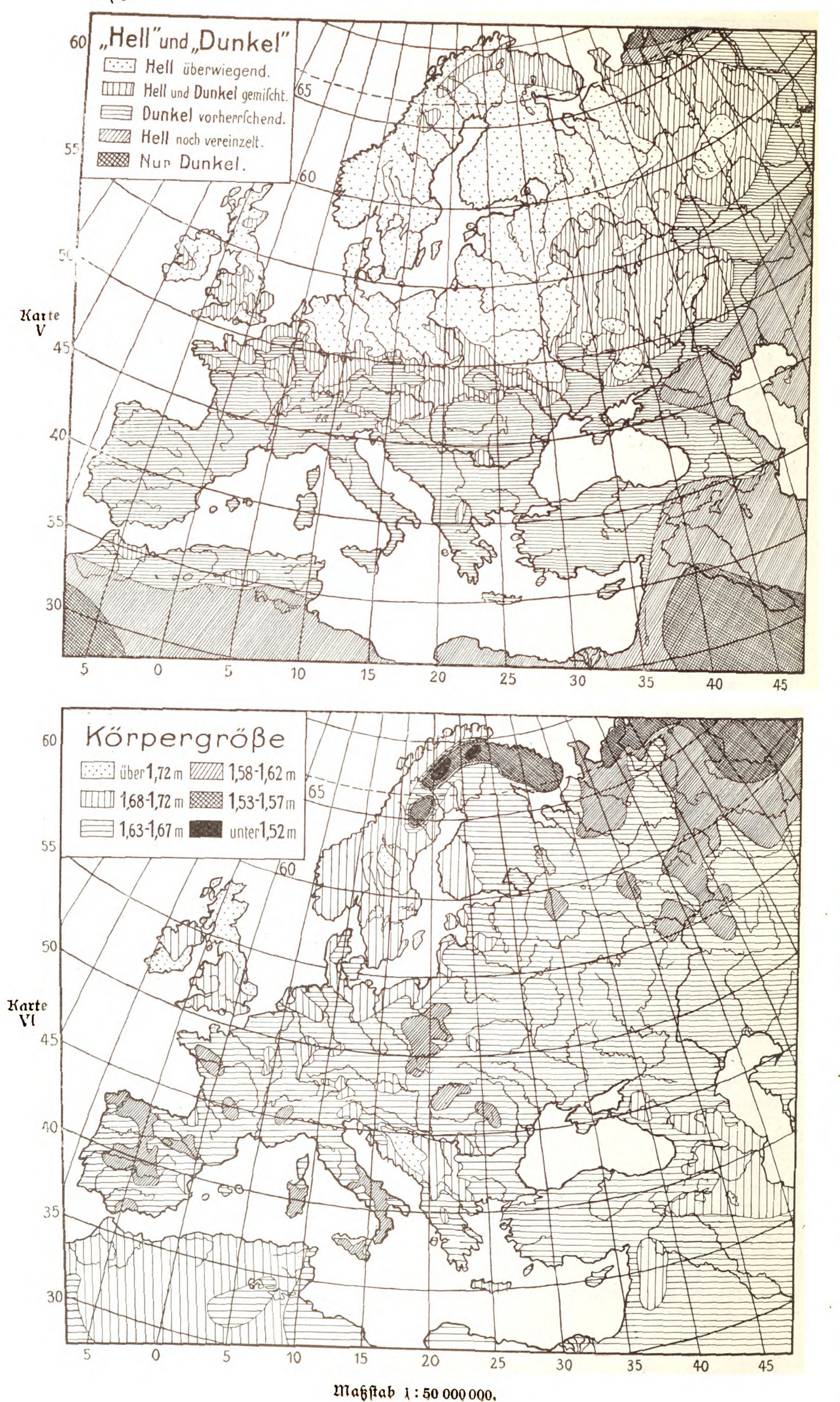
B e l g i e n ist bei Betrachtung der deutschen Verhältnisse berührt worden. In seinem vorwiegend ostischen wallonischen Teil sollen sich da und dort, vor allem in gewissen Vierteln Brüssels, noch deutliche Spuren eines gewissen westrassischen Einschlags erhalten haben, der auf die spanische Besetzung des Landes zurückgeht.

S p a n i e n gehört fast ausschließlich der westischen Rasse an und ist somit ein rassisch verhältnismäßig einheitliches Land. Die Ostrasse kommt nur in dem nordwestlichen Randgebirge, in den höheren Lagen des asturisch-kantabrischen Gebirges vor, und reicht, dem Gebirgszug entsprechend, bis an die portugiesische Nordgrenze. Ein gewisser nordischer Einschlag — Plötz[1]) schätzt ihn, wie auch den ostischen Blutanteil, auf etwa 15% — ist aber doch unverkennbar und vielleicht stärker, als man nach den Karten annehmen möchte. Die Bewohner Kataloniens sind zum Teil geradezu stolzbewußt ihres „gotischen" Blutes. Auch ein geringer vorderasiatischer Einschlag wie ein geringer negerischer Einschlag ist in Spanien unverkennbar. (Stammt der vorderasiatische Einschlag außer aus Marokko [Maurenherrschaft] auch von einer vorgeschichtlichen vorderasiatischen Welle ab, von den Überbringern der baskischen Sprache?)

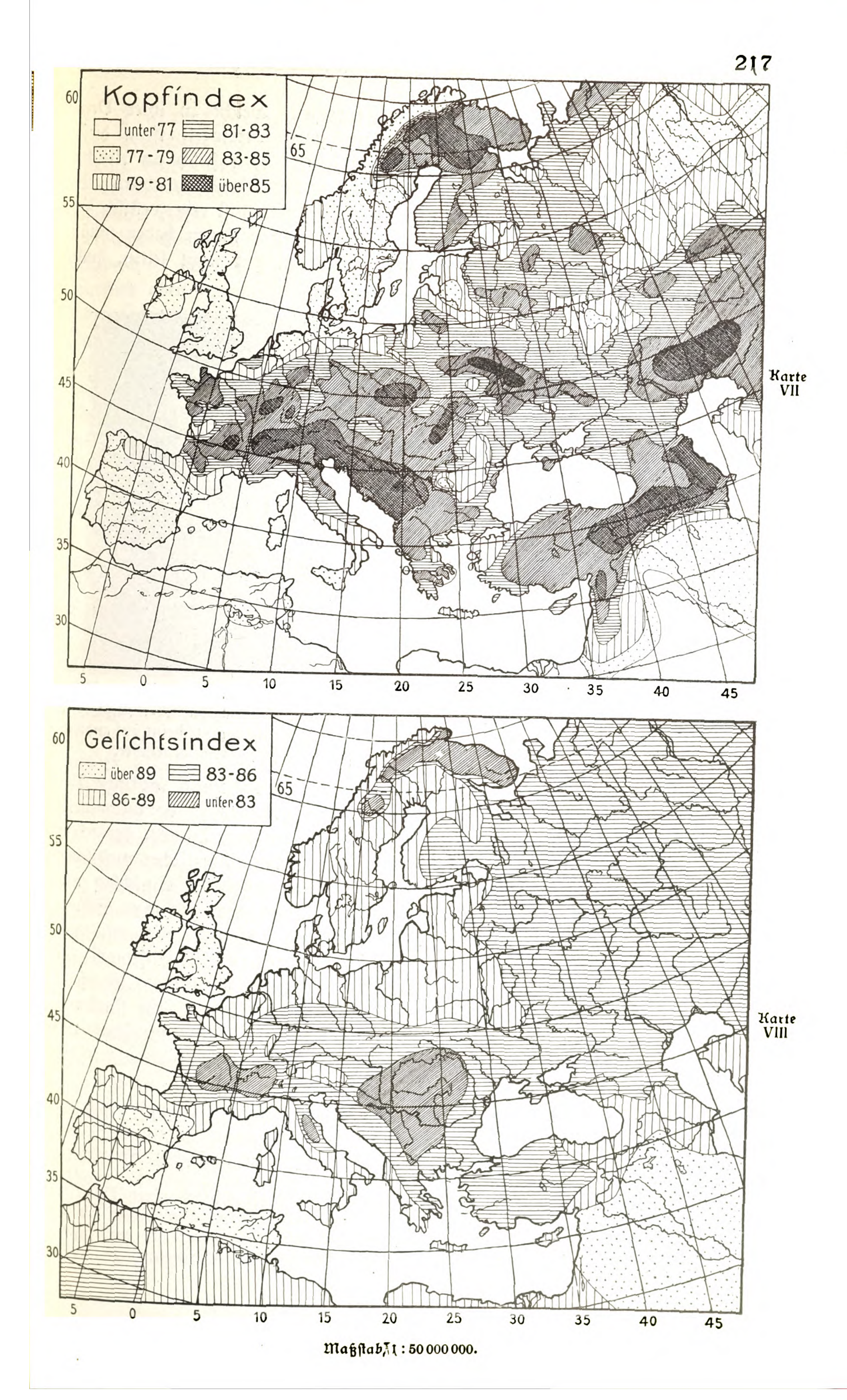
---

[1]) Plötz, „Sozialanthropologie" im Band „Anthropologie" (Kultur der Gegenwart, Teil III, Abt. V, 1923).

[2]) Gänzlich unverständlich ist es mir, wie Erkes (in der „Leipziger Volkszeitung", 5. III. 23) auf die Vermutung kommen kann, Frankreich habe heute wahrscheinlich mehr „germanisches", d. h. nordisches Blut als Deutschland. Die betreffenden Aufsätze von Erkes („Rassetheorien und Sozialismus" vom 23. II., 3., 5., 10., 12. III. 23) sind ein Beispiel der größten Verwirrung der im ersten Abschnitte dieses Buches aufgewiesenen Begriffe: Rasse, Volkstum usw. und eine Zusammenstellung überlebter Umweltlehren, gezeugt vom Glauben an eine Vererbung erworbener Eigenschaften. Erkes sieht „Rasse" ebenso wie Stein (vgl. S. 11), d. h. eigentlich überhaupt nicht.



Maßstab 1 : 50 000 000.



Karte VII

Karte VIII

Die Basken, die eine Sprache sprechen, welche in ihrer Verwandtschaftslosigkeit in dieser Umgebung ganz vereinzelt ist[1]), diese Basken des spanisch-französischen Grenzgebiets, sind rassisch ein Mischvolk, das in Frankreich an dem südlichen Ende des ostischen Gebiets teilnimmt, in Spanien bei geringem ostischem Einschlag fast rein westisch ist, das aber auch ziemlich viel nordisches Blut aufgenommen haben muß; Blonde sind besonders in den höheren Gebirgslagen nicht selten, auch helle Augen scheinen nicht selten zu sein.

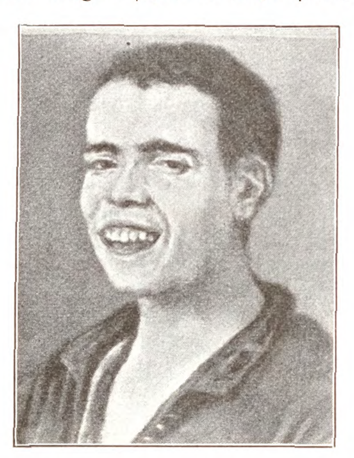


Abb. 274. Spanien. Westisch-negrid. (Nach Velasquez.)



Abb. 275. Ignatius v. Loyola (baskischer Herkunft). Vorderasiatisch-westisch (der vorderas. Einschlag erscheint auf anderen Bildern noch deutlicher.)

Portugal scheint gleich Spanien eine vorwiegend westische Bevölkerung zu haben. Ostisches Blut scheint nicht mehr vorzukommen; dagegen scheint vor allem ein Einschlag negerischen Blutes, der schon in Spanien erkenntlich ist, die Portugiesen von den einheitlicher westischen Spaniern rassisch zu trennen[2]). Sollte dieser negerische Einschlag nur zum größeren Teil auf Vermischung innerhalb der portugiesischen Schutzgebiete Afrikas zurückzuführen sein? Sollte es sich dabei auch um einen nach dem äußersten Südwesten gedrängten negerischen Rassenrest der Altsteinzeit handeln? Die Frage gehört in den 18. Abschnitt. Jedenfalls war die Einfuhr schwarzer Sklaven in Portugal früher sehr stark und wie nach Spanien, so hat auch nach Portugal die Maurenherrschaft viel „afrikanisches" Blut, vor allem Blut der orientalischen und der negerischen Rasse gebracht.

[1]) Winkler (La langue basque et les langues ouralo-altaïques. 1917) stellt das Baskische zu den kaukasischen (alarodischen) Sprachen, welche der vorderasiatischen Rasse arteigen sind. Er läßt die Träger der baskischen Sprache von Osteuropa oder Vorderasien einwandern.

[2]) Der Einschlag ist in Portugal so stark, daß die Eingeborenen Ostafrikas die Portugiesen fast als ihresgleichen ansehen und viel weniger achten als die anderen Europäer. Wollen z. B. die Suaheli die Gesamtheit der europäischen Völker bezeichnen, so sagen sie: die Europäer und die Portugiesen.

Italien ist im großen und ganzen geteilt zwischen der ostischen und westischen Rasse. Die dinarische Rasse reicht aus den Ostalpen nach Italien hinein und zieht sich im Küstengebiet und dabei in Mischungen abnehmend durch ganz Venetien hindurch bis gegen die Romagna. Die nordische Rasse ist in geschlossenen Siedlungen nicht mehr ansässig; der nordische Einschlag — vielleicht 15% im Gesamtkörper des Volkes ausmachend — ist in Piemont, um Mailand und in Venetien am deutlichsten, merklich aber im ganzen Alpengebiet und im nördlichen Apennin, selbst über Florenz hinaus. Auch in Toskana und Umbrien finden sich noch hellere Züge. Seltsam ist, daß die Blonden häufiger sind oberhalb einer Höhengrenze von 400 m: die nordische Rasse muß hier im Süden den ihr zu heißen Niederungen ausgewichen oder in den Niederungen, hauptsächlich wohl durch Malaria, ausgemerzt worden sein. Im großen und ganzen wird man Italien jedenfalls einteilen in eine vorwiegend ostische Hälfte nördlich von Rom und eine vorwiegend westische Hälfte südlich von Rom. Zur westischen gehören die Inseln Sizilien, Sardinien und das Frankreich gehörige Korsika.

Der westische Süden hingegen scheint rassisch einheitlicher zu sein, wenn auch leicht mit negerischem und vorderasiatischem Blut durchsetzt wie Spanien. Blondes Haar kommt gelegentlich noch vor in den ehemals langobardischen Gebieten um Benevent.

Die britischen Inseln zeigen eine Abstufung in der Abnahme des nordischen Blutes ähnlich wie Deutschland. Die Helligkeit der Bevölkerung nimmt im allgemeinen ab in der Richtung von Nordost nach Südwest. Verhältnismäßig dunkel ist in England das ganze Gebiet südlich der Linie Liverpool-Manchester und westlich des zweiten Längengrades, also etwa einer Linie Manchester-Bournemouth. Innerhalb dieses Gebiets ist nur Wiltshire und der Osten von Somersetshire heller, am dunkelsten ist Cornwall und die Südhälfte von Wales. Die mitten in England liegenden Grafschaften Northampton, Huntingdon, Bedford, Buckingham und Herdford sind dunkel. Verhältnismäßig dunkel ist ferner der gebirgige Teil Schottlands südlich des kaledonischen Kanals — Nordschottland ist verhältnismäßig rein nordisch — besonders dunkel ist Inverneß, Argyll und Südschottland westlich einer Linie Glasgow-Carlisle. Irland gehört zu den dunkleren Gebieten der britischen Inseln mit Ausnahme der Grafschaften Limerick und Tipperary. Am dunkelsten ist der Süden (Kerry, Cork, Waterford) und der Westen und Norden (Ulster und Connaught).

Die Dunkelheit der bezeichneten Gebiete der britischen Inseln ist bedingt durch westische und ostische Bewohner. Findet sich auch dinarisches Blut auf den britischen Inseln in merklichem Einschlag? Vorwiegend westisch scheint Cornwall zu sein, dessen Bevölkerung übrigens öfters Züge aufweisen soll, die an semitische Gesichtsbildung denken lassen[1]. Verhältnismäßig viel ostische Bewohner neben westischen und nordischen scheint Wales zu haben, aber auch Devon und der westliche Teil der

[1]) Beddoe: „a dash of the Semitic“.

Grafschaft Somerset. Vorwiegend ostisch oder doch stark ostisch durchmischt scheinen die bezeichneten mittelländischen Grafschaften Englands zu sein. Ostische Bewohner scheinen häufiger zu sein im nordwestlichen Irland, im westlichen Schottland und auf den äußeren Hebriden. Das am stärksten westisch untermischte Gebiet scheint aber Irland zu sein; die niedere Längenbreitenzahl des Kopfes und die hohe Längenbreitenzahl des Gesichts im ganzen Gebiet der britischen Inseln, vor allem aber in Südengland und Irland, weist jedenfalls auf die nordische und die westische Rasse hin. Man wird vielleicht so verteilen dürfen: das gebirgige Westschottland zeigt eine ostisch-nordische Mischung mit Überwiegen der Ostrasse; Wales, Dorset, Devon und Westsomerset und das nordwestliche Irland zeigen eine ostisch-nordisch-westische Mischung mit geringem Überwiegen der Ostrasse; Cornwall und Irland mit Ausnahme seiner nordwestlichen Teile eine westisch-nordische oder nordisch-westische Mischung. Die Shetlandinseln sind nordrassisch. Man darf sich auf dem ganzen Gebiet der britischen Inseln auch in den oben als dunkel bezeichneten Gebieten den nordischen Einschlag nicht zu gering vorstellen und wird auf den britischen Inseln ungefähr 60% nordisches, 25% westisches und 15% ostisches Blut vermuten dürfen.

Norwegen ist — bis auf die von Lappen (Mongolen) bewohnten Gebiete — vorwiegend nordisch. In Beimischung zeigt sich in Norwegen wie in Schweden mongolisches Blut öfters auch bei der nicht-lappischen Bevölkerung. Die Lappen zeigen dagegen einen gewissen Einschlag nordischen Blutes (vgl. vor allem Karte V S. 216). Ostrassisch untermischt sind die Inseln der Westküste von Bergen bis zur Höhe von Drontheim; ostrassisch ist ein Gebiet zwischen Sognefjord und Nordfjord; ostrassisch untermischt auch das innere Ende des Sognefjords. Das größte ostisch untermischte Gebiet liegt aber an der norwegischen Südwestküste und Südküste. Es beginnt nördlich bei Haugesund und zieht über Stavanger immer die Küste entlang bis östlich Kristianssand. Im Hinterland von Stavanger reicht es aber weit ins Gebirge hinein. Man hat bei diesem dunklen Einschlag in Südwestnorwegen außer an die Ostrasse auch schon an eine gewisse westische Beimischung gedacht. Möglich wäre ein gewisser vorgeschichtlicher Zusammenhang mit der westischen Bevölkerung Englands und Schottlands, zu der z. B. wahrscheinlich die Pikten gehörten. Die verhältnismäßig reinste nordische Bevölkerung Norwegens lebt im Ostertal und im Gudbrandstal. Auffällig ostisch besiedelt ist die dicht bewaldete Landschaft Tryssil an der schwedischen Grenze; Ripley schreibt ihr geradezu ein gewisses mongolisches Aussehen zu.

Schweden ist — mit Ausnahme seiner von Lappen und Finnen[1]) besiedelten Gebiete, aus denen, wie erwähnt, ein gewisser mongolischer Einschlag in der Bevölkerung stammt — das verhältnismäßig reinste nordische Land überhaupt[2]). Ostische Rasse ist der Bevölkerung

[1]) Lundborg, Racial structure of the Finns of the northernmost part of Sweden.

[2]) Deshalb ist eine Betrachtung der seelischen Eigenschaften der Schweden für die Erkenntnis der seelischen Eigenschaften der nordischen Rasse sehr wertvoll, und der Aufsatz „The Swedish National Character" von Bergfors (in Lundborg-

der beiden südlichsten Landschaften noch in merklicher Weise beigemischt. Sonst ist Schweden ein rassisch fast einheitliches Gebiet und zu vergleichen nur etwa mit dem fast einheitlich westrassischen Spanien. Besonders in der Landschaft Dalarna (= die Täler), die wegen ihres herrlich gewachsenen Menschenschlags bekannt ist, ist die nordische Rasse am reinsten. Schweden hat durchschnittlich 13% Kurzköpfe, die Landschaft Dalarna nur 5% [1]). Diese Landschaft ist das Gebiet der größten Rassenreinheit nordischer Rasse auf der Erde. In ganz Schweden weist mindestens ein Fünftel aller Bewohner — die Lappen und Finnen nicht eingerechnet — alle Kennzeichen nordischer Rasse auf. Es ist daher begreiflich, warum die Forschung immer wieder dieses schwedische Gebiet als die eigentliche Heimat der nordischen Rasse betrachten möchte. — Durch die Beziehungen zu Finnland ist auch von dorther etwas mongolisches Blut eingesickert, während hingegen viel mehr nordisches Blut von Schweden nach Finnland eingeströmt ist. — Man wird im Bluterbe des schwedischen Volkes wohl eher mehr als 75%, vielleicht 80% nordisches Blut annehmen dürfen, in Norwegen etwa 75% [2]).

Dänemark ist im ganzen nicht so verhältnismäßig rein nordisch wie Schleswig-Holstein, also mit Schweden und Norwegen nicht zu vergleichen. Jütland ist das verhältnismäßig reinste nordische Gebiet Dänemarks mit Ausnahme der jütischen Nordspitze, die ostrassisch untermischt ist. Ostrassisch untermischt sind vor allem die dänischen Inseln in dem Maße, daß ein Gesamtdurchschnitt Dänemarks minder nordrassisch erscheint als Skandinavien einerseits und Schleswig-Holstein andererseits. Durch dänisch-jüdische Mischehen hat in neuerer Zeit Dänemark anscheinend ziemlich viel europafremdes Blut erhalten.

Island scheint vorwiegend nordisch zu sein, aber doch ebenfalls mit Ostrasse und mongolischer Rasse untermischt. Schon der Skald Egil (900—982) spottet über seine flache Nase und sein dunkles Haar [3]).

Runnström, The Swedish Nation in word and picture, 1921) gibt auch in dieser Hinsicht wertvollen Aufschluß. Doch scheint mir, daß die heutigen Schweden und Norweger das nordische Bluterbe gleichsam in einer beruhigteren, minder angriffslustigen Abwandlung zeigen. Die stetige Auswanderung aus Skandinavien seit der Jungsteinzeit hat immer wieder die Kühneren, Kriegerischen und ihr Bluterbe den skandinavischen Volkstümern entzogen. Das friedlichere Bluterbe hat sich gemehrt, indessen das „Wikingsblut" (das die frühe skandinavische Geschichte bedingt hat) geschwunden ist. Mir scheint auch, daß sich in Deutschland und England verhältnismäßig mehr seelischer Anteil an den Zeugnissen altnordländischen Lebens (vor allem an der isländischen Saga) findet als in Skandinavien. — Soll man an diese Ausleseverhältnisse denken, wenn man erwägt, daß die skandinavischen Sprachen (vom Standpunkt der germanischen Grundsprache aus) viel größere Verluste aufweisen als die deutsche Sprache?

[1]) Es berührt seltsam, daß eben in Dalarna die Kenntnis der Runen noch heute nicht ausgestorben ist (vgl. „Runen" im Reallex. d. germ. Altertumskunde).

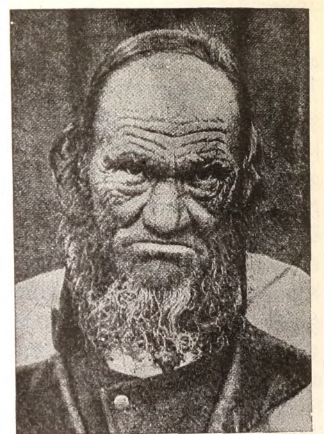
[2]) Außerordentlich schöne Bilder der schwedischen Bevölkerung finden sich in dem von Lundborg herausgegebenen Werk „Svenska Folketyper".

[3]) Egil zeigt auch (gegenüber z. B. dem nordischen Grettir) Züge von Wildheit, wie sie anscheinend bei einzelnen nordisch-mongolischen Menschen häufiger sind: auch Gestalten der russischen Geschichte und Dichtung weisen darauf hin.

276

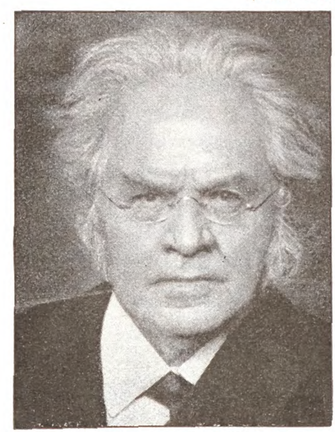


277



276. Norwegischer Bauer nordischer Rasse. 277. Norwegischer Bauer ostischer Rasse.
(Nach Olrik, Nordisches Geistesleben.)

278



278. Norwegen. Björnson. Nordisch-ostisch.

279



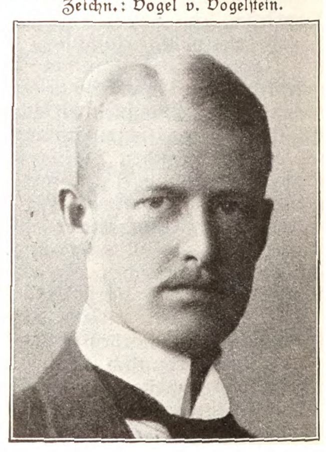
279. Norwegen. Knud Bull, Dichter. Nordisch. Zeichn.: Vogel v. Vogelstein.

280



280. Preisträgerin eines schwedischen Schönheitswettbewerbs, der nach der am reinsten „schwedisch" aussehenden Schwedin suchte.

281



281. Schweden. Nordisch.

282a





282 b

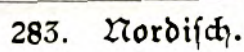
282a, b. Jemtland. Nordisch.

283





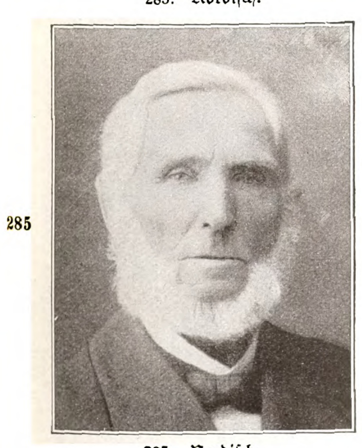
284

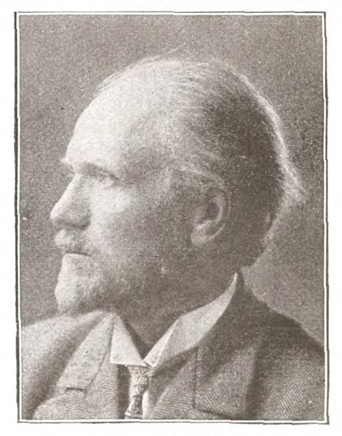


283. Nordisch.

284. Südschweden. Ostisch-nordisch. K: 82,53, G: 89,13.

285





286

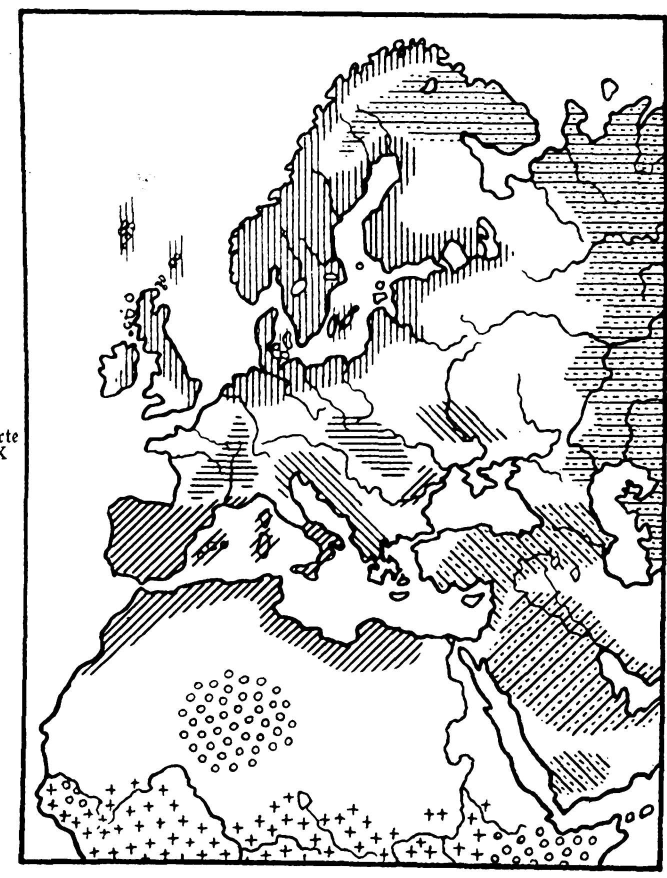
285. Nordisch.

286. Nordisch.

(Abb. 281, 283, 285 und 286. Aus der Sammlung Prof. Lundborg, Upsala.)

Schweden.

Karte IX



Versuch zu einer Darstellung der Gebiete stärksten Vorwiegens der

nordischen R. — westischen R.

ostischen R. — dinarischen R.

vorderasiatischen Rasse

orientalischen Rasse

mongolischen 〃

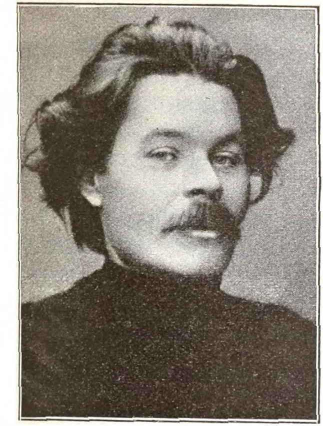
hamitischen 〃

negerischen 〃

Vorbemerkung über die Beziehungen zwischen Rassen und Sprachstämmen: Von der nordischen Rasse sind die indogermanischen Sprachen ausgegangen; von der orientalischen Rasse die semitischen Sprachen; von der hamitischen (äthiopischen) Rasse die hamitischen Sprachen; von der vorderasiatischen Rasse die kaukasischen (alarodischen) Sprachen (darunter auch das Baskische und vielleicht das Etruskische); von der mongolischen Rasse die ural-altaischen Sprachen; von der negerischen Rasse die einzelsilbigen (monosyllaben) Sudansprachen.

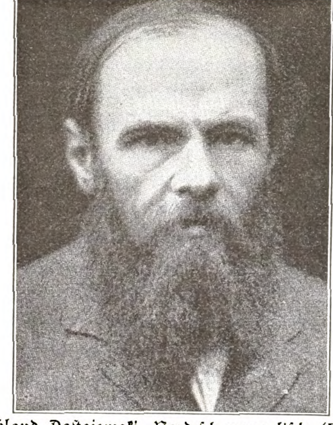
Die arteigenen Sprachen der westischen Rasse sind vermutlich schon zum größten Teil in der frühen Bronzezeit untergegangen. (Eine solche Sprache ist vielleicht das noch nicht entzifferte Minoische). Die arteigenen Sprachen der ostischen Rasse sind untergegangen; sie waren vermutlich den ural-altaischen Sprachen zugehörig. Die arteigenen Sprachen der dinarischen Rasse sind untergegangen; sie waren vermutlich den kaukasischen Sprachen zugehörig.

Die arteigenen Sprachen der nordischen, vermutlich die untergegangenen Sprachen der westischen, die Sprachen der orientalischen und die der hamitischen Rasse besitzen allein ein grammatisches Geschlecht. Einem nordisch-westisch-orientalisch-hamitischen Rassenkreis, dem Kreis der schlanken, langschädligen, schmalgesichtigen, schmalnäsigen, weichhaarigen Rassen, entspricht ein indogermanisch-(westisch-)semitisch-hamitischer Sprachenkreis.



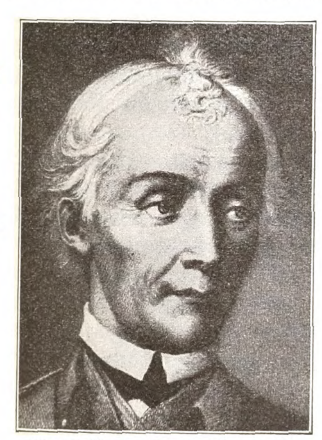
287

287. Rußland. Gorkij. Nordisch-mongolisch.



288

288. Rußland. Dostojewski. Nordisch-mongolisch. (H: blond). (Aus dem ‚Corpus Imaginum‘ der Photogr. Ges. Charlottenbg.)



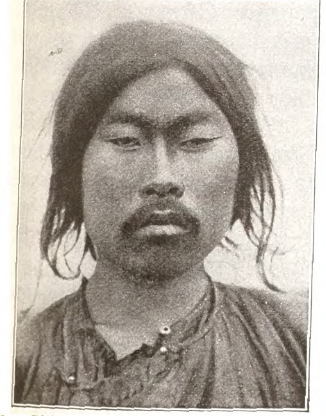
289

289. Rußland. General Suwaroff. Vorwiegend nordisch.



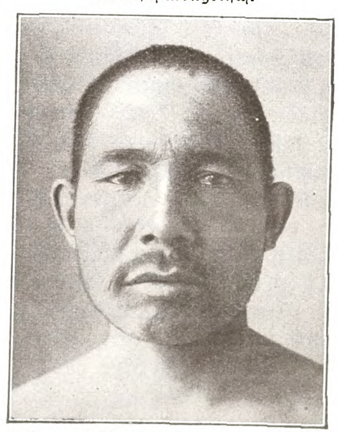
290

290. Schweden. Strindberg. (Mutter finnisch). Nordisch-mongolisch.



291

291. Giljake vom Tschaiwinsky-Meerbusen. Mongolische (innerasiatische) Rasse. (Aufn.: Alexander.)



292

292. Baschkire aus Ufa. Vorwiegend mongolisch. (Aus R. Pöch, II. Ber. S. 117; Mitt. d. Wiener Anthrop. Ges. 1916.)

Der Osten Europas stellt sich dar als ein allmählicher Übergang zu asiatischen Menschenarten. Gleichwie schon weit westlich des Uralgebirges und des Uralflusses das asiatische Pflanzenreich und Tierreich beginnt, so beginnt schon im europäischen Rußland, im Gebiet der slawischen Sprachen, und auf der Balkanhalbinsel das Bild der Völker sich zu wandeln; Menschen innerasiatischer und vorderasiatischer Rassenherkunft treten auf und werden häufiger. Es handelt sich wohl — leider sind die Rassenverhältnisse noch zu wenig untersucht — im großen und ganzen um einen allmählichen Übergang der ostischen Rasse und nordisch-ostischer, dinarisch-ostischer und westisch-ostischer Mischungen in die eigentlich mongolische (innerasiatische) Rasse oder — vorsichtiger ausgedrückt — in die mongoliden Menschenarten Innerasiens. Der Osten Europas ist also in der Hauptsache gekennzeichnet durch eine ostisch-mongolische (ostisch-mongolide) Bevölkerung mit nordischem Einschlag, und bei der Verwandtschaft ostischer und mongolischer Körpermerkmale wird es oft schwierig sein, eine feste Grenze ostischer Art gegen mongolische Art hin anzugeben. Man muß sich erinnern, daß Rußland von 1237—1480 von den Mongolen beherrscht wurde und daß diese im Jahre 1241, nachdem sie Polen durchzogen hatten, erst in Schlesien (Schlacht bei Wahlstatt) durch ein deutsches Ritterheer aufgehalten wurden.

Innerhalb dieses — von Nord nach Süd betrachtet — erst nordisch-ostischen und nordisch-mongolischen, dann ostisch-mongolischen, dinarisch-mongolischen, westisch-mongolischen und schließlich auch vorderasiatisch-mongolischen Gebiets fallen aber bedeutende Ausnahmegebiete auf. Die Litauer sind ein vorwiegend nordisches Volk mit mongolischer und ostischer (?) Beimischung; ihre Sprache ist indogermanisch. Nordisch mit leichter ostischer (?), mehr noch mongolischer Beimischung sind auch die Letten; ihre Sprache ist ebenfalls indogermanisch. Ebenso nordisch, vielleicht noch etwas nordischer, sind die nordisch-mongolischen Esten und Liven, zwei Volksstämme, die Sprachen asiatischer Herkunft sprechen. Auch die großrussischen Gebiete, die an die Gebiete der eben genannten vier Volksstämme angrenzen, sind noch vorwiegend nordisch. Das nordische Blut verliert sich allmählich gegen Osten zu, das mongolische (innerasiatische) Blut nimmt in entsprechendem Maße zu und schließlich beginnen Gebiete mit stärkster mongolischer (innerasiatischer) Beimischung. Doch kann man in den Gebieten russischer Sprache das nordische Blut noch auf 35—40 % schätzen. In Polen scheint die Abnahme nordischen Blutes und damit die Zunahme ostischen und mongolischen Blutes gegen Osten hin viel rascher vor sich zu gehen, ebenso in den an die polnischen Gebiete anschließenden dinarisch untermischten Landstrecken ruthenischen (ukrainischen) Volkstums. Die durchschnittliche Körperhöhe Polens scheint auch durch die große Zahl der Juden (16 % der Bevölkerung) gedrückt zu sein. In Nordpolen finden sich aber noch verhältnismäßig viel Blonde und Langköpfe.

Das finnische Volk, das eine ural-altaische (mongolische) Sprache spricht, ist vorwiegend nordisch im Südwesten und Süden Finnlands, wo allerdings eine schwedisch-sprechende Oberschicht vorwiegend nordischer

Rasse stark vertreten ist; gegen Norden und Osten hin verliert sich das nordische Blut und die mongolische (innerasiatische) Beimischung wird stärker. Von ostischer Beimischung wird man hier nicht mehr reden dürfen. — Den Norden Rußlands haben lappische, sprachlich den Finnen verwandte Stämme asiatischer Herkunft inne.

Innerhalb des estnischen und livischen und vor allem auch innerhalb des finnischen Volkstums begegnet also oft die Erscheinung eines nordrassischen Menschen, der eine Sprache mongolischer Abkunft spricht. Andererseits wird die russische Sprache, also eine indogermanische Sprache, von vielen Menschen gesprochen, die ihrem Blut nach mehr zu Asien als zu Europa gehören. Rassische Zugehörigkeit und sprachliche Zugehörigkeit sind im Osten Europas besonders scharf auseinanderzuhalten.

In der westlichen und nördlichen Ukraine befindet sich noch einmal ein Gebiet dinarischer Rasse, anscheinend besonders hervortretend in den Bezirken Charkow, Poltawa, Kiew und Tschernigow und sich in Wolhynien verlierend. Podolien scheint vorwiegend ostrassisch; die Karpathen enthalten anscheinend eine ostisch-dinarische Mischbevölkerung, in der die dinarische Rasse vorwiegt. Ostrassisch mit mongolischer Durchmischung sind die Gebiete innerhalb des Bogens der Karpathen und der transsilvanischen Alpen[1]. Das Balkangebirge und die mit ihm in Verbindung stehenden Höhenzüge sind vorwiegend ostisch oder ostisch-dinarisch besiedelt und sind ein Ausstrahlungsgebiet ostischer und dinarischer Rasse für die vorwiegend westisch (westisch-vorderasiatisch-dinarisch) besiedelte Balkanhalbinsel (Griechenland), wie die Alpen ein dinarisch-ostisches Ausstrahlungsgebiet für Norditalien, Mittelfrankreich und Süddeutschland sind. Die dinarische Rasse scheint von ihrem verhältnismäßig reinsten Gebiet her dem Wardarlauf entlang noch etwa bis gegen Saloniki zu zu reichen. Doch mag auch Kreta noch dinarisches Blut aufweisen. Im ganzen Südosteuropa ist aber dinarisches und vorderasiatisches Blut nebeneinander vertreten und kaum gegeneinander abzugrenzen. Die Donautiefebene in Gebieten des rumänischen und bulgarischen Volkstums ist bei geringerem dinarischem Einschlag vorwiegend westrassisch besiedelt[2]. Die Westrasse reicht sogar, erkenntlich an einem Gebiet längerer Schädel, von der Donaumündung aus bis weit nach Beßarabien und in die Moldau hinein. Vereinzelt scheinen westische Menschen oder wenigstens westisches Blut auf diesem nördlich gerichteten Weg bis ins ruthenische und ukrainische, sogar bis ins polnische Volkstum vorgedrungen zu sein; ja es scheint, daß Polen sogar noch einmal einen verstärkten Einschlag westischer Rasse zeigt.

[1] Die Ungarn sind ein Volk ursprünglich mongolischer Rasse, das aber seit seiner Ansiedlung innerhalb seiner heutigen Gebiete, also seit dem 9. Jahrhundert, sein leibliches Bild sehr verwandelt hat durch Aufnahme europäischen (ostischen, dinarischen und nordischen) Blutes. Ihre uralaltaische (mongolische) Sprache haben aber die Ungarn bewahrt.

[2] Die Bulgaren waren ursprünglich wie die Ungarn ein Volk mongolischer (innerasiatischer) Herkunft. Im Aussehen des Volkes scheint diese Herkunft auch heute noch deutlicher wahrnehmbar zu sein als bei den Ungarn. Doch haben die Bulgaren seit ihrer Ansiedlung im 5. Jahrhundert nicht nur sehr viel

Ein Gebiet innerhalb des großrussischen Volkstums ist besonders zu erwähnen, ein Gebiet kleingewachsener, mittelschädliger, dunkelhaariger, braunäugiger Menschen südlich und südöstlich von Moskau in den Bezirken Rjäsan und Tambow. Soll man bei diesen als „urfinnisch" bezeichneten Menschen an einen Einschlag der Westrasse denken? Zum Rassenbild der Westrasse stimmt es indessen nicht, daß diese „Urfinnen"

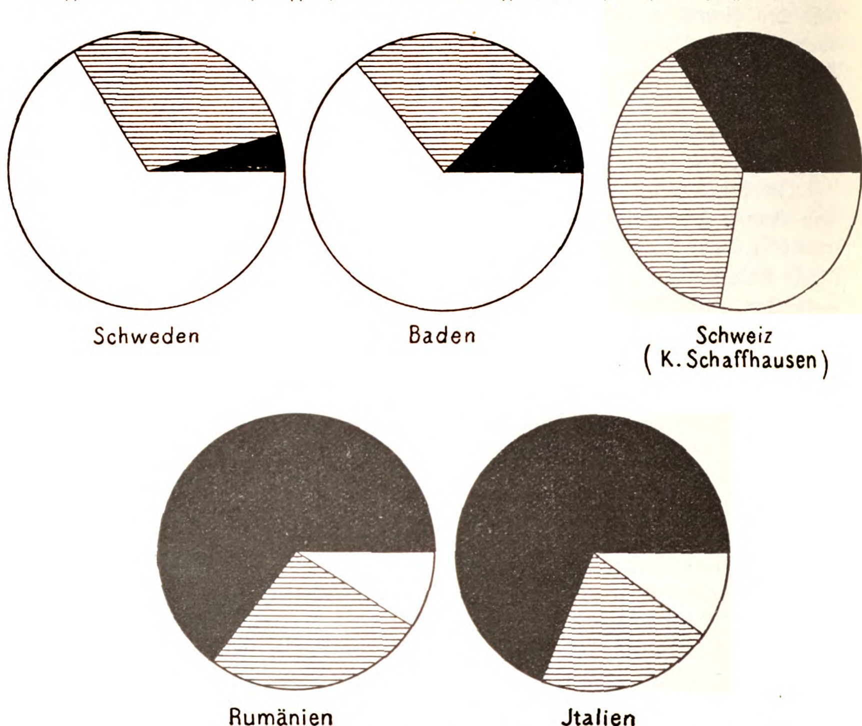


Abb. 293. Verteilung der Augenfarbe in verschiedenen europäischen Ländern (hell, mittel, dunkel). (Nach Martin, Lehrbuch der Anthropologie.)

Man sieht, daß weniger nichtnordisches Blut nach Nordeuropa gedrungen ist als nordisches Blut (zuletzt durch die germanische Völkerwanderung [vergl. 19. Abschnitt]) nach Südeuropa.

flache und breite Stirnen und schräg nach außen gerichtete Jochbeinflächen haben. Diese Merkmale würden schon wieder an „asiatische" Züge erinnern. Sehr auffällig aber ist in dieser Gegend die ausgesprochene Mittelschädligkeit (Längenbreitenzahl am Kopf 76—79), die in dieser kurzschädligen Umgebung auf die Zumischung einer langschädligen Rasse

---

europäisches Blut aufgenommen, sondern auch (seit dem 10. Jahrhundert) eine slawische (also indogermanische) Sprache übernommen. — Die Türken, ebenfalls ein ursprünglich mongolisches Volk, sprechen auch noch eine uralaltaische Sprache, sind aber leiblich durch die Aufnahme besonders vielen vorderasiatischen Blutes ein von mongolischen Völkern sehr verschiedenes Volk geworden.

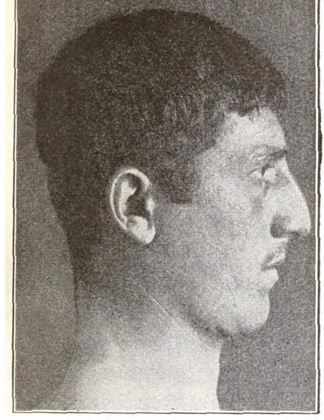
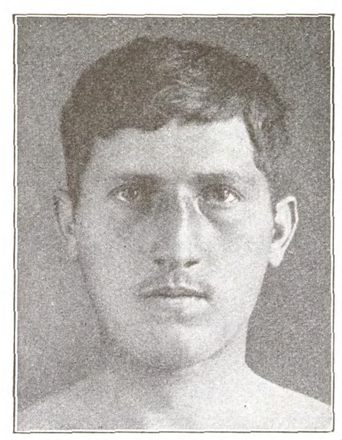
294 a   294 b

Abb. 294 a, b. Georgier (Imeretiner) aus dem Kreis Kutais. Nordisch-vorderasiatisch.
Nach Weninger K: 83,24; G: 88,89. (Aufn.: Anthropol. Institut, Wien.)

schließen läßt. Mittel- und langschädlig sind aber auch jenseits des Urals die Stämme der Wogulen und ihre Nachbarn, Stämme, die ural-altaische Sprachen sprechen. Hier bestehen sicher Zusammenhänge; ob aber auch Zusammenhänge mit der Westrasse? Es fehlt die Verarbeitung der Forschungen über die Wuchsverhältnisse, ebenso über das Haargespinst und die Gesichtsform; so wird man, ehe man sich entscheidet oder gar Folgerungen zieht, erst eine eingehende Darstellung der Rassenverhältnisse des europäischen Ostens abwarten müssen. — Im europäischen Osten und Südosten fallen als stärker nordisch untermischt noch auf: das Südende des Gebiets der Rokitnosümpfe, ein Gebiet um Jekaterinoslaw, der Süden und Südwesten des albanischen Sprachgebiets, ein Gebiet nördlich der Donau bei Rahova.

Im Kaukasus, diesem im großen und ganzen von der vorderasiatischen Rasse besiedelten Gebiet, treffen sich europäische und asiatische Menschenarten. Das Gebiet der Osseten fällt durch größere Körperhöhe und durch einen merklichen Beisatz von Blonden und Helläugigen auf. Da die Osseten eine indogermanische (der germanischen Sprachgruppe besonders nahestehende?) Sprache sprechen, ist das Vorkommen nordrassischer Züge unter ihnen nicht auffällig. Auffällig viel, etwa 60%, Helläugige und Hellhaarige finden sich ferner unter den langschädligen Kurden der Gegend von Karakusch und Nimrud-Dag. Auch die kurdische Sprache ist ja indogermanisch, d. h. übermittelt durch Menschen nordischer Rasse.

Die vier europäischen Rassen finden sich in Beimischung auch außerhalb Europas, zunächst einmal überall da, wo europäische Staaten Kolonien angelegt haben oder Auswanderer abgegeben haben, so vor allem in Amerika. In Afrika finden sich vor allem noch größere Gebiete, die von der europäischen Westrasse besiedelt sind. Dazu gehört der Nordrand Afrikas von Ägypten bis Marokko und über Marokko noch an der Küste

entlang ein Stück südwärts und hinüberreichend auf die westafrikanischen Inseln, wo sich aber überall Einschläge orientalischen, negerischen und (vor allem in Marokko) vorderasiatischen Blutes zeigen. Die europäische Westrasse scheint ferner auch ein Stück nilaufwärts gedrungen zu sein. In der Blutmischung Ägyptens ist sie allerdings schwer abzugrenzen gegenüber Einschlägen der orientalischen und hamitischen Rasse.

17. Umwelteinflüsse, Vererbungserscheinungen. Der Mischling, die Mischungen.

Bei Betrachtung der Rassenkarte Deutschlands und der des Abendlandes fällt es immer wieder auf, daß die wirtlichen und fruchtbaren Gebiete, vor allem die fruchtbaren Ebenen, im allgemeinen immer nordisch oder vorwiegend nordisch besiedelt sind, daß andererseits unwirtlichere Gebirgsgegenden, Moorgegenden und unwirtliche Waldgegenden immer wieder ostisch oder vorwiegend ostisch besiedelt sind. Da, wo einmal ostische Siedlungen in die Ebene hinunterreichen oder im ebenen Land liegen, wie z. B. die Siedlungen der Ostrasse in dem französischen Gebiet, das von den Höhen des Morvan aus gegen Orléans hinreicht oder die vorwiegend ostrassischen Siedlungen in den mittelländischen Grafschaften Englands (vgl. S. 214 und S. 219) — auch da, wo also die Ostrasse einmal die Ebene innehat, zeigt sich immer, daß diese ostisch besiedelten Gebiete zugleich solche Gebiete sind, die früher von einem undurchdringlichen Wald bestanden waren. Die Beobachtung führt dazu, alle ostrassischen Gebiete entweder als unbegehrte, weil unwirtliche Gebiete, oder als Zufluchtsgebiete zu erkennen; darüber der 18. und 19. Abschnitt.

Es hat nun eine Forschungsrichtung gegeben — ihre Zeit liegt nicht weit zurück, sie gehörte zur allgemeineren Herrschaft der für das 19. Jahrhundert so bezeichnenden Umweltlehren (Milieutheorien) und wurde unterstützt auch durch den Glauben an eine Vererbung erworbener Eigenschaften —, die den Bau des Körpers und all seiner Teile für abhängig hielt von Umwelteinflüssen: das Wohnen im Gebirge sollte runde Schädel hervorbringen, sollte auch gelegentlich eine Aufhellung der Haare, eine gewisse Bleichung, hervorbringen. Die geringe Ernährung sollte eine geringe Körperhöhe bedingen, der südlichere Wohnort eine dunklere Haut. Reitervölker sollten Kurzschädel bekommen, Ackerbauvölker Langschädel. Die Schädelform sollte schließlich willkürlich veränderlich sein. Auch war man auf die Tatsache gestoßen, daß vor allem in Süddeutschland und in Frankreich seit dem frühen Mittelalter die Kurzschädel immer mehr zugenommen haben und erklärte dies damit, daß die höhere Bildung eines Volkes kürzere Schädelformen schaffe.

All solchen Erklärungen liegen wirkliche Beobachtungen zugrunde, die aber jedesmal falsch gedeutet wurden. Folgerichtig hätte man die stärkere Langschädligkeit der höheren Stände in Mittel- und Nordeuropa entweder mit Bildung oder mit Besitz und besseren Speisen erklären müssen; aber dem wäre die andere Mißdeutung entgegengestanden, welche

Kurzschädligkeit als Bildungserwerbung ansah. Erklärungen wurden versucht, wie der oder jener Muskel des Kopfes, der beim Bergsteigen besonders angestrengt werde, den Kopf aus der Langform in die Rundform ziehen müsse, wie Gebirgsaufenthalt auf das Haar bleichend einwirken müsse usw. Die Deutungen bekämpften sich hin und wieder gegenseitig: es gibt auch eine Erklärung dafür, daß das Haar am Hinterkopf dunkler sei, welche die Gebirgsbestrahlung zuhilfe nimmt. Wie es Sprachwissenschafter gab und gibt, welche Lautverschiebungen daraus erklären wollen, daß das betreffende Volk zur Zeit seines Lautwandels im Gebirge gelebt habe, so mußten auch für die seelischen Eigenschaften der Rassen, ihre größere oder geringere Freundlichkeit, ihre größere oder geringere Beweglichkeit, die Umwelt und schließlich sogar die Nahrung herhalten. „Schreibt dies alles einer Verschiedenheit des Essens zu, wenn es euch so gefällt, wie Buckle es getan hätte; leitet die erregbare Veranlagung von Kartoffeln ab, die ruhige von Ochsenfleisch oder findet irgend einen anderen Ausweg: der Gegensatz besteht.“ So schreibt Ripley bei Betrachtung der in England beobachteten seelischen Unterschiede der einzelnen Rassen.

In ihrer äußersten Ausprägung nähert sich diese Fehlforschung der Annahme, man könne aus allem alles machen. Da Europäer — indessen nicht die nordrassischen — in Ägypten bisweilen braun wie Ägypter werden, da Neger in Europa ein klein wenig heller werden, schließt diese Art Forschung auf eine unmittelbare Wirkung des Sonnenlichts bei der Bildung der Hautfarbe verschiedener Rassen und verschiedener Menschen. All diese Annahmen sind falsch. „Die Anschauung, daß die Hautfärbung der einzelnen Menschenrassen direkt durch die Sonnenbestrahlung hervorgerufen sei, ist nicht mehr haltbar“ [1]). Chinesen sind ebenso gelb oder nur wenig dunkler gelb in den Tropen wie im Norden Asiens, sind ebenso groß im Gebirge wie in der Ebene. Daß bei den dunklen europäischen Rassen die dunkelsten Grade der Hautfärbung oft und besonders in Nordeuropa nicht erreicht werden, ist dargestellt worden (vgl. S. 54). Wie bei der Hautfarbe hat sich die Erbfestigkeit bei allen anderen Merkmalen ergeben. Eine Rasse wird in ihrem Erbbild durch Umwelteinflüsse kaum berührt. Sie kann verändert werden nur durch eine Änderung in der Richtung der Auslese, der Zuchtwahl. Sie kann schließlich durch völlige Vermischung mit anderen Rassen ihr Rassenbild gleichsam verwischen lassen; auffindbar wird es immer noch sein; denn Mischrassen gibt es nicht, es gibt zwischen zwei oder mehreren Rassen nur größere oder kleinere Gruppen von Mischlingen, über welche die Vererbung die Merkmale der beiden Elternrassen — für den ersten Blick scheinbar wahllos — zerstreut. Wären die verschiedenen Rassenmerkmale: Körperhöhe, Schädelform, Wuchsverhältnisse, Farben usw. nicht in so hohem Maße vererblich, so wäre in Europa schon längst ein Ausgleich aller Merkmale der vier europäischen Rassen zustande gekommen; ein mittlerer Wuchs, eine mittlere Schädelform, mittlere Farben usw. würden allgemein

[1]) Martin, Lehrbuch der Anthropologie. 1914.

herrschen; Europa wäre schon längst von einer ungeschiedenen, durchaus gleichen Menschenmasse bewohnt.

Man sieht aus diesen Ausführungen zweierlei: Umweltlehren führen notwendig zu Widersprüchen und: ein Urteil in Rassefragen ist nur dem möglich, der die Vererbungsgesetze kennt.

Umweltlehren führen notwendig zu Widersprüchen. — Es heißt, je höher die Gebirgslage, desto kürzer seien die Schädel. Wie sind da die längeren Schädel im hochgelegenen Isel-, Kalser- und Tauerntal und im hochgelegenen Zillertal zu erklären, wie die des nördlichen Apennins? Es heißt, ein ärmlicher Boden und ärmlichere Lebensverhältnisse bedingten eine kleiner gewachsene Bevölkerung. Wie sind da die vorwiegend nordischen Menschen des kargen Odenwalds zu verstehen? Wie die Menschen der armen Hausindustrieorte im kalkarmen Gebiet des Harzes? Wie sind die höhergewachsenen und langschädligeren Gebirgsbewohner Norwegens zu erklären im Gegensatz zu den kleineren und kurzschädligeren Küstenbewohnern? Wie wäre überhaupt der höhere Wuchs Norddeutschlands mit seinem kärglicheren Boden zu verstehen? Wie die verhältnismäßig stärkere Kurzschädligkeit des inneren Böhmens im Gegensatz zu der größeren Langschädligkeit der Gebirgsbewohner der nordöstlichen Grenzbezirke? Wenn der Süden dunkelt, müßten die blonden, helläugigen Menschen unter den Berbern und Kabylen längst dunkel geworden sein. Wenn Bildungsmehrung den Schädel rundet, müßten England und wohl auch Spanien kurzschädlig geworden sein.

Diese Beispiele sind nun fast nur europäischen Verhältnissen entnommen. Ganz widersinnig werden die Behauptungen der Umweltlehren, wenn man sie mit den Rassenverhältnissen aller Erdgebiete vergleicht, wo hoher und niederer Wuchs, kurze und lange Schädel, hellere und dunklere Farben, zusammen mit den verschiedensten Umwelten vorkommen, zusammen mit Gebirgslage hier, dort mit Ebenensiedlung, hier mit guten Lebensbedingungen, dort mit ärmlichen, hier mit mehr, dort mit weniger „Bildung". Es versteht sich, daß die Umwelt gewisse Einflüsse ausüben kann, Einflüsse indessen, die immer nur das Erscheinungsbild eines Menschen oder einer Menschengruppe abwandeln, niemals aber — mit Ausnahme einiger Fälle — das Erbbild. Durch kärgliche Nahrung mag ein nordischer Mensch klein bleiben. Man beobachtet oft beim Heereseintritt — vor allem in Italien ist dies festgestellt worden —, daß junge Leute aus ärmeren Gebieten oder aus ärmeren Volksschichten kleiner sind als andere Heerespflichtige, daß aber eben diese mindergenährten Soldaten innerhalb ihrer Dienstzeit unter Umständen mehr wachsen als die andern. Unter Umständen — denn man beobachtet in solchen Fällen zugleich einen eigentümlichen, sehr bezeichnenden Unterschied: die Wachstumszunahme während der Dienstjahre ist in Norditalien größer als in Süditalien, in Baden größer als in Norditalien, in Schweden größer als in Baden. Das nordische Blut erscheint in solchen Untersuchungen sehr deutlich.

Auch ein durch Unterernährung dauernd kleingebliebener nordischer Mensch wird seinen Nachkommen den hohen Wuchs der Nordrasse über-

erben. Auch viele, durch schlechte Lebensbedingungen im Wuchs zurückgebliebene nordische Menschen vermögen das Erbbild der Rasse nicht zu wandeln. Auch viele Kinder, denen etwa zu enge Kinderhäubchen oder eine harte Lagerung in der Wiege die Kopfform bis zu einem gewissen Grad umgestaltet haben, vermögen das Erbbild ihrer Rasse nicht zu beeinflussen. Die Formbarkeit des weichen Kindesschädels — man kann unter Umständen im frühesten Alter aus Langschädeln Kurzschädel formen und umgekehrt — diese Formbarkeit beweist nichts gegen das Bestehen reiner

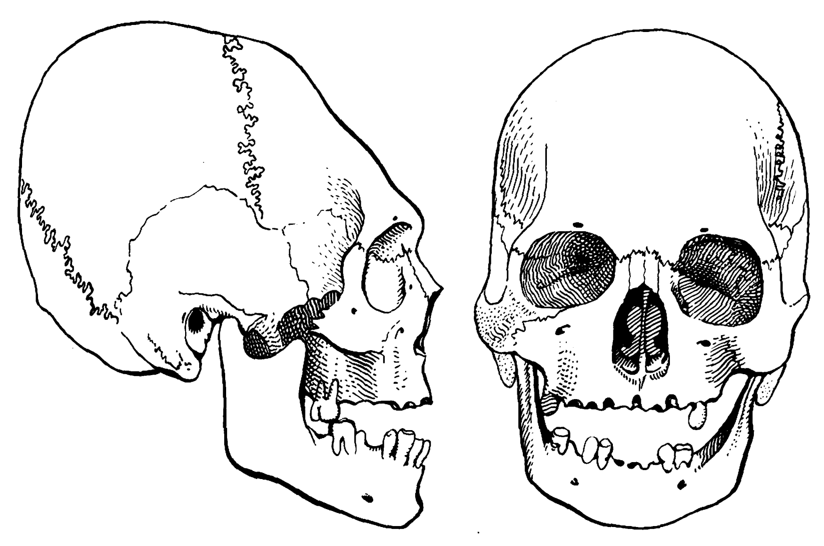


Abb. 295. Künstlich umgeformter (deformierter) vorgeschichtlicher Schädel aus der Schweiz, vermutlich vorwiegend dinarisch. — Oder sollten sich bei der dinarischen Rasse gelegentlich Schädel mit stark zurückweichender Stirn finden? (Vgl. z. B. Abb. 220 a, b.) (Nach His-Rütimeyer, Crania helvetica).

Rassenbilder. Verändert ist damit nur das Erscheinungsbild eines Menschen oder einer Gruppe von Menschen, nicht aber ihr Erbbild. Schädelumbildungen sind bei vielen Völkern üblich und üblich gewesen. Aber da Geschlecht auf Geschlecht sie üben mußte, muß das Erbbild einer Rasse, wo nicht etwa die Auslese sich in bestimmter Richtung ändert, außerhalb menschlicher Willkür liegen. Es hieße ungeheuerliche Möglichkeiten der Vererbung erworbener Eigenschaften annehmen, wollte man Schädelformen als unsichere Rassenmerkmale bezeichnen. Je mehr die Forschung sich erweitert, desto mehr erkennt sie die hohe Erbfestigkeit aller rassischen Eigenschaften. Auch Umbildungen etwa der Schädelform durch Krankheit sind nur erscheinungsbildliche Wandlungen. Durch Rachitis z. B. wird die Schädelform bei Kindern oft zur Kurzform umgewandelt und erhält sich dann so. So sind z. B. die mittel- oder kurzschädligen Kopfformen Kants, Menzels und Wagners als Krankheitsumbildungen erklärt worden und Röse nimmt an, daß in gewissen Teilen Sachsens die

Längenbreitenzahl des Schädels durch häufig vorkommende Rachitis zeitweise erhöht ist und dadurch einen geringeren nordischen Einschlag in der Bevölkerung annehmen läßt. Indessen, auch ein durch Rachitis kurzköpfig gewordener Mensch nordischer Rasse wird immer wieder von sich aus die Anlage zur Langform des Schädels seinen Nachkommen vererben.

So weisen all diese Tatsachen immer wieder auf die Gesetze der Vererbung hin, und es läßt sich auch in diesem Buch nicht auskommen, ohne einige Haupttatsachen der Vererbungslehre anzuführen. Von den ebenbetrachteten Erscheinungen aus stellt sich die Erkenntnis und Unterscheidung der Begriffe Erbbild (Idiotypus) und Erscheinungsbild (Phänotypus)[1]) als das wichtigste dar. Nicht ohne weiteres darf man nämlich aus der Erscheinung eines Menschen — aus seinem Erscheinungsbild — auf die Eigenschaften schließen, die er im Erbgang der Geschlechter von seinen Vorfahren erhalten hat und auf seine Nachkommen überträgt. Die Erscheinung eines Menschen mag ein Hinweis sein auf seine rassische Zugehörigkeit, ein voller Ausweis ist sie nicht. Das folgt aus den Tatsachen der Vererbungslehre:

„Diese zeigt, daß die Keimmasse der Geschlechtszellen außerordentlich beständig, von den Einflüssen der Umwelt auf den Körper nicht nachweisbar abhängig ist. Die Erbmasse, das Erbplasma, zieht, immer wieder in einzelne Teile aufgespalten, seine zusammenhängenden Bahnen durch die Geschlechter. Der Körper ist in gewissem Sinne jeweils nur ein Anhängsel der Erbmasse. Der Mensch besitzt ein Erbbild, das ist die Summe aller ererbten Anlagen, die oft im Verborgenen bestehen, und ein Erscheinungsbild, das Bild seiner äußeren vergänglichen durch die Umwelt beeinflußten Eigenschaften“[2]).

Erscheinungsbildlich mag ein Mensch durch schlechte Ernährung in seinem Wuchs gehemmt werden: sein Erbbild bleibt bestehen. Erscheinungsbildlich mag der Schädel eines Menschen willkürlich oder durch Krankheit umgeformt werden: vererben wird er, wenn er selbst reinrassig ist, immer nur die Anlage zu der Schädelform, die zum Bild seiner Rasse gehört. Daraus folgt aber auch, daß man über das Erbbild eines Menschen eigentlich erst dann Bestimmtes aussagen kann, wenn man sein Geschlecht kennt, seine Vorfahren und seine Nachkommenschaft. Weiter folgt daraus, daß Menschen sehr wohl erscheinungsbildlich übereinstimmen können, die in ihrem Erbbild verschieden sind, oder umgekehrt, daß erscheinungsbildlich verschiedene Menschen im Erbbild gleich sein können. Es folgt daraus ferner, „daß der Wert des Einzelwesens als solchen von seinem Wert als Zeuger verschieden ist“[3]).

Man müßte hier, um diese Vererbungsgesetze auch nur hinlänglich darzulegen, weitere Ausführungen machen. Dieses Buch muß sich darauf beschränken, die Ergebnisse der Vererbungsforschung einfach in der An-

[1]) Die sehr guten Verdeutschungen stammen von Lenz.

[2]) Kuhn, Gedenke, daß du ein deutscher Ahnher bist. Festrede der technischen Hochschule Dresden, 1920.

[3]) Siemens, Grundzüge der Rassenhygiene. 2. Aufl. 1923.

wendung auf die betrachteten Rassenverhältnisse Deutschlands und ohne weitere Erläuterung anzuführen. Hingewiesen sei aber an dieser Stelle auf die ebengenannte, zur Einführung sehr geeignete „für Gebildete aller Berufe" geschriebene Darlegung der Vererbungsgesetze von H. W. Siemens.

Nur die Kenntnis der Vererbungsgesetze bewahrt davor, in den rassischen Merkmalen eines Körpers Zufallsgebilde zu sehen oder umwelterzeugte Wandlungen anzunehmen. Nur die Kenntnis der Vererbungsgesetze bewahrt den Betrachter vor der Verwirrung durch das scheinbar unentwirrbare Durcheinander der europäischen Rassenmischungen. Die Kenntnis dieser Gesetze macht einerseits sehr mißtrauisch gegen alle Behauptungen einer Vererbung erworbener Eigenschaften und gibt andererseits einzig ein Verständnis für die Tatsache, daß die Rassenbilder der europäischen Rassen — nur von der dinarischen sind vorgeschichtliche Funde bis jetzt nicht eingehend beschrieben worden — mindestens seit der Jungsteinzeit (Neolithikum) unverändert feststehen. Die Vererbungsgesetze allein erklären es, warum in Europa nicht längst ein Ausgleich aller Rassengegensätze stattgefunden hat, warum nicht längst das Mittel aller vorhandenen Merkmale gleichmäßig über alle europäische Menschen verteilt ist. Die Untersuchungen Eugen Fischers an den Rehobother Bastards [1]) haben ergeben, daß es Mischrassen überhaupt nicht gibt. — Die meisten, die über solche Dinge nicht tiefer nachdenken, nehmen an, es bilde sich bei der Mischung zweier Rassen eine „Mischrasse", die von jeder der beiden Elternrassen gleichviel beziehe; bei der Mischung einer großen, blonden, langschädligen und schmalnäsigen Rasse mit einer kleinen schwarzen, kurzschädligen und breitnäsigen Rasse bilde sich eine mittelgroße, braune, mittelschädlige und mittelnäsige Rasse, die ebenso auch einen mittleren Ausgleich der seelischen Eigenschaften herstelle. So las ich z. B., die dinarische Rasse sei „eine rassenhaft gewordene Mischung" zwischen nordischer und ostischer Rasse. So etwas ist unmöglich. All solche Vorstellungen des Bestehens von Mischrassen sind gründlich falsch. „Zunächst sieht man bei typischen nachweisbaren Mischungen zweier verschiedener Rassen, daß die Mischbevölkerung nicht eine Schädelform besitzt, deren Längenbreiten-Index um *einen* Mittelwert schwankt, sondern die Variationskurve bleibt zweigipflig, die *beiden* alten Mittelwerte lassen sich noch erkennen" [2]). Es gibt zwischen zwei Rassen Mischlinge; Mischrassen, d. h. also Menschengruppen, in denen eine bestimmte Zusammenstellung aus den Merkmalen zweier oder mehrerer Rassen so erblich wird, daß diese artgleich gewordenen Menschengruppen fortan immer nur ihresgleichen zeugen, gibt es nicht oder nur unter besonderen, gleich zu erwähnenden Verhältnissen. Selbst, wenn zwei Rassen sich so gründlich mischten, daß reinrassige Menschen der einen oder beider Rassen kaum noch aufzufinden wären, selbst dann stellt sich keine Mischrasse her, auch nicht in langen Zeiträumen. Selbst dann bietet eine solche Bevölkerung ein wirres Durcheinander aller Merkmale: den Wuchs der einen Rasse im

[1]) Fischer, Die Rehobother Bastards und das Bastardierungsproblem beim Menschen. 1913.

[2]) Fischer in Baur-Fischer-Lenz, Grundriß I, 1923.

gleichen Menschen verbunden mit der Schädelform der anderen, die Hautfarbe der einen Rasse verbunden mit der Augenfarbe der andern, die Haarfarbe der einen verbunden mit dem Haargespinst der andern, daneben wirkliche mittlere Ausgleiche und dies alles so verteilt, daß die Kinder die einzelnen Merkmale anders zusammengestellt mit sich tragen als die Eltern, das eine Kind anders als das andere usw.

Nur, wie betont, durch besondere Verhältnisse ist die langsame Herausgestaltung einer neuen Rasse aus der Mischung zweier oder mehrerer Rassen möglich. Fischer erwähnt diese Möglichkeit: „Neuentstehung von Rassen kann allein durch Kreuzung niemals vorkommen. Die Kreuzung kann nur neue Kombinationen schaffen, ohne daß allein durch die Kreuzung die alten Merkmale verschwinden würden. Das Verschwinden des Alten und das wirkliche Schaffen von Neuem kann nur durch Auslese erfolgen. Es können also die neuen Kombinationen so ausgelesen und ausgemerzt werden, daß alle Träger bestimmter Eigenschaften verschwinden und sämtliche Träger bestimmte neue Kombinationen aufweisen. Dann ist eine neue Rasse infolge einer Mischung entstanden, die bewirkenden Faktoren selbst waren Auslese und Ausmerze“ [1]). Die Möglichkeit der Entstehung einer neuen Rasse durch Mischung würde aber eine Abschließung der betreffenden Menschenart auf einen großen Zeitabschnitt fordern, dazu eben die Einhaltung der gleichen Züchtungs- und Ausleserichtung für diesen ganzen Zeitabschnitt: immer müßten in der Fortzeugung der betreffenden Menschenart die Träger einer bestimmten neuen aus zwei oder mehr Rassen entnommenen Merkmalzusammenstellung besonders bevorzugt werden, so daß eben fortwährend eine „Auslese“ solcher Menschen stattfände, währenddem zugleich fortwährend die Träger aller anderen möglichen Merkmalzusammenstellungen durch „Ausmerze“ aus dem Erbgang der betreffenden Menschengruppe entfernt würden. — Es mag in allen Erdgebieten bei der Mischung der Rassen immer wieder einmal in einer mischrassigen Menschengruppe durch Auslese und Ausmerze zur Anbahnung einer neuen Rasse gekommen sein und kommen [2]). Aber fast in allen solchen Fällen wird wohl die Ausleserichtung und Züchtungsrichtung sich nach längerer Zeit ändern und wieder ändern, und fast in keinem Gebiet der Erde ist es einer Menschengruppe möglich, für längere Zeitabschnitte so abgeschlossen zu leben, daß nicht immer wieder neuhinzukommendes Blut Wandlungen bringt. Daher ist die Anschauung Ripleys unhaltbar, die Durcheinandermischung in Europa werde zu einer Art europäischer Rasse und so durch die gleichmäßige Verteilung der vorhandenen Merkmale aller europäischen Rassen über ganz Europa schließlich auch zum europäischen Frieden führen, da dann alle Gegensätze ausgeglichen sein würden. Ebenso unhaltbar wie diese Annahme ist die andere Annahme, es werde sich aus der Rassenmischung des deutschen Sprachgebiets allmählich eine

---

[1]) Baur-Fischer-Lenz, Grundriß I, 1923.

[2]) Durch solche Verhältnisse mögen sich innerhalb gemischter Bevölkerungen die in einzelnen Gegenden verhältnismäßig häufiger auftretenden Kreuzungszusammenstellungen zeitweilig herausbilden, die man dann als Stammes- oder Volksmerkmale empfindet (vgl. S. 212).

„deutsche Rasse" herausbilden. Man könnte sich aber sehr wohl vorstellen, daß in vorgeschichtlicher Zeit mischrassige Menschengruppen endlich durch längere Zeiträume hindurch bei bestimmter Ausleserichtung abgeschlossen gelebt hätten[1]). Für die geschichtliche Zeit und für die in diesem Buch betrachteten Zusammenhänge nehme ich nur beim Judentum die Anbahnung — nicht mehr als eine Anbahnung — einer Neuentstehung aus Mischung an; hierüber der Anhangsabschnitt.



Abb. 296. Nordisch-ostische und ostisch-nordische Kinder des gleichen Elternpaars. Aus einer deutschen Geburtenanzeige „Hurra, wir haben wieder ein Brüderchen".

Man sieht: nur unter besonderen Bedingungen kann sich durch Rassenmischung eine neue Rasse herausbilden. Wo nicht durch längere Zeitabschnitte hindurch Auslese und Ausmerze immer in gleicher Richtung gewirkt haben, da bleiben der Forschung auch im buntesten Durcheinander die einzelnen Rassen erkennbar. Der aufmerksame Forscher würde noch aus der gründlichsten Vermischung die Bilder der die Vermischung bedingenden Rassen erkennen können, selbst dann, wenn die Entmischungsvorgänge, welche nachgewiesen sind, nicht stattfänden.

„Das alles erklärt auch manchen Befund an den Schädelformen, wie wir sie etwa an der Bevölkerung Deutschlands finden, wo all die Mischungen der Völkerwanderung und seitdem bis heute nicht etwa eine mittlere Schädelform erzeugt haben, vielmehr stets wieder die alten Formen ‚herausmendeln'"[2]). — Die Erzeugung einer „deutschen Rasse" ist keine Möglichkeit der deutschen Zukunft.

Betrachtet man die deutschen Rassenverhältnisse, nachdem man sich über Vererbungsfragen unterrichtet hat, so erklärt sich die Buntheit des Menschenbildes: die meisten Deutschen, wie überhaupt die meisten Menschen in Europa, sind Mischlinge. Sie haben eine andere Zusammenstellung von Merkmalen als ihre Väter und Mütter, sie sind — um wieder Ausdrücke der Vererbungslehre zu gebrauchen — nicht reinerbig, sondern

[1]) Einige Forscher nehmen dies z. B. für die hamitische Rasse an, die sie sich aus einer orientalisch-negerischen Mischung entstanden denken.

[2]) Fischer in Baur-Fischer-Lenz, Grundriß I, 1923.

spalterbig. Die Merkmale der Elternrassen in einem Mischling spalten sich in der Fortzeugung immer wieder auf, können sich immer wieder anders verteilen; die einzelnen Merkmale irren gleichsam im Erbgang umher, sie gehören nicht zusammen, sind nicht zu einem bestimmten Rassenbild verbunden, kommen nie zur Beständigkeit innerhalb eines klaren Bildes. Es mag vorkommen, daß ein Kind, das von zwei mischblütigen und spalterbigen Eltern stammt, seine Merkmale aus dem Blut beider Eltern gleichsam wieder zu einem bestimmten Rassenbild zusammenstellt: dann ist eine Entmischung vor sich gegangen.



Abb. 297. Sachsen. Großvater (Vater der Frau) und Enkel anscheinend nordischer als die Eltern der Kinder.

So betrachtet, ergibt sich aber ein minder vielfältiges Bild als die deutschen Rassenverhältnisse und -mischungen es in Wirklichkeit bieten. Die meisten Deutschen sind ja nicht Mischlinge aus einer Kreuzung zweier verschiedenrassiger, aber beiderseits reinrassiger Eltern, sondern Mischlinge, die selbst wieder von Mischlingen abstammen. Die Spalterbigkeit der meisten Europäer ist also vielspältig. Die meisten Europäer können über die Wahrscheinlichkeit, wie ihre Kinder aussehen werden, wenig aussagen. Nur innerhalb fast rassenreiner Geschlechter kommen auffällige Geschwisterähnlichkeiten häufig vor. In den meisten europäischen Familien aber, die außerhalb jener vier Gebiete reinster Rasse wohnen, zeigen sich starke Unterschiede: Geschwister mögen von der Nordrasse bis zur Ostrasse alle Abwandlungen zeigen, ein Kind also z. B. nordisch, ein anderes ostisch, andere mit nordischem Wuchs und ostischem Kopf, mit nordischem Auge und ostischem Haar, mit ostischer Haarfarbe, aber nordischem Haargespinst usw. Es mag vorkommen, daß vorwiegend nordische Eltern ein vorwiegend ostisches Kind haben, vorwiegend ostische Eltern ein vorwiegend nordisches Kind. So mag sich noch spät in einem reinrassig aussehenden Geschlecht eine frühere Kreuzung verraten. Bekannt ist ja, wie hin und

wieder in nicht-jüdischen Ehen ein jüdisch-aussehendes Kind zur Welt kommt. An Ehebruch braucht nicht jedesmal gedacht zu werden; der Vater oder die Mutter des Kindes hat Erbteile mit sich getragen, wie sie für Juden kennzeichnend sind, sie aber an sich selbst im Erscheinungsbild überdeckt. Die früher geschehene Kreuzung zeigt sich wieder an, eine vorher verborgen gebliebene Erbanlage ist wieder zum Vorschein gekommen.

Die Erbanlage und damit die durch sie bedingten körperlichen Merkmale verhalten sich im Erbvorgang nicht alle gleich: man spricht von überdeckenden (dominanten) Erbanlagen und von überdeckbaren (rezessiven). Aber bis heute ist verhältnismäßig wenig über das Verhalten der Rassenmerkmale in der Vererbung festgestellt worden. Man weiß z. B., daß das durch Negerblut bedingte Kraushaar sich überdeckend (dominant) verhält gegenüber dem (somit überdeckbaren) geraden Haar von Europäern. Das straffe mongolische (innerasiatische) Haar scheint sich überdeckend zu verhalten gegenüber dem weicheren und weichen Haar europäischer Rassen (?). In Europa verhält sich das dunkle Haar überdeckend gegenüber hellem, die dunkle Hautfarbe gegenüber der hellen, die braune Augenfarbe gegenüber der blonden, wahrscheinlich die Kurzköpfigkeit (die dinarische und die ostische oder nur eine von beiden?) gegenüber der Langköpfigkeit, die Schmalgesichtigkeit (die nordische und die dinarische oder nur eine von beiden?) über die Breitgesichtigkeit. Demnach ist im Erbe der Bevölkerungen Europas stärker, als der Augenschein zeigt, vertreten: die Anlage zu geradem, die zu weichem (?) und die zu hellem Haar, die Anlage zu heller Augen- und Hautfarbe, die zu Langköpfigkeit und die zu Breitgesichtigkeit. Möchte man also im Falle eines mischrassigen Menschen ermessen, wie groß der Blutanteil einer bestimmten Rasse ist, an der dieser Mensch teilhat, so werden in der Betrachtung der bei ihm vorhandenen Merkmale der ins Auge gefaßten Rasse die Merkmale, welche sich überdeckbar (rezessiv) verhalten, ein größeres Gewicht haben als die überdeckenden (dominanten) Merkmale. So wird z. B. beim Abschätzen eines vorhandenen erkennbaren nordischen Einschlags bei einem Menschen oder bei einem Volk das Schmalgesicht nicht so viel Gewicht haben wie der Langkopf. Im Erbe der Bevölkerungen Europas muß — entsprechend dem Verhalten einzelner Merkmale in der Vererbung — im ganzen eine gewisse stärkere Durchdringung mit nordischem Blut angenommen werden, als die rassenkundlichen Messungen und Feststellungen ergeben.

Die Begriffe überdeckend (dominant) und überdeckbar (rezessiv)[1]) der Vererbungslehre wären hier genau zu erörtern. Da aber zu einer gewissenhaften Erörterung mindestens ein neuer Abschnitt gehörte, muß es bei der eben ausgeführten Schilderung des erbmäßigen Verhaltens einiger Merkmale bleiben, zumal sich heute in bezug auf das erbmäßige Verhalten der Merkmale der europäischen Rassen noch verhältnismäßig so wenig sagen läßt.

Wenn Kinder reinrassig aussehender Eltern andere Merkmale zeigen

[1]) Die Verdeutschungen stammen von Lenz.

als ihre Eltern, so ist damit die Spalterbigkeit beider Eltern oder mindestens eines Elternteils erwiesen, so ist erwiesen, daß im Falle beider Eltern oder wenigstens eines Elternteils das Erbbild vom Erscheinungsbild verschieden war, daß also Erbanlagen einer anderen Rasse in diesem Falle überdeckt worden waren. Daher gehört zur Bestimmung des Begriffes „Rasse“ nicht nur die erscheinungsbildliche Gleichheit einer Menschengruppe, sondern vor allem ihre erbbildliche Übereinstimmung, nicht nur die Reinrassigkeit des Aussehens, sondern vor allem die Reinerbigkeit. Eine Rasse ist demnach eine gleichartige und gleicherbige Menschengruppe (vgl. S. 19). Daher Topinards Begriffsbestimmung: „La race est un type héréditaire.“

Bei einer reinen Rasse[1]) findet also dieses scheinbar regellose Weitererben der Merkmale, diese scheinbar wahllose Zusammenstellung der Merkmale zu widersprüchlichen Menschenbildern nicht statt; bei ihr besteht ein klarer Erbgang von Geschlecht zu Geschlecht; alle Teile, alle Merkmale sind gleichsam zur Dauer geordnet, in notwendige gegenseitige Bedingungen eingefügt. Das Bild ist unwidersprüchlich, ist deutlich und wandellos. — Dem muß die seelische Grundlage eines gesunden reinrassigen — oder ganz deutlich gesagt: reinrassig-reinerbigen — Menschen entsprechen. Sein Wesen ist ihm selbst und in sich selbst unwidersprüchlich und klarbeständig.

Anders der Mischling. Er gehört in Bezug auf diese Merkmale zur einen, in Bezug auf jene Merkmale zu einer andern Rasse. Er hat nicht als ganzer Mensch an einem einzigen Rassenbild teil; er hat an mindestens zwei Rassenbildern teil, die sich in seinen Körper teilen. Er ist z. B. in Bezug auf die Gestalt ostisch, in Bezug auf die Schädelform nordisch, in Bezug auf die Haarfarbe ostisch, auf das Haargespinst nordisch, in Bezug auf die Augenfarbe nordisch, auf die Hautfarbe ostisch, also: kurzgewachsen, langschädlig, mit dunklem, weichem Haar, blauen Augen und gelblich-bräunlicher Haut. Ebenso gehört er in seinen seelischen Eigenschaften teils zur einen, teils zur anderen Rasse und stellt so in seinem Wesen einen mehr oder minder widersprüchlichen Ausgleich dar. Wenn er sich selbst beobachtet, versteht er so öfters sich selbst nicht; er ist in sich gespalten und wirkt daher widersprüchlich und unbeständig.

Mit der Frage der Kreuzungen hängen zwei andere Fragen zusammen, die der körperlichen Häßlichkeit und die der sittlichen Schlechtigkeit. — Jede Rasse in sich nämlich ist irgendwie gestaltungsklar. Der reinrassige Mensch jeder Rasse ist körperlich so gebildet, daß jeder Körperteil und jeder Gesichtszug immer wieder Ausdruck eines und desselben Körperganzen sind. Jedes einzelne Merkmal scheint von der rassischen Anlage des ganzen Körpers her bedingt und als der Teil eines Ganzen eben von diesem Körperganzen her bestimmt und erklärt zu sein. Der reinrassige Mensch jeder Rasse kann schließlich als „schön“ bezeichnet werden: sein Körper

[1]) Dieser Ausdruck ist eigentlich überdeutlich: das Wort Rasse, wenn im Sinn dieses Buches gebraucht, genügt zur Bezeichnung schon; indessen dieser landläufige Ausdruck sei als ungefährlich hier einmal beibehalten.

und so auch sein seelisches Wesen ist einheitlich, und jeder Zug seines Körpers und seines Wesens weist auf die gleiche körperliche und seelische Anlage hin. Da jede einzelne Rasse, so lang sie selbständig lebt, ihr arteigenes Schönheitsbild aus ihrer Körperlichkeit schöpft und schöpfen muß, müßte man ebenso viele Schönheitsbilder erwarten wie Rassen, müßte jede Rasse sich selbst als die eigentlich „schöne" Rasse empfinden. In Wirklichkeit wird überall da: wo Rassen sich kreuzen, eine Störung des Schönheitsbildes auftreten und da, wo in einem Volkstum zwei oder mehr Rassen übereinander geschichtet sind, das Schönheitsbild der führenden Rasse das allgemeingeltende sein. An sich aber gibt es keine alleingeltende Schönheit: jeder Rasse kommt ihr eigenes, ihr arteigenes Schönheitsbild zu.

In Europa scheint mit Ausnahme der vorwiegend dinarischen Gebiete und vielleicht mit Ausnahme der vorwiegend westischen Gebiete nur der nordische oder doch vorwiegend nordische Mensch als „schön" zu gelten. Sehr auffällig und vielsagend ist die Tatsache, daß die Körperlichkeit der Ostrasse wohl überall in Europa als unschön oder minder schön gilt. Breite Gesichter, gedrungene Gestalten, kurze, flache Nasen gelten im allgemeinen als unschön, als grob, als unfein und zwar — das ist das Auffällige — auch in der Anschauung der breitgesichtigen, kurzgewachsenen, flachnäsigen Menschen selbst. Gäbe es so etwas wie eine selbständige Gesittung der Ostrasse oder ein Volkstum, in dem die Ostrasse die Anschauungen bestimmt und nach ihrer Art hin gerichtet hätte, so müßte es dort auch dahin gekommen sein, daß die Körpergestaltung der Ostrasse als „schön" und das seelische Wesen der Ostrasse als „gut" erkannt und als vorbildlich bezeichnet wären. Eigentlich gehört jeder Rasse ihr arteigenes Schönheitsbild; wenn die ostischen Menschen Europas schmale Gesichter und schlanke Gestalten als schön empfinden, so stehen sie unter der Herrschaft eines artfremden Schönheitsbildes.

Als schön gilt in Europa im allgemeinen nur der nordische und der westische Mensch, im dinarischen Gebiet der österreichischen Alpen — wie die sinnbildlichen Gestalten auf Denkmälern, Gemälden usw. zeigen — der dinarische Mensch oder eine gewisse nordisch-dinarische Mischung. Rassenkundlich betrachtet muß eigentlich jeder reinrassige Mensch als schön gelten. Er weist mit all seinen Merkmalen auf eine Gestaltungseinheit hin, auf einen klarbestehenden Plan. Anders der Mischling: er stellt, wie ausgeführt wurde, Merkmale der einen Rasse mit Merkmalen einer anderen Rasse oder mehrerer anderer Rassen zusammen. „Schon sehen wir in unseren Städten nur noch Menschen mit hellen Augen und dunklen Haaren und umgekehrt, lange Gesichter, verbunden mit runden Schädeln, Züge, welche eigentlich für andere Gesichter geschaffen scheinen, die Nasen zu kurz und die Mundspalten zu breit, das Kinn zu groß. Die Arme sind zu kurz für die Beine, oder die Beine zu lang für den Rumpf." So und noch schonungsloser schildert de Lapouge den Europäer der Gegenwart, den er dann dem Straßenhund, dem Köter, vergleicht[1]).

[1]) Revue d'Anthropologie, 1888.

Jede einzelne Rasse in sich ist schön, die Kreuzung aber stellt die einzelnen Merkmale zu widersprüchlichen Gebilden zusammen, zu Gebilden, deren eines Merkmal auf diesen, deren anderes Merkmal auf jenen Gestaltungsplan weist, zu Gebilden, die mit ihren einzelnen Teilen keiner Einheit gehören, sondern auseinanderstreben. So kann schon die Nasenform eine Kreuzung anzeigen: der Nasenrücken der einen Rasse verbunden mit der Nasenwurzel der andern, die Nasenspitze der einen mit dem Nasenrücken der andern, denn „die Untersuchung von Rassenkreuzungen hat ergeben, daß für die Nase mindestens vier selbständig sich vererbende Erbfaktoren anzunehmen sind. Der Nasenrücken und die Form der Nasenflügel, Nasenwurzel und Nasenspitze, können je getrennt vererbt werden" [1]. Im Mischlingskörper sind die einzelnen Merkmale gleichsam nur vorübergehend zusammengestellt und treten in der Vererbung auch tatsächlich immer wieder auseinander, können sich im Sohn anders anordnen als im Vater und kommen tatsächlich auch erst bei einer etwaigen Entmischung wieder zur Klarheit eines einheitlichen notwendigen Zusammenhangs. So wird körperliche Häßlichkeit, die nicht durch Krankheit bedingt ist, erst durch Kreuzung eigentlich möglich. „Die Tatsache, daß die einzelnen eine Physiognomie zusammensetzenden Einzelmerkmale je getrennt vererbt werden, also zusammen von einer elterlichen oder aber gemischt von beiden Seiten kommen können, bedingt die rassenmäßige Harmonie oder eine uns als unschön vorkommende Disharmonie des Antlitzes. Dabei ist deutlich zu bemerken, daß wir häufig im gewöhnlichen Leben einen einzelnen Zug in einem Gesicht als fremd empfinden, die Beobachtung der Eltern oder Großeltern des betreffenden Individuums belehren uns, daß da in das rassenmäßig gleichgebildete Gesicht des einen Elternteils irgend ein einzelner Zug des anderen Elternteils hinein vererbt ist, z. B. in ein langes schmales Männergesicht ein kleines Stumpfnäschen von seiner Mutterseite her, oder in ein kleineres rundes Mädchengesicht eine viel zu große und darum unschön wirkende Nase, die sie vom Vater geerbt hat. ... Hier liegt noch ein weites Feld der Möglichkeit exakter Mendelscher Erbuntersuchungen brach" [1]).

Die Rassenkunde befindet sich demnach in der Lage, von den Europäern unserer Tage aussagen zu müssen, daß sie auf dem Wege sind, durch Allvermischung zu einer Menschenrasse zu werden, die sich von Menschen reiner Rasse ebenso unterscheidet, wie sich der Köter vom reinrassigen Hund unterscheidet. Es ist gezeigt worden, wie gering die Zahl reinrassiger Menschen in Europa ist, wie groß die Zahl der Mischlinge und wie heute nur das vorwiegend westische spanische Volkstum und das vorwiegend nordische schwedische Volkstum noch nicht oder nicht mehr der Allvermischung in solchem Grad ausgesetzt sind wie das übrige Europa.

Wie aber die Kreuzung zweier oder mehrerer Rassen die körperliche Häßlichkeit vieler Mischlinge bedingt, so ermöglicht sie auch bei vielen

[1]) Fischer in Baur-Fischer-Lenz, Grundriß der menschlichen Erblichkeitslehre und Rassenhygiene Bd. 1, 1923.

Mischlingen eine aus seelischem Zwiespalt kommende sittliche Schlechtigkeit. Es ist beobachtet worden, wie einfach und kurzgefaßt das Gesetzbuch eines reinrassigen Volkstums oder eines Volkstums mit reinrassiger führender Oberschicht ist, wie verwickelt dagegen und vielfältig das Gesetzbuch eines mischrassigen Volkes ist oder eines rassisch geschichteten Volkes, dessen führende Schicht ihre Rassenreinheit in Mischehen aufgegeben hat. Diese Erscheinung ist sehr vielsagend und weist auf die mögliche sittliche Fragwürdigkeit des Mischlings und der Mischlingszeit eines Volkes hin. Dem Mischling sind ja, seiner widersprüchlichen Anlage entsprechend, bei jeder Entscheidung zwei, mindestens zwei Möglichkeiten gegeben; ihm sind zur Beurteilung einer Handlung oder eines Menschen mindestens zwei Möglichkeiten gegeben. Er ist in sich zerspalten, er ist widersprüchlich, und folgt er, ohne sich eine bestimmte Richtung zu geben, seiner zwiespältigen Anlage, so wird er leicht zu fragwürdigem Denken und Handeln kommen. Schlagwörtlich könnte man sagen, der Mischling sei der „geborene sittliche Relativist". Ihm fehlt die klare sittliche Überzeugung, die dem Reinrassigen als eine Möglichkeit angeboren ist; er hat sich irgendwie zu entscheiden für eine Seite seiner zwiespältigen Anlagen und diese in sich herrschend zu machen oder er wird — zwischen den Rassen — leicht richtungslos werden, dabei vielleicht geistreich zwiespältig, immer aber auch sittlich zwiespältig und schließlich auch sittlich haltlos. Sehr oft besteht beim Mischling ein „Zwiespalt zwischen der oft bedeutenden Höhe der Fassungsgabe und dem Mangel an Einheitlichkeit des Wesens, die Zerrissenheit der Gefühle und die Unfähigkeit des Willens"[1]).

Wie jeder Rasse ihr arteigenes Schönheitsbild, so kommt jeder Rasse auch ihre arteigene Sittlichkeit zu, wenn auch diese Beziehungen durch die ihr auf der ganzen Erde bestehenden Kreuzungen und Schichtungen von Rassen in der Wirklichkeit fast überall verwischt sind. Wie die Merkmale eines reinrassigen Menschen in klarer Einheit ruhen, so ist ihm auch die Möglichkeit zu klarem Handeln gleichsam angeboren. Das Zusammentreffen aber der seelischen Anlagen zweier Rassen in einem Menschen schafft Widersprüche, legt dem Mischling zwei Seelen in seine Brust und ermöglicht so schon in der Wesensanlage die sittliche Fragwürdigkeit.

Diese Ausführung ist, um Grunderscheinungen klar aufzuzeigen, notwendig allzu vereinfachend und formelhaft und im Vergleich zur vielgestalteten Wirklichkeit viel zu gewaltsam einfach geworden. Wie in Deutschland eine Kreuzung zwischen einem rein nordischen und einem rein ostischen Menschen fast nie vorkommen mag, so ist auch das genau hälftige Zusammentreffen zweier rassischer seelischer Anlagen in einem Menschen wohl äußerst selten. Fast jeder Europäer ist doch ein Nachkomme nicht etwa eines rein nordischen und eines rein ostischen Menschen, oder ein Nachkomme zweier anderer verschiedenrassiger und reinrassiger Menschen, sondern ein Nachkomme zweier selbst wieder mischrassiger Menschen. Die Wirklichkeit liegt viel verwirrender da und ist daher viel schwieriger zu

[1]) de Lapouge in Revue d'Anthropologie, 1888.

deuten. Die obige Ausführung aber mag doch eine gewisse Grundverständigung geben und mag auf die Zusammenhänge zwischen Kreuzung und Häßlichkeit und zwischen Kreuzung und sittlicher Fragwürdigkeit hinweisen.

Eine Frage, zu deren Beantwortung noch wenig Beobachtungen vorliegen, ist die Frage nach der rassenhaften Vererbung seelischer Eigenschaften. Kann die Vererbung z. B. einen überwiegend ostischen Körper mit überwiegend nordischen seelischen Eigenschaften bei einem Menschen zusammenbringen? Man wird es vielleicht annehmen können. Verhält sich die Vererbung seelischer Eigenschaften etwa gar so unabhängig, daß in einem rein ostischen Körper ein rein nordischer Geist möglich ist? Dieser äußerste Fall einer Verschränkung scheint mir sehr unwahrscheinlich. Jedenfalls läßt sich nach dem Stand der heutigen Forschung über die rassenhafte Vererbung seelischer Eigenschaften wenig aussagen. Sicherlich sind, wie widersprüchliche Mischungen schon bei Betrachtung der Vererbung körperlicher Merkmale erschienen sind, auch leiblich-seelische Zusammenstellungen widersprüchlicher Art möglich, wenn auch wohl nicht häufig. Wahrscheinlich ist, daß doch die leibliche Anlage eines Menschen ein gewisser und wohl ziemlich gewichtiger Hinweis auch auf seine seelische Anlage ist, indessen nur ein Hinweis, nicht etwa ein voller Ausweis. Bei solcher Betrachtung darf ja vor allem auch das nicht vergessen werden, was oben (S. 234) über die Unterscheidung Erscheinungsbild und Erbbild gesagt worden ist[1]).

Ob die Rassenmischung innerhalb europäischer Rassen dem einzelnen mischrassigen Menschen etwa zuträglich oder abträglich sei, darüber liegen noch keinerlei Forschungen vor. Ob ein Mischling der oder jener Krankheit mehr ausgesetzt ist, ob Mischlinge minder fruchtbar sind, ob unter ihnen die Sterblichkeit größer ist oder geringer — all solche Fragen sind heute noch nicht zu beantworten. Man wird höchstens vermuten dürfen, daß die vielfältige Durcheinandermischung in Europa Gebärschwierigkeiten bewirkt. Da nämlich zwischen Rasse und Beckenform des Weibes Beziehungen bestehen, sind z. B. nordische Frauen nicht zum Gebären kurzköpfiger Kinder, ostische Frauen nicht zum Gebären langköpfiger Kinder geschaffen. Bei Rassenmischung kommen aber solche Fälle häufig vor, worauf ein Teil der in Europa verhältnismäßig sehr häufigen Gebärschwierigkeiten zurückzuführen sein wird. Lundborg[2]) nimmt an, daß die Mischung der Rassen in Europa eine gewisse Erhöhung der Körpergröße bewirke, jenen schmächtig-schmalen (asthenisch genannten) Körperbau, mit dem zumeist eine größere Anfälligkeit gegenüber Tuberkulose verbunden ist.

---

[1]) Trotzdem die rassenhafte Vererbung seelischer Eigenschaften in ihnen nicht betrachtet wird, ist hier auf zwei Bücher zu verweisen, welche von der Vererbung seelischer Eigenschaften handeln: „Über Vererbung psychischer Fähigkeiten" (1915) von Peters, und „Geistige Veranlagung und Vererbung" (1919) von Sommer. (Aus Natur und Geisteswelt Nr. 512.)

[2]) Lundborg, Rassenmischung — Vermehrte Heterozygotie (Genchaos) — Konstitutionsveränderungen — Habitus asthenicus sive paralyticus (Zunahme der Körpergröße usw.) — Tuberkulose. Eine Ursachenkette. (Hereditas, Bd. 2, 1921.)

Ein größerer Teil der Tuberkulosefälle sei so eine Folge der Rassenmischung, welche demnach als schädlich zu bezeichnen wäre. Man wird in all diesen Dingen weitere Forschungen unternehmen müssen.

18. Vorgeschichtliche Rassenerscheinungen in Europa.

Einer Erörterung über die vorgeschichtlichen Rassenverhältnisse Europas könnte eine Untersuchung vorausgestellt werden, wie es überhaupt zur Entstehung von Rassen komme. Die Frage nach der Entstehung der Rassen ist aber innerhalb dieses Buches deshalb minder wichtig, weil die Darlegung immer nur die gegenwärtige Rassenlage des deutschen Volkes zu erklären und abzuleiten sucht. Hinzuweisen ist für solche Fragen auf die Ausführungen Eugen Fischers in dem Abschnitt „Allgemeine Rassenlehre" des Bandes „Anthropologie"[1]) und auf Ausführungen des gleichen Forschers im Handwörterbuch der Naturwissenschaften unter „Anthropologie", „Anthropogenese" und „Fossile Hominiden".

Eine Streitfrage, die sich gleich bei Betrachtung der Uranfänge menschlichen Lebens erhebt, ist die nach der Einstämmigkeit (Monogenese, Monogenie) oder Mehrstämmigkeit (Polygenese, Polygenie) der Gattung Mensch. Die Mehrzahl der gegenwärtigen Forscher hat sich für die Annahme einer Einstämmigkeit ausgesprochen im Gegensatz zu Steinmann und zu dem kürzlich verstorbenen Anthropologen Klaatsch, der längere Zeit hindurch Mehrstämmigkeit annahm, schließlich aber seine Annahme wieder aufgab. Klaatsch z. B. hatte die Gabelung der Gattung Mensch in verschiedene Unterarten so weit zurückverlegt, daß er von schimpansoiden und orangoiden Menschenrassen sprach, also von Menschenrassen, deren Abzweigung voneinander der Anlage nach schon vollzogen gewesen sei, als die eine Menschenart noch mit dem Schimpansen, die andere noch mit dem Orang eine gemeinsame Urform gehabt habe. Auch Sergi hat eine Zeit lang Mehrstämmigkeit angenommen.

Betrachtet man die Rassen des heutigen Europas, so möchte man ob der gemeinsamen Merkmale die Nord- und die Westrasse auf eine gemeinsame Urform zurückführen und dieser nordisch-westischen Urform als Heimatbezirk den äußersten Westen Europas zuweisen, etwa Südengland und die heute unter Wasser liegenden Gebiete zwischen Westfrankreich und Südengland (?). Der älteste Bestand einer westeuropäischen Gesittung der Steinzeit, den die Archäologie in England, Frankreich und Spanien vorgefunden hat, und der älteste Bestand einer nordwestdeutschen steinzeitlichen Gesittung weisen genug Übereinstimmungen in der Form der Gefäße und Werkzeuge auf, sodaß auch hierdurch auf eine gemeinsame Urzeit hingewiesen wäre. Die Frage harrt noch ihrer Lösung. Sie muß im folgenden gelegentlich wieder erwähnt werden.

Die andern Rassen des heutigen Europas würde man kaum auf eine gemeinsame Urform zurückführen können, und gar die Zurückführung aller europäischen Rassen auf eine gemeinsame Urform wäre schon gleich

[1]) Kultur der Gegenwart, Teil III, Abt. V, 1923.

der Zurückführung europäischer und asiatischer Menschenarten auf ein gemeinsames Urmenschenbild.

Es ist eine Streitfrage, wie alt der Mensch überhaupt sei. Noch vor einem Jahrhundert wollte man an einen fossilen Menschen überhaupt nicht glauben. Dann aber mehrten sich die Funde so, daß eine ganze Wissenschaft der vorgeschichtlichen Menschenreste entstanden ist. — In den Jahren 1889 bis 1893 fand der holländische Arzt Eugen Dubois auf der Insel Java Gebeinreste, aus denen sich eine vormenschliche Körperbildung erschließen ließ. Er beschrieb den Fund als einen „Affenmenschen" Pithecanthropus erectus). Das aus der älteren Diluvialzeit stammende Geschöpf scheint aber kein menschenähnlicher Affe zu sein, sondern eher eine vom gemeinsamen Stammbaum beider Gattungen noch nicht weit abgezweigte frühe Menschenart. In Europa sind Gebeinreste von solcher Altertümlichkeit oder Vormenschlichkeit noch nicht gefunden worden.

Das früheste Zeugnis einer Besiedlung Europas durch menschliche Geschöpfe ist ein Unterkiefer, der bei Mauer bei Heidelberg gefunden wurde. Er weist Eigenschaften auf, die außer an einen Vormenschen durch einzelne Züge an den Gorilla haben denken lassen und so allerdings einen Menschen ergäben, der auch einem heutigen Australier gegenüber noch tierisch erscheinen würde. Der Unterkiefer von Mauer stammt nach neueren Anschauungen aus dem mittleren Diluvium.

Die früheste Rasse Europas, die sich deutlich feststellen läßt, ist die sogen. Neandertalrasse (homo neandertalensis, homo primigenius), so benannt nach ihrer ersten Fundstätte in den Höhlen des Neandertals bei Düsseldorf (1856). Vom Neandertaler haben sich dann in verschiedenen Ländern Reste gefunden, sodaß man sich von ihm ein ganz deutliches Bild machen kann. Er hatte eine kräftige, gedrungene Gestalt, war etwa 1,55—1,60 Meter hoch, ging mit aufrechter Haltung und hatte einen langen, flachen Schädel, eine fliehende Stirn, stark vorspringende Überaugenwülste, nach vorn stehende Kiefer und Zähne und ein zurückweichendes Kinn.

Es handelt sich also um einen Menschen, der, wenn auch dem Affen nicht etwa näherstehend als dem heutigen Menschen, für uns doch noch fast auf der Stufe der Tierheit erscheint. Wann war die eigentliche Zeit der Neandertalrasse? — Solche Fragen werden sich vielleicht nie genau lösen lassen. Steinmann[1]) verlegt den Neandertaler in die mittlere Diluvialzeit, er muß „etwa der vorletzten Eiszeit und dem Beginn der letzten Zwischeneiszeit angehören". (Mit Bezeichnungen der Archäologie ausgedrückt, dauert die Zeit des Neandertalers vom Acheuléen bis gegen Ende des Moustérien.) Aus dem Zusammenleben des Neandertalers mit einer dem heutigen Europa fremden Tierwelt nimmt man an, er sei älter als die letzte Eiszeit; bei Beginn der letzten Vereisung scheint die Neandertalrasse westlich und östlich der Alpen aus ihren mitteleuropäischen Sitzen abgewandert zu sein. Fundstätten des Neandertalers liegen in Spanien, Frankreich, Belgien, Deutschland, Mähren und Kroatien. Ist der Neander-

[1]) Die Eiszeit. 1916.

taler im Blut der Europäer ganz verschwunden? — Die Rasse, die sich nach der Neandertalrasse zeigt, scheint sich mit ihr gekreuzt zu haben. Kreuzungen sind seit Urzeiten immer wieder vorgekommen zwischen allen Rassen, die Europa besiedelt haben. Sollten vom Neandertaler noch heute einige Spuren in menschlichen Zügen zu lesen sein? —

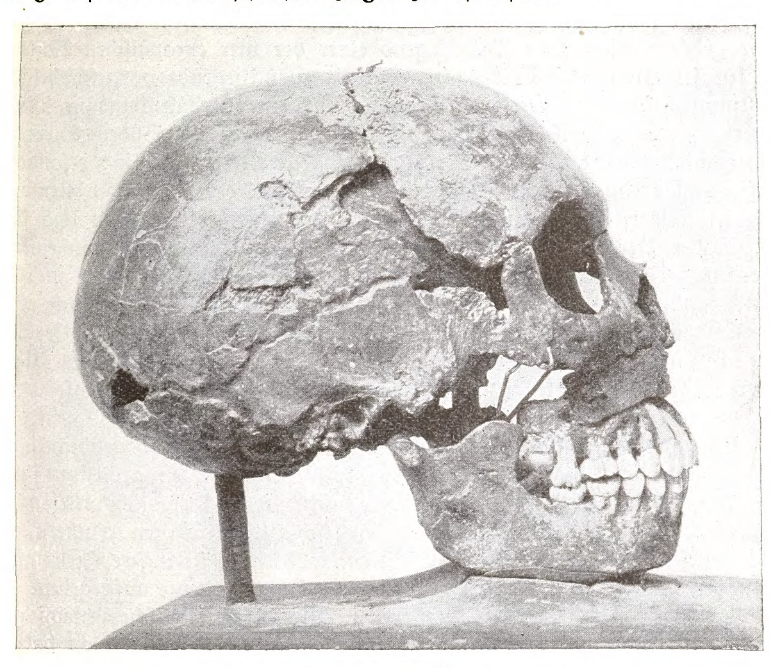


Abb. 298. Schädel der Neandertalrasse.
(Der Schädel befindet sich nicht in der Ohraugenebene.)

Es wäre auch möglich, daß das Blut einer von manchen Forschern als negerähnlich beschriebenen Rasse noch nicht ganz aus dem Körper Europas ausgeschieden wäre, einer Rasse, von der Überreste in einer Grotte am Mittelmeer bei Mentone gefunden wurden, bezeichnenderweise in einem sehr warmen Gebiet Europas, das einer Besiedelung von Afrika her — falls es sich um eigentlich afrikanische Menschen handelt — damals um so offener stand, als noch eine Landbrücke von Afrika nach Europa herüberführte. Diese Rasse von Mentone (Grimaldirasse) war langschädlig, breitgesichtig, mit stark vorspringenden Kiefern, flacher Nase und abstehenden Jochbeinen. Sie hatte besonders lange Vorderarme und Unterschenkel; ich möchte sie aber trotz all dieser „afrikanischen" Merkmale, da Schädelform und Art der Vorkiefrigkeit Besonderheiten zeigen, nicht in allzu große Nähe der Negerrasse stellen. Die Rasse scheint sich in Europa nicht lange gehalten zu haben. Handelt es sich um eigentlich afrikanische Menschen, so ist dies aus der Gebietslage leicht erklärlich: Europa kann oder konnte schon von jener Vorzeit ab afrikanisch nicht mehr besiedelt werden.

Die Frage, ob etwa Blut der Neandertalrasse oder der letztgenannten negerähnlichen Rasse, die auch Grimaldirasse genannt wird, im Körper Europas heute noch umkreist, führt zu einer Seitenerörterung, die hier eingeschaltet sein mag:

Gelegentlich begegnet man Menschen mit vorstehenden Kiefern, nicht allzu selten auch Menschen mit gekräuseltem oder krausem Haar. Solche Züge gehören nicht zum Bild irgend einer der vier europäischen Rassen. Weisen sie etwa zum Teil doch auf weit zurückliegende vorgeschichtliche Kreuzungen hin? — Öfters mögen sie auf eine verhältnismäßig junge Kreuzung mit negerischem Blut hinweisen, die sich im Süden Europas immer wieder zeigt. Menschen mit negerischen Merkmalen sind besonders häufig in Portugal. Sollte doch vielleicht ein Teil der Rasse von Mentone in diesen äußersten Südwesten Europas verdrängt worden sein und sich dort in der Vererbung immer wieder zeigen? Menschen mit anscheinend negerischen Merkmalen habe ich, wie S. 135 ff. erwähnt wurde, auch in Deutschland beobachtet. Der größte Teil dieser Menschen entstammte aber sicherlich neueren Kreuzungen, darunter deutsch-südeuropäischen Verbindungen, und in der Beimischung ist es ja überhaupt in solchen Fällen schwer, irgendein Merkmal mit Bestimmtheit einer bestimmten Rasse zuzuweisen, gar etwa einer vorgeschichtlichen Rasse. Immerhin scheint es mir sehr wahrscheinlich, daß auch einzelne Merkmale vorgeschichtlicher Rassen, besonders des Neandertalers, blutmäßig erhalten geblieben sind. Auffällig ist es ja, daß die Verbrecher nicht selten körperliche Merkmale aufweisen, die an tiefstehende oder vorgeschichtliche Rassen erinnern, so z. B. vorstehende Kiefer, fliehende Stirn, wohl auch geringere Hirnmasse, sodaß der Rassenforscher Lombroso schon auf die — heute aufgegebene — Ansicht eines zum Verbrechen geborenen besonderen Menschenschlags gekommen ist. Doch ist Lombrosos Ansicht, wenn sie sich auch nicht halten läßt, durchaus nicht so unsinnig, denn „wenn eine Rasse durch eine andere verdrängt wird, so pflegt ja im allgemeinen doch etwas von ihrer Erbmasse in Mischung erhalten zu bleiben, und es ist daher ganz gut möglich, daß auch von den frühdiluvialen Rassen Europas noch Erbanlagen in der europäischen Bevölkerung zerstreut vorhanden sind und daß ihre Träger mit den Forderungen des sozialen Lebens besonders leicht in Widerstreit geraten"[1]). — Daß man ein häufigeres Auftreten von Neandertalmerkmalen bei Kretinen vermutet hat, habe ich S. 140 erwähnt.

Die Darstellung kehrt zur Vorgeschichte zurück. — Noch zur Zeit des Neandertalers oder gleich nach ihm, in dem von der Archäologie Aurignacien genannten Zeitraum des jungen Diluviums, tritt in Europa — von Osten einwandernd? — eine neue Rasse auf, die **Rasse von Aurignac**, der Lößmensch — nach einigen Forschern die Urform der Westrasse, nach anderen die Urform der Nordrasse oder auch die gemeinsame Urform der nordischen **und** der westischen Rasse. Lößmensch hat man die Rasse deshalb genannt, weil sich ihre Gebeine hauptsächlich in Lößschichten fanden. Und diese Gebeine zeigen nun einen Menschenschlag,

[1]) Lenz in Baur-Fischer-Lenz, Grundriß der menschlichen Erblichkeitslehre und Rassenhygiene Bd. 1, 1923.

den die Wissenschaft nicht mehr zur Gattung homo primigenius zählt, sondern nun schon zur Gattung des heute lebenden Menschen: homo sapiens. Mit dem Auftreten dieser Gattung hebt sich merklich der Gesittungsstand. Der homo primigenius war über die bloße Lebensfristung, über den bloßen Kampf ums Dasein, nicht hinausgekommen. Mit dem Aurignacmenschen beginnen höherstehende Gesittungsformen, beginnen

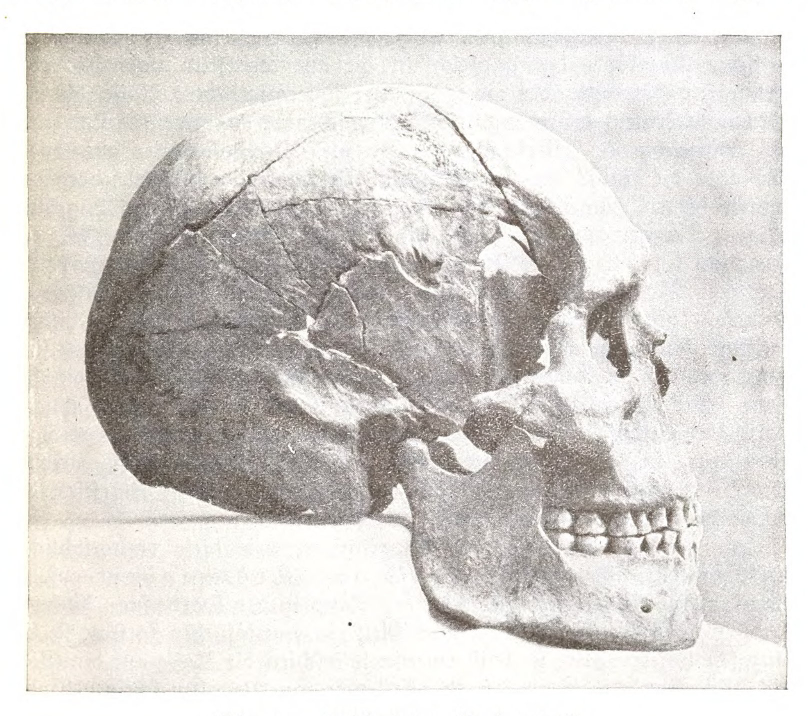


Abb. 299. Schädel der Aurignacrasse.
(Der Schädel befindet sich nicht in der Ohraugenebene.)

schon künstlerische Äußerungen. Die Aurignacrasse ist von mittlerem Wuchs, sehr langschädlig, schlanker und feingliedriger als der Neandertaler. Die Schnauzenbildung des Neandertalers fehlt, der Kopf wird aufrecht getragen. Ich habe bei Betrachtung des Schädels der Aurignac-Rasse den Eindruck gewonnen, daß der Schädel dieser Rasse dem nordischen Schädel näherstehe als dem westischen, ferner auch den Eindruck, daß der Aurignac-Schädel dem nordischen näherstehe als der Schädel der Crô-magnon-Rasse, welch letztere ja ebenfalls als eine Urform der nordischen Rasse betrachtet wird.

Als der Neandertaler Mitteleuropa vielleicht noch innehatte, scheint die Rasse von Aurignac, der Lößmensch, den Süden und Westen Europas besiedelt zu haben. Fundstätten sind Aurignac und Brünn. In einem späteren Zeitabschnitt ist es vielleicht zu Mischungen gekommen zwischen

der Aurignacrasse und einer breitgesichtig-kurzköpfigen Rasse, die gegen Ende der Altsteinzeit auftritt:

Die Furfoozrasse, so benannt nach einem Fundort in Belgien, der erste kurzköpfige Menschenschlag Europas. Zur gleichen Rasse zählen wahrscheinlich auch die Funde, die als Grenellerasse beschrieben worden sind, sowie der nach holländischen und dänischen Funden beschriebene Borrebytypus. Von einzelnen Forschern wurde angenommen, diese breitgesichtigen Kurzköpfe stellten eine Menschengruppe asiatischer Kurzköpfe dar[1]), gleichsam die am weitesten westwärts vorgedrungenen Vertreter der mongolischen (innerasiatischen) Rasse, die entweder vom Zweig der mongolischen Menschenart abgezweigt seien, bevor diese kennzeichnende Merkmale, z. B. die Mongolenfalte, ausgebildet habe, oder die einige der mongolischen Merkmale durch Auslesevorgänge verloren hätten. Jedenfalls handelt es sich bei diesem breitgesichtig-kurzköpfigen, kurzgewachsenen (1,53 m) Menschenschlag aus der Zeit des Übergangs der Alt- in die Jungsteinzeit um die Urform der ostischen (alpinen) Rasse. Man kann heute breitgesichtige, kurzköpfige Menschen von West- und Mitteleuropa verfolgen bis nach Innerasien und Vorstöße asiatischer Menschen (Lappen, Hunnen, Ungarn, Mongolen, Türken) sind immer wieder von Innerasien ausgegangen. So ergibt sich leicht die Annahme einer ursprünglich innerasiatischen Herkunft der breitgesichtigen Kurzschädel Europas. Auslesevorgänge haben aus einer mehr oder weniger einheitlichen, in Innerasien urheimischen Menschengruppe zwei getrennte Gruppen gebildet: die mongolische (innerasiatische) Rasse einerseits, die europäische Ostrasse (alpine Rasse) andrerseits.

Im gleichen Abschnitt der Erdgeschichte wie diese breitgesichtigen Kurzköpfe tritt nun auch die Rasse von „Crô-magnon" auf, so benannt nach einem ersten Fundort der Rasse in der Dordogne. Als man die ersten fünf Knochengerüste fand, hielt ein französischer Forscher sie für Franzosen unserer Zeit: so hoch entwickelt erschien die Rasse auf den ersten Blick. Die Funde mehrten sich; die Crô-magnon-Menschen scheinen hauptsächlich dem erdgeschichtlichen Abschnitt des sogenannten Bühlvorstoßes der Alpengletscher und somit der Gesittungsstufe des sogenannten mittleren Aurignacien angehört zu haben, man fand sie im ganzen mittleren Frankreich, in Belgien, in Niederösterreich, in den Niederlanden, in Norddeutschland, Dänemark und Schweden. Die Forschung hat versucht, die Crô-magnon-Rasse von der erwähnten Aurignac-Rasse abzuleiten und so den Zusammenhang zwischen West- und Nordrasse herzustellen, denn die Annahme ist ausgesprochen worden, daß sich aus der Crô-magnon-Rasse die nordische Rasse herausgebildet habe. Man wird noch weitere Forschungen abwarten müssen. Jedenfalls aber erscheint es angezeigt, eine gemeinsame Abkunft der Nord- und der Westrasse zu suchen, und die Zusammenhänge scheinen sich mit dem Auftreten der beiden Rassen von Aurignac und von

[1]) Vgl. auch Martin, Lehrbuch der Anthropologie (1914): „Die neolithischen Brachykephalen sind, wie ihre geographische Verbreitung lehrt, aus dem Osten eingewandert, vermutlich aus Südosteuropa oder Vorderasien, eher aus Zentralasien."

Crô-magnon zu ergeben. Auch auf die Annahme einer gemeinsamen Abkunft der Nord- und der Westrasse von der Crô-magnon-Rasse sind einzelne Forscher gekommen.

Die Rasse von Crô-magnon erscheint in Europa gleichzeitig mit einer Welle kälteliebender Tiere (z. B. Mammut, Auerochs, Renntier) und wird daher auch die Rasse der Renntierjäger genannt. Sie ist die Schöpferin der verhältnismäßig hochstehenden Gesittung der spätesten Altsteinzeit, ist die Schöpferin der bildenden Kunst jenes Zeitraums und in jeder Hinsicht leiblich und geistig so ausgezeichnet, daß manche Forscher sie mit Bewunderung genannt haben. Ihre Gesichtszüge zeigen schon ganz „neuzeitliche" Formen an, ihr Körperbau hervorragende Kraft, sodaß die Forschung ausführt, die Rasse der Renntierjäger habe durch einige ihrer Züge die höchsten und edelsten Stufen menschlicher Bildung erreicht (Broca). Topinard nannte die Rasse der Renntierjäger „gesittet, hochgewachsen, vielleicht blond". Ihre Körperhöhe beträgt beim Mann bis über 1,8 m, der Schädel ist mittelbreit bis lang (Längenbreitenzahl durchschnittlich 77,2) und sehr geräumig — geräumiger als der heutige europäische Durchschnitt! — das Gesicht ist mittelbreit oder besser: niedrig gebaut, mit auffallend niedrigen Augenhöhlen. Das Kinn ist kräftig ausgebildet.

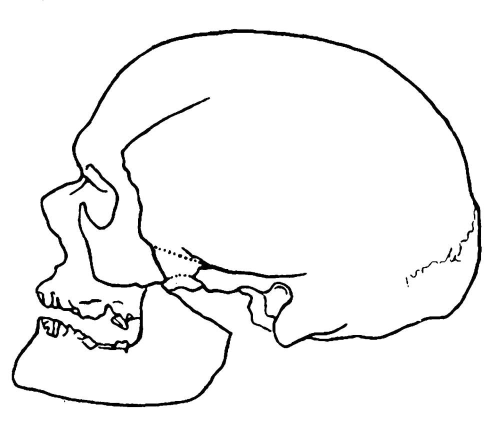


Abb. 300. Schädel eines alten Mannes der Crô-magnon-Rasse. (Ansicht der linken Seite nach Quatrefages und Hamy, nicht in die Ohraugenebene eingestellt.)

Die Rasse wird gegen Ausgang der letzten Eiszeit zur herrschenden Rasse Mitteleuropas und verdrängt die andern dort ansässigen Rassen. Vermischungen kommen vor. Die hohe Erfindungsgabe und das Gesittungsvermögen der Renntierjäger hat die zweckmäßigere und kunstvollere Gestaltung der Stein- und Knochenwerkzeuge bewirkt und ebenso eine bildende Kunst von hervorragender Darstellungskraft.

Plötzlich aber hören die Funde auf. An Stellen, wo die Schichten menschlicher Siedlungen eine Stufenleiter der Rassen und Gesittungen ergeben, bricht der Aufschluß mit den Renntierjägern ab. Es folgt eine Schicht, die zu ihrer Auflagerung Jahrtausende gebraucht hat, und erst dann setzen sich die Spuren fort, jetzt Spuren aus der späteren Jungsteinzeit und aus anderen Gesittungen, aus Gesittungen, die nun schon den Ackerbau kennen. Die Renntierjäger müssen abgewandert sein. In welcher Richtung aber? — Das deuten die Funde an, die um so jünger sind, je mehr man nach Norden kommt. Daraus ergibt sich der Schluß, die Renntierjäger seien, mit den Renntieren selbst, auf welche sie als ackerbauunkundige, schweifende Jäger angewiesen waren, einer einsetzenden Er-

wärmung unseres Erdteils ausgewichen und nach Norden ausgewandert. Klaatsch meint, die Renntierjäger seien in Lappland in der Notlage einer ungünstigen Umwelt verkommen und untergegangen. Diese Vorstellung aber will sich nicht leicht dem anfügen, daß die Renntierjäger besonders begabt und schöpferisch erscheinen. Wilser ist, geführt durch vorgeschichtliche Funde auf schwedischem Boden, zu der Ansicht gekommen, die Rasse der Renntierjäger sei in Schweden geblieben und habe dort ihre Umbildung zur nordischen Rasse erfahren. „Die ältesten schwedischen Schädel und Gebeine sind denen der französischen Renntierjäger ungemein ähnlich und stellen die Verbindung her zwischen den Rassen des Diluviums und des Alluviums, wie in den Abfallhaufen der dänischen und schwedischen Küsten ein lückenloser Übergang der alten in die neuere Steinzeit zu erkennen ist" [1]). Wenn es auch (heute noch) etwas zu viel gesagt ist, daß sich in Skandinavien ein „lückenloser" Übergang ergebe und wenn auch der für eine Umbildung zur Verfügung stehende Zeitraum (seit Abschmelzen des skandinavischen Eises) fast zu kurz erscheint, — Südschweden ist erst seit etwa 12000 v. Chr. eisfrei geworden, — so mögen künftiger Forschung hier doch wichtigste Aufschlüsse bereitet sein.

Den Renntierjägern ist neben anderen Eigentümlichkeiten z. B. ein breiteres (niedrigeres) Gesicht eigen als der nordischen Rasse. Es müßte also in diesem, wie in einigen anderen Merkmalen durch Auslese, durch Umzüchtung, im Lauf der langen Zeiträume von der älteren bis zur jüngeren Steinzeit die nordische Rasse aus der Crô-magnon-Rasse sich entfaltet haben. „Man darf vielleicht eine recht kleine Gruppe annehmen, die dann unter den sich ändernden Verhältnissen (Klima, Jagdtiere) in neuer scharfer Auslese und Inzucht all die eigentümlichen Merkmale erworben hat, wie sie innerhalb der ganzen Menschheit nur der nordischen Rasse zukommen" [2]). Die skandinavischen Funde weisen mit großer Wahrscheinlichkeit auf eine Umbildung der Crô-magnon-Rasse in die nordische Rasse hin. Man hat auch schon die seelischen Eigenschaften der Nordrasse aus dieser nordwesteuropäischen Umwandlung bzw. Auslese abgeleitet, so Lenz [3]):

„Die seelische Eigenart der nordischen Rasse hängt offenbar mit der nordischen Umwelt zusammen, aber nicht so, daß das naßkalte Klima unmittelbar ihre sorgende Sinnesart erzeugt hätte, sondern vielmehr in dem Sinne, daß Familien mit dem leichten Sinn des Südländers, die nicht auf lange Zeit vorauszudenken pflegen, viel häufiger im nordischen Winter zugrundegingen. Die Rasse ist also in gewissem Sinne das Produkt ihrer Umwelt, aber nicht das direkte Produkt der Umwelt im lamarckistischen Sinne, sondern das Züchtungsprodukt der Umwelt. Von wesentlicher Bedeutung sind dabei natürlich auch die ursprünglichen Entwicklungsmöglichkeiten einer Rasse. Auch mongolide Rassen sind durch Auslese an nördliches Klima angepaßt worden. Während aber bei der nordischen Rasse

---

1) Wilser, Die Rassengliederung des Menschengeschlechts.

2) Fischer in Baur-Fischer-Lenz, Grundriß I, 1923.

3) Baur-Fischer-Lenz, Grundriß der menschlichen Erblichkeitslehre und Rassenhygiene Bd. 1, 1923.

die Überwindung der Unwirtlichkeiten der Umwelt durch Steigerung der geistigen Kräfte erreicht wurde, geschah die Anpassung der arktischen Mongoliden durch Züchtung äußerster Bedürfnislosigkeit."

Für eine in Skandinavien durch Ausleseviorgänge vor sich gegangene Umbildung der Crô-magnon-Rasse in die nordische Rasse scheint es mir zu sprechen, daß heute in Schweden und Norwegen neben nordischen Menschen nicht selten auch breitgesichtige Langschädel vorzukommen scheinen, Menschen mit einem im Vergleich zur langen Kopfform eigentümlich niedrigem Gesicht, mit anscheinend verhältnismäßig niedrigeren Augenhöhlen, verhältnismäßig kürzerer, schmaler Nase und breiterem Unterkiefer und einem weniger eingebuchteten Kinn (Abb. 302) — alles Züge, die sich auch bei der Crô-magnon-Rasse finden.

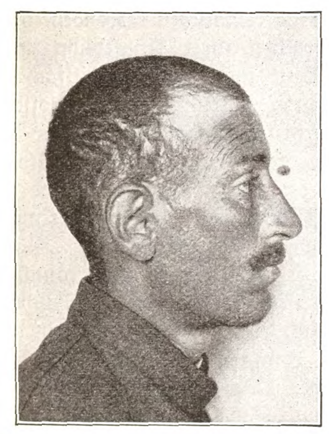


Abb. 301. Algerien. Blonder Kabyle. (Aufn.: v. Eickstedt). (Lichtbildverlag: Bildarchiv Freiburg.)



Abb. 302. Norwegen. (Skien). K: 79,19; G: 85,71; A: blau, H: rötlichblond. Mit einzelnen Merkmalen noch zur Crô-magnon-Rasse gehörig?

Es scheint ferner, als ob ein Teil der Crô-magnon-Menschen sich vom Hauptstamm noch in der älteren Steinzeit abgetrennt hätte und südwärts gezogen sei, sich dabei anderen Himmelsstrichen allmählich anpassend. Ripley will in der Bevölkerung um Périgueux Züge finden, die auf Nachkommenschaft von der Crô-magnon-Rasse schließen lassen und hat eine solche Vermutung auch Teilen der thüringischen Bevölkerung gegenüber ausgesprochen. Auffällig aber ist es, daß unter den Berbern[1]) und Kabylen blonde und helläugige Menschen und Menschen, deren Körper- und Schädelbau an die nordische und an die Crô-magnon-Rasse erinnern, ziemlich häufig sind. (Die Blonden unter den Kabylen machen $^1/_3$ bis $^1/_5$ der Bevölkerung aus.) Die Annahme ist nicht abzuweisen, daß sich in Nordafrika Reste der Crô-magnon-Rasse erhalten haben, wenn man sich diese Rasse mit Topinard als hell und helläugig vorstellen will. Auch die

[1]) Vgl. Mehlis, Die Berberfrage, Arch. f. Anthrop. N. F. 8, 1909.

Gebeine des untergegangenen Volksstammes der Guanchen auf den Kanarischen Inseln lassen sich nur mit denen der blonden Berber und Kabylen und anscheinend mit denen der vorgeschichtlichen Renntierjäger vergleichen. An Überreste der germanischen Wandalen aus der Zeit ihres karthagischen Reichs läßt sich kaum denken. Die Zahl der die Niederlage ihres Reiches überlebenden Wandalen ist nach geschichtlichen Quellen viel zu gering, um die hellhäutigen, blonden, helläugigen Menschen der nordwestafrikanischen Stämme zu erklären. Immer wieder haben die Forscher die Zugehörigkeit dieser afrikanischen Blonden erwogen, immer wieder war man erstaunt, in Nordwestafrika Menschen zu finden, die nach den Berichten der Zeugen in anderer Bekleidung oft etwa als Engländer hätten gelten können. Sollte es sich um eine noch lebende, zerstreut wohnende Gruppe der Crô-magnon-Rasse oder um einen in späterer Zeit abgezweigten nordischen Stamm handeln? — Reinblütig mögen diese nordafrikanischen Blonden heute selten sein. Wie sie die hamitischen Sprachen ihrer Umgebung angenommen haben, so haben sie auch das Blut ihrer rassisch vielfach gemischten Umgebung aufgenommen. Sie mögen früher ein geschlossenes Volk gebildet haben. Die ägyptischen Inschriften erwähnen für die Zeit um 1400 v. Chr. einen mächtigen Stamm, der einen Angriff auf Unterägypten unternahm, Tamahu genannt, der gegen Westen wohne und blondes Haar und blaue Augen habe, und Menschen mit solchen Merkmalen finden sich auf ägyptischen Wandgemälden auch dargestellt. Blonde Berber (Libyer) finden sich dann auch bei griechischen und römischen Schriftstellern (im Zeitraum vom 6. vorchristlichen bis zum 6. nachchristlichen Jahrhundert) erwähnt [1]). Wenn es sich hier nicht etwa um ein früh abgezweigtes nordrassisches Volk handelt, kommen wohl nur die Nachkommen der Crô-magnon-Rasse in Betracht. Waren diese blonden, blauäugigen Menschen Nordafrikas, zu denen nach Schädelfunden auch die (seit Ende des 15. Jahrhunderts verschwundenen) Guanchen der Kanarischen Inseln zu rechnen sind, die Schöpfer einer ältesten mittelmeerischen Gesittung? „Im Hinterlande von Algier und Tunis liegen aber auf der Oberfläche der jetzigen Wüste die schönsten Werkzeuge von Acheuléen- und Moustérien-Charakter. Es müssen in jenen Landstrichen damals noch die großen Flüsse lebendig gewesen sein, deren System mit der Mündung in den Busen von Tunis wir heute noch an den toten Adern erkennen können" [2]). Darf man annehmen, die nordafrikanische Landschaft sei in vorgeschichtlicher Zeit für die Entfaltung einer Gesittung dieser Blonden geeigneter gewesen und der Klimawechsel, der die Wüste nach Norden vordringen ließ, habe zu gleicher Zeit das Ende dieser Ausbreitung der Crô-magnon-Rasse bedeutet? Hat sich die Rasse auch unter jenem Himmelsstrich als schöpferisch erwiesen? „Der breite afrikanische Nordrand erscheint geradezu als die Basis der ältesten Kultur des Mittelmeeres" [2]). Solche Fragen bedürfen noch ihrer Lösung. —

Die Betrachtung kehrt zur Rassengeschichte Europas zurück und stellt rückblickend fest, daß die Urgeschichte menschlichen Lebens in Europa, ins-

[1]) Vgl. Mehlis, Die Berberfrage, Arch. f. Anthrop. N. F. 3, 1909.
[2]) C. Schuchhardt, Alteuropa. 1919.

besondere aber die Abstammung der heutigen europäischen Rassen von denen der Urzeit selbst in großen Zügen noch nicht als gänzlich aufgehellt gelten kann. — Etwa mit dem Beginn der Jungsteinzeit sind aber die heutigen europäischen Rassen alle vertreten und bietet Europa etwa folgendes Bild: Die Ostrasse scheint sich von den Alpen aus gegen Westen und Nordwesten auszubreiten; im Südwesten und Westen Europas (in Südwestnorwegen (?), in Teilen Schottlands (?), in Südengland, Frankreich, Spanien und Italien) siedelt die Westrasse; in Schweden und Nordwestdeutschland siedelt die nordische Rasse. Wann sich die vierte der europäischen Rassen, die dinarische Rasse, zum erstenmal zeigt, steht der Forschung noch nicht fest, ebensowenig, ob sie etwa in ihrem heutigen verhältnismäßig reinsten Gebiet urheimisch oder ob sie dorthin eingewandert ist; ich neige zu dieser Annahme. Die Frage der dinarischen Rasse soll später betrachtet werden.

Für die Geschichte der Gesittungen Europas kommen hauptsächlich zwei Rassen in Frage: die nordische und die westische. In diesem Buch kann auf Einzelheiten dieser Urverhältnisse menschlicher Gesittung nicht eingegangen werden. Das Bild der Vorgeschichte Europas, soweit diese sich aus den vorzeitlichen Stilarten und Stilwanderungen erkennen läßt, hat in jüngster Zeit eine aufschlußreiche Darstellung gefunden durch das schon angeführte Buch „Alteuropa in seiner Kultur- und Stilentwicklung“ (1919) von Carl Schuchhardt. Da zeigen sich denn zwei große Gesittungskreise, ein westeuropäischer, der sich nach Osten dem Mittelmeer entlang ausdehnt, und ein nordeuropäischer, der auf verschiedenen Wanderungen, einmal die Donau abwärts nach Griechenland und Kleinasien, einmal über die Alpen nach Italien, einmal die Weichsel hinauf und den Dnjepr und Dnjestr hinab, seine Gesittungsformen aussendet. Es versteht sich, daß man Schuchhardts Ergebnisse nicht unmittelbar mit Rassennamen belegen darf. Es handelt sich um Völker, die Mischungen eingehen können, es handelt sich bei dem Archäologen Schuchhardt zunächst nur um Kunstformen und ihre Wanderungen. Zwischen zwei Rassen mag es immer Gebiete geben, die leiblich der einen angehören, der Gesittung nach aber Bestandteile der anderen aufgenommen haben. Im großen und ganzen jedoch gliedern sich Schuchhardts Ergebnisse denen der Rassenforschung an. Die Tatsache erscheint, daß Europa zwei schöpferische Rassen hervorgebracht hat: die westische und die nordische. Die Gesittungsgeschichte Alteuropas läßt sich daher in der Hauptsache als Ausbreitung, Auseinandersetzung und Absterben westischer und nordischer Gesittungsformen beschreiben.

Ehe jedoch solch ein Überblick über diese nordischen und westischen Schöpfungen gegeben wird, möge hier ein Ausblick auf das Auftreten der ostischen Rasse folgen. — Wie ist es zu deuten, daß zur Gesittung Europas die Ostrasse in keinem Gebiet Eigenes beigetragen hat? Die Ausbreitung der andern Rassen ist immer zugleich die Ausbreitung bestimmter Stilformen. Wie ist es zu deuten, daß die Ostrasse eine eigentlich stillose Rasse ist, eine unschöpferische Menschenart? — Solche Fragen

führen von der Betrachtung der Gesittungsformen wieder zur Betrachtung rassenkundlicher Tatsachen zurück.

Wenn man fragt, welche Rasse z. B. in Deutschland die ältere sei, die ostische oder die nordische, so ist die Antwort nicht ohne weiteres zu geben. In dem einen Gebiet mag die ostische, im andern die nordische Rasse, in gewissen Gebieten ferner die dinarische Rasse die ersten Siedlungen angelegt haben. Die Vermutung, die Wahrscheinlichkeit, daß die Ostrasse asiatischer Herkunft sei, ergibt sich einerseits aus der Körpergestalt, andrerseits aus dem Umstand, daß vom eigentlichen Heimatgebiet mongolischer (innerasiatischer) Stämme bis zu den Pyrenäen und bis nach Südwestnorwegen immer wieder breitgesichtige, kurzköpfige Bevölkerungen leben. Die Ostrasse kann sicherlich nicht in irgendeinen Zusammenhang mit der nordischen oder der westischen Rasse und ebensowenig in einen Zusammenhang mit der dinarischen Rasse gebracht werden. Sehr leicht aber ergeben sich schon für den oberflächlichen Betrachter die Beziehung zu den Menschenarten Innerasiens, zu den Mongolen. Immer wieder kommt es in Europa zu ganz asiatischen Bildungen; das bestätigt Topinard für das bretonische Gebiet, das ergibt sich aus dem Menschenbild auch der deutschen Landschaften: man redet dann in besonders deutlichen Fällen gern von Resten hunnischen Blutes. In Paris wurde einmal ein Massengrab aufgedeckt und die darin liegenden Gebeine nach ihren Schädelformen zunächst für baschkirisch, also für mongolisch, erklärt. Bald stellte es sich heraus, daß das Grab von einer Choleraseuche herrühre und daß die Bestatteten einheimische Frauen seien. Daraus ist zu schließen, daß es sich um eine Gruppe ostrassischer Menschen aus irgend einem reinostischen Gebiet Frankreichs gehandelt haben muß.

Gegenüber der Ostrasse rücken Nord- und Westrasse eng zusammen, und der Versuch der Forschung, diese beiden Rassen von einer gemeinsamen Stammrasse herzuleiten, ist leicht begreiflich. Jedenfalls sind die langschädligen Rassen der europäischen Vorgeschichte wie der europäischen Gegenwart in Europa urheimisch, die ostische Rasse hingegen erscheint als ein fremder Bestandteil. Eine eigentlich ostische Einwanderung läßt sich aber erst von den Alpen her feststellen und selbst da nicht sehr deutlich. Die Siedlungszüge der Ostrasse dürfen wohl nicht so sehr als Einwanderung betrachtet werden; im Fall der Ostrasse handelt es sich um eine *Einsickerung*, ein langsames, aber zähes Fortschleichen, vielleicht entlang den Gebirgszügen — Ripley gebraucht den Ausdruck „infiltration". Die Wege der Nordrasse sind zu erkennen an Burgen, alle Zeichen deuten bei ihr auf Eroberung und Herrschertum. Anders die Ostrasse: sei es, daß sie überhaupt als Wanderwege die von anderen Rassen und Völkern nicht begehrten, unfruchtbaren Gebirge wählte; sei es, daß sie aus den fruchtbaren Ebenen immer wieder vertrieben und in die Wälder, Moore und Berge verdrängt wurde: noch heute im Zeitalter der Freizügigkeit ist das Siedlungsgebiet durchaus klar, noch heute ist die Ostrasse die Rasse der unbegehrten oder minder begehrten Landstrecken. Durch Betrachtung solcher Verhältnisse kam die französische Forschung zu dem Erfahrungs-

satz aller Siedlungsgeschichte Europas: Den Siegern die fruchtbaren Ebenen und Täler, den Besiegten die unwirtlichen Berge[1]).

Es ist ganz überraschend zu sehen, wie in allen Ländern Mittel- und Westeuropas dieser Erfahrungssatz gilt. Er gilt in der hier betrachteten vorgeschichtlichen Zeit, wie auch in der späteren geschichtlichen Zeit. Beddoe und Ripley schildern die Landnahme der britischen Inseln durch die nordrassischen Kelten und später die nordrassischen Germanen mit ihren Einfallsstraßen und kommen so dazu, gelegentlich bis ins Einzelne die heutige Rassenkarte der britischen Inseln aus der Besiedlungsgeschichte zu erklären. Die dunkle Stelle der mittelländischen Grafschaften (vgl. S. 219) erklärt sich z. B. daraus: die nordrassischen Angelsachsen drangen in England von der Südküste her ein, ein anderer Teil vom Norden, vom Gebiet des Humber her. Beide drangen vor, bis sie an den Sumpfbezirk und an die dichten Wälder stießen, welche jene bezeichneten Grafschaften bedeckten. Beide drängten die keltisch-sprechende Vorbevölkerung in die Wälder und Sümpfe zurück oder erschlugen sie. Von den keltischen Herren mögen dabei viele im Kampf gefallen sein, ihre westischen und ostischen Knechte fanden in unwirtlicher Gegend ihre Zuflucht: die Karte weist es heute noch aus. Die gleichen Verhältnisse müssen sich ergeben haben in jenem jungsteinzeitlichen Zeitalter, bei dessen Betrachtung sich zwar die Rassen deutlicher, Völker aber noch nicht scheiden lassen. Immer ist der ostische Mensch der unterworfene oder der verdrängte gewesen, immer aber zugleich der zähe und fruchtbare, als der er sich heute noch erweist. Ob daher die heutigen Siedlungsgebiete ostischer Rasse auf eigentliche Wanderwege hinweisen, oder ob sie nur noch Zufluchtsstätten und Restgebiete ehemals ausgedehnterer Ostrassensiedlungen darstellen, das läßt sich im einzelnen hie und da wohl vermuten, im ganzen wird es nicht so leicht zu entscheiden sein.

Von den Alpen aus muß sich die Ostrasse in zwei Verzweigungen geteilt haben: eine Einsickerung nahm ihren Weg über das Rhonetal in die Auvergne und konnte sich dort im unbestrittenen Gebirgsgebiet weit verbreiten und sich von der Auvergne aus in südwestlicher Richtung bis zu den Pyrenäen ausdehnen. — Eine auffällige Stelle der Schädelkarte Frankreichs bietet einen sehr deutlichen Aufschluß, den Ripley erklärt hat: die fruchtbare Saoneebene wird südlich Dijon von einem breiteren Band ostischer Rasse überquert — eine Ausnahme des Besiedlungsgesetzes; denn die sonst zurückgedrängte Rasse besiedelt hier in größter Dichte ein fruchtbares Gebiet. Die Erklärung hierfür, die Ripley gab, bietet sich leicht aus der Karte selbst und aus den Zeugnissen der Vorgeschichte und Geschichte. Hierher war die Ostrasse vom Süden hinaufgedrängt worden durch die Westrasse, der das untere Saonetal und das Rhonetal gehört hat und zum Teil, in Beimischung, heute noch gehört. Hierher war die Ostrasse aber auch verdrängt worden durch nordische Eroberer, die vom Rheintal und Seinetal her vorstießen. So mußte sich ein dichtbesiedelter ostischer Wall bilden, ein Ausweichen gab es nicht mehr. Die dortigen ostischen Bewohner mögen

[1]) Collignon: „Aux vainqueurs la plaine et les vallées, aux vaincus la montagne".

ihre Herren oft gewechselt haben, leiblich haben nur sie sich bis heute erhalten. Auch die ostische Besiedlung des Gebiets zwischen Auvergne und Pyrenäen beruht auf ähnlichen Erscheinungen. Ihre Erläuterung würde hier zu weit führen. Der Vorstoß der Ostrasse von den Höhenzügen des Morvan aus gegen Orléans erklärt sich daraus, daß dieses Gebiet früher ein undurchdringliches Waldgebiet war (vgl. S. 214).

Wichtiger für Deutschland ist die gegen Norden gerichtete Einsickerung der Ostrasse. Sie folgte den Gebirgen. Mindestens boten sich die Gebirge nach vorübergehender Ebenensiedlung immer wieder als Zufluchtstätten. Die Einsickerung folgte im Westen anscheinend dem Wasgenwald und den Ardennen. Von den Ardennen, vom heutigen wallonischen Gebiet aus, fand die Ostrasse ihren zweiten Einsickerungsweg nach Frankreich hinein. Schon in der Jungsteinzeit sind nach Schädelfunden kurzköpfige Bevölkerungen im Osten Frankreichs und in Belgien verbreitet gewesen und anscheinend minder dicht auch in der Bretagne. Von Belgien aus scheint die Ostrasse dann Holland erreicht zu haben, wo sie heute noch deutlich abgetrennte Gebiete besitzt; von hier aus hat sie wohl an der Küste entlang als Fischerbevölkerung ihren Weg bis nach Jütland, Dänemark, Südschweden und Südwestnorwegen gefunden. In Dänemark tritt die Ostrasse anscheinend erst stärker auf, nachdem sich in der Bronzezeit innerhalb der Nordrassenstämme die Leichenverbrennung schon durchgesetzt hatte, was etwa im ersten Drittel des zweiten vorchristlichen Jahrtausends geschehen sein mag.

Gegen Ende der Steinzeit fand von Nordfrankreich aus der Vorstoß einer kurzköpfigen Bevölkerung nach Mitteldeutschland statt, und die eindringenden Kurzköpfe brachten in diese Gegenden anscheinend zum erstenmal das Kupfer mit. Es zeigt sich in ihren Dolchen und Speeren. Das Eindringen scheint aber doch nicht eine Eroberung gewesen zu sein, die eindringenden Kurzköpfe gingen in der übrigen mitteldeutschen Bevölkerung auf, nachdem sie für dieses Gebiet vielleicht die Steinzeit in die Metallzeit übergeführt hatten. Dem Eindringen der Kurzköpfe entsprach aber auch das Eindringen einer gewissen Gefäßform, des sogen. Glockenbechers (Zonenbechers), und dieser läßt auf die Herkunft ihrer Kunstform schließen: der Glockenbecher stammt aus dem von Schuchhardt beschriebenen Gesittungskreis Westeuropas, der im großen und ganzen einen westrassischen Ausbreitungskreis damaliger Zeit gleichkommt. Mit dem Glockenbecher ist also nicht etwa eine arteigene Stilform der Ostrasse zu erfassen, und auch die Kupferverwendung ist nichts, wodurch sich etwa eine arteigene Gesittung der Ostrasse erkennen ließe. Das Kupfer mußte sich von den Ländern aus verbreiten, wo es gefunden wurde; die Kurzköpfe mußten es dem westeuropäischen Gesittungskreis entnommen haben.

Wenn man aber die für diese Bevölkerung kennzeichnende, unter ihr häufige Schädelformen betrachtet[1]), so möchte man vermuten, der Vorstoß nach Mitteldeutschland von Nordfrankreich her sei von einer ostisch-dinari-

---

[1]) bei Schliz „Rasse und Rassefragen" in Hoops, Reallexikon der germanischen Altertumskunde.

schen (ostisch-nordisch-dinarischen?) Bevölkerung ausgegangen. Jedenfalls ist er nicht einer rein- oder nur starkvorwiegend ostischen Menschengruppe zuzuschreiben.

In der Schweiz und in Süddeutschland mag es wohl zu breiteren Siedlungen gekommen sein, hier mag die Ostrasse — da und dort aber in Zumischung zur dinarischen Rasse — durch einen gewissen Zeitraum hindurch die einzige Rasse gewesen sein, besonders in dem westlichen Teil des Pfahlbautengebiets. Das südwestdeutsche Rheintal war ihr vielleicht eine Zeit lang von Vorstößen der Westrasse verwehrt (?). Der Schwarzwald blieb ihr wohl von Anfang an, ebenso der schwäbische und bayerische Jura und, wohl in Auseinandersetzung mit der dinarischen Rasse, Teile des süddeutschen Ostens.

In Norddeutschland aber scheint sie vorgeschichtlich nur in unwirtliche Gebiete eingesickert zu sein, in Moorgegenden und dicht bewaldete Landstrecken. In Holland lagen an einem Fundort ihre Gebeine über nordischen Knochenresten eingeschichtet. Das Gebiet Nordwestdeutschlands war beim Zusammentreffen nordischer und ostischer Menschen schon von nordischen Menschen besiedelt.

Leicht wäre es, über die Ausbreitung der Ostrasse Genaueres zu sagen, wenn sie eindeutige Zeugnisse einer besonderen Gesittungsstufe hinterlassen hätte, wenn ihr Weg oder ihre Wege zugleich die Wege eines besonderen Stils der Geräte und Gefäße wären, wenn ihrem südlich-nördlichen Vordringen in Deutschland oder schon ihrem östlich-westlichen Vordringen innerhalb der Alpengebiete das Vordringen eines bestimmten, womöglich eines nicht-europäischen Stiles entspräche. Aber alle Zeugnisse oder vielmehr das Fehlen solcher eindeutiger Zeugnisse weist auf eine minder schöpferische Rasse hin, auf ein gleichsam stummes, unauffälliges Einsickern. Nur die Annahme bliebe noch, daß einzelne ostische Stämme immer wieder nach Art der in geschichtlicher Zeit einfallenden Hunnen und Mongolen von Osten her nach Europa vorgestoßen wären und sich immer wieder in Teilen angesiedelt hätten. Auch nach Italien aber ist die Ostrasse mehr eingesickert als erobernd eingedrungen. Nach Oberitalien scheint sie von den Alpen aus mit anderen Rassenteilen, wohl von nordischen Rassenteilen gedrängt oder geführt, ihre Siedlungen vorgeschoben zu haben. Der italienische Rassenforscher Sergi[1]) konnte noch, aus der falschen Vorstellung einer asiatischen Herkunft der indogermanischen Sprachen schließend, die ostische Einsickerung nach Italien als die beginnende sprachliche Indogermanisierung Italiens auffassen; der italienische Sprachforscher de Michelis folgte ihm in dieser Annahme[2]). Die indogermanische Sprache der späteren Römer kam aber erst mit den Italikern, diesen nordrassischen Stämmen, nach Italien. Der Einbruch der Italiker zeigt sich deutlich als der Einbruch eines besonderen nordischen Stils, der auf Mitteldeutschland als die Urheimat der Italiker hinweist; hierüber der 19. und 20. Abschnitt.

Sowohl in der Schweiz wie in Italien, wie auch in Südwest-

[1]) Sergi, Origine e diffusione della stirpe mediterranea. 1895.
[2]) de Michelis, Origine degli Indoeuropaei. 1903.

deutschland finden sich in den Pfahlbauten vielfach ostische Schädel. Sind die Menschen der Ostrasse das eigentliche Volk der ältesten Pfahlbauten? In der Schweiz möchte es so scheinen, da dort die ältesten Pfahlbauten zugleich fast nur ostische Gebeinreste enthalten. Sollte der Pfahlbau eine Erfindung der Ostrasse sein? Sicheres läßt sich nicht aussagen. Der Pfahlbau ist da und dort in jedem Erdteil entstanden und vielerorts noch heute die herrschende Wohnform. Eine andere Erscheinung vorgeschichtlicher Gesittung könnte man mit der Ostrasse in Verbindung bringen; die Einzähmung (Domestikation) der Haustiere, die wohl mit dem Hund begann. Seit der frühen Jungsteinzeit duldete der Mensch den Hund um sich herum, früher scheint er ihn zu seiner Nahrung gejagt und ihn auch öfters verjagt zu haben, wenn er die Abfälle umschlich. Aber mehr läßt sich nicht sagen, als daß die Einzähmung der Tiere — das Renntier war von den Renntierjägern wohl höchstens halbgezähmt gehalten worden — etwa in das gleiche Zeitalter fällt, in dem die Ostrasse auftritt. So fällt es bei der Ostrasse schwer, irgend etwas über ihren Eintritt in die mitteleuropäische Umwelt auszusagen. Die Gefäßformen schon der ältesten Schweizer Pfahlbauten, die immer wieder von ostischen Menschen besiedelt wurden, zeigen die Beziehung zu einer westeuropäischen Welt, zu Frankreich, England und Spanien. Der Anbruch der Kupferzeit in den Schweizer Pfahlbauten ist zugleich gekennzeichnet durch einen Wandel ihrer Siedler: nordische Menschen sind mit einer neuen Gesittungsform eingedrungen. Sie müssen aber allmählich an Zahl wieder geschwunden sein. Die Einsickerung der Ostrasse, die jetzt im süddeutschen Gebiet anscheinend durch nordische Stämme in die Metallzeit hineingeführt worden war, setzte sich wieder fort: die Schweizer Pfahlbauten der Bronzezeit zeigen wieder eine ziemlich einheitlich kurzköpfige Bevölkerung, die genau den heutigen kurzköpfigen Menschen der Schweiz gleicht. — In Böhmen und Schlesien finden sich in jungsteinzeitlichen Gräbern kurzschädliger Menschen Gefäße des sogen. bandkeramischen Stils. Die Bandkeramik aber, die sich nach Schuchhardt („Alteuropa") vom „Donaukreis" nach Osten verbreitet hat, stellt einen Stil dar, dessen Ausbildung und Verbreitung einem Urkeltentum zugeschrieben werden muß. Die Kerngebiete der Bandkeramik, vor allem in ihrer Ausgestaltung als Spiral-Mäander-Keramik, zeigen auch immer wieder in ihren Gräbern Menschen der nordischen Rasse. In seinen ostmitteldeutschen Herrschaftsgebieten muß das nordrassische Urkeltentum seinen bandkeramischen Stil Menschen ostischer und dinarischer Rasse übermittelt haben. Auch in Böhmen und Schlesien hat die Ostrasse keinen eigenen Stil gezeugt, und als im gleichen Gebiet in einem späteren Zeitabschnitt die sogen. Schnurkeramik sich verbreitete, da geschah dies durch eine Welle nordischer Menschen germanischen Stammes.

So mag die Ostrasse vom Alpengebiet aus auf ihren beiden Hauptwegen — südwestlich nach den Pyrenäen und nördlich ins wallonische Gebiet — jeweils dem Einfluß der Rassen ausgesetzt gewesen sein, in deren Nachbarschaft sie ihr Fortkommen suchte. Bald in unbesiedelte wirtliche Gebiete vordringend, bald in unwirtliche Gebiete zurückgedrängt, hat die Ostrasse im Süden und Westen zunächst wohl ganz die Gesittungsformen

der Westrasse übernommen. Im südwestdeutschen Rheintal mag es auch zu westisch-ostischen Rassenmischungen gekommen sein (?), während sonst in der letzten Steinzeit weite Strecken Süddeutschlands der Ostrasse angehört haben mögen. Ihre erste metallzeitliche Ausbildung, wenn man so sagen darf, erhielt dann die Ostrasse in Süddeutschland von einer nordrassischen übergeschichteten Bevölkerung. So zeigt Süddeutschland beim Übergang der Steinzeit in die Metallzeit sich als Gebiet nördlicher und westlicher — rassenkundlich gesprochen: vorwiegend nordischer und vorwiegend westischer — Einflüsse. Mit dem Schwinden der übergeschichteten nordischen Menschen, deren Gebeine in jener Zeit in den Pfahlbauten vorkommen, konnte auch der nördliche Einfluß schwinden. Die süddeutsche ostrassische Bevölkerung konnte wieder westliche Stile pflegen. Das Eine jedenfalls ist sicher: einen eigenen Stil hat die Ostrasse nie ausgebildet, oder mindestens hat sie ihn schon in der frühesten Vorgeschichte, vielleicht gleich beim Zusammentreffen mit andersrassigen Bevölkerungen, aufgegeben. Wie ihre Siedelwege die unterlegene Rasse zeigen, so zeigt das Fehlen eines ihr zuzuweisenden Stils die unschöpferische, stillose Rasse. Diese Tatsache ist auffällig, besonders wenn man im Gegensatz dazu die Jahrtausende alte Gesittung ostasiatischer Völker betrachtet, die sich durch arteigene Schöpfungen bedeutender Art ausgezeichnet haben.

Wie die einzelnen vorgeschichtlichen Gruppen ostischer Menschen darauf verzichtet haben, in der Ausbildung ihrer Gefäß- und Gerätformen Eigenes zu schaffen, so müssen sie schließlich auch verzichtet haben, eine arteigene Sprache zu sprechen. Man wird sich selbstverständlich hüten, dieser frühen Vorzeit ganz bestimmte Sprachformen zuzuschreiben; man wird sich hüten, irgendwie an bestimmte ostrassische „Völker" zu denken; noch darf man nur Ausdrücke wie „Bevölkerungen" wählen. So viel ist indessen sicher, daß zu jeder Rasse auch eine bestimmte Sprachurform gehört wie eine bestimmte Kunsturform. Beides muß die Ostrasse schon in der ersten Dämmerung der Vorgeschichte verloren haben.

Man darf vielleicht die Annahme wagen, die Ostrasse müsse auf ihrem westlich gerichteten Weg von Innerasien her auf eine Eigengestaltung in dem Augenblick ihrer Geschichte verzichtet haben, sie müsse auf eine eigene Geschichte zu der Zeit verzichtet haben, als sie das erstemal aus ihrer angestammten Umwelt hinaus und in die Nachbarschaft der eigentlichen europäischen Bevölkerungen kam. — Man kennt afrikanische Zwergvölker (Pygmäen), die keine eigene Sprache besitzen, sondern immer die Sprache ihrer gegenwärtigen Nachbarn sprechen. Der Wortschatz ihrer heutigen Sprachen enthält aber eine Anzahl Schichten, die einen großen Teil der afrikanischen Besiedlungsgeschichte erzählen: er enthält übereinandergeschichtet Wörter aus den Sprachen all der Völker, in deren Nachbarschaft die Zwerge früher einmal gewohnt haben müssen[1]). Man muß im Leben der Völker zwischen arteigener Sprache und artfremder Sprache unterscheiden. Die afrikanischen Zwergvölker haben seit langen

[1]) Struck in Petermanns Geographischen Mitteilungen, 1911, II. S. 328 und in der Zeitschrift für Ethnologie, Bd. 46, 1914, S. 171.

Zeiten keine arteigene Sprache mehr, sie wechseln je nach der Nachbarschaft eine artfremde Sprache gegen eine andere aus. Sollten ähnliche Verhältnisse die frühe Geschichte der Ostrasse bezeichnen? Sollten seit ihrem Eintritt in die europäische Welt die Menschen der ostischen (alpinen) Rasse Sprache, Stile, Gemeinschaftsformen und Siedlungswesen immer nur von den Andersrassigen, von Artfremden, erhalten haben?

Zu dieser Annahme könnte man Entsprechungen finden im leiblichen Befund. Sicherlich gehört die Ostrasse in keinen Zusammenhang mit den beiden europäischen langschädligen Rassen, sicherlich auch in keinen mit der dinarischen Rasse. Gewiß aber ist, daß sich kein Zusammenhang leichter ergibt, als der zwischen europäischer Ostrasse und eigentlichen Mongolen (innerasiatischer Rasse). Wenn wir nach einem Gesittungsbild suchen, wie es der Ostrasse arteigen wäre, wenn wir nach der Sprachform suchen, die der Ostrasse angestammt wäre — mongolische (innerasiatische) Art mag uns da einen gewissen Hinweis geben. Die sprachlichen Verhältnisse betrachtet der 20. Abschnitt. Hier handelt es sich zunächst um die körperlichen Merkmale.

In jeder menschlichen Umwelt ergeben sich die Fragen: eigene Sprache oder artfremde Sprache? Eigenes Schönheitsbild oder artfremdes Schönheitsbild? — Von vielen Völkern ist bekannt, daß ihre Großen, ihre führende Schicht, sich gerne ihre Weiber holt aus einem Gebiet, das wegen der „Schönheit" seiner Menschen besonders bekannt ist. Peters z. B. berichtet diesen Zug in seinen „Afrikanischen Köpfen" bei Betrachtung abessinischer Verhältnisse. Er berichtet von dem Gebiet des früheren Königreichs Siemen, „dessen Frauen wegen ihrer weißen Haut bewundert werden". Solche Erscheinungen, daß Frauen mit hellerer Haut von den Großen eines dunkelhäutigen Volkes besonders gesucht und geschätzt werden, zeigen sich in Afrika und Asien da und dort. Die Herrscher Chinas ließen sich Frauen kommen aus einem Gebiet westlich der chinesischen Grenze, wo ein hellhäutiges, hellhaariges und helläugiges Volk lebte. Noch in unserer Zeit wählen die türkischen Großen oft die als schön geltenden hellhäutigen und helläugigen Frauen gewisser Kaukasusgegenden. So erklärt sich auch das nordrassische Aussehen mancher türkischer Prinzen. In all diesen Erscheinungen zeigt sich, wie Einzelne in einem Volk und schließlich auch ein ganzes Volk sein arteigenes Schönheitsbild, das seiner Rasse oder Rassenmischung entsprechende, aufgibt gegen ein artfremdes. Auch in dem Mitteleuropa der Gegenwart zeigen sich ähnliche Erscheinungen. Auch in ostrassischen Gegenden sind z. B. die sinnbildlichen Gestalten der Denkmäler immer rein nordisch; auch außerhalb Nordfrankreichs zeigen z. B. die Denkmäler der Jungfrau von Orléans ein — bisweilen geradezu vorbildlich — nordisches Mädchen. Nirgends in Europa gehört das Breitgesicht zum Schönheitsbild. Weit über seine Rassengrenze hinaus gilt in Europa als Schönheitsbild allein der nordische Mensch. Wo sind — außer in der Volkskunst gewisser Gegenden — die kurzköpfigen, breitgesichtigen Christusbilder, die ostrassischen sinnbildlichen Gestalten, wo sind in Europa während des Weltkriegs Kriegerbilder durch namhaftere Künstler entstanden, die nicht im Wesentlichen nordrassische Züge aufwiesen? Europa

hat in seinen meisten Gebieten kein eigenes, sondern ein artfremdes Schönheitsbild. Soll irgendwo der „feine Herr" dargestellt werden, z. B. auf den Modedarstellungen der Schneider, so zeigt sich ein vorwiegend nordischer Mensch. Der Vorstellung eines „aristokratisch aussehenden Menschen" männlichen oder weiblichen Geschlechts, hat noch nie ein vorwiegend ostischer Mensch entsprochen. Allein aus solchen Tatsachen könnte auf eine frühere Vorherrschaft der nordischen Rasse über ganz Europa geschlossen werden. Jede Störung des Schönheitsbildes innerhalb einer Bevölkerung, jeder Wandel des Schönheitsbildes, zeigt so eine geschehende oder geschehene Rassenmischung oder Rassenschichtung an.

Die Begriffe arteigene und artfremde Sprache, arteigenes und artfremdes Schönheitsbild sind gewiesen worden. Sucht man ihre Anwendung auf die vorgeschichtlichen Verhältnisse und auf die ostische Rasse, so ergibt sich auch die Möglichkeit einer Deutung für die vorhandenen Verschiedenheiten der mongolischen (innerasiatischen) und der ostischen Rasse. Die Ostrasse könnte das Ergebnis einer Umzüchtung unter der Herrschaft eines artfremden Schönheitsbildes, des nordischen, oder gar zweier Schönheitsbilder, des nordischen und des westischen, sein. Das artfremde Schönheitsbild der beiden eigentlich europäischen Rassen könnte innerhalb der Ostrasse eine Änderung in der Richtung der Auslese bewirkt haben. Durch eine Änderung in der Richtung der Auslese, der Zuchtwahl, wäre so aus einem Zweig der mongolischen Rasse die Ostrasse entstanden.

Zwischen der eigentlich mongolischen (innerasiatischen) Rasse und der ostischen Rasse bestehen bestimmte Unterschiede (vgl. S. 131 ff.). Gewisse Unterschiede bestehen auch zwischen den vorgeschichtlichen breitgesichtigen Kurzköpfen und den heutigen. Der Laie erklärt sich solche Unterschiede gern aus Rassenmischungen. Wir wissen, daß es zwar Mischlinge gibt, aber keine Mischrassen. Jede Änderung eines Rassenbildes muß aus einer Änderung der Züchtungsrichtung abgeleitet werden, aus der Richtung der A u s l e s e. Umzüchtend, ausleseändernd muß auch die Annahme und Geltung eines artfremden Schönheitsbildes wirken. Das Breitgesicht kann unter fremdem Einfluß schließlich sich selbst als unschön empfinden. Die Folge wird sein, daß innerhalb einer breitgesichtigen Rasse die breitesten Gesichter in der geschlechtlichen Auslese gemieden werden und so ihre Erbanlagen allmählich aus dem Erbgang der Rasse schwinden. Das schmale Gesicht der langschädligen Rassen mag schließlich immer mehr als schön gegolten haben. Die Folge innerhalb der Ostrasse mußte eine Bevorzugung der Gesichter sein, deren Jochbeine am wenigsten an den Wangenseiten hinausragten. Die nordische Körperhöhe mag schließlich als schön gegolten haben. Die Folge mußte sein eine Ausmerzung der Menschen niedersten Wuchses aus dem Erbgang der Ostrasse. Es versteht sich, daß die Umzüchtung einer ganzen Rasse größte Zeiträume benötigt; aber an Zeit dazu hat es ja sozusagen nicht gefehlt. Wenn das Erscheinen der Ostrasse in Mitteleuropa immer nur einer Einsickerung gleichkam, so ergeben sich für ihren Gesamtweg von Innerasien her allergrößte Zeiträume. Daß aber die Umzüchtung auch heute noch unvollkommen, noch nicht abgeschlossen ist, dafür könnte das gelegentliche Vorkommen „asiatischer", „hunnischer" Züge

in ganz Europa sprechen. Daß ferner ein fortgesetztes westlich gerichtetes Einsickern von Asien her heute noch stattfindet, zeigt die Erscheinung von Mischlingen, die nicht mehr durch ostische, sondern nur noch durch mongolische (innerasiatische) Beimischung zu erklären sind.

So ließe sich das Bild der Ostrasse wohl aus der Umzüchtung unter der Herrschaft des artfremden, westischen und nordischen Schönheitsbildes erklären. Einfach erklärt sich der höhere Wuchs der heutigen ostischen Menschen gegenüber dem niedrigen Wuchs der vorgeschichtlichen Kurzschädel. Schwieriger erklären sich die Formverhältnisse am Schädel der Ostrasse gegenüber dem eigentlichen mongolischen (innerasiatischen) Schädel.

Der mongolische Schädel, der übrigens meist nicht so kurz ist wie der ostische, hat gegenüber diesem eine minder steile Stirn. Von den Augen an wölbt sich der mongolische Schädel oft in gleichförmigem Bogen zurück und hinauf bis zum Scheitel, der sich deutlicher als höchster Punkt des Schädels zeigt. Die Stirn des mongolischen Schädels ist schmäler, die Jochbogen liegen etwas höher, laden breiter aus und verringern nach vorn zu ihren gegenseitigen Abstand nicht so stark wie die Jochbogen am ostischen Schädel, bei welchem sich die größte Jochbogenbreite viel deutlicher und erst gegen die Ohren hin abhebt (vgl. S. 131). Das mongolische Gesicht erhält durch seine Jochbogenbildung und durch die mehr als bei der ostischen Rasse nach vorn und außen gerichteten Jochbeine eine deutliche breiteste Stelle. Es läßt sich daher oft als breites Eirund umschreiben, das ostische indessen eher quadratisch, da ihm die breitere Stirn eignet (Abb. 117). Kennzeichnend mongolisch ist beim ersten Anblick vor allem eine gewisse flächige Leere der Gesichtszüge (welche von gewissen Buddhabildwerken gut getroffen wird). Zu dieser flachen Gesichtsbildung trägt beim mongolischen Gesicht nicht nur die flache Nase bei, sondern auch der untere Augenhöhlenrand, der weiter nach vorn liegt, viel weniger hinter dem oberen Augenhöhlenrand zurückliegt, als bei den europäischen Rassen. Endlich zeigt das mongolische Gesicht leicht vorstehende Kiefer (Abb. 291). Man kann also wohl sagen, daß die Umzüchtung zur Ostrasse nicht eigentlich die Jochbogenbreite wesentlich verringert hat, sondern sie durch eine Verbreiterung und steilere Aufrichtung der Stirn unauffälliger gemacht hat. Das ostische Gesicht hat durch seine größere Stirnbreite die Jochbogenbreite im Anblick des Gesichts so ausgeglichen, daß in der Vorderansicht ein Gesichtsumriß erscheint, der nicht mehr eigentlich „asiatisch", der jetzt schon „europäisch" wirkt. Durch steilere Aufrichtung der Stirn ist das ostische Gesicht höher geworden und mag jetzt eher an ein „europäisches" erinnern. Durch die höhere Stirn mußte nun eine Kopfform entstehen, bei der der Scheitel flacher liegt, nicht mehr deutlich auf dem höchsten Punkt des Schädels.

So könnte man an eine durch Auslesevorgänge vor sich gegangene Umzüchtung der ostischen (alpinen) Rasse aus der mongolischen (innerasiatischen) denken. Doch bleibt jedenfalls auch die Annahme offen, die ostische Rasse stelle einfach eine besondere Gruppe, die westliche Gruppe eines asiatischen Menschenschlags dar, dessen mittlere Gruppe die mongolische (innerasiatische) Rasse sei und zu dem ferner auch die Eskimos

und die amerikanischen Menschengruppen gehören. Gerade der Menschenschlag, der — kurz gesagt — „asiatische" Merkmale zeigt, läßt ja eine große Mannigfaltigkeit der Formen erkennen und hat sich über einen großen Teil der Erde verbreitet. In Europa, dieser Halbinsel Asiens, wäre der „asiatische" Menschenschlag also durch die ostische (alpine) Rasse vertreten.

Die Wahrscheinlichkeit einer gewissen Umzüchtung bleibt aber bestehen, und aus einer solchen Umzüchtung ließe sich nun auch vieles in der Veranlagung der ostischen Menschen erklären. Die Mürrischkeit und das Mißtrauen, der geringere Anteil an unselbstischem Wirken, der geringere geistige Umblick, die größere geschäftliche Betriebsamkeit, der Familiensinn wie die geringere Vaterlandsliebe. Wo asiatische Menschenarten in arteigenen Zusammenhängen leben konnten und darin verblieben, haben sich gerade solche Züge nicht ergeben, wie etwa die seelischen Eigenschaften der Chinesen zeigen mögen. Der ostische Mensch ist der enteignete, stillose, unschöpferische, oft als Knecht unterworfene, doch durch zähes Weiterleben, durch Betriebsamkeit und größere Kinderzahl[1]), auch durch unkriegerisches Wesen, immer wieder sich ausbreitende Mensch. Eine Züchtung zu schöpferischen Eigenschaften hin, wie sie bei den anderen asiatischen Menschengruppen möglich war, hat es innerhalb der Ostrasse seit Urzeiten nicht mehr gegeben, nur noch die Züchtung zur Anpassung an artfremde Gesittungen, die Züchtung zu geduldiger Einordnung.

„Die fremden Eroberer kommen und gehen,
wir gehorchen, aber wir bleiben stehen."

Dieses Wort aus Schillers „Braut von Messina" kennzeichnet die vorgeschichtliche und frühgeschichtliche, ja noch die mittelalterliche Lage des ostischen Menschen. Er hat den Herrn mehrfach gewechselt, er fühlte sich nicht angegriffen, wenn Eindringlinge die Machtstellung seines Herrn brechen wollten. Er bildete nicht die Ehre und den Freiheitsdrang aus, deretwegen seine Herren erschlugen und selbst erschlagen wurden. Für ihn gab es keinen Stamm mehr und daher keine Stammesehre. Er glich sich dort jener Herrschaft, hier dieser an. Seine Rassegenossen sprachen südlich der Alpen eine andere Sprache als nördlich der Alpen; seine Vorfahren hatten vielleicht zu gewissen Zeiten wieder andere Sprachen gesprochen und andere Gesittungen übernommen. So hielt die Familie zäh zusammen; ein Stamm oder gar ein eigentliches Vaterland und Stammesehre oder Volksehre, dergleichen mußte dem ostischen Menschen fremd oder mindestens verhältnismäßig fremder bleiben. Umso besser lernte er den selbstischen, kleineren Zusammenhalt pflegen. Die Empfindungen der Würde und Ehre führten die Menschen der andern Rassen oft gegeneinander in Streit; der ostische Mensch kannte diese Gebote in sich selbst nicht. So blieb er „bestehen", während die „fremden Eroberer" sich um die Herrschaft über seine Siedelgebiete stritten und sich gegenseitig darum

[1]) Der Geburtensieg scheint bisher das kennzeichnende „asiatische" Ausbreitungsmittel zu sein. In rassenhygienischer Hinsicht könnten z. B. die Chinesen für uns in manchem vorbildlich sein.

erschlugen. Da alle Gesittungsgüter und Kunstformen Europas ihm nicht eigen, sondern artfremd waren, konnte er ein fleißiger, geschäftiger Nachbilder werden, ein Vermittler und — zeitwidrig ausgedrückt — ein Geschäftsmann. Aus diesem Bild, das Früheres und Späteres zusammenzieht, mögen sich viele der seelischen Eigenschaften auch des heutigen ostischen Menschen erklären. Das Eine jedenfalls erhellt aus der ganzen obigen Ausführung: war schon die Ostrasse nicht so schöpferisch veranlagt wie die beiden langschädligen europäischen Rassen, so ist ihre Schöpferkraft bis in die Wurzel zerstört worden dadurch, daß sie auf die Entfaltung eigenen Wesens, auf eine eigene Gesittung, verzichtet hat[1]). Sie bewegt sich heute in lauter artfremden Zusammenhängen, die sie vielleicht zerstören kann oder bei ihrem Geburtensieg mindestens völlig entstellen würde; die Fähigkeit aber, Eigenes, Neues, an Stelle des Artfremden zu setzen, hat sie schon in dem Zeitraum der Vorgeschichte verloren, als sie auf arteigenen Ausdruck verzichtete. Wenn sie nicht gerade unschöpferisch war, ist ihre Schöpferkraft doch schon in der Vorzeit durch die Züchtung zur Einordnung verkümmert; da sie ihre Gesittungsgüter von anderen Rassen übernahm, fand in der Ostrasse auch keine Zuchtwahl mehr statt, die zur Hervorbringung schöpferischer Menschen geführt hätte. Aus dieser Vorzeit der Rasse mag sich auch ihre Neigung zur Gleichheitslehre ableiten, ja sogar die Gehässigkeit gegen Größe, die sie nicht fassen kann (vgl. S. 175). Da ja die Bestrebungen der häufig die Ostrasse beherrschenden nordischen Herrenschichten für die Ostrasse oft eine Störung durch Krieg und Besitzwechsel brachten, mußte ein überragender Mensch oder eine Schicht überragender Menschen für die Ostrasse nur unerwünscht sein. So mag der ostische Mensch schon frühzeitig zu der — man möchte sagen: asiatischen — Überzeugung gekommen sein, die ein chinesisches Sprichwort so ausdrückt: „Ein großer Mann ist ein öffentliches Unglück.“

Über das Auftreten der dinarischen Rasse in Vorgeschichte und Geschichte läßt sich heute noch kaum etwas aussagen. Es scheint, daß die dinarische Rasse in Europa erst auftrat, als die anderen Rassen Europas sich schon längere Zeiträume hindurch ausgebreitet hatten. Man muß annehmen, daß zur Zeit des ersten Auftretens der anderen europäischen Rassen die dinarische Rasse mit der vorderasiatischen noch eine Einheit bildete. Die Urheimat dieser Rasse muß ein Gebiet Vorderasiens gewesen sein, vielleicht das Gebiet, in welchem heute die vorderasiatische (armenoide) Rasse verhältnismäßig am reinsten vertreten ist. Mit dem Vordringen eines Teils dieser Rasse nach Europa mögen dann Auslesevorgänge verbunden gewesen sein, die schließlich zur Abspaltung eines dinarischen Zweigs von einem vorderasiatischen geführt haben (vgl. S. 124). Beide Zweige mögen nach längerer Absonderung erst viel später, vielleicht erst in geschichtlicher Zeit, wieder aufeinander gestoßen sein, wie dies heute im südöstlichen Europa der Fall ist.

[1]) Schurz (Urgeschichte der Kultur, 1900) nimmt ja an, daß allein bei Übernahme einer fremden Sprache ein Mensch schon „die geistige Erbschaft seiner Vorfahren“ verliere.

Über den Zeitpunkt des ersten vorgeschichtlichen Auftretens der dinarischen Rasse schreibt Fischer: „In der Eiszeit ist sie nicht nachweisbar. Es ist wohl anzunehmen, daß sie um diese Zeit noch in Vorderasien saß. Die ersten Spuren finden wir erst in der jüngeren Steinzeit und dann dürfte sie wohl nochmals in der Bronzezeit sich erheblich ausgebreitet haben. In der jüngeren Steinzeit dürften die äußersten Vorposten in den sogenannten Rundgräbern Englands ihre Reste hinterlassen haben. So kann es uns nicht wundern, daß wir heute noch dinarische Rassenmerkmale bis ins Herz von Europa finden" [1]).

Oben (S. 258) ist von einer kurzköpfigen Bevölkerung berichtet worden, die sich beim Übergang der Steinzeit in die Metallzeit von Nordfrankreich aus quer durch Mitteldeutschland verbreitete, dorthin die sogen. Glockenbecher und das Kupfer mitbringend. Die Vermutung ist oben geäußert worden, daß diese Bevölkerung einen gewissen Einschlag dinarischen Blutes hatte. Möglicherweise war es eine Bevölkerung dieser Art, die von Frankreich nach England hinüberdrang und deren Körperreste sich in den dortigen Rundgräbern (round barrows) finden. Oder sind die Kurzköpfe der englischen Rundgräber nur die von einer solchen Bevölkerung abstammende Unterschicht eines (keltischen?) Volkstums, dessen nordische Oberschicht die Leichenverbrennung pflog? — Solche Fragen bedürfen noch der Lösung. Da eben manche Betrachter gar nichts vom Bestehen einer dinarischen Rasse wußten, konnten sie auch nichts zur Erforschung des frühesten Auftretens dinarischer Menschen beitragen.

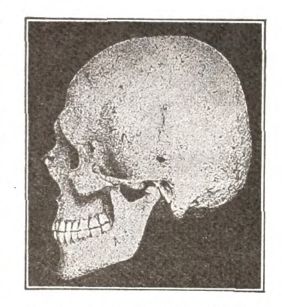


Abb. 303. Vorgeschichtlicher Schädel vom Adlersberg bei Worms. Dinarisch.

Offensichtlich ist die Beimischung, ja das Vorwiegen dinarischer Rasse erst bei einer Bevölkerung, der ebenfalls der westeuropäische Glockenbecher eigen war und deren Körperreste sich auf dem Adlerberg bei Worms gefunden haben. Dort hat man neben einer geringeren Zahl nordischer Langschädel eine überwiegende Zahl dinarischer Kurzschädel gefunden. Die betreffende Bevölkerung, „eine weniger seßhafte, einwandernde, reisige Bevölkerung, die die Höhen besetzt" [2]), scheint in der frühen Bronzezeit von Westen her in das heutige mitteldeutsche Gebiet eingedrungen zu sein; einer westeuropäischen Gesittung hatte sie ja auch den Glockenbecher entnommen.

Ebenfalls in der frühen Bronzezeit scheint die schwäbische Alb und Teile Bayerns von einer ostisch-dinarischen Bevölkerung mit stärkerem dinarischen Einschlag bewohnt gewesen zu sein; die Hügelgräber dieser Gegenden enthalten ihre Körperreste.

Ein Gesittungskreis der frühesten Bronzezeit, der in seinen Gefäßformen nach Schuchhardt eine nahe Verwandtschaft mit dem Glocken-

[1]) Baur-Fischer-Lenz, Grundriß I, 1923.
[2]) Fischer, „Spezielle Anthropologie oder Rassenlehre" im Band „Anthropologie", Kultur der Gegenwart, Teil III, Abt. V, 1923.

becherkreise zeigt, ist die sog. Aunjetitzer Kultur. Ihr Mittelpunkt ist Nordböhmen, von wo sie bis nach Ostthüringen, wie nach Schlesien, Mähren, Niederösterreich und Ungarn gereicht hat. Allem Anschein nach war in der (in der Hauptsache ostisch-dinarischen) Mischung der diesem Kreis entsprechenden Bevölkerung die dinarische Rasse ebenfalls stark vertreten. — So scheint die frühe Bronzezeit ein Zeitabschnitt stärkerer dinarischer Ausbreitung gewesen zu sein. Indessen eine eigentlich dinarische, etwa der vorderasiatischen Herkunft entsprechende Gesittung zeigt sich dabei nirgends. Die sogen. Aunjetitzer Kultur weist nach Schuchhardt auf südlichen Ursprung. Das würde wohl dem Vordringen vorwiegend dinarischer Bevölkerungen aus Südosteuropa entsprechen. Aber wie die Glockenbechermenschen des deutschen Westens, so hatte auch die Bevölkerung der Aunjetitzer Gesittung ihre Formen einem westeuropäischen Kreis entnommen, der im Wesentlichen eine Schöpfung westrassischer Bevölkerungen darstellt. „Es muß irgendwo in Süddeutschland oder Österreich die Abzweigung aus der westlichen Pfahlbaukultur erfolgt sein, wo läßt sich bisher nicht erkennen“ [1]).

Ein verstärktes Vordringen dinarischer Menschen oder vorwiegend dinarischer Bevölkerungen scheint die spätere Hallstattzeit gebracht zu haben. Man hat ja die Hallstattgesittung oder einzelne ihrer Güter vom Balkan her ableiten wollen, woher ja eine dinarische Einwanderung wohl auch erfolgt sein müßte. Schon in der früheren Hallstattzeit scheint sich eine dinarisch untermischte Bevölkerung vom Nordhang der Alpen nach Böhmen (und Schlesien?) vorgeschoben zu haben. Die spätere Hallstattzeit brachte eine Verbreitung dinarischen Blutes nach Südwestdeutschland; zu dieser Zeit auch in den südbadischen Hotzenwald? Diese vorwiegend dinarischen Menschen müssen wohl damals dem keltischen Volkstum angehört haben. Die nordrassischen Kelten waren damals in die Alpen eingedrungen, wo sich dann eine nordisch-dinarisch-ostische (nordisch-dinarisch-ostisch-westische?) Bevölkerung bilden mußte. Durch die Keltenherrschaft mag gelegentlich dinarisches Blut wie auch ostisches weithin über Europa verbreitet worden sein, so wahrscheinlich auch nach England.

Das dinarische Blut in der Ukraine, in den Karpathen und in Ungarn stammt vielleicht noch großenteils aus dem Zeitabschnitt der Aunjetitzer Kultur, so vielleicht auch das dinarische Blut Böhmens (und Schlesiens?). Das dinarische Blut des heutigen dinarischen Reingebiets mag aus viel früherer Zeit stammen. Das dinarische Blut im deutschen Volkskörper möchte ich verschiedenen Wellen dinarischer Ausbreitung zuschreiben, den allenthalben im heutigen Mitteldeutschland ersichtlichen leichten Einschlag hauptsächlich vorgeschichtlichen Völkerbewegungen, das Vorwiegen dinarischen Blutes in den östlichen Alpengebieten hingegen in der Hauptsache erst einer späteren Welle dinarischer Ausbreitung, dem Vordringen südslawischer Stämme im frühen Mittelalter. Diese letztere, geschichtliche Welle dinarischer Ausbreitung betrachtet der 19. Abschnitt. Erst bei dieser Welle kann man eigentlich von einem Eindringen di-

[1]) Schuchhardt, Alteuropa. 1919.

narischen Blutes ins deutsche Volkstum reden. Für die Vorgeschichte verbieten sich Völkernamen; nur das Keltentum konnte einmal genannt werden.

In manchen Fällen wird man das Auftreten dinarischer Merkmale außerhalb des Alpengebiets auf verhältnismäßig späte, oft erst neuzeitliche Einwanderung vorwiegend dinarischer Menschen aus den Ostalpen zurückführen müssen. Im späteren Mittelalter z. B. wurden Tiroler Bergleute zum Bau von Bergwerken in den Schwarzwald berufen. Um ihres protestantischen Glaubens willen mußten im Jahre 1731 25—30 000 Salzburger, also Bewohner eines vorwiegend dinarischen Gebiets, auswandern; sie siedelte sich außer in Nordamerika großenteils im ostpreußischen Bezirk Gumbinnen an, teils auch in Württemberg und Hannover (daher die hochgewachsenen dunklen Kurzköpfe der Lüneburger Heide? vgl. S. 211). Aus dem vorwiegend dinarischen Zillertal mußten um ihres protestantischen Glaubens willen i. J. 1837 414 Menschen auswandern; sie gründeten die Ansiedlung Zillertal in Schlesien (Kreis Hirschberg). — In einigen Fällen konnte ich bei vorwiegend dinarischen Menschen Südwestdeutschlands österreichische Abstammung und österreichische Namen feststellen. Man denke auch daran, daß gewisse badische Gebiete „vorderösterreichisch“ waren und so Beziehungen zu Österreich bestanden. Sicherlich aber ist ein gewisser Teil des leichten dinarischen Einschlags in süd- und mitteldeutschen Gebieten vorgeschichtlicher Einwanderung zuzuschreiben.



Abb. 304. Ostpreußin salzburgischer Abstammung. Vorwiegend dinarisch.

In all den betrachteten vorgeschichtlichen Erscheinungen aber zeigt sich, daß die dinarische Rasse ebensowenig wie die ostische mit einer arteigenen Gesittung erkenntlicher Art nach Mitteleuropa vorgedrungen ist. Eigentlich schöpferisch zeigen sich nur zwei Rassen, die westische und die nordische, diese letztere sich als die eigentliche geschichteschaffende Rasse.

Die nordische Rasse soll im nächsten Abschnitt eine gesonderte Betrachtung erfahren, sodaß jetzt nur das vorgeschichtliche und frühgeschichtliche Schicksal der westischen Rasse noch betrachtet werden muß. Die Schilderung kann sich sehr eng den Ergebnissen von Schuchhardts „Alteuropa“ anschließen und braucht, da die westische Rasse für das deutsche Volkstum minder wichtig ist, nur einige Hauptsachen zu erwähnen.

Der Name westische Rasse, der auf Südwestnorwegen (?), Schottland (?), England, Frankreich und Spanien als Heimatgebiete dieser Rasse weisen soll, empfiehlt sich auch aus archäologischen Gründen. Westeuropäische Gesittungsformen haben sich wirklich nach Osten ausgebreitet,

den Küsten des Mittelmeers entlang. Ob die Ausbreitung dieser Gesittungsformen geradezu einer rassischen Ausbreitung gleichkommt, ob also die östlicheren Mittelmeergebiete eine eigentliche Einwanderung oder gar Eroberung durch westische Menschen erfahren haben, steht nicht fest. Nur dies läßt sich sagen, daß die Eigentümlichkeiten westrassischer Gesittung ihre erste Ausbreitung im Westen Europas erfahren haben und daß die dort entfalteten Gerät- und Gefäßformen dann eine ungestörte Ausbreitung nach Osten fanden, wobei die Grundformen sich so einheitlich gleichblieben, daß dadurch auch eine Einheitlichkeit des Menschenschlags, der sie pflegte und weiterbildete, angezeigt ist. Selbst für die Tatsache der Beimischung westischen Blutes in den ägyptischen Bevölkerungen ergeben sich in Schuchhardts „Alteuropa“ immer wieder auffällige Entsprechungen der archäologischen Funde. —

Es gab in der vorgeschichtlichen und geschichtlichen Forschung eine Richtung, die alle menschliche Gesittung aus dem Osten stammen ließ: „das Licht aus dem Osten (ex oriente lux)“. Und noch heute findet sich diese gründlich falsche und veraltete Ansicht in vielen Handbüchern und volkstümlichen Schriften. Wie alle Kunst, alle menschliche Gesittung überhaupt, von Osten stammen sollte, so schließlich auch selbst die Völker, welche die sog. indogermanischen Sprachen mit sich gebracht hätten. Je mehr aber die Forschung in die vorgeschichtlichen und geschichtlichen Zusammenhänge eindringt, desto mehr erhellt die Unhaltbarkeit solcher Herleitungen. Auch die Gesittung und Kunst der alten Mittelmeerbevölkerungen hatte man von Osten abgeleitet; auch diese Annahme ist falsch[1]). „Nicht vom Osten, wie die meisten immer noch glauben möchten, sondern vom Westen her, aus der alten Kultur des Paläolithikums von Frankreich und Spanien, hat das Mittelmeer seine Hauptanregungen erhalten. Das zeigt sich im Haus- und Grabbau, in der Skulptur und in der Gerät- und Gefäßbildnerei. Die älteren Stufen pflegen im westlichen Mittelmeere zu sein, und die letzte Ausgestaltung hat sich in der Regel im mykenischen Kreise vollzogen“ [2]).

Es ist äußerst aufschlußreich, bei Schuchhardt die Einzelheiten dieser im Westen entstandenen, sich ostwärts ausbreitenden Formen zu verfolgen, zu erfahren, wie sie aus einem Geist gebildet sind, der in Südengland der gleiche ist wie in Troja, in Troja der gleiche wie in Spanien. Eine Gesittung ergibt sich, gekennzeichnet durch runde Häuser, denen runde Grabanlagen nachgebildet sind, gekennzeichnet durch die Bestattung der Toten in Hockerlage im Innern des Hauses, gekennzeichnet durch den Glauben an ein „seliges Jenseitsleben“ (Schuchhardt), durch Säulenverehrungen und

---

[1]) Allerdings nach Ausbreitung der westeuropäischen Gesittung (westischer Rasse) über die Mittelmeerländer in der Jungsteinzeit scheint ein frühbronzezeitlicher Vorstoß vorderasiatischer Rasse von Kleinasien nach Westen erfolgt zu sein, welcher dem etruskischen Volk einen gewissen vorderasiatischen Einschlag (und die etruskische Sprache?) und Teilen der Bevölkerung Spaniens die baskische Sprache gebracht hat (vgl. S. 218). (Vgl. auch Aßmann, Altspanische Ortsnamen als Zeugen babylonischer Kolonisation, Ztschr. f. Auslandskunde, 1921.)

[2]) Schuchhardt, Alteuropa. 1919.

durch eine Reihe kennzeichnender Züge, welche von den kennzeichnenden Zügen der nordischen Formen meist klar und einheitlich unterschieden sind.

Schuchhardt scheint mir hierin jedoch zu irren, daß er die sogen. Dolmen und Menhirs, große Steinsetzungen, die sich von Nordwesteuropa aus den europäischen Küsten des atlantischen Ozeans und den afrikanischen Küsten des Mittelmeers entlang[1]) verfolgen lassen, daß er diese Steinsetzungen für die von ihm beschriebene westeuropäische Gesittung in Anspruch nimmt, während die bei den Dolmen gefundenen Schädel, die Schädel also einer besonders bestatteten Bevölkerungsschicht, nordische Merkmale zeigen. Ich möchte annehmen, die Dolmen seien errichtet worden von einzelnen Wellen nordischer Menschen, welche von der Nordsee aus den Küsten entlang als Oberschicht westisch-nordischer Bevölkerungen bis nach Afrika gedrungen sind und ihre letzten Ausläufer bis nach Abessinien ausgesandt haben. In Abessinien kommen heute noch vereinzelte Blonde und Helläugige vor[2]). In den Dolmen Algiers fand man Gebeine, die eine durchschnittliche Körperhöhe von 1,74 und eine durchschnittliche Längenbreitenzahl des Schädels von 75 ergaben[3]).

Innerhalb der westeuropäischen Gesittung westrassischer Herkunft haben sich Formen ausgebildet, die über den Kreis der Westrasse hinausgreifen mußten. So kam Spanien durch seinen frühentdeckten Kupfer- und Silberreichtum in der frühesten Metallzeit dahin, die sogenannten Dolchstäbe auszuführen in Länder, welche die Formen nachahmten: Dolchstäbe spanischer Herkunft finden sich auch in Nord- und Süddeutschland. Erst als eine spätere, der Steinzeit fernere Zeit sich das Schwert bildete, schwanden die Formen des Dolchstabs allenthalben. Die Erfindung der Bronze, dieser Verschmelzung von Kupfer und Zinn, scheint im westrassischen Gebiet vor sich gegangen zu sein. „Es gibt nur eine Stelle, wo Kupfer und Zinn zusammen gefunden werden, das ist Cornwall“ [4]), und Cornwall ist heute noch durch seine stark westisch untermischte Besiedlung gekennzeichnet. Die Hockerbestattung des westeuropäischen Gesittungskreises hat mehrfach in das damalige Gebiet nordischer Rasse hineingereicht. Die Bestattungsform der Nordrasse, bevor sie zur Verbrennung überging, war die Bestattung in Strecklage.

All die westeuropäischen Formen wandern nun nach Osten und bilden sich in längeren Zeiträumen zu den frühgeschichtlichen Kunstformen aus, welche einen Teil der ägyptischen, nordafrikanischen, und die früheste vorgriechische und frühgriechische Gesittung Griechenlands kennzeichnen. Da, wo auch heute noch in Nordafrika westisches Blut stark zugemischt ist, nämlich in Ägypten nilaufwärts, am Nordrand Afrikas entlang bis nach Marokko — überall da finden sich schon in der ältesten Geschichte westrassische Gesittungsformen. Das Rundhaus, das für diese westeuropäische

---

[1]) Besonders in Schweden, Dänemark, Jütland, Schleswig-Holstein, Norddeutschland, Belgien, britische Inseln, Westfrankreich, Portugal, Spanien, Marokko, Algier, Tunis, Cyrenaika, Palästina.

[2]) Vgl. Verneau, Anthropologie et Ethnographie de l'Ethiopie. 1909.

[3]) Mehlis, Die Berberfrage (Arch. f. Anthr. N. F. 8, 1909).

[4]) Schuchhardt, Alteuropa. 1919.

Gesittung kennzeichnende Haus, entwickelt sich in Italien bis zum römischen Haus. „Die alte einfache Rundhütte hat man vervielfacht und in größerer Zahl symmetrisch um einen rechteckigen Hof gelegt. Im Laufe der Zeit sind dann die einzelnen Räume rechteckig geworden und das Kegeldach ist einem flachen Dach gewichen, aber immer ist der Binnenhof geblieben, in dem gekocht und gewirtschaftet wurde, so daß man ihn noch im Atrium des Pompejanischen Hauses wiedererkennt." (Schuchhardt.) Und am Rundhaus und seiner Weitergestaltung erkennt man einen sicheren Bestandteil der westrassischen Gesittung. Sein Kennzeichen ist „der offene Hof, um den sich die Wohnräume im Hufeisen herumlegen. In ihm hat offenbar ursprünglich unter freiem Himmel der Herd gestanden und immer ein gut Teil häuslichen Lebens sich abgespielt. Mit diesem Hofe als Mittelpunkt steht das mittelländische Haus in stärkstem Gegensatze zu dem nordischen Megaronhause, das darauf ausgeht, den Herd unter Dach zu bringen und damit für die kältere Jahreszeit einen großen wohnlichen Raum zu schaffen. So bringt das Hofhaus den Süden, das Herdhaus den Norden zum Ausdruck." (Schuchhardt.)

Kein Volk hat die westeuropäischen Formen besser bewahrt als die Etrusker. In ihnen darf man wohl, selbst wenn einzelne Anzeichen auch auf eine zeitweilige nordische Herrenschicht deuten sollten, ein vorwiegend westisches Volk sehen. Die Etrusker sind „die treuesten Hüter und Bewahrer der alten westmittelländischen Kultur" (Schuchhardt), so daß Schuchhardt von ihnen annehmen will, sie seien im etruskischen Gebiet Italiens urheimisch gewesen. Dem stehen die Vermutungen anderer Forscher entgegen, welche von einer kleinasiatischen Herkunft der Etrusker reden. Mir scheint nach den Bildnissen, welche die Etrusker von sich hinterlassen haben, daß es sich um ein vorwiegend westrassisches Volk mit einem ziemlich starken Einschlag vorderasiatischer Rasse handelt. In dem Werk „Etruskische Malerei" (1291) von Wege findet sich (Tafel 51) ein Bild, das ein blondes nordisches Mädchen neben einem echt vorderasiatisch aussehenden Manne zeigt. Die Vermutungen über die Herkunft der Etrusker scheinen mir also alle einen gewissen Teil des wahren Sachverhalts zu enthalten. Der etruskischen Gesittung entsprach das Mutterrecht, auf das schon (vgl. S. 169) als eine westische Erscheinung hingewiesen wurde. Von vorderasiatischen Menschen hingegen mag die etruskische Sprache überbracht worden sein, die vielleicht der baskischen am nächsten verwandt ist (vgl. Fußnote 1, S. 218 und S. 270).

Im Gegensatz zu den Etruskern zeigen die andern Mittelmeervölker gleich bei ihrem Eintritt in die Geschichte Spuren eines Abbruchs alter, der Westrasse entsprechender Gesittung, eines Abbruchs, bewirkt durch die Einwanderung nordischer Eroberer. Damit wird die Schilderung dieser spätesten Zeiten vorwiegend westischer Gesittungskreise zugleich die Schilderung der frühesten Einbrüche nordischer Stämme. Das heitere Leben der vorwiegend westischen Bevölkerungen muß da und dort plötzlich gestört worden sein durch Erobererscharen, denen der Glaube an ein seliges Jenseitsleben fremd war, denen die heiteren, gaukelnden pflanzlichen Zierformen fremd waren, die eine andere Bestattungsart, eine andere Haus-

form und andere Waffen mit sich brachten. Die Stätten von Troja, von Mykene und Tiryns legen davon Zeugnis ab. Troja zählt neun Bauschichten, die über eine lange wechselvolle Geschichte Aufschluß geben. Schon die erste Schicht ergab eine kleine Herrenburg, in der, ihrer nordischen Bauart entsprechend, nordische Eroberer als Herrscher gesessen haben müssen. Schon die erste Schicht zeigt in den gefundenen Kunstformen neben dem westischen Bestand den nordischen Einfluß. Die zweite Schicht zeigt deutlich das rechteckige nordische Haus, das in Griechenland zum Megaron wurde. Aber noch weisen die Befestigungsanlagen heimische, d. h. westisch-bedingte Formen auf, und die Kleinfunde zeigen Troja II noch vorwiegend westisch gerichtet. Alles weist immer wieder auf eine geringe Zahl von nordischen Eindringlingen, die als Herren über einer vorwiegend westischen Bevölkerung saßen. Die Aufschlüsse deuten auf die Zeit zwischen 2500 und 2000 v. Chr. „Die neuen Ankömmlinge brachten damals ihren gewohnten Hausrat mit, tauchten dann aber immer mehr in die höherstehende Kultur von Kleinasien und dem Inselmeere ein und besaßen so in Troja II als einziges festes Stück nur noch ihre alte Hausform." (Schuchhardt.) Ein gewaltiger Untergang, ein alles zerstörender Brand, hat dieses zweite Troja plötzlich beendet; die Urereignisse der Ilias haben sich damals abgespielt.

Es folgen ohnmächtige Zeiten. „Troja III bis V sind offene Siedlungen mit ärmlichen Häusern aus dünnen Mauern." (Schuchhardt.) Erst Troja VI ist wieder eine Burg, eine starke Burg mit großen rechteckigen, also nordischen Häusern, und die Funde der Zeit zeigen die Gesittungsstufe der späteren mykenischen Zeit. Troja VII weist aufs neue einen Einbruch nordischer Scharen auf: die nordischen Kimmerier scheinen damals, im 8. Jahrhundert v. Chr., aus den Donauländern vorgestoßen zu sein. Mit der 8. Schicht beginnt dann die griechische Herrschaft, mit der 9. die römische. Immer stärker sind die nordischen Eroberer geworden, immer mehr ist die heimisch-westische Formenwelt zurückgedrängt oder im nordischen Sinn umgebildet worden. Die Geschichte Trojas erzählt einen Teil des Untergangs einer eigenen westischen Gesittung.

Die gleichen Aufschlüsse über das Eindringen nordischer Eroberer und damit über den Untergang einer selbständigen westrassischen Gesittung geben Mykene und Tiryns. Jedesmal erscheinen eigenartige Mischungen der heimischen westischen und der überbrachten nordischen Formen. „So ist die Burganlage im mykenischen Kreise wohl sicher vom Norden gebracht, aber die Art, wie sie ausgeführt wird in einem Mauerbau aus mächtigen Steinblöcken, ist doch wieder mittelländisch, das haben die nordischen Abkömmlinge erst im Süden gelernt. Auf ihrem Wege die Donau hinunter haben sie in Holz und Lehm gebaut und auch in Thessalien nur kleine Steine verwendet." (Schuchhardt.) In allen Einzelheiten zeigt sich die Auseinandersetzung, „wie die Grabformen südlich sind, aber die Bestattungsart als gestreckte Körper nordisch, der Palast wiederum nordisch, aber mit einer südlich geformten Säule, die Burganlage an sich nordisch, aber in ihrer technischen Ausführung südlich" (Schuchhardt). Die gleiche Mischung und Auseinandersetzung ergibt sich

in den mykenischen Kunstformen, und neben kretischen, also heimisch-westischen Schwertern, hat sich ein nordisches Schwert gefunden. Wieder müssen nordische Eroberer das vorwiegend westisch besiedelte Land als Herren unter sich geteilt haben, wieder ist die eigene Gesittung des vorwiegend westischen Volks langsam untergegangen, und langsam hat es, das eine eigene Schrift gekannt hat, die artfremde Gesittung der nordischen Herren übernommen und umgebildet, der nordischen Herren, die als schriftlose Eroberer gekommen waren. — Ähnliches bietet Tiryns. Waren Troja und Mykene schon von ihrem ersten Anbau an gekennzeichnet durch eine nordische Burg, so zeigt die Stätte von Tiryns zwei Meter unter den nordischen, mykenischen Bauten einen riesigen Rundbau, in dessen Schicht sich Hockergräber fanden. So bietet Tiryns vielleicht das deutlichste Bild vom Untergang einer alten arteigenen Gesittung westischer Rasse.

Wie es in Griechenland und Kleinasien geschehen ist, daß nordische Scharen der westischen und westisch-vorderasiatischen Welt ein Ende bereiteten, so muß in Italien eine westische Gesittung unterdrückt worden sein. Die Einzeldarstellung dieser nordischen Eroberungszüge gehört in den nächsten Abschnitt. Hier bei Betrachtung der Westrasse bietet sich als Endergebnis der Untergang der westischen Gesittung als einer selbständigen Erscheinung. Die nordrassischen Griechen und Italiker (Römer) beginnen jetzt ihre Geschichte und zwingen dem Mittelmeer und ferneren Gebieten ihre Ausdrucksformen auf. Gesittungen entstehen, die einen Ausgleich nordischen und westischen Lebens darstellen; ihre Richtung ergibt sich aus dem nordischen Willen der führenden Oberschicht. Die einheimischen westischen oder in Italien auch dinarischen und ostischen, in Griechenland auch dinarischen und vorderasiatischen Menschen, werden die Geführten, Beherrschten, die Dienenden und Gehorchenden. Erst mit dem Versiegen des nordischen Blutes beginnt ihre Zeit wieder. Man könnte wohl bis ins Einzelne im späteren Untergang des eigentlichen Griechentums (Hellenentums) und des eigentlichen Römertums zugleich das Wiederaufleben mancher in wesentlichen Dingen westischen Erscheinungen aufdecken. Der Geschichtsschreibung ist damit eine neue Aufgabe gewiesen. Als die römische Welt, diese Welt aus nordischem Blut, untergegangen war, mußte das einheimische vorwiegend westische Blut wieder seinen Ausdruck finden, dem dann auch die ostischen Menschen Italiens wieder folgten. Sollte z. B. der Rundbau des Pantheons nicht solch ein Anzeichen westischen Wiederauflebens sein? Sind die sogenannten romanischen Sprachen nicht mitbestimmt durch westischen Geist? Weisen ihre vielen Verkleinerungs-, Vergrößerungs-, Vergröberungs- und Verschlechterungssilben auf eine Bevölkerung, der eine fügende (agglutinierende) Sprache eigen gewesen war? [1]) Romanische Sprachen zeigen sich heute ja eben auf einem Gebiet, in dem die westische Rasse entweder vorwiegt oder doch beigemischt ist. Sind die gottesdienstlichen Formen der Mittelmeervölker nicht mitbestimmt durch das westische Blut?

Wie deutlich oder undeutlich aber das westische Blut sich wieder

[1]) Von fügender Art (jedoch nicht von der fügenden Art der uralaltaischen, sondern von der fügenden Art der kaukasischen Sprachen) ist auch das Baskische.

regen mochte und regen mag: die eigentliche Schöpferkraft seiner Urzeit wird es nicht mehr zurückgewinnen, ist es doch besonders in der Zerfallszeit des römischen Reichs auch so vielfach vermischt worden mit mannigfachem afrikanischem und asiatischem Blut und vor allem mit dem Blut der ostischen und dinarischen Rasse. Der Verlust selbständiger Gesittung muß den Verlust der schöpferischen Kräfte nach sich ziehen. Die Züchtung zu schöpferischen Eigenschaften ist in solchen Fällen einmal abgebrochen worden. Im allernächsten und alltäglichsten Ausdruck, in der Sprache selbst, kann sich der westische Mensch nicht mehr arteigener Sprachform bedienen[1]). Die westrassischen Menschen aller Völker können nicht anders, sie müssen eine artfremde Sprache sprechen, sie müssen in Italien italienisch, in Spanien spanisch, in England englisch, in Irland irisch sprechen, und all diese Sprachen leiten sich her von den Sprachen nordrassischer Eroberer. So ist es der Westrasse nicht nur in der Sprache, sondern in ihrer ganzen Gesittung, geschehen, daß sie die Zeichen einer Enteignung tragen muß. Das artfremde Gut überwiegt, der eigene Geist vermag sich hinfort nur noch in der Umgestaltung des Artfremden zu äußern; die eigentliche Schöpfung bleibt ihm verwehrt. Mag die Westrasse als Menschenschlag ein freudiger Anblick sein — die schönste der menschlichen Unterarten nennt sie der Italiener Sergi — mag sie Daseinsformen gefälligster Art ausfüllen: die großen schöpferischen Menschen bleiben ihr versagt[2]). Ein Erbe schöpferischen Geistes scheint heute nur noch der nordischen Rasse eigen zu sein. Sie allein hat immer aus Eigenem gelebt. Sie allein unter den europäischen Rassen spricht eine arteigene Sprache, denkt im arteigenen Geist und gestaltet arteigenen Ausdruck. Die Zahl rein nordischer Menschen ist heute gering; die Schöpferkraft der Rasse aber ward nie gebrochen.

[1]) Die arteigenen Sprachen westischer Rasse, zu denen wohl das Iberische und Ligurische gehört hat, sind untergegangen — vielleicht mit Ausnahme des Baskischen —, falls dieses nicht, wie ich doch annehmen möchte, zu den kaukasischen Sprachen (vorderasiatischer Rasse) gehört und dann von vorderasiatischen Menschen überbracht worden wäre, die ja ein Bestandteil des etruskischen Volkes gewesen zu sein scheinen (vgl. S. 218, 224, 272).

[2]) Daher berührt es eigenartig, wenn heute das „Giornale d'Italia" (nach einem Bericht der München-Augsburger Abendzeitung vom 31. Jan. 1923) im Geist des Faschismus die Wiederbelebung westischen Geistes feiert und dartut, wie das „Europäertum" und „Amerikanertum", beide kalten, rechnerischen, genußsüchtigen Geistes, das Leben der westischen Rasse geknechtet hätten durch artfremde Einflüsse, wie aber jetzt die Rasse des „sonnigen Gemüts und der heiteren Lebensfreude" wieder aufleben und den nordischen Einfluß besiegen müsse. Die nordischen Gesittungen der Griechen (Hellenen) und Römer (Italiker) und der italienischen Wiederbelebungszeit (Renaissance) werden von der gleichen Zeitung als westische Schöpfungen gefeiert und schließlich die Aussicht eröffnet, der nordische Barbar werde den Blutsgenossen Homers und Michelangelos den Staub von den Füßen küssen. — Solche Rednergabe und Berauschung am eigenen Wort lassen als Schreiber eines solchen Aufsatzes einen vorwiegend westischen Menschen vermuten; an eine schöpferische Wiederbelebung westischen Geistes möchte man trotzdem nicht glauben, und der seinem Blut nach als echt „römisch" bezeichnete Führer des Faschismus scheint mir nach Bildern ostisch-dinarisch (ostisch-dinarisch-westisch?) zu sein. — Über den Wert oder Unwert des Faschismus für Italien ist damit nichts ausgesagt.

19. Die nordische Rasse in Vorgeschichte und Geschichte.

Die Darstellung des Untergangs westrassischer Eigengesittung und Selbständigkeit, die oben gegeben ward, hat immer wieder auf nordische Eroberungszüge hinweisen müssen. Die Vorgeschichte wie die frühe Geschichte; die frühe Geschichte, wie die Geschichte des frühen Mittelalters, geben immer wieder Kunde von einzelnen Erobererscharen wie von Erobervölkern, die aus dem Norden kamen und in südliche und östliche Gebiete eindrangen. Die Schriftsteller des Altertums haben den Norden Europas den „Mutterschoß der Völker" (vagina gentium) genannt. Ist ihnen schon die Vorstellung geläufig gewesen von einer Herkunft frischer, geschichteschaffender Völker aus dem Norden?

In kleinerem Maßstab hatte ja auch schon die Besiedlungskarte des deutschen Sprachgebiets auf eine nordische Einwanderung hingewiesen. Gleich nach Aufzeichnung der Ergebnisse, welche die Schulkinderuntersuchung gebracht hatte, hatte ja schon Virchow den Zusammenhang heutiger Besiedlung mit nordischen Eroberungszügen ausgesprochen: „Es zeigt sich ein Strom höherer Blondheit und geringerer Anzahl der Brünetten, der den Main überschreitet und sich später in zwei Arme gabelt. Der Hauptstrom durchsetzt Unterfranken, Württemberg und einen Teil des bayrischen Schwaben, indem er über Ulm nach Kempten und Füssen läuft und sich fortsetzt, der alten Straße nach Tirol, die sich gegen Imst und Landeck öffnet, entsprechend, durch das obere Inntal und das obere Etschtal bis an die Sprachgrenze bei Mezzo Lombardo [Deutsch-Metz] und Mezzo Tedesco [Welsch-Metz]; in Bozen und Meran wird er noch einmal besonders deutlich, ja von da nach Osten sieht man noch wieder ein lichtes Gebiet, das Pustertal. Der mehr westlich gerichtete Arm wendet sich, indem er noch den Bodensee berührt, durch Südbaden an den Oberrhein, teils nach dem Elsaß, teils, indem er bei Waldshut den Rhein überschreitet, nach dem schweizerischen Gebiet, und erstreckt sich schließlich mitten durch die Schweiz, zum Hochgebirge ansteigend, bis in die Kantone Tessin und Wallis. Es sind das die Züge der suevischen und alemannischen Stämme. Auf diesem Wege ist die deutsche (suevisch-alemannische) Einwanderung sowohl in die Schweiz, als auch nach Meran und Bozen vorgedrungen"[1]).

Bis in Einzelzüge stimmt die Rassenverteilung in Deutschland mit der germanischen Ausbreitung zusammen. Bis ins Kleinste hängt in England die Rassenverteilung mit der Ausbreitung der nordrassischen Angelsachsen zusammen: dafür gibt Beddoes Buch „The races of Britain" (1885) aufschlußreiche Belege. Für Deutschland ließe sich — das ist noch eine Aufgabe der Geschichtswissenschaft — die Rassenverteilung sicherlich soweit geschichtlich erhellen, daß in vielen Fällen bis auf die Namen einzelner Sippen und bis auf einzelne Geschehnisse und Jahreszahlen hinaus die heutige Besiedlung erklärt wäre. Was so für die englische und die deutsche Besiedlungskarte gilt, das gilt minderdeutlich vielleicht, aber immer noch ganz

---

1) Archiv für Anthropologie, Bd. 16, 1886.

klar erkennbar, für die Rassenkarte Frankreichs: noch zeigen sich in Frankreich die Gebiete der einstigen gotischen, burgundischen, fränkischen und normannischen Eroberungen deutlich an durch ein verstärktes Auftreten des Wuchses, der Schädelgestalt, der Farben und der seelischen Eigenschaften nordischer Rasse. Und selbst in Italien und Spanien sind die Spuren der germanischen Eroberer, der Goten und Sweben, der Langobarden und Normannen, noch nicht ganz verwischt. Wo diese Völker germanischer Art gesiedelt und geherrscht haben, da treten heute noch vereinzelt die Merkmale nordischer Rasse auf. So bestätigen sich die Schilderungen, welche das Altertum und das frühe Mittelalter von den Germanen hinterlassen haben: die Germanen waren ein Volk nordischer Rasse [1]). Vor allem in Deutschland, in den sogen. Reihengräbern, den germanischen Gräbern der Völkerwanderungszeit, sind germanische Gebeine in großer Zahl zutag gekommen, und fast ausnahmslos weisen sie die Merkmale nordischer Rasse auf.

Sollte darum für die nordische Rasse die Bezeichnung „germanische Rasse" oder Ripleys „teutonic type" nicht doch die beste sein? — Nein, denn eine solche Bezeichnung kann höchstens der wählen, der seine Schlüsse aus der heutigen Besiedlungskarte Europas zieht oder höchstens aus der Besiedlungskarte Europas etwa seit dem Beginn des Mittelalters. Die Geschichtsschreiber des Altertums haben ja auch überliefert, die Kelten seien hochgewachsen, blond und blauäugig gewesen, und die Ausführungen des vorigen Abschnitts haben ja nordrassische Eroberungszüge ergeben schon für die vorgeschichtliche Zeit. Schon das erste Auftreten nordischer Überreste, seien es Gebeine oder seien es Geräte und Gefäße, schon das erste Auftreten der Nordrasse in der Steinzeit ist gekennzeichnet durch den Drang der Ausbreitung und Eroberung. Schon diese vorgeschichtlichen Zeiten weisen Wanderungen auf, Eroberungszüge nordrassischer Scharen in solcher Vorzeit, daß man an bestimmte Völkernamen noch gar nicht denken darf [2]). Schuchhardt („Alteuropa") verfolgt diese Eroberungszüge als Archäologe im einzelnen:

„In breitem Strome können wir nunmehr die verschiedenen Stilarten der Steinzeit von Mittel- und Süddeutschland nach dem Balkan wandern sehen. Mit ihnen zieht das rechteckige Haus, und der Zug geschieht in schwerer Rüstung: Burgen bezeichnen seinen Weg. Nicht bloß friedliche Durchdringung, Eroberung ist die Losung gewesen. So wird Troja am Hellespont erreicht, so durch Thessalien und Böotien Mykene und Tiryns. Auf der Burg von Tiryns liegt unter dem von Schliemann freigelegten

---

[1]) Vgl. den Abschnitt „germani" im Reallexikon der klassischen Altertumswissenschaften von Pauly-Wissowa.

[2]) Die Bezeichnung „germanische Rasse" für die nordische Rasse wäre aber selbst heute (d. h. nach Versiegen der vorgermanischen Wellen nordischer Rasse) nicht brauchbar, da sich in dem Gebiet stärksten Vorwiegens der nordischen Rasse nicht nur Völker germanischer Sprache finden, sondern auch Völker des baltisch-slawischen Zweigs des indogermanischen Sprachstamms und Völker des ural-altaischen (mongolischen) Sprachstamms. Immer ist zu betonen, daß sprachliche und rassische Zugehörigkeit scharf zu trennen sind. Das gilt besonders auch für die Bezeichnung „arische Rasse" für die Nordrasse; hierüber Fußnote 1 S. 278.

Megaron-Palaste ein riesiges Rundhaus als Denkmal der alten Mittelmeerkultur. Die Mischung der nordischen Elemente mit dem alten Mittelmeergute schafft die mykenische Kultur. Damit beginnt für das Mittelmeer eine neue Ära. In Italien kommt der nordische Zustrom erst über die Straße von Valona herüber nach Apulien und Sizilien, dann auch über die Alpen in die Po- und Tiberlandschaft. In die Westländer Frankreich und Spanien ist er erst erheblich später, zur Hallstattzeit, gelangt. In diesen gleichmäßig vom selben Zentrum ausgehenden Strömungen, die nach und nach ganz Europa überfluten, haben wir, das leuchtet wohl ein, die Indogermanisierung unseres Erdteils zu erblicken."

So ist hier das Wort gefallen, das die wichtigste Grundtatsache unserer ganzen europäischen Vergangenheit und Gegenwart angibt: die Indogermanisierung unseres Erdteils, ja die Indogermanisierung eines größeren Gebiets, eines Gebiets, das sich von Indien bis nach Irland in seiner Längsrichtung erstreckt. Mit ihren Gesittungen, mit ihrem Blut, haben die nordrassischen Einzelstämme über Europa und darüber hinaus ihre Sprachen, die sogen. indogermanischen (indoeuropäischen, früher auch „arisch" genannten) Sprachen, verbreitet, haben sie den unterworfenen Völkern aufgezwungen, all den Völkern dieses weiten Erdgebiets, deren nichtnordische Volksbestandteile seither die ihnen artfremden indogermanischen Sprachen sprechen müssen. Hier tut sich der Zusammenhang zwischen Sprache und Rasse auf, der im nächsten Abschnitt dargestellt werden soll. Die nordische Rasse könnte schließlich — zu empfehlen ist es aber durchaus nicht! — die indogermanische Rasse genannt werden. Auch die geradezu abzuweisende Bezeichnung „arische Rasse" könnte sich in diesem Zusammenhang einstellen[1]). Es ist aber sehr wahrscheinlich, daß einzelne nordrassische Stämme, die im Vergleich zu den von ihnen unterworfenen Bevölkerungen an Zahl zu gering waren, ihre Sprache im Fremdgebiet aufgegeben haben, wie im Mittelalter einzelne germanische Stämme, die Goten in Spanien, die Langobarden in Italien, die Franken und Normannen in Frankreich, ihre Sprachen aufgegeben haben. Die Spuren nordischen Vordringens zeigen sich in der Geschichte vieler Völker, die nicht mehr in den Kreis der Völker indogermanischer Sprache hineingehören. Dieses Buch kann die vielen Einzelheiten nicht aufzählen, die sich alle zusammenfügen zu einem gewaltigen Bild nord-

---

[1]) Die Sprachwissenschaft hat früher die indogermanischen Sprachen öfters als arische Sprachen bezeichnet; heute wendet sie die Bezeichnung arisch meist nur auf den indisch-persischen Zweig der indogermanischen Sprachen an. Die Rassenforschung hat in ihren Anfängen die (nicht vorhandene) weiße oder kaukasische Rasse ab und an als arisch bezeichnet, später auch ab und an die Völker indogermanischer Sprache als arische Völker und schließlich auch die nordische Rasse als arische Rasse. Heute ist der Ausdruck arisch wissenschaftlich unbrauchbar geworden und seine Anwendung ist dringend zu widerraten, zumal sich in nicht-wissenschaftlichen Kreisen das Wort arisch in noch mehr Bedeutungen herumtreibt, meist in einer ganz verschwommenen Anwendung auf die Völker, die nicht semitische Sprachen sprechen. Den „Ariern" werden dann die „Semiten" entgegengesetzt. Die Bezeichnung „Semiten" ist aber in der Rassenkunde ebenfalls aufgegeben worden, da Menschen und Völker verschiedenster Rassenherkunft semitische Sprachen sprechen (vgl. hierüber den Anhangsabschnitt).

rassischer Wanderungen, Kämpfe, Siege, Untergänge, nordrassischer Taten und nordrassischer Werke. Hauser hat in seinen S. 160 genannten Büchern ein weites Gebiet nordischer Ausbreitung zu umreißen versucht; Wilser bringt in seinem umfassenden Buch „Die Germanen" (1913) wichtigste Tatsachen; Arldt hat eine Fülle von Tatsachen dargelegt in seinem Buch „Germanische Völkerwellen und ihre Bedeutung in der Bevölkerungsgeschichte Europas" (1917). (Das Wort „germanisch" bedeutet bei Arldt dasselbe, was hier nordrassisch. Leider folgt Arldt noch der unhaltbaren Rasseneinteilung Denikers, was indessen seiner Schilderung nordischer Eroberungszüge keinen Abbruch tut.) Andere Forscher haben mehr oder minder bedeutende Ergebnisse gewonnen. Allmählich entsteht so ein einheitliches Bild nordischer Eroberungszüge, dessen Einzelheiten überall die gleichen sind: der Einbruch in fremdes Gebiet, das Herrentum mit seinen Burgen und seinen Adelsanschauungen, das allmähliche Entstehen eines ständisch gegliederten Volkes mit nordischen Führern, einem vorwiegend nordischen Bauernstand und unnordischen unteren Ständen, das allmähliche Versiegen des nordischen Bluts in Kämpfen und in Mischungen, das allmähliche Wiederauftauchen der Gesittung der Unterworfenen und endlich das völlige Aussterben der nordischen Volksteile, das jeweils dem Untergang eines Geistes- und Sittenlebens gleichkommt.

Eines geht klar aus allen Tatsachen der Vorgeschichte und Geschichte hervor: die Ausbreitung der Nordrasse seit der Jungsteinzeit ist nirgends Einsickerung gewesen wie die Ausbreitung der Ostrasse; sie ist überall Eroberung gewesen, sie geschah überall „in schwerer Rüstung" (Schuchhardt) und zeigt eine geschichteschaffende Gestaltungskraft, die in der ganzen Geschichte ohnegleichen ist. Immer wieder sind diese nordischen Stämme hereingebrochen über fremdes Land und fremdes Volk, Welle auf Welle hat den Süden und Osten Europas, hat schließlich Asien und Afrika erreicht und sich im Fremdgebiet oft so verloren, daß heute die Spuren nur noch schwer zu verfolgen sind. Am deutlichsten mußte die Ausbreitung der Nordrasse seit der Jungsteinzeit sich im Menschenbild derjenigen Gebiete bemerkbar machen, welche der Urheimat der Rasse am nächsten lagen. Diese Gebiete wurden durch aufeinanderfolgende nordische Völkerwellen sehr stark vernordet. „Selbst in frühhistorischer Zeit sitzen die Dolichokephalen [Langköpfe] noch in ziemlich geschlossenen Gruppen in Schweden, in Rußland, im slavischen Österreich und in den Ländern des Rheins" [1]).

Welches ist nun die Urheimat all dieser Nordstämme? Von wo sind sie immer wieder ausgegangen? — „Die gesamten Forschungen auf dem Gebiet der Sprachforschung, auf archäologischem und anthropologischem Gebiet, sprechen einheitlich dafür, daß die Urheimat der indogermanischen Sprachen in Nordeuropa zu suchen ist. Ob dabei nur Skandinavien oder die norddeutsche Tiefebene oder das Baltikum in Betracht kommt, ist hier einerlei. Dort aber saß, wie oben gezeigt, als ursprüngliche Rasse von der Zeit an, da das weichende Eis menschliche Siedlung überhaupt

[1]) Martin, Lehrbuch der Anthropologie. 1914.

ermöglichte, die nordische Rasse" [1]). Alle Anzeichen deuten so immer wieder auf die Gebiete, in welchen die Rasse heute noch am reinsten erhalten ist, auf ein Gebiet, dessen innerster Kreis etwa die westlichen Küstenländer der Ostsee umfaßt. Einen äußersten Kreis indogermanischer, d. h. nordrassischer Urheimat wird man etwa so angeben können wie Much: „Die Heimat der Indogermanen liegt nicht in Asien, sondern im nordwestlichen Europa und umfaßt die Küsten und Inseln der westlichen Ostsee; sie wird im Westen von der Nordsee bespült und reicht im Süden bis an den quer durch das heutige Deutschland sich erstreckenden Gebirgszug vom Harz zum Thüringerwalde, zum Fichtel-, Erz- und Riesengebirge bis an die äußersten Ausläufer der westlichen Karpathen; im Osten dürfte die Oder die ursprüngliche Grenze gebildet haben, die frühe schon an die Weichsel vorgeschoben worden sein mag, wie denn überhaupt eine strenge Umgrenzung nicht möglich ist, weil sie in einer steten Erweiterung begriffen war" [1]). Als innersten Urheimatbezirk nehmen einige Forscher auch Schweden an, andere Schleswig-Holstein. Wahrscheinlich ist Norwegen erst von Schweden aus nordisch besiedelt worden, woraus sich dann auch seine heutige geringere Rassenreinheit erklären ließe. Ob aber Nordwestdeutschland von Schweden aus oder Schweden von Nordwestdeutschland her besiedelt wurde, ist nicht sicher auszumachen. Man wird, ohne zu fehlen, jenes ganze Küstengebiet der westlichen Ostsee und wahrscheinlich auch das deutsche Nordseegebiet als innersten Heimatbezirk ansehen dürfen. Vom nordwestdeutschen Gebiet aus beginnt dann schon in der Steinzeit die Ausbreitung. Noch innerhalb der Steinzeit „überschritten die Indogermanen das deutsche Mittelgebirge und drangen einerseits bis an die Alpen, schifften nach Großbritannien und Irland, und erreichten etappenweise die mittlere Donau und den Balkan, sowie den Dnjestr und die südrussische Steppe, endlich die Länder am Schwarzen und Ägäischen Meere" [2]).

Die Funde zeigen es deutlich, daß auf deutschem Boden Nordwestdeutschland die älteste nordische Gesittung besaß, zeigen ferner, daß Mittel- und Süddeutschland später besiedelt worden sind. Die frühesten Funde auf süddeutschem Gebiet weisen eine Gesittung auf, die für das thüringische Gebiet schon eine der spätesten Stufen bedeutet. Je mehr die Vorgeschichte sich erhellt, desto deutlicher wird die Ausbreitung der Nordrasse von Nordwestdeutschland her. Die nord- und mitteldeutsche Steinzeit zeigt sich in Schuchhardts Darstellung mit ihren Geräten und Gefäßen deutlich als diejenige Gesittungsstufe, von der sich süddeutsche und ostdonauländische Formen herleiten, und die sich ausbreitende Rasse ist immer wieder gekennzeichnet durch die nordischen Körpermerkmale. So ist die Annahme berechtigt, ein nordrassisches Urvolk, eine Menschengruppe also, bei der Rasse und Volk noch eines waren, ein reinrassiges Volk oder reinrassige nordische Stämme müßten die letzte Ausprägung ihrer Art in

---

[1]) Fischer in Baur-Fischer-Lenz, Grundriß I, 1923.

[2]) Much, Die Heimat der Indogermanen im Lichte der urgeschichtlichen Forschung. 1902.

Gesittung, Sprache und Kunstform wie in der Leiblichkeit im Nordwesten Europas und vor allem auch im Nordwesten Deutschlands erfahren haben, müßten — vielleicht durch eine gewisse Inzucht — ihre Einheit so gesteigert und ausgeprägt haben, daß auch die sich zerstreuenden Scharen und Stämme auf weiten Fahrten die alte Zucht und Eigenart des Leibes und der Gesittung, der Sprache und der Kunst, durch lange Zeiträume und unter fremdesten Völkern fest bewahrten.

Schon der in manchen Gebieten kärgliche Boden Norddeutschlands weist darauf hin, daß das an Zahl erstarkende Urvolk immer wieder einzelne seiner Glieder auf Eroberung aussenden mußte. Bei der großen Fruchtbarkeit, die gerade auch für die alten nordrassischen Völker bezeugt ist, mußte es rasch zur Ausbreitung, Auswanderung und zur Eroberung neuer Gebiete kommen. Wie fernhin aber auch nordrassische Völker zerstreut wurden, nirgends, wo die vereinzelte nordische Schar nur zahlreich genug war, kam es zu einem Verzicht auf die nordische Eigenart, nirgends nahmen diese Völker, wenn ihnen ihre Zahl eine dauernde Herrschaft als Oberschicht über einem fremdrassigen Volk verbürgte, eine artfremde Sprache an, nirgends ein artfremdes Schönheitsbild oder artfremde Sitten. Im Gegenteil: sobald diese Nordstämme in einem Fremdgebiet erscheinen, beginnt eine Auseinandersetzung der Stile, die schließlich mit dem Sieg des nordischen endet; es beginnt der Wandel im Schönheitsbild des unterworfenen Volkes: helle Haut und helles Haar, helle Augen und hoher Wuchs geben das Maß des schönen Menschen an wie bei den Eroberern, so bei den Beherrschten; die nordische (indogermanische) Sprache siegt, obgleich die nordrassischen Eroberer an Zahl wohl meist geringer sind. Damit ist dann das Fremdvolk nordrassisch beherrscht und sprachlich indogermanisiert. Wo heute ein Gebiet eine indogermanische Sprache spricht, muß es früher das Herrschgebiet einer nordrassischen Herrenschicht gewesen sein. In weitem Umkreis und in einer Längenausdehnung von Indien bis Irland bestehen heute noch die indogermanischen Sprachen, wenn auch das Blut ihrer nordischen Überbringer in vielen dieser Gebiete schon lange versiegt sein mag. Was man in der Sprachwissenschaft Indogermanisierung nennt, stellt sich rassenkundlich dar als die Herrschaft einer nordischen Herrenschicht. Die Herrenschicht (Adel und freie Bauern) mag vielfach schon lange geschwunden sein, die überbrachte Sprache wird heute noch gesprochen. In diesem Sinne kann man die Völker, die heute indogermanische Sprachen sprechen, als die „Spracherben des indogermanischen Urvolks" (Bartholomae) bezeichnen [1].

Es wird eine Aufgabe der Geschichtswissenschaft sein, einmal bis ins Einzelne die Indogermanisierung, d. h. also die Vernordung der weiten Gebiete aufzuhellen, welche heute noch indogermanische Sprachen sprechen. Arldt hat mit seinem Buch „Germanische Völkerwellen" einen Forschungsweg gezeigt und reiche Ergebnisse erbracht. Hat die Forschung erst die

[1]) Vgl. Hoops, Reallexikon der germanischen Altertumskunde unter „Indogermanische Sprachen".

rassenkundlichen Bedingungen des Geschichtsbilds eingesehen, so wird sie bald die „Indogermanisierung", die Ausbreitung der nordischen Rasse und ihre Taten, die Taten des nach einer Eroberung sich bildenden nordischen Adels und freien Bauerntums vieler Volkstümer, bis ins Einzelne darstellen können. Die Archäologie zeigt den Weg, auf dem die nordischen Griechen in ihre spätere geschichtliche Heimat gezogen sind, sie zeigt den Weg der nordischen Italiker, die später das Römische Reich gegründet haben, sie zeigt die Ausbreitung der nordischen Kelten und der nordischen Germanen. Sie zeigt Wege nordischer Völker, auf denen die Ausbreitung nach Asien hin erfolgt sein mag; deutlich zeigt sie den Weg eines Nordvolks, das ins Gebiet der Hettiter einbrach und die Sprache dieses der Rasse nach vorwiegend vorderasiatischen Fremdvolks in ihrem Bau so gewandelt hat, daß sie als eine indogermanische Sprache erscheint. Immer wieder muß für alle Einzelheiten dieser Ausbreitung nordischer Stilformen auf Schuchhardts „Alteuropa" verwiesen werden. Von Fundort zu Fundort, von Burg zu Burg, hat Schuchhardt die nordischen Wege aufgewiesen. Es ist kein Zweifel, daß von Schuchhardts „Alteuropa" wie in anderer Weise auch von Kossinnas „Deutscher Vorgeschichte" [1]) ein starker Antrieb ausgehen wird auf alle Wissenschaften, welche das Gesamtgebiet indogermanischer, d. h. nordrassischer Gesittung erforschen.

Wie aber, wenn für ganze Völkergruppen, die heute eine indogermanische Sprache sprechen — die wichtigsten indogermanischen Sprachen sind: Indisch, Persisch, Armenisch, die slawischen Sprachen, Griechisch, Lateinisch und die von ihm abgeleiteten romanischen Sprachen, die germanischen Sprachen, darunter das Deutsche, Englische und die vier skandinavischen Sprachen Dänisch, Norwegisch, Schwedisch und Isländisch, endlich die keltischen Sprachen — wie aber, wenn für Völkergruppen, die heute eine der indogermanischen Sprachen sprechen, die Einwanderungswege ihrer nordischen Schicht nicht oder noch nicht aufgedeckt sind? Läßt sich allein aus der indogermanischen Sprache darauf schließen, daß die betreffenden Völker einmal eine nordische Herrenschicht gehabt haben müssen? — Schon aus der Sprache, aus der Tatsache, daß Völker, die heute kaum noch nordisches Blut haben, doch eine nordische (indogermanische) Sprache sprechen, muß der Beweis zu erbringen sein. Die Sprachwissenschaft arbeitet an der Aufhellung dieser Erscheinungen. Sicher ist heute schon dies, daß auch der älteste Wortbestand, der aus der Vergleichung aller indogermanischen Sprachen erschlossen werden kann, auf eine Urheimat hinweist, deren tierische und pflanzliche Umwelt, deren Himmelsstrich und Wetterlage, deren menschliche Gesittung auf eine mittel- oder nordeuropäische Heimat hinweisen, wie andererseits auch archäologische Funde in all diesen Völkern übereinstimmend den Anbau von Körnerfrüchten nordwesteuropäischer Herkunft und die Verwendung von Ostseebernstein bezeugen. Die indogermanischen Sprachen geben durch Übereinstimmung in ihrem ältesten Wortschatz selbst Auskunft darüber,

[1]) Kossinna, Die deutsche Vorgeschichte, eine hervorragend nationale Wissenschaft. 1921.

daß alle anderen Gebiete als Urheimat der Nordvölker nicht in Betracht kommen.

Wenn aber solche Hinweise sprachlicher und archäologischer Art nicht zu erbringen wären, so bestünden zur Aufhellung der Fragen die ältesten Zeugnisse der indogermanischen Völker über ihre Körperbeschaffenheit oder wenigstens über die Körperbeschaffenheit ihrer oberen Stände, ihres Adels, ihrer Führer, ihrer freien Bauernschaft. Da ergibt sich denn, daß die alten Inder wie die alten Perser, die Griechen wie die Römer, die Kelten wie die alten Slawen, dieselben Merkmale aufwiesen wie die Germanen und wie heute noch die Menschen nordischer Rasse: hohen Wuchs, helle Haut, helles Haar und helle Augen; und wo sich Gebeine aus der Frühzeit dieser Völker erhalten haben, weisen sie neben dem hohen Wuchs auch die lange Schädelform auf, die der nordischen Rasse eignet. Außer all diesen Zeugnissen sind aber aus der Frühzeit aller indogermanischen Völker viele Einzelheiten überliefert, die auf einen übereinstimmenden Gesittungsbestand hinweisen. Alle haben einen Grundbestand gleicher Anschauungen in Sitte, Recht und Glauben; alle überbrachten sie den unterworfenen Völkern eine Gesittung ihrer Art, nordischer Art, die der jeweiligen bodenständigen Gesittung der Fremdgebiete nicht entsprach, wohl aber der Gesittung ihrer nordwesteuropäischen Urheimat.

Frägt man sich nun, in welchem Zeitabschnitt die Ausbreitung der Nordrasse so weit vorgeschritten war, daß etwa geschiedene Völker sich gegeneinander abgetrennt hätten, daß etwa in der Urform einer gemeinsam nordrassischen (indogermanischen) Sprache mundartliche Spaltungen ein Auseinanderstreben zu selbständigen Völkern angezeigt hätten, so ergeben sich eine Reihe schwierigster Fragen, die den Wissenschaften noch aufgegeben sind. Der erschließbare älteste Bestand der indogermanischen Sprachen weist auf eine Gesittungsstufe hin, die etwa derjenigen der Pfahlbauzeit entspricht in einem Zeitraum, der ziemlich weit vor der Bronzezeit liegt. Einige sprachliche Anzeichen weisen darauf hin, daß die nordrassischen Völker aber noch zu Beginn der Metallzeit eine Gemeinsprache, eine mundartlich kaum gespaltene Sprache, gesprochen hätten, daß also vielleicht noch etwa in der Mitte des 3. vorchristlichen Jahrtausends ein Zusammenhang der Nordvölker, wenigstens in der Sprache, bestanden hätte.

Die Trennung nordischer Völker voneinander muß aber schon begonnen haben, lange bevor ihre sprachliche Trennung sich anzeigte. Es scheint, als ob den Völkern nordischer Rasse in ihren Frühzeiten ein großer Kinderreichtum eigen gewesen wäre, sodaß der Norden wirklich zum „Mutterschoß der Völker“ wurde. Den an nordischem Blut arm gewordenen, durch Geburtenbeschränkung dahinschwindenden Römern der Verfallszeit fiel wieder an den Germanen die starke eheliche Fruchtbarkeit auf, und die nordrassischen Römer der Frühzeit Roms waren selbst ein kinderreiches Volk gewesen, sodaß ein Vater für seine Söhne oft gleichsam nicht mehr Namen genug wußte und sie den Fünften, den Sechsten und den Zehnten (Quintus, Sextus, Decimus) hieß. Der Kinderreichtum der Nordvölker muß auch durch die Wanderungen nicht beeinträchtigt worden sein,

denn zur Aufzwingung der Sprache auf ein Fremdvolk, daß dieses fortan nur noch die artfremde nordische (indogermanische) Sprache spreche, bedurfte es eines starken, gesunden, kinderreichen Stammeslebens. Der Volksüberschuß hätte in den verhältnismäßig dürftigen Gebieten Nordwesteuropas selbst dann zur Auswanderung führen müssen, wenn der Nordrasse ein gewisser Wander- und Erobererdrang nicht arteigen gewesen wäre.

Früh schon, lange vor der sprachlichen Spaltung, sind nordische Völker im Süden und Osten Europas, ja in Asien und Afrika, erschienen. Im 5. Jahrtausend v. Chr. waren die Sumerer im Zweistromland (Mesopotamien) erschienen, das sie zu hoher Blüte brachten. Mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit erblickt man in ihnen ein Volk mit nordischer Oberschicht und einer rundköpfigen, stumpfnäsigen (innerasiatischen?) Unterschicht und damit wohl in dieser Oberschicht eine der frühesten nordischen Völkerwellen, die den Süden erreichten. Die sumerische Sprache hat Wörter, die zum indogermanischen Sprachkreis gehören, sodaß sie das Beispiel einer Sprache zu bieten scheint, die zwar in ihrem Bau als fügende (agglutinierende) Sprache noch unindogermanisch, in ihrem Wortschatz aber stark indogermanisch durchsetzt ist. Die Sprache dieses Volkes, das vielleicht über einer Unterschicht vorwiegend innerasiatischer Rasse eine verhältnismäßig nicht sehr starke nordische Herrenschicht gehabt haben muß, ist schon um das Jahr 3000 v. Chr. als lebende Sprache ausgestorben und hat nach dieser Zeit nur noch als gottesdienstliche, heilige Sprache gedient, ähnlich dem mittelalterlichen Kirchenlatein. Die Sumerer, bzw. ihre schöpferische Schicht, sind die Schöpfer der Keilschrift, sowie überhaupt der meisten Gesittungsgüter, wie der Maß- und Gewichtsordnung, der Zahlenlehre, die man gemeinhin den Babyloniern zuschreibt, vor allem auch die Schöpfer jener erstaunlich ausgebildeten „babylonischen" Sternkunde. Aus sumerischer Zeit stammt der Kern der „babylonischen" Gilgameschdichtung. Der Untergang der sumerischen Welt war einerseits wohl die Folge des Aussterbens der schöpferischen nordischen Oberschicht; andererseits wurde der sumerische „Untergang" eingeleitet durch die Einwanderung semitisch-sprechender Stämme (orientalischer Rasse), die sich als eine babylonische Schicht allmählich über die sumerische hinzogen, wobei diese langsam erstickte. Mit den Bestandteilen sumerischer Gesittung konnten aber die „semitischen" Babylonier noch einen langen Zeitraum hindurch eine hohe Bildungsstufe erhalten. Die Bildnisse, die uns von sumerischen Menschen erhalten sind, sollen zum Teil eine Ähnlichkeit mit dem Menschenschlag der hellenischen Kunst zeigen, also mit den nordrassischen Griechen.

Wahrscheinlich ist, daß die Oberschicht der Sumerer nicht die einzige nordische Welle dieser Frühzeit darstellt. In jene Zeit oder in einen der folgenden Zeitabschnitte mag auch der Einbruch der (nach biblischen Berichten als hochgewachsen geschilderten) blonden Ammoriter in ihr aus der Bibel bekanntes Gebiet fallen. Die ägyptischen Bildnisse zeigen die Ammoriter als ein blondes Volk, und auf die Besiedelung Palästinas

durch Ammoriterstämme führt die Forschung vielfach das verhältnismäßig häufige Auftreten von blondem Haar unter den Juden zurück. Nordisches Blut scheint auch nach Ägypten gedrungen zu sein, wofür einige Funde, Beinamen und Bildnisse zeugen [1]). Nordisches Blut scheint vor allem weit nach Asien hineingedrungen zu sein. Die Tocharer werden noch erwähnt werden müssen. Die Wanderungen der skythischen Saken scheinen vor allem einer näheren Untersuchung wert zu sein. Ein Reisender des 17. Jahrhunderts, Benedikt Goës, berichtet über die blonden Bergvölker, die er in den Pamirtälern vorfand [2]).

Es würde innerhalb dieses Buches zu weit führen, wenn all die einzelnen Spuren nordischer Völker dargestellt werden sollten. Für all diese Dinge ist immer wieder auf Arldts „Germanische Völkerwellen" zu verweisen. Hier seien nur die für unser heutiges Geistesleben wichtigen nordrassischen Schöpfungen erwähnt.

Spätestens um 2000 v. Chr. müssen die nordrassischen Inder von den nordindischen Gebirgen her ins Tiefland vorgedrungen sein, in die Gebiete, in denen dann das indische Geistesleben entstanden ist, das immer wieder die hohe Bewunderung der Forscher erregt. Es scheint, als ob die nordrassischen Inder sich der Gefahren einer Rassenmischung in einem Gebiet, dem sie am wenigsten angepaßt waren, wohl bewußt gewesen seien. Eine unerbittlich strenge Kastengesetzgebung sollte jedes nähere Zusammenleben zwischen den nordischen Herren und den Eingeborenen verhindern. In den ältesten indischen Berichten erscheint das eingedrungene Volk indogermanischer Sprache als „groß", „weiß", „hell" und „schönnasig", die vorgefundene Eingeborenenbevölkerung wird die „dunkle Haut" genannt und als „klein", „schwarz" und „ohne hervortretende Nase" oder „nasenlos" (anâsa) beschrieben. Bezeichnend ist es, daß das indische Wort für Kaste („varna") soviel bedeutet wie „Farbe" — an der hellsten Hautfarbe sind heute noch, nach Jahrtausenden, die Inder der höchsten Kaste erkenntlich —, und der nordische Europäer begegnet — so ist es Häckel auf seiner Indienreise geschehen — dem Staunen der Inder, welcher überaus hohen Kaste er angehören müsse. Nach ihrem eigenen Bilde sahen die alten Inder ihren obersten Gott, den Gewittergott Indra, den man nach den Schilderungen der alten Götterlieder eine echt nordische Reckengestalt nennen möchte. Er ist gekennzeichnet durch blondes Haar und rotblonden Bart. Der Beiname „der Blonde" kennzeichnet auch immer wieder andere indische Götter und ebenso die Helden der indischen Heldendichtung. Lange Zeiten hindurch scheint die Rassenmischung verhindert worden zu sein: die noch verhältnismäßig reinrassigen Zeiten haben die Heldenlieder, die indische Philosophie und Dichtung hervorgebracht, jene hohen Zeugnisse des nordischen Wesens in indischer Sonder-

---

[1]) Sowie vielleicht die vorübergehend eingeführte, nur dem nordeuropäischen Menschen verständliche Sonnenverehrung. Die einheimischen Ägypter, die ja die Sonne durch ihre Glut geradezu als feindlich empfinden müssen, unterdrückten auch den Sonnendienst bald wieder.

[2]) Vgl. Grundriß der iranischen Philologie von Geiger und Kuhn, S. 290.

gestaltung. In jenen frühen Zeiten hat die indische Sprache — uns als Sanskrit überliefert — ihren Reichtum entfaltet und indische Sprachgelehrte zu ihrer Darstellung gefunden, deren Werke an grammatischem Geist unerreicht und ohnegleichen sind. Vielleicht hat erst das Auftreten Buddhas und des seinem Wesen nach nicht mehr reinrassigen Buddhismus die Rassenzucht dieses herrlichen und herrlich begabten Volkes ganz und unwiederbringlich aufgelöst. Entstanden in einem von nordblütigen Indern nur schwach besiedelten Gebiet und verbreitet hauptsächlich von unnordischen Sendlingen, hat der Buddhismus die alten blutechten Überlieferungen der nordischen Inder aufgelöst, hat an Stelle der reinen nordblütigen Philosophie eine fragwürdige Heilslehre gesetzt, die sich — das ist das Entscheidende — nicht mehr an die nordische Volksschicht allein, sondern an die Menschen aller Kasten und Rassen wandte. Die mutige Stimmung der frühen indischen Weisheit hat der Buddhismus zersetzt und dafür die Verzichtstimmung gepredigt, sodaß der große indische Denker Çankara in seiner Widerlegung des Buddhismus diesem vorwerfen mußte, er habe „nur seine eigene maßlose Geschwätzigkeit an den Tag gelegt oder aber seinen Haß gegen das Menschengeschlecht“ [1]).

Von Buddhas Auftreten ab — geboren ist er 520 v. Chr. — wird man wohl eine Steigerung der rassischen Auflösung verfolgen können. Zwar hat das reinere Indertum den Buddhismus wieder von sich getan, so daß er auch heute nur unter nicht-indogermanischen Völkern fortkommt. Aber die Verwischung der Rassengrenzen war vollzogen, die nordische Herrenschicht wurde immer geringer, die Mischlinge zahlreicher, der heutige Rassenzustand Indiens bereitete sich vor. Bei der Entnordung des indischen Volkes hat begreiflicherweise besonders mitgewirkt, daß die nordischen und nordischeren Inder entsprechend der in Nordwesteuropa herangezüchteten Erbanlagen nordischer Rasse dem indischen Himmelsstrich nicht angepaßt waren. Die indische Umwelt bewirkte eine gründliche Gegenauslese des nordischen Bevölkerungsteils. In heißen Sommern ist die Sterblichkeit blonder Kinder schon in Kleinasien viel größer als die brauner Kinder [2]). Gegenauslese des nordischen Volksteils und Rassenmischung mußten nun auch Wandlungen im Geistesleben mit sich bringen. Das Mischlingstum des Hinduvolkes begann. Der alte Götterglauben der nordblütigen Inder erfuhr durch den Hindugeist seine Abwandlung und Verzerrung. „Der Hindugeist, dem alten Ariertum sich immer tiefer entfremdend, erschuf die Hindugötter mit ihren vielköpfigen, vielarmigen Ungestalten, durchlochert von Sinnlichkeit, Grausamkeit, Wildheit“ [3]). Indessen noch im 7. Jahrhundert n. Chr. muß das nordische Blut der höheren Stände aufgefallen sein. Bildnisse aus dieser Zeit beweisen es. Heute tritt helle Haut nur vereinzelt auf, selten auch noch hellere Augen. Einige Stämme haben noch deutlich mehr nordisches Blut erhalten, so

---

[1]) Angeführt nach H. St. Chamberlain, Arische Weltanschauung. 1917.
[2]) So berichtet v. Luschan, Völker, Rassen, Sprachen. 1922.
[3]) Oldenberg, Die indische Religion, Kultur der Gegenwart, Teil I, Abt. III, 1.

z. B. die Sikhs, deren Körperhöhe durchschnittlich noch 1,71 m beträgt[1]). Sonst zeigen die obersten indischen Kasten, die Brahmanen, noch körperlich die nordische Beimischung am besten. Sie weisen eine (um 6—9 cm) größere Körperhöhe auf als die niederen Kasten, haben eine hellere Haut gegenüber der braunen bis braunschwarzen Haut der niederen Kasten, haben ferner auch ein schmäleres Gesicht und schmälere Nasen. Man hat schon gesagt, in Indien stehe die Höhe der gesellschaftlichen Schicht eines Menschen durchschnittlich im umgekehrten Verhältnis zur Nasenbreite. —



Abb. 305. Nordwestindien. Sikh.
(Aufn.: v. Eickstedt.)
(Lichtbildverlag: Bildarchiv Freiburg.)

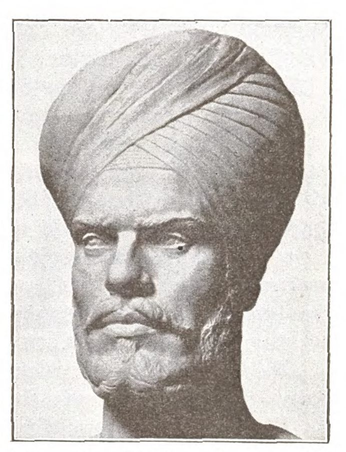


Abb. 306. Sikh nach einer Büste des Bildhauers Rudolf Marcuse[2]).

Die indische Sprache oder vielmehr: das, was durch Rassenmischung aus der reichgestalteten indischen Sprache geworden ist, wird zwar heute in weitesten Gebieten Indiens gesprochen, das Blut aber der Überbringer dieser Sprache ist fast spurlos versiegt. Sprachlich sind die heutigen Bewohner Indiens zwar zum größten Teil indogermanisch, leiblich sind sie eine Mischung mehrerer dunkler Rassen geworden.

Wie sich der Untergang der indischen Gesittung zugleich bis in Einzelheiten als der Untergang der nordischen Herrenschicht beschreiben ließe, so ließe sich auch die griechische Geschichte als eine Auseinandersetzung der Rassen darstellen. Der vorige Abschnitt hat gezeigt, wie in Griechenland und Kleinasien eine westrassische Gesittung endete unter dem Vordringen nordischer Stämme. Was die griechische Sage

[1]) v. Eickstedt, Rassenelemente der Sikh, Zeitschrift f. Ethnologie, 1920/21.

[2]) Der Künstler, mit dessen Genehmigung der Abdruck erfolgt ist, hatte die Freundlichkeit über den Dargestellten mitzuteilen, „daß er (Kar Singh) 25 Jahre alt, etwa 177 cm groß war; Hautfarbe hellbraun, Augen dunkelbraun, Haar schwarz, fast armlang, ebenso ging der Bart, wenn er ihn auskämmte, bis auf die Brust. Mein Modell legte besonders Wert auf die Feinheit und Weiche seines Haares und behauptete, daran könne man die edle Rasse erkennen."

die ionische und dorische Wanderung nennt, das sind die volkstümlichen Erinnerungen an den Einbruch der Nordstämme. Die griechische Sage und Geschichte bewahren auch deutliche Erinnerungen an die selbständigen — vorwiegend westrassischen, doch sicher schon damals mit dinarischer und vorderasiatischer Rasse ziemlich stark durchmischten — Völker des griechischen Bodens, vor allem an die Pelasger. Die griechischen Ortsnamen sind häufig vorindogermanische Namen. Im Götterglauben der Griechen (Hellenen) haben sich Gestalten der vornordischen Zeit erhalten, so Poseidon, so Hephaistos, und die ganze sogenannte mykenische Kultur hat Schuchhardt als einen westlich-nördlichen Ausgleich klar beschrieben, die Kultur also, die in der Zeit von 1500—1200 v. Chr. geblüht hat.

Wann sind die Einwanderungen nordischer Stämme nach Griechenland vor sich gegangen? — „Eins ist sicher: wie ein erster Zustrom aus Mitteleuropa schon mit der Steinzeit nach Griechenland kam, das Megaronhaus, die gestreckte Leichenbestattung und allerhand neue Ornamentik brachte und damit sehr allmählich die mykenische Kultur aus der altmittelländischen erwachsen ließ, so ist mehr als 1000 Jahre später, gegen Ende der Bronzezeit, ein zweiter solcher Zustrom erfolgt, von mehr nördlichem Charakter als der erste und von einem hartnäckigeren Selbsterhaltungstriebe beseelt. Er hat besonders Böotien und Attika erfaßt und dann den Peloponnes mit Aussparung von Arkadien überschwemmt."

„Von der ersten Einwanderung erklingen im Volksgedächtnis der Griechen nur einige dumpfe Untertöne: die Vorstellung, daß es vor ihren ersten Nationalhelden, den Achäern, eine stammfremde Urbevölkerung, die Pelasger, im Lande gegeben habe, die aber nicht ausgerottet wurde, sondern sogar große Stücke ihrer alten Kultur auf das neue Geschlecht vererbt habe, wie den Dionysos- und Kabirenkult und die Hermenbilder." „Ein deutlicheres Bewußtsein, so hat man schon vielfach gemeint, habe sich beim griechischen Volk von der zweiten nordischen Zuwanderung, die die Dipylonkultur brachte, erhalten.. Achtzig Jahre nach der Eroberung von Troja, erzählt die griechische Legende, seien die Dorer, die Herakliden, vom Norden her nach Griechenland gekommen" [1]).

Die Heldensagen der Griechen (Hellenen) spiegeln deutlich die Art der nordischen Rasse wieder [2]). Sie haben deutlich Erinnerungen erhalten an die nicht sehr starke Herrenschicht der ersten Abkömmlinge, die mit ihren Taten die griechische Welt erfüllten, deren Scharen im Gegensatz zu den alten westischen Bogenschützen unterm Helm daher kamen, mit Speer und Rundschild bewaffnet. Diese Heldensagen weisen auf die früheste griechische Vorzeit, in der gleichsam erst einzelne Geschlechter als eine Vorhut nordischer Rasse den Weg nach Griechenland gefunden hatten. Dann mögen als erste größere Volksschar die Jonier — in der Bibel als Javan erwähnt — eingedrungen sein. Es folgten die Aioler und Achaier, die „helläugigen Achaier", wie Homer sie nannte. Die mykenische Gesittung erstand. Endlich, um 1100 v. Chr., ereignete sich die letzte große

---

1) Schuchhardt, Alteuropa. 1919.

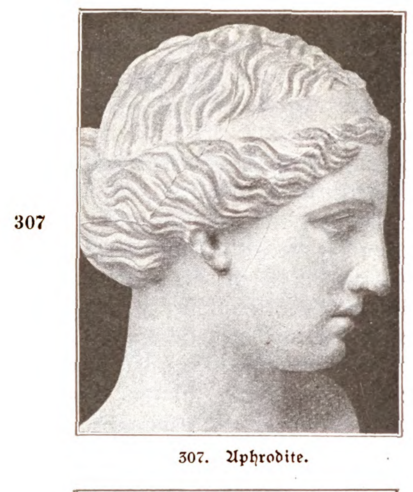
2) Auf das nordische Blut der Griechen hat Bulwer (Lord Lytton) in seinem Roman „Zanoni" schon i. J. 1842 hingewiesen.

nordische Einwanderung, die der dorischen Stämme; die Dipylonkultur erstand. Dieser späteren Einwanderung der dorischen Stämme scheint es zu entsprechen, daß sie in ihrer Mundart die altertümlichsten Formen des Griechischen bewahrt haben [1]).

Bezeichnend ist für all diese Stämme von Beginn der Einwanderungen das nordische Haus, nordische Stilarten und Waffen und seit der mykenischen Zeit die Leichenverbrennung, deren Brauch uns die Ilias überliefert. Die Gesittung, die man die dorische Dipylonkultur nennt, weist deutlich auf das nordische Erbe hin. An Stelle des westischen Glaubens an eine Entrückung der Seele zu den Göttern oder in selige Inselgefilde ist der nordische Glaube an ein düsteres Totenreich getreten, an das Reich des Hades, das dem Reich der Hel im germanischen Glauben gleicht. Langsam erst setzte sich später wieder der westische Glaube durch und zwar von den Gegenden aus, in welche die nordische Einwanderung nicht gelangt war. Langsam entsteht aus der Welt der nordischen Herren und der Welt der westischen untergeschichteten Bevölkerung jene glückliche Mischung der Daseinsformen, die wir als die „heitere" griechische Welt betrachten. Die Oberschicht der griechischen Anschauungen aber: der Götterglaube eines Homer, die griechische Wissenschaft und Philosophie, die griechische Kunst, zeigen das nordische Wesen der schöpferischen Menschenschicht Griechenlands deutlich an. Die Göttergestalten und die Göttersage haben jene heldischen Züge bewahrt, die für die nordische Rasse bezeichnend sind. Die blonde, blauäugige Athene ist streitbar bewaffnet wie die germanischen Walküren, das Leben der Götter bewahrt die Züge des griechischen Heldenzeitalters. Das eben ist das Kennzeichen der Frühzeit aller nordrassisch-bedingten Völker, d. h. aller Völker, die durch eine nordische Schicht zu großen geschichtlichen Taten und Werken des Geistes oft ungestüm mit fortgerissen wurden, daß ihre frühe Geschichte deutlich ein Heldenzeitalter zeigt. Ob es sich um die indische, persische, griechische, römische, ob es sich um die keltische, germanische oder slawische Frühzeit handle: überall entsteht eine Heldenzeit und mit ihr und nach ihr die Zeit der großen Heldendichtungen, jener Dichtungen, die überall eine solche Übereinstimmung der heldentümlichen Anschauungen zeigen, daß allein aus ihnen schon der Schluß auf eine gleiche Rasse berechtigt wäre, auf eine Rasse, die man füglich die heldische Rasse nennen könnte. Den Griechen gibt Homer ihre Heldendichtung, und die Ilias ist ein getreues Bild der Adelsanschauungen aus dem Heldenzeitalter der Griechen, aus dem Zeitalter, da unter ihnen das heldische nordische Blut am frischesten war. Es ist klar, daß wir — soweit wir uns nordischem Wesen angehörig fühlen — für unsere geistige Bildung die Ilias erst dann ganz gewonnen haben, daß wir uns überhaupt das frühe Griechentum in seinem Handeln, Denken und Bilden erst dann ganz zu eigen gewonnen haben, wenn uns einmal diese Welt klar dargestellt worden ist und uns klar erschienen ist als die hellenische Sondergestaltung nordischer Art, als

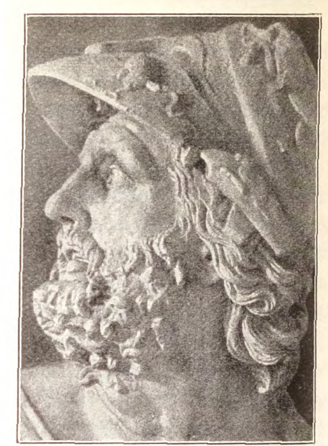
[1]) Auf die dorische Mundart hatte der Sprachgeist der nicht-nordischen untergeschichteten Bevölkerung noch am wenigsten einwirken können (vgl. hierzu den 20. Abschnitt).

307



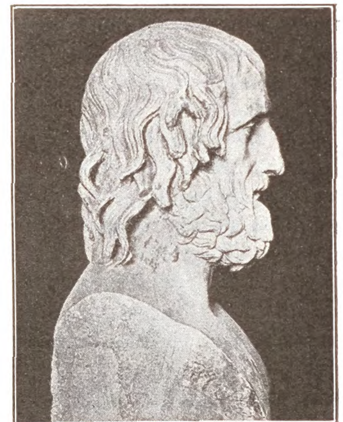
307. Aphrodite.

308

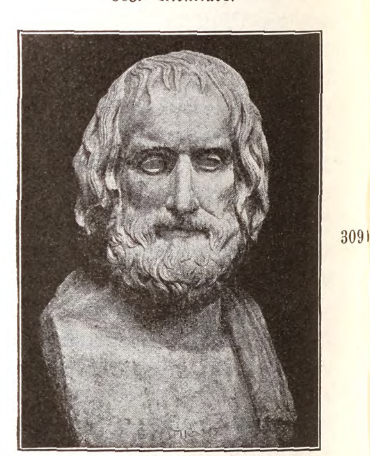


308. Menelaos.

309 a

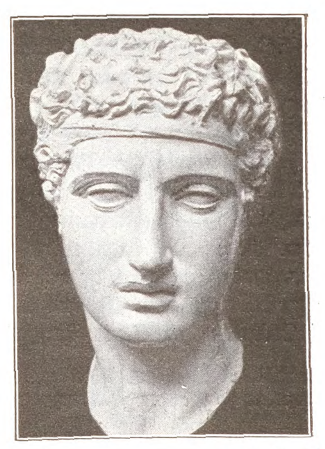


309 b



309 a, b. Euripides.

310 a

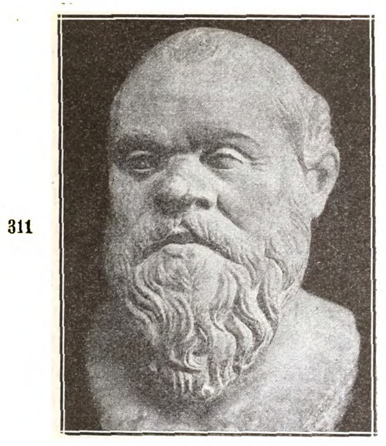


310 b



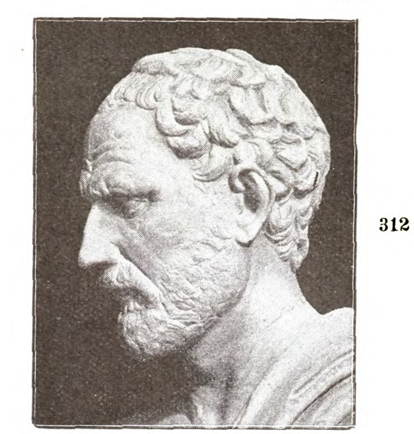
310 a, b. Kopf eines Siegers im Kampfspiel.

311



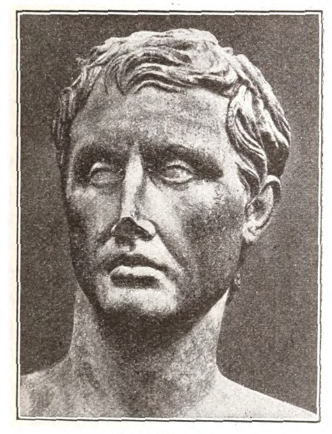
311. Sokrates.

312



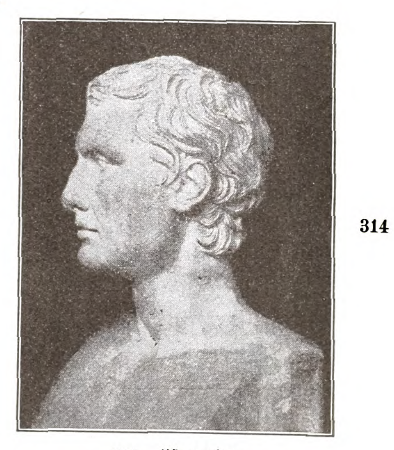
312. Demosthenes.

313



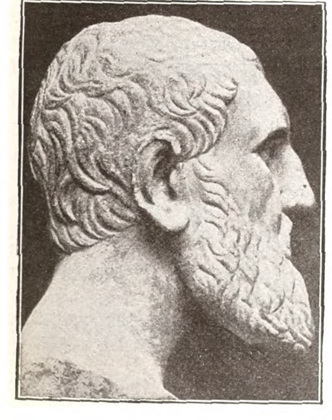
313. Menander.

314

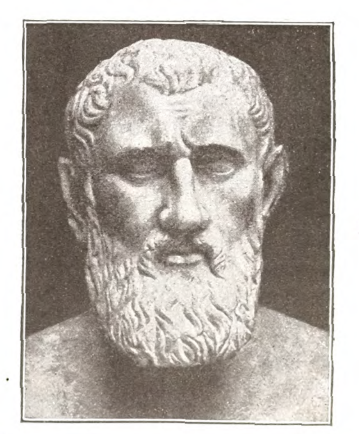


314. Menander.

315 a



315 b



315 a, b. Zenon.

die Schicksalsantwort nordischer Menschen auf all jene Schicksalsfragen, die ihnen gestellt waren mit dem Einbruch in dieses besondere Land und mit dem Herrschertum über diese besondere Unterschicht[1]).

Das Schönheitsbild des Griechentums ist durchaus nordisch[2]). Die griechischen Bildwerke zeigen immer wieder die reine Nordrasse. Die Götter- und Heldengestalten sind gekennzeichnet durch hohen Wuchs, helle Hautfarbe und helles Haar. Noch im 5. Jahrhundert n. Chr. schildert der Arzt Adamantios die griechische Bevölkerung so, daß man das nordische Blut noch erkennt: „Wenn irgendwelche noch den hellenischen und ionischen Stamm rein bewahrt haben, so sind dies hinlänglich große Männer von ziemlich breitem und geradem Wuchse, gut gefügt, von ziemlich heller Haut und blond; sie besitzen eine mittlere Festigkeit des Fleisches, gerade Gliedmaßen und wohlgebildete Extremitäten. Der Kopf ist von mittlerer Größe und sehr beweglich, der Hals kräftig, die Behaarung zum Blonden hinneigend, zart und leicht wollig, das Antlitz viereckig, die Lippen schmal, die Nase gerade, und die Augen hellblickend, heftig und von starker Leuchtkraft; denn unter allen Völkern hat das griechische die schönsten Augen“[3]). Diese Schilderung ist nicht sehr klar; man hat auch den Eindruck, als sei sie künstlich in Übereinstimmung gebracht worden mit dem Schönheitsbild des frühen Griechentums, denn es ist ziemlich unwahrscheinlich, daß sich im 5. Jahrhundert n. Chr. in Griechenland noch viele reinrassig nordische Menschen gefunden hätten. Aber ein solches Zeugnis aus der Spätzeit des Griechentums zeigt doch gerade durch seine Absicht mindestens noch die Richtung auf ein nordisches Schönheitsbild, auf das Schönheitsbild des Heldenzeitalters. Das Schönheitsbild der vorchristlichen Jahrhunderte mögen am ehesten die

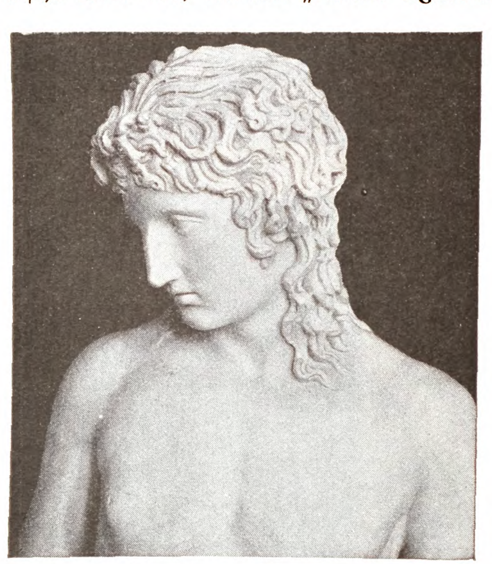
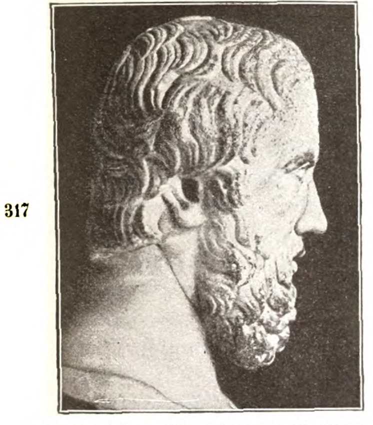


Abb. 316. Der sogen. Eros von Centocelli. (Nach Woermann, Geschichte d. Kunst.)

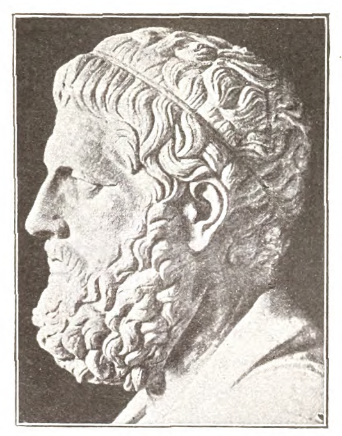
1) Gerade zwischen der frühen germanischen und der frühen griechischen Gesittung bestehen ja besondere verwandte Züge (vgl. Schuchhardt, Hof, Burg und Stadt bei Germanen und Griechen. Neue Jahrbücher f. d. klass. Altertum, Bd. 11, 1908). Auf das stark entfaltete Naturgefühl gerade bei diesen beiden Völkern nordischer Abkunft hat man ebenfalls schon hingewiesen.

2) Homer nennt in der Ilias die Aphrodite, die Demeter, den Rhadamanthys, die Aurora blond; er nennt blond den Achilleus, den Menelaos, den Meleager, die Helena, die Briseis.

3) Angeführt nach Hoernes, Natur- und Urgeschichte des Menschen. 1909.

317 

317. Herodotos. (Hinterhaupt steil abfallend, weil der Kopf der Herme Abb. 319 nachgebildet ist?)

318 

318. Sophokles.

319 

319. Herodotos und Thukydides.

320 

320. Ceres (geschnittener Stein). Römische Darstellung, zu S. 298.

kleinen, meist aus dem 4. vorchristlichen Jahrhundert stammenden Tonbildwerke (Terrakotten) wiedergeben, die man hauptsächlich bei Tanagra gefunden hat und welche meistens Frauen und Mädchen darstellen und diesen, soviel sich noch erkennen läßt, oft helles Haar und blaue Augen gegeben haben, dazu die Gesichtszüge der nordischen Rasse. „Das Haar erscheint in den mir bekannten Beispielen ohne jede Ausnahme rotbraun, die Augen fast stets, doch nicht immer, blau“ [1]). Am schönsten empfand das griechische Altertum die Frauen Thebens, die Sophokles ebenfalls rühmt. „Sie sind durch hohen Wuchs, durch ihren Gang, ihre Bewegungen die vollkommensten unter allen Frauen in Griechenland. Sie haben blondes Haar und pflegen dies auf dem Scheitel aufgebunden zu tragen.“ So schildert

[1]) Kekulé, Griechische Tonfiguren aus Tanagra. 1878.

ein griechischer Schriftsteller (Dikaiarchos)[1]) des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts. Daß schon in früheren Zeiten dunkle Menschen selbst unter den Freien vorkamen, zeigt sich bei Homer an Thersites und an Eurybates, dem Herold des Odysseus. Beide werden als wollhaarig geschildert, Thersites als kreischend und lästernd, als „maßloser Schwätzer", Eurybates mit dunklem Gesicht und runden Schultern. „Man erkennt in Thersites sofort den Rassefremden, den levantinischen Mediterranen, der dem nordischen Menschen auf die Nerven geht" [2]). Es scheint, daß schon in früher Zeit vom Balkangebirge her das Blut kurzköpfiger Rassen in Griechenland eingesickert ist. Auf ostisches Blut weisen die Gesichtszüge des Sokrates (Abb. 311) wie auch die Darstellungen der Satyrn, Silene und Kentauren. Den ostischen Menschen muß man als lächerlich empfunden haben, das zeigt auch die Gesichtsbildung der sogen. komischen Maske im Gegensatz zu der rein nordischen tragischen Maske. In auffallender Weise zeigen griechische Spottdarstellungen (meistens kleine Tonbildwerke) immer wieder Züge ostischer und vorderasiatischer Rasse: breite, stumpfe Gesichter, kleine Augen oder stark vorspringende oder vorhängende fleischige Nasen oder gelegentlich auch wulstige Lippen negerischer Herkunft, jedenfalls immer ein Abweichen vom Bild der nordischen (und der westischen) Rasse. Als solche nicht-nordische Menschen im Hellenentum zahlreicher geworden waren, begann (wie anscheinend in jeder Spätzeit eines Volkes indogermanischer Sprache) das Blondfärben der dunklen Haare häufiger zu werden. Euripides erwähnt Mittel zur Blondfärbung der Haare. So sucht die an nordischem Blut arm gewordene Zeit äußerlich mit der Frühzeit und Heldenzeit übereinzustimmen.

Die griechische Geschichte ließe sich darstellen als die Auseinandersetzung des Geistes der nordischen Oberschicht mit dem Geist der fremdrassigen Unterschicht in solcher Umwelt. Klar erscheint der Rassenaufbau des jetzt aus Herren und Unterworfenen entstandenen Volkes in der Verfassung der dorischen Spartaner mit ihren streng geschiedenen drei Klassen, deren oberste die der reinrassigen dorischen Herren war, die Klasse der Spartiaten, deren zweite, die Klasse der zwar freien, heerespflichtigen, aber auch zinspflichtigen Periöken, wohl hauptsächlich aus den Nachkommen der vordorischen, aber immer noch vorwiegend nordrassischen Achaier bestand, und deren dritte, die Klasse der Heloten, die schon von Achaiern unterworfenen vorwiegend westrassischen Leibeigenen umfaßte. Jede Spartiatenfamilie hatte ihr unveräußerliches Erbgut zugewiesen erhalten — auch das deutsche Wort Adel hängt mit einem Wort für Erbgut zusammen. Der spartanische Staat erhielt sich hauptsächlich durch die strenge und echt nordische kriegerische Zucht, der alle Freien lebenslang unterstellt waren.

---

[1]) Dicaearchi Messenii composita, herausgeg. von Fuhr. 1841. — Dikaiarchos schildert die „Attiker", wie er die nicht-gebildete Schicht der Athener nennt, als „neugierige Schwätzer" (was auf das westische Blut der Unterschicht hinweist), die „Athener", die Oberschicht, hingegen als „hochherzig, bieder, aufrichtig in der Freundschaft". Auch Platon („Die Gesetze") scheidet zwischen Attikern und Athenern in der Bevölkerung Athens.

[2]) Hauser, Genie und Rasse. 1917.

Minderdeutlich, aber doch bestimmt erweisbar, ist der rassische Aufbau des **athenischen** Staatswesens, das erst durch ein Königtum, später durch eine Adelsherrschaft geführt wurde. Deutlich aber zeigt sich in Athen, wie in Sparta der Niedergang dadurch gekennzeichnet, daß das Blut der nordischen Rasse versiegt. Sobald in einem Staatswesen, das auf Rassenschichtung beruht, anstelle einer ständischen Schichtung die Schichtung nach Geldbesitz eintritt, ist der Beginn der Rassenmischung klar angezeigt. Der reich gewordene unnordische Emporkömmling gewinnt immer mehr Macht über den Staat; der nordische grundbesitzende Adel und Bauernstand verliert seine Macht, fällt in den Kriegszügen, die allein der Schicht der Freien obliegen, fällt in Zweikämpfen, die für die nordische Schicht so bezeichnend sind, geht schließlich Mischehen ein, die am raschesten zur Verwischung aller Rassengrenzen beitragen. Die Solonische Verfassung Athens (549 v. Chr.), die zuerst nach dem Grundbesitz gewertet hatte, wertet schließlich nach dem Geldbesitz. Das zeigt den Rassenwandel an. Das Auftreten von Tyrannen, die sich auf das Volk stützen — Peisistratos z. B. stützt sich auf die handeltreibenden Küstenbewohner und die ärmeren Gebirgsbewohner; beides sicher unnordische Bevölkerungsteile —, solche Ereignisse zeigen eine vorgeschrittene Wandlung der Rassenverhältnisse an. Schließlich erfolgen Hinrichtungen adliger Parteiführer, d. h. also die Ausmerzung der Kühnsten unter der nordischen Oberschicht, Verbannung führender Männer, d. h. also schließlich Züchtung einer Masse, die einen großen Mann als ein öffentliches Unglück ansieht. Die Kriege mit den Persern, die griechischen Bruderkämpfe, mußten schließlich zur schnellen Tilgung der kriegerischen Oberschicht führen. „Wie der Glanz so erklärt sich auch der Verfall Athens durch die Zusammensetzung seiner Bürgerschaft, welche selten mehr als 30 000 Köpfe stark war. Nun verloren aber die Athener im Peloponnesischen Kriege allein durch den Zug nach Sizilien 60 000 Mann, natürlich nur zum Teil Vollbürger. Nach der Schlacht bei Chäroneia mußten 20 000 Nichtbürger in den Bürgerstand aufgenommen werden. So verlor der Demos Athens seinen adeligen Charakter. Hier erinnern wir an die klassische Stelle in der Rede des Eupatriden Lykurgos wider den Leokrates, worin er die nach der Schlacht von Chäroneia eingetretene Notwendigkeit einer Ausdehnung des Bürgerrechtes beklagt und sie als das schmerzlichste an dem ganzen Unglücke der Stadt bezeichnet, da früher die reine Abkunft aus dem Lande der höchste Stolz des athenischen Volkes war. Athen verfiel aus Mangel an Athenern, und was von seiner Herrlichkeit zurückblieb, gleicht dem Lichte eines jener Planeten, die in Wirklichkeit längst verschwunden sind" [1]).

Athen verfiel in gleichem Maße, wie das Blut seiner nordischen Oberschicht versiegte. Noch ersteht, schon mitten in der Volksherrschaft, aus dem Blute des Adels der große Platon — aber er sieht das Ende: er entwirft in seinem Werk „Die Gesetze" Verfassungspläne voll außerordentlicher, man möchte sagen rassenhygienischer Einsicht, Verfassungspläne, die aufhalten und retten wollen; aber es ist zu spät. Äußere Kriege und Bürgerkriege hatten die nordische Schicht getroffen. „Weiter scheint

[1]) Hoernes, Natur- und Urgeschichte des Menschen. 1907.

dazu die Malaria wesentlich beigetragen zu haben, gegen welche die nordische Rasse augenblicklich viel weniger widerstandsfähig ist als die südlichen dunklen"[1]). Nun kam der Wandel der sittlichen Anschauungen hinzu. „Den eigentlichen Todesstoß aber hat das Hellenentum erst durch die absichtliche Geburtenverhütung erhalten, die natürlich gerade wie bei uns in erster Linie die oberen Stände betraf. Wie eine berühmte Stelle des Polybios bezeugt, wollten die Hellenen seiner Zeit nicht mehr heiraten oder, wenn sie es taten, doch höchstens ganz wenige Kinder aufziehen. Es waren mancherlei Maßnahmen zur Verhütung der Empfängnis im Gebrauch, und auch die Abtreibung wurde häufig geübt. Die gleichgeschlechtliche Liebe, welche schon zur Zeit Platons gar nicht mehr als anstößig galt, erfreute sich zum guten Teil wohl eben, weil sie nicht zur Fortpflanzung führte, so großer Beliebtheit. Auch das Ideal der Hetäre, d. h. des freien gebildeten Weibes, das dem Manne in freier Zuneigung und ohne Bindung durch die Ehe ihre Gunst schenkte, war wohl z. T. aus der Furcht vor dem Kinde geboren. Wie sehr es zum Untergang des Hellenentums beitrug, das veranschaulicht eine Inschrift auf dem Denkmal der Lais: Hellas, sonst unbezwinglich und fruchtbar an Helden, wurde besiegt und geknechtet durch die göttliche Schönheit der Lais. Alle diese Umstände zusammenwirkend führten dahin, daß z. B. von dem dorischen Militäradel der Spartiaten, der zur Zeit der Perserkriege noch 8000 Mitglieder ins Feld gestellt hatte, nach der Schlacht von Leuktra nur noch 2000 und im Jahre 230 nur noch 700 Mitglieder vorhanden waren"[1]).

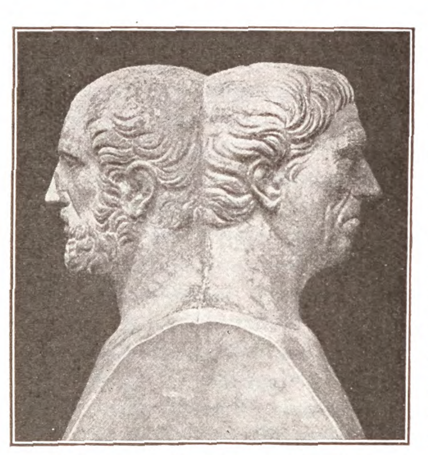


Abb. 321. Unbekannte Griechen.

Schon ersteht im Norden Griechenlands die Macht, die das Erbe antreten sollte, eine Macht, zur Herrschaft deutlich vorbestimmt durch ihre zu diesem Zeitabschnitt im Vergleich zu Griechenland viel stärkere nordische Oberschicht: Makedonien. Gegenüber dem alternden, sich rassisch verdunkelnden Griechenland waren jetzt die Makedonier das reiner gebliebene Nordvolk, das sich zur Vorherrschaft rüstete. Wir wissen aus rassenkundlichen Untersuchungen, wie nordisch die Makedonier Alexanders des Großen waren; wir wissen von Alexanders Aussehen selbst, daß er langköpfig, hellhäutig, blond und von so zarter Gesichtsfarbe war, daß er nicht nur in den Wangen, sondern auch auf der Brust erröten konnte[2]). Seine nordischen Züge bewahren viele Bildwerke. Es ist rassenkundlich klar verständlich, warum jetzt Makedoniens Zeit gekommen war: in

[1]) Lenz in Baur-Fischer-Lenz, Grundriß I, 1923.
[2]) de Ujfalvy, Le type physique d'Alexandre le Grand.

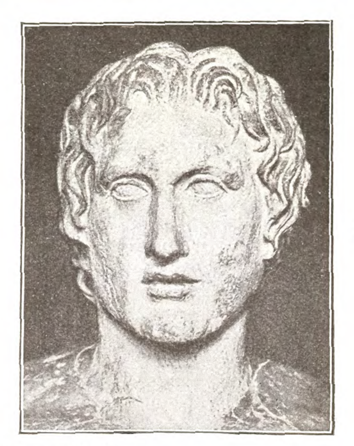
322 a   322 b

Abb. 322 a, b. Alexander der Große.

Griechenland Versiegen des nordischen Bluts, in Makedonien ein eben aufstrebendes, vielleicht noch nicht allzu lange aus einer nördlicheren Heimat nach Süden gewandertes nordrassisches Volk. Rassenkundlich liegt dieser Machtübergang ebenso klar wie das Zurücktreten Österreichs vor Preußen in der Führung des deutschen Volkstums. Griechenland war erschöpft: zählt man die großen Männer der einzelnen Zeiten griechischer Geschichte, so sieht man, wie ihre Zahl allmählich immer mehr abnimmt; man sieht auch, wie mancher hochbegabte Grieche einen Vater oder eine Mutter aus dem Blut nördlicherer Stämme hatte, aus dem nordrassischen thrakischen oder makedonischen Blut. Diese Nordstämme, deren lichten, blauäugigen Menschenschlag und lichte, blauäugige Götter Xenophanes erwähnt, führte nun Alexander der Große zum Ruhm. — War das alte Griechenland in der Hauptsache durch eine nordisch-westisch-dinarisch-vorderasiatische Mischung gekennzeichnet, so sind die späteren Zeiten und das heutige Griechenland durch eine westisch-vorderasiatisch-dinarische Mischung gekennzeichnet und anscheinend durch ein immer stärkeres Einsickern des Blutes kurzköpfiger Rassen vom Balkangebirge her.

Die Machterben aller Mittelmeergeschichte des Altertums waren endlich die Römer, die gleichfalls dem nordischen Blut entstammten. — Schon um 2000 v. Chr. zeigen die Pfahlbauten Oberitaliens „Eigentümlichkeiten, die auf einen Einfluß von nördlich der Alpen her schließen lassen. Man hat ihn zuerst beobachtet an der allgemeinen Kultur. Die Einwanderer bauen sich ebenfalls geschützt in den Seen an und verbrennen ihre Toten“ [1]). Die Gefäßkunst und die Totenverbrennung weisen auf einen nordischen Einbruch. Da die norditalienischen Pfahlbauten kurzschädlige und langschädlige Menschen aufweisen, ist anzunehmen, daß das von Norden gekommene Volk, wenn es schon die Totenverbrennung

[1]) Schuchhardt, Alteuropa. 1919.

mit sich gebracht und daher keine Gebeinreste überlassen hat, als Herrenschicht über ostisch-westische Bevölkerungen geherrscht habe. War es einer der italischen Stämme, der hier vor der eigentlichen italischen Einwanderung als deren erste Ankündigung erschienen war? — Die eigentliche italische Einwanderung erfolgte später, „in der vollen Bronzezeit“[1]). Sie zeigt durch ihre Gefäßformen eine Einwanderung an, die aus einer mitteldeutschen Urheimat erfolgt sein muß, und auf eine mitteldeutsche Urheimat der Italiker (Italer) weisen auch sprachwissenschaftliche Gründe hin. Much[2]) urteilt über die Urheimat der Italiker: „Daß die Italer einmal nördlich der Alpen seßhaft waren, ist ein zwingender Schluß aus ihren verwandtschaftlichen Beziehungen zu den europäischen Nordvölkern.“ „Die nach Italien auswandernden Stämme saßen aber wohl schon in ihrer nordalpinen Heimat mehr gegen Osten — darauf weisen griechische Beziehungen — und mehr südlich von den Germanen, schon näher den Alpenübergängen als die nachmaligen Kelten.“ Den Weg der italischen Gesittungsformen beschreibt Schuchhardt: „Diese Kultur dehnt sich an der Adria entlang aus, überschreitet dann den mittleren Appenin und zieht den Tiber hinunter nach Rom, wo die vorromulischen Forumgräber ihr angehören. Ein anderer Zweig hält sich etwas nördlicher und gewinnt Tarquinii, also das südliche Etrurien; zugleich geht aber die Ausbreitung östlich des Appenin weiter bis nach Tarent.“ „Bezeichnend ist, daß die neue Kultur das Hauptgebiet Etruriens umgeht, offenbar weil hier ein wohlgefestigtes Staatswesen Widerstand leistete. Und die Kultur Etruriens bildet in der Tat einen alten festen Block“[1]) (vgl. S. 272).



Abb. 323.
Die Göttin Roma
(Nach Pflugk-Harttung, Weltgeschichte.)

Man hat bei Betrachtung der römischen Geschichte die Empfindung, als ob die Zahl der nordrassischen Abkömmlinge, die sich dann rüsteten, ein Weltreich zu begründen, im Verhältnis zu den nicht-nordischen Menschen Italiens nicht sehr hoch gewesen wäre, als ob aber die nordischen Geschlechter (gentes) durch straffste Willenszucht und einfach-harte kriegerische Sitten die römische Sondergestaltung nordischer Art so ausgeprägt und fortgepflanzt hätten, daß bis in späte Zeiten hinein die Männer aus dem Blut der schöpferischen Rasse wie ein immer wieder sich gleichendes Geschlecht von harter Tatgesinnung erschienen. Die sagenhafte Zeit der Königsherrschaft scheint noch Züge aus dem rassischen Hin-und-her der ersten nordischen Eindringlinge festzuhalten. Die älteste römische Verfassung bietet aber schon, ähnlich der dorischen, ein deutliches Bild der rassischen Schichtung: die 300 Patrizier, die allein den römischen Senat zusammensetzen, entsprechen den 300 Geschlechtern des latinischen Stammes

[1]) Schuchhardt, Alteuropa. 1919.
[2]) Deutsche Stammeskunde. 1920.

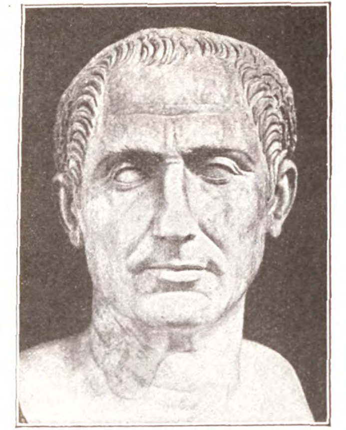
der nordischen Eroberer; die Plebejer entsprechen der vorwiegend westrassischen, doch sicher schon damals ostisch, dinarisch und vorderasiatisch untermischten Vorbevölkerung und sind politisch rechtlos. Patrizier und

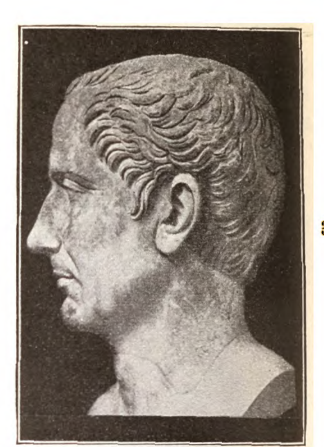


Abb. 324. Frau aus Herkulanum (in der Skulpturensammlung Dresden).

Plebejer standen also ursprünglich nicht in einem Standesgegensatz, sondern in rassischer Trennung einander gegenüber. Die Bürgerzucht und kriegerisch einfache Sitte der altrömischen Zeiten erinnert in manchen Zügen an die echt nordische Gesittung, die zwei Jahrtausende später auf

325 a



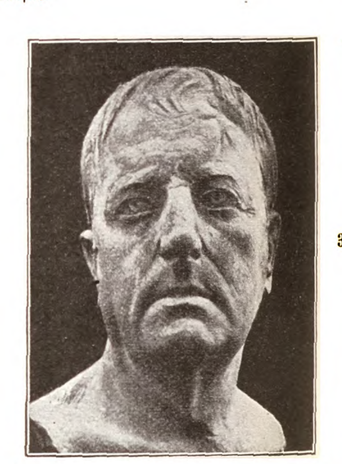


325 b

325 a, b. Julius Caesar.

326 a

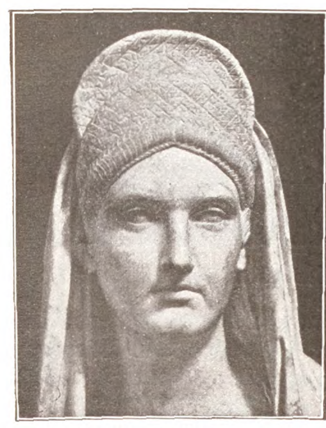




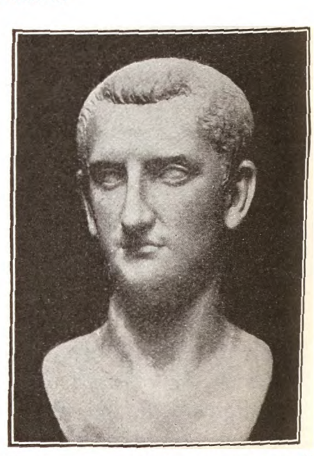
326 b

326 a, b. Unbekannter Römer.

327



327. Matidia, Nichte Trajans. (?)



328

328. Mitglied des julischen Kaiserhauses. (?)

329

329. Cicero. (?)

330

330. Cicero. (?)

331

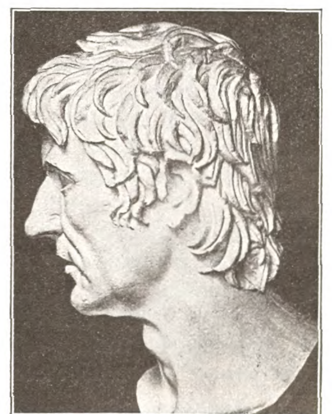
331. Tragischer Schauspieler.

332

332. Unbekannter Römer.

333

333. Unbekannter Römer.



334

334. Unbekannter Römer.

Island herrschte; selbst im sprachlichen Ausdruck der lateinischen Sprache hat man manches Vergleichbare gefunden mit dem sprachlichen Ausdruck der isländischen Saga. An die selbständige Geschichte der vorrömischen Völker erinnert wenig. Die römische harte Willenskraft scheint sich ganz von der Vorbevölkerung abgeschlossen zu haben. Haben die blonden Römer den dunkelhaarigen Menschen mißtraut? Ein von Horaz angeführtes Sprichwort sagt: „Der ist schwarz, vor dem hüte dich, Römer!" (hic niger est, hunc tu, Romane, caveto!) Dieses Sprichwort erinnert an die im skandinavischen Altertum gebrauchte Redensart: bösartig und schwarz (illr og swartr). (Hauser teilt diese Beispiele mit.)

Die republikanische Zeit brachte dann schon einige Wandlungen der rassischen Schichtung. Der Konsul P. Valerius Poplicola führte Gesetze durch, die ihm die Gunst der Plebejer sichern sollten: in den Senat sollten fortan auch Reichgewordene aus unpatrizischem Blut aufgenommen werden (510 v. Chr.). Kämpfe der beiden Schichten entstehen, junge Patrizier wollen das Königtum wieder einführen, die Plebejer wandern aus auf den Heiligen Berg, um ihre Forderungen zu erzwingen; Spaltungen trennen schließlich selbst die patrizischen Geschlechter von einander, bis endlich gegenseitige Vergleiche geschlossen wurden, Vergleiche aber, die den Beginn der Rassenmischung bezeichnen. Im Jahre 445 v. Chr. werden durch ein Gesetz — die lex Canuleia de connubio — Ehen von Patriziern und Plebejern für rechtsgiltig erklärt. Früher waren bei Mischverbindungen die Kinder der pars deterior gefolgt, der „ärgeren Hand", wie ein altdeutscher Rechtsausdruck sagt. Dadurch blieb das Blut der Oberschicht rein erhalten. Jetzt folgen die Kinder dem Stand des Vaters: die Rassengrenze ist verwischt. — Die allmähliche weitere Wandlung der römischen Verfassung könnte man zugleich als die Wandlung der Rassenschichtung darstellen. Das nordische Blut versiegt langsam; aus ihm gehen hauptsächlich die Krieger hervor, die für Roms Größe kämpfen und fallen, aus ihm die Beamten, welche die unterworfenen Länder verwalten. Die Kämpfe mit den von Norden hereingebrochenen nordrassischen Kelten hatten zu langen Kriegen geführt, in denen in den beiderseitigen Heeren Nordrasse der Nordrasse gegenüberstand. Das nordische Blut zehrte sich auf im Dienst für das Vaterland. Das Schwinden des Bauernstands durch die Folgen der Getreideeinfuhr aus den Kolonien gab der rassischen Kraft Roms (wie später der Englands) den stärksten Stoß. In ländlicher Siedlung scheint sich jeweils der nordische Volksbestandteil am gesündesten und am längsten zu halten. Das Schwinden des Bauernstandes scheint jeweils am raschesten zur Entartung beizutragen. Doch muß sich im römischen Staat eine gewisse nordische Oberschicht noch lange Jahrhunderte hindurch deutlich erhalten haben. Das Schönheitsbild auch der römischen Spätzeit ist nordisch; vielfach auch noch die Menschen. Erst von der Zeit des Augustus ab (31—14 v. Chr.) wird nach Hauser[1]) lichtes Haar besonders erwähnt. Der größte Teil der Bevölkerung muß aber um Christi Geburt ganz überwiegend westisch-ostisch gemischt gewesen sein; Caesar erwähnt ja die geringe Körperhöhe der Römer gegenüber den Galliern, und Strabo

[1]) Genie und Rasse. 1917.

(68—20 v. Chr.) erwähnt bei Beschreibung eines britischen (keltischen) Stammes, der Coritavi (im heutigen Lincolnshire), daß Jünglinge dieses von ihm als blond bezeichneten Stammes, die er in Rom betrachtet habe, erheblich größer gewesen seien als die Bewohner Roms. Der römische Adel blieb jedoch noch vielfach an seinem blonden Haar kenntlich. Wer unter den Reichen und Vornehmen dunkles Haar besaß, verbarg es gern: von Messalina erzählt Juvenal, daß sie ihr schwarzes Haar unter blonder Perücke verberge. Die reichgewordenen Emporkömmlinge ließen ihren schwarzhaarigen Frauen und Töchtern blondes Haar in Germanien erhandeln. Man wollte sich ein „adliges Aussehen" damit verschaffen. Horazens Schönheitsbild ist nordisch, obzwar er selbst dunkel, klein und dick war. Vergils Schönheitsbild ist nordisch [1]). Die meisten Bildwerke, die Römer darstellen [2]), zeigen einen nordischen oder vorwiegend nordischen Ausdruck. Das schmale Gesicht, der lange Schädel, das scharfe Kinn, die „Römernase" — all diese Züge zusammen ergeben immer wieder Köpfe, die von harten nordischen Köpfen unserer Zeit nicht unterschieden sind. Augustus selbst war nach Sueton hellblond und hatte helle Augen; sein milder Ausdruck erinnert an gewisse stillere nordische Menschen. Die späteren Kaiser der römischen Verfallszeit waren oft aus „barbarischem" Blut, aus dem Blut nördlicher Völker, und werden von den alten Schriftstellern oft als nordische Männer geschildert. Der erste eigentliche Germane auf dem Thron der Caesaren war Maximinus Thrax (235 bis 238), der in Thrakien geborene Sohn eines Goten und einer Alanin. Er war nach den Berichten der Alten riesenhaft groß, auffallend schön, von blendend heller Haut. Unter diesen spätrömischen Kaisern, die oft aus germanischem Blut waren, strömten so viele germanische Söldner ins römische Heer und siedelten sich schließlich innerhalb der Grenzen Italiens an, daß von dieser Spätzeit an ein neues Einströmen nordischen Blutes ins Römerreich begann, das dessen Zerfall wieder einige Zeit aufhielt. Aber die eigentlich römisch-nordische Schöpferkraft war versiegt; das Reich ging seiner Auflösung entgegen und wurde schließlich von der letzten nordischen Völkerwelle, den eindringenden

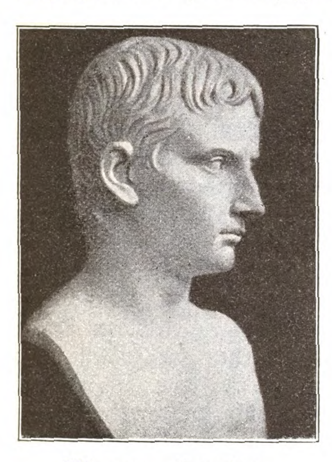


Abb. 335. Augustus.

[1]) Vergil nennt in seiner „Aeneis" blond oder goldhaarig den Merkur, Turnus und Camillus, die Lavinia und selbst die Phönikierin Dido. Daß er nach seiner Empfindung nicht anders konnte, als auch die Phönikierin Dido sich blond vorzustellen, läßt sich dem an die Seite stellen, daß Tasso in seinem „Befreiten Jerusalem" (1681), worin er übrigens alle hervorragenden Menschen nicht anders denn als Blonde darstellt, sich sogar die Äthiopierin Chlorinda blond denken muß und diese Haarfarbe dann durch ein „Versehen" der Mutter erklären will.

[2]) Vgl. Hekler, Die Bildniskunst der Griechen und Römer. 1912.

Germanen, zerschlagen. Der letzte römische Kaiser Romulus Augustulus wurde — es wirkt wie ein Sinnbild — im Jahre 476 vom ersten germanischen König Italiens, von Odoakar, seines Thrones entsetzt. Was jetzt noch römisches Volk hieß, ja, was schon zur Zeit eines Augustus römisches Volk hieß, war ein Rassensumpf, entstanden aus Völkerzersetzung und Allvermischung, eine Masse, in der hin und wieder auch nordische Züge auftauchen mochten. Das zerfallende Römische Reich, wenigstens die Mittelmeerländer, waren jetzt besiedelt in der Hauptsache aus einer Mischung der vorrömischen Westrasse mit sehr viel „semitischem" Blut, d. h. mit dem Mischblut aus verschiedenen Rassen, vor allem aus vorderasiatischen, orientalischen, hamitischen und negriden Bestandteilen (vgl. Anhangsabschnitt), dem Blut der vielen „semitischen" (d. h. aus Völkern semitischer Sprache stammenden) Sklaven und Freigelassenen. Dazu kamen in den Heeresdienst eingestellte negerblütige Afrikaner und versprengte innerasiatische Rassenbestandteile. In Italien selbst kamen dazu starke Einschläge ostischer und dinarischer Rasse. Es war der Untergang, ein wirklicher Rassensumpf, dessen Entartung und Zersetzung die ekelhaften Dinge gezeugt hat, von denen die späteste Zeit Roms berichtet[1]). Es war der Sumpf — so habe ich mich an anderer Stelle einmal ausgedrückt — durch den das Christentum erst hindurch mußte, ehe es zu den germanischen Völkern kam. Die Bedeutung des Rassentums eines Volkes erscheint am römischen Beispiel. Der englische Staatsmann Disraeli, ein seines Blutes stolzer Jude, drückte sich einmal so aus: „Die Rassenfrage ist der Schlüssel zur Weltgeschichte", ein andermal: „Rasse ist alles, es gibt keine andere Wahrheit; und jede Rasse muß untergehen, die ihr Blut sorglos Vermischungen hingibt"[2]). In Indien hatte die rassische Scheidung durch unerbittliche Kastengesetze lange bestanden, ehe sie durch Wandlungen der Weltanschauung verwischt wurde; in Griechenland und Rom scheint der Rassengegensatz minder bewußt gewesen und schneller verwischt worden zu sein. Überall aber war das Versiegen des nordischen Blutes, war seine sorglose Vermischung, gleichbedeutend mit dem Untergang einer ganzen Gesittung[2]).



Abb. 336.
Konstantin d. Gr.

---

[1]) Aus der Spätzeit Roms könnte Jahn die Einsicht gewonnen haben, die er in seinem „Deutschen Volkstum" (1810) so ausdrückt: „Je reiner ein Volk, je besser; je vermischter, je bandenmäßiger."

[2]) Coningsby. 1844.

[3]) Die „Geschichte des Untergangs der antiken Welt" (1910) von Seek, verwertet für ihre Darstellung dieses „Untergangs" schon vielfach rassenkundliche und erbgesundheitskundliche Einsichten, sodaß man dieses Werk schon fast als ein Werk anthropologischer Geschichtsbetrachtung bezeichnen möchte.

Wie es am Beispiel der drei betrachteten Völker erschienen ist, so könnte man die nordrassischen Schöpfungen auch innerhalb des persischen Reiches verfolgen, das ein ebenfalls nordisches medisches Reich ablöste. Im Jahre 630 v. Chr. hatten die Perser schon im Lande Elam ein Reich errichtet. Im Jahre 559 v. Chr. gründeten sie, ein Gebirgsvolk mit kräftigen, einfachen Sitten, von Norden her vordringend, ihr Reich in Vorderasien. Herodot beschreibt sie als hochgewachsen, kräftig und von stolzer Erscheinung. Die Bildwerke zeigen ihr nordisches Aussehen: „Sie waren fast alle hellblond oder rotblond wie die Griechen; ihr Gesichtsschnitt war feiner, ihr Bau weniger kräftig als bei den Makedoniern"[1]). Ihre Sitten bezeugen echt nordische Anschauungen; den umwohnenden Völkern fiel ihre Reinlichkeit auf; in manchen Einzelheiten, so in der Erziehung zu strengster Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit, erscheinen sie nordischer als die Griechen. Ihr Reich war seiner Lage nach der Blutmischung, hauptsächlich der Mischung mit vorderasiatischem Blut, allzu ausgesetzt und mußte mit dem Versickern des nordischen Blutes untergehen. Auch der nordische Glaube der Perser, die Lehre Zarathuschtras, mußte mit dem nordischen Blut wieder schwinden. Um 400 v. Chr. schon drangen in den Volksglauben wieder vorpersische Anschauungen ein. Um 330 v. Chr. vernichtete Alexander der Große mit seinem makedonischen Heer das persische Reich.

Glauben und Sitte der Perser, dieser iranischen Gruppe der Nordvölker, scheint besonders getreu nordische Art widerzuspiegeln. Es scheint, daß eine Erforschung des altpersischen Lebens, vor allem des altpersischen Glaubens, des sogen. Mazdaismus, zur Erfassung nordischen Geistes besonders viel beitragen müßte:

„Einen brauchbaren und zuverlässigen Maßstab für Werte der religiösen Kultur bietet nun der Mazdaismus in weltgeschichtlich maßgebender und vorbildlicher Weise. In ihm bildet die auf heidnischer Glaubensüberlieferung beruhende Sitte einer bestimmten völkischen Menschenart, der Iranier, die Grundlage religiöser Sittlichkeit. Dieser Maßstab ist ein natürlicher, völkisch bestimmter. Zwar beruht er auf derselben, aus gutem Gewissen stammenden Zuversicht zum eigenen Wesen, die auch den Hellenen, wie allen auf eigenen Füßen stehenden Völkern, eigen war. Aber während die Hellenen es bei diesem zuversichtlichen Selbstbewußtsein, also einer rein triebhaften Verhaltungsgewohnheit, bewenden ließen, gestalteten Spitama ‚Zarathuschtra' und seine Schüler daraus eine mit Bewußtsein aufbauende, erziehende und bildende sittliche Weltanschauung. Was dem Bewußtsein des reinen Volkes der Arier als edel oder schlecht, als nützlich oder schädlich erschien, galt von nun an als sittlich gut oder böse, als zu verteidigender und zu schützender Weltwert oder zu vernichtender Unwert. So war zum erstenmal in der Weltgeschichte der Begriff der positiven Religion erstanden und verbreitete sich in Gestalt von Sittlichkeitssystemen verschiedener Art über die ganze Erde. Und

[1]) de Ujfalvy, L'Anthropologie, 1900, angeführt nach Wilser, Die Germanen. 1918.

damit war auch mit einem Male der Begriff der Kultur in die Welt gesetzt, klar umrissen und zutiefst begründet" [1]).

Volk auf Volk erscheint aus dem Norden, Reich auf Reich wird gegründet und zerfällt wieder. Immer wieder versickert das nordische Blut. Die Philister, ein Volk mit nordischer Oberschicht, erscheinen um 1000 v. Chr., aus Kreta kommend, in Palästina. Durch Palästina war schon, von Norden her, um 1500 v. Chr. ein blondes blauäugiges Volk gezogen — ägyptische Zeugnisse berichten davon — und hatte die Ostgrenze Ägyptens angegriffen. Die nordischen Skythen waren zu gleicher Zeit in Kleinasien erschienen und hatten die Hettiter unterworfen. Haben sie die hettitische Sprache umgestaltet, daß sie als eine Sprache zwar fremden Wortschatzes, aber indogermanischen Baues erscheint? Hängt mit ihrer Wanderung die Ausbreitung eines nordischen Stils im hettitischen Gebiet zusammen, auf die Schuchhardt hinweist? „Die Sprachforschung hatte die Indogermanisierung des Hettitertums erkannt, die Archäologie zeigt den Weg, auf dem sie erfolgt ist, nämlich von der nördlichen Ägäis her" [2]).

Im Falle der Hettiter war es nur zu einer Wandlung im künstlerischen Stil gekommen und zu einer gewissen Wandlung des Sprachbaues; im Falle der Armenier und einiger Kaukasusvölker muß es zu einer solchen Herrschaft nordischer Eroberer gekommen sein, daß die völlige Aufnahme der indogermanischen Sprache erreicht wurde. Wo heute indogermanische Sprachen gesprochen werden, müssen dereinst Menschen nordischen Blutes geherrscht haben und zwar als Adel und Bauernstand in so bedeutender Zahl, daß sie die eigene Sprache durchsetzen konnten. In den meisten südosteuropäischen und asiatischen Völkern ist das nordische Blut schon längst versiegt. Zumal unter den Armeniern scheint es völlig verschwunden zu sein. Doch leben im Kaukasus einige Stämme, die helle Haut und gelegentlich helles Haar und helle Augen aufweisen, Stämme, die heute nicht immer der indogermanischen Sprachgruppe angehören. Am auffälligsten ist der Gehalt nordischen Blutes unter den Kurden in der Gegend von Karakusch und Nimrud-dag und unter den Osseten, die allerdings auch noch indogermanische Sprachen sprechen (vgl. S. 229).

Die neueste Forschung hat noch ein weiteres nordrassisches Volk oder wenigstens seine (etwa aus dem 8. Jahrhundert n. Chr. stammenden) sprachlichen Reste entdeckt, ein Volk, das bis zur Westgrenze Chinas vorgedrungen war, das Volk der Tocharer. Es muß mindestens eine starke nordische Oberschicht gehabt haben. Durch Auffindung dieser indogermanischen Sprache an der Grenze Chinas sind jetzt auch die alten chinesischen Aufzeichnungen erklärt, die von einem Grenzvolk der „Wusun" erzählen, das helles Haar und helle Augen habe. Durch die Auffindung der tocharischen Sprachreste sind die chinesischen Tempelbilder erklärt, die einen solchen Menschenschlag darstellen.

---

[1]) Geyer, Bildungswerte aus Osten und Orient; Vortrag abgedruckt in dem „Forschungsinstitut für Osten und Orient". 1919.

[2]) Schuchhardt, Alteuropa. 1919.

Von all diesen nordischen Völkern sind nun für das heutige Europa und vor allem für Deutschland besonders wichtig: die **Kelten** und die **Germanen**, die zweitletzte und die letzte Welle der Nordrasse. **Die Vorherrschaft der Kelten** in Europa mag sich zeitlich etwa vom Jahre 900 bis zum Jahre 200 v. Chr. erstrecken. Ihre Urheimat verlegt die Sprachwissenschaft nach Süddeutschland, vor allem ins Donautal. Schuchhardt ist zu dem Ergebnis gekommen, daß der keltischen Gesittung die sogen. Bandkeramik, ein bestimmter Gefäßstil, zuzuschreiben sei, ein Gefäßstil, in dem man wieder zwei Arten, die Spiralkeramik und die Hinkelsteinkeramik unterscheidet. Als Urheimat dieser Stile muß „das östliche Süddeutschland mit Mähren und Böhmen" gelten. Wieder weisen so Sprachwissenschaft und Archäologie auf gleiche Urheimat. Beide weisen auch auf die gleichen Ausbreitungswege. Schon in frühester Zeit aber, in der Jungsteinzeit, zeigen sich durch die Ausbreitung der Bandkeramik Völkerscharen an, die vom Urgebiet des keltischen Volkes auszogen. Siebenbürgen wird erreicht, Südrußland wird erreicht und schon in einer Zeit, die der mykenischen vorausgeht. Sollen wir schon dieses Vordringen mit einem Völkernamen der späteren Zeiträume belegen? Wenn ja, so wird sich am ehesten der Name der Kelten bieten, falls man nicht an die frühe Ausbreitung eines Volkes denken muß, das dann auch seiner Sprache nach in die östliche Nachbarschaft der Kelten gehörte. — Auch in Deutschland hat die Spiralkeramik ihr Gebiet erweitert. „Die Spiralkeramik ist den Rhein hinuntergegangen bis zum Neuwieder Becken und von da wahrscheinlich durch die Eifel nach Belgien" (Schuchhardt). „Die böhmische Hinkelsteinkeramik aber hat sich in einer großen Welle durch Sachsen und Thüringen bis in die Harzgegend geworfen. Ihre letzten Ausläufer erreichen östlich und südöstlich von Braunschweig die Grenze der Megalithkultur" (Schuchhardt). Urkeltische Stilformen erreichen also die Grenze gegen das Urgebiet der Germanen. Die Sprachwissenschaft legt in Übereinstimmung hiermit die Ostgrenze der Kelten an eine Linie Lüneburger Heide—Hildesheim—Göttingen—Eisenach—Thüringer Wald [1]). „Von Süddeutschland und der Ebene zwischen Rhein und Weser aus begann dann der Vorstoß der Kelten nach dem späteren Gallien, über dessen Zeit wir allerdings gar nichts festsetzen können. Jedenfalls ist der Stoß erst nach dem Ablauf der hellenischen Völkerwanderung erfolgt, also etwa nach 1000, sicherlich aber vor 600, da um diese Zeit die Kelten schon nach Spanien zogen. Die erste Einwanderung in das linksrheinische Gebiet kann mithin gut bis in die Zeit zwischen 900 und 800 v. Chr. zurückreichen" [2]). Diese letztere Vermutung erweist sich durch archäologische Funde als richtig: zur Hallstattzeit, wie Schuchhardt (vgl. S. 278) ausgeführt hat, ist der nordische Zustrom nach Frankreich und Spanien gelangt.

Es begann die weite Ausdehnung, die fernen Eroberzüge der Kelten, welche die nächsten Jahrhunderte umfassen. Das heutige belgische und französische Gebiet wird keltisch; nur einzelne iberische, d. h. also vor-

[1]) Vgl. Hirt, Geschichte der deutschen Sprache. 1919.
[2]) Arldt, Germanische Völkerwellen. 1917.

wiegend westrassische Stämme des heutigen französischen Bodens, bewahren zunächst noch ihre Selbständigkeit. Um 600 v. Chr. beginnt die Eroberung Spaniens; in diese Zeit etwa fällt auch ein keltischer Übergang auf die britischen Inseln, auf denen jedoch einzelne keltische Stämme, z. B. die Kaledonier, Hibernier und Briten schon lange vorher seßhaft gewesen zu sein scheinen. Auch auf den britischen Inseln hielten sich westrassische oder westisch-nordische Stämme, zu denen wohl die Pikten zur Zeit ihres frühesten Auftretens auf heutigem schottischen Gebiet zu rechnen sind. Dann muß der Einbruch der Kelten ins oberitalienische Gebiet erfolgt sein, die Unterwerfung der dort lebenden Ligurer und Tyrrhener. Die Erschütterung der etruskischen Macht durch Kelten muß erfolgt sein; es scheint, daß die Etrusker (vgl. S. 272) in ihrer Spätzeit viel ostisches Blut aufgenommen haben; ein römisches Sprichwort spricht von fetten Etruskern (pinguis etruscus). — Die Römer fühlten das ungestüme Vorwärtsdrängen der Kelten. Nach der für die Kelten siegreichen Schlacht an der Allia — nordisches Blut floß auf beiden Seiten — fiel Rom als Beute den Kelten anheim (390 v. Chr.). Der keltische Feldherr Brennus zog erst wieder ab, als ein Lösegeld bezahlt war. Aber auch die nächsten Jahrzehnte waren erfüllt von den Kriegszügen der Kelten; bald siegten sie, bald die Römer. Oberitalien war unbestrittenes Keltengebiet und konnte nur langsam der wachsenden römischen Weltmacht einverleibt werden. Aus dem keltischen Oberitalien, das allmählich zur lateinischen Sprache überging, stammten dann eine Reihe der begabtesten Männer des römischen Staats- und Geisteslebens, darunter Vergilius und Catullus. Es scheint, als habe Oberitalien sein keltisches, d. h. nordisches Blut länger verhältnismäßig rein erhalten als die südlicheren, römischen Gebiete Italiens.

Der keltischen Ausdehnung nach 600 v. Chr. entsprach die Ausbreitung der sogen. La Tène-Kultur, einer reinen Eisenkultur, welche die Hallstattkultur ablöste. Schon die Hallstattkultur, die das Eisen zunächst nur für die Waffen verwendet hatte, war aber eine eigentlich keltische Kultur. Einer ihrer Mittelpunkte, das Alpengebiet um Hallstatt (im Salzkammergut) muß wenigstens in der späteren Hallstattzeit einem Volk entsprochen haben, das eine starke keltische Herrenschicht nordischer Rasse hatte. Schon frühe müssen erobernde Kelten in die Alpentäler eingedrungen sein. Die Verbreitung der Hallstattstile nach Frankreich und Spanien war ein Werk der Kelten. Sie stellt sich dar als „eine erste vom Osten her ausgeführte große Eroberung, die wir ... als die keltische erkennen können. Unter diesem Gesichtspunkte ist es doppelt wertvoll, über den Ursprung der Hallstattkultur als eine im Donaulande autochthone völlig im klaren zu sein.“ (Schuchhardt.)

Vom Donauland her, vom heutigen österreichischen Donautal aus, dieser Urheimat keltischen Volkstums, drangen keltische Scharen auch nach Steiermark und Kärnten vor, nach Ungarn und in die venetianische Tiefebene, also in Gebiete, die schon damals wohl vorwiegend dinarisch waren. Ein starker Vorstoß führte volksreiche keltische Stämme um 280 v. Chr. auf die Balkanhalbinsel, von dort nach Thrakien und Kleinasien. Sie überzogen Jahrzehnte lang dortige Völker mit Überfällen und Kriegen, ehe sie

im östlichen Phrygien seßhaft wurden, in dem Gebiet, das nach ihnen, den Galatern, Galatien genannt wurde. Schließlich verfielen sie dort der Rassenmischung, aber noch bis zum Jahre 25 v. Chr. besaßen sie ihre eigenen Fürsten, und noch Paulus, der Apostel, schreibt an sie in einer Weise, die anzeigt, daß dieses versprengte keltische Volkstum sich Achtung erzwungen hatte.

Das mächtige Volk der Kelten mußte in all seinen Eroberungsgebieten, in Frankreich und Spanien, in den Alpenländern und in der Poebene, langsam der Rassenmischung verfallen und mit dem Versiegen des nordischen Bluts langsam seinem Untergang entgegengehen. Auf deutschem Gebiet mögen die Kelten anfänglich nahezu rassenrein gewesen sein, und mancher nordische Deutsche könnte schließlich ebensowohl von Kelten wie von Germanen abstammen, ja sogar von Urgriechen oder Uritalikern, die deutschen Boden besiedelt hatten. Auf mitteleuropäischem Gebiet scheinen die Kelten außer in Böhmen und Schlesien weithin eine Verdrängung ostischer und dinarischer Menschen erreicht zu haben; mindestens hat die keltische Herrschaft, darunter die Herrschaft der keltischen Helvetier in der Schweiz und im Alpengebiet, den Verostungsvorgang wieder aufgehalten. Wie sich über die vorwiegend ostisch besiedelte Pfahlbauschicht Süddeutschlands und der Schweiz mit dem Anbruch der Bronzezeit eine nordische Schicht gelegt hat, so muß wohl auf eine Zeit ungestörterer ostischer, vielleicht auch dinarischer Ausdehnung und Einsickerung der nordische Vorstoß der Kelten erfolgt sein, der diese Menschen wieder in unwirtlichere Gebiete verdrängte. Waren die Kelten in Böhmen, in Süddeutschland, im Alpengebiet und in Oberitalien der Vermischung mit ostischer und dinarischer Rasse ausgesetzt, so in Frankreich, England und Spanien hauptsächlich der Vermischung mit westischer Rasse. Der Name der Keltiberer weist deutlich auf ein Volkstum hin, das aus einer nordischen Herrenschicht und einer iberischen, d. h. westischen Unterschicht bestand. Eine ähnliche Rassenmischung, in der allerdings mit der Zeit der ostische Einschlag immer stärker wurde, scheint dann in Frankreich das eigentliche „gallische" Wesen erzeugt zu haben, wie es die alten Schriftsteller, vor allem Caesar, beschrieben haben: jene Eigenschaften, die wir auch im heutigen Franzosentum noch zu erkennen glauben. Deutlich mischten sich da westisch-leidenschaftliches, erregbares Wesen mit nordisch-kriegerischem Wesen, nordische Schöpferkraft mit westischer Munterkeit und Eitelkeit. Was wir heute als bezeichnend „keltisch" empfinden, ist in der Hauptsache ein nordisch-westischer Rassenausgleich. Wo sich „keltisches" Wesen zeigt, weist es diese Züge auf. Man hat gerade bei Betrachtung der heutigen Franzosen das Gefühl, daß gewisse

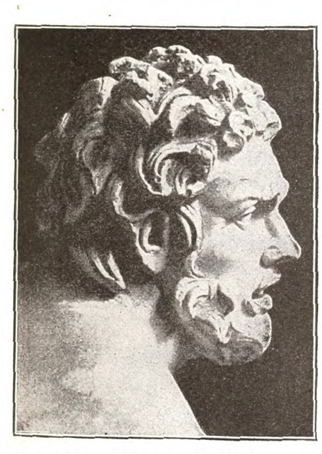


Abb. 337. Gallier (Kelte), etwa 200 v. Chr. Aus Bulle „Der Stil".

seelische Eigenschaften der Westrasse bei ihnen, trotzdem sie nur noch wenig (?) westisches Blut zu haben scheinen, immer wieder auftreten.

Gänzlich falsch ist es aber, den heutigen ostischen Menschen als „keltisch“, als „type celtique“ (Broca) zu bezeichnen. Zu solcher Fehlbezeichnung läßt sich verleiten, wer die heutigen Bewohner einiger ehemals keltischer Gebiete betrachtet. Die Kelten in ihrem mittel- und süddeutschen Heimatbezirk waren vorwiegend nordrassisch, die keltischsprechenden Menschen aber, die, aus England verdrängt, sich in der Bretagne niederließen, waren vielleicht schon eine vorwiegend ostische Bevölkerung geworden, sodaß heute allerdings die keltischsprechende Bretagne ostische Bewohner hat. Ebenso darf man sich zu der falschen Bezeichnung „keltische Rasse“ auch dadurch nicht verleiten lassen, daß die Bewohner des einstens keltischen Machtgebiets Böhmens, der Alpen, gewisser Teile Süddeutschlands und weiter Strecken Frankreichs heute vorwiegend ostisch sind. In all diesen Fällen hat mindestens seit dem späteren Mittelalter eine sich immer mehr verstärkende Einsickerung ostischer Rasse das Bild der Bevölkerung gänzlich verändert. Die keltischsprechenden Teile Frankreichs sind heute ostisch, die keltischsprechenden Teile Irlands sind heute vorwiegend westisch, die keltischsprechenden Teile Schottlands hingegen immer noch vorwiegend nordisch.

Der Rassenwechsel innerhalb des keltischen Volkstums zeigt sich deutlich vor allem im Irland des frühen Mittelalters. Hier, in der irischen Saga, im irischen Schmuckstil der Handschriften und Bilder, zeigt sich ein westisch-nordischer Ausgleich, der in einigen Dingen an den westisch-nordischen Ausgleich der Mykenezeit zu erinnern vermag. Man muß annehmen, daß in Irland und Südwestengland die nordisch-keltische Oberschicht nicht so zahlreich war oder daß sie schneller dahinschwand. Die Geistesart des irischen Volkes, die aus der irischen Saga ersichtlich wird, ist schon wieder deutlich westisch bestimmt. Heusler hat [1]) einen Vergleich angestellt zwischen der (nordrassisch-)germanischen Saga der Isländer und der (westrassisch beeinflußten) keltischen Saga Irlands. Gegenüber der isländischen Saga, die Heusler als „zeitgeschichtlich-lebenstreu, wirklichkeitsscharf, nüchtern“ schildert, gegenüber dem festbestimmten, männlichen Erzählerstil der isländischen Saga, erscheint die „seelische Zeichnung“ der irischen Saga „maßlos, hyperbolisch“; die irische Saga „steigert die Rede oft ins Pathetische oder Hymnische“; ferner „die äußere Erscheinung der Menschen wird ganz gewöhnlich in schwelgender Wortfülle geschildert“. „Die irische Saga liebt die Erwähnung leiblicher Zustände (z. B. bei Verwundungen), die in das Krasse, Medizinische, nach germanischem Geschmack Unappetitliche hinübergehen“, sie „wechselt zwischen dünner Skizzierung auch bedeutsamer Vorgänge und impressionistischer zerfließender Farbenglut in den ausgeführten Momenten“. Die Saga der Iren zeigt gegenüber der zurückhaltenden Sachlichkeit der isländischen Saga eine ausschweifende Einbildungskraft, eine Lust an tollen Einfällen und über-

[1]) in den Abhandlungen der Kgl. Preuß. Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Klasse, Jahrgang 1913, Nr. 9.

triebenen Schilderungen, die oft geradezu „morgenländisch" anmuten: Man glaubt, eine Geistesart zu erkennen, deren Färbung, wenn man so sagen darf, gelb und rot ist und gar nicht mehr an das nordische Grün und Blau erinnert, eine Geistesart, deren Wärmezustand viel höher ist als der der Nordrasse. Man muß annehmen, daß die untergeschichtete Westrasse nach Schwinden der nordischen Oberschicht wieder ganz zur Herrschaft gekommen ist. Dem entspricht auch die überaus gründliche Umwandlung der irischen Sprache, die man bei ihrem späteren erneuten Auftreten in Zeugnissen der Neuzeit zuerst gar nicht mehr als eine Weitergestaltung der altirischen erkannt haben soll.

Auch die heutigen südenglischen Mundarten scheinen den Einfluß der Westrasse anzuzeigen. Dort ist die germanische Sprache der Angelsachsen in westischem — daneben auch in ostischem — Sinn beeinflußt worden, zugleich in einem Sinn, der an Erscheinungen innerhalb des romanischen, ja ebenfalls westisch-beeinflußten Sprachen erinnert. Mackintosh[1]) führt bei Betrachtung südenglischer Mundarten aus: „In einem Gebiet sagen mindestens 19 Zwanzigstel der Bevölkerung wir (we) für uns (us), her für she, ich (I) für mich (me) und umgekehrt. Sie sprechen auch s aus, als ob es z geschrieben wäre, t, als ob es d geschrieben wäre usw. Dieses Gebiet umschließt einen Teil von Dorsetshire und Wiltshire, fast ganz Sommersetshire (Zommerzetshire) und ein Teil von Devon." So äußert sich die rassische Zusammensetzung in der Umwandlung einer überkommenen Sprache; hierüber der nächste Abschnitt.

Der Entnordung und damit Verwestung des alten Keltentums entspricht vor allem auch das Auftreten ganz unnordischer Gesittungsanzeichen in der irischen Saga. Diese zeigt nämlich, daß der Westrasse ursprünglich wohl mutterrechtliche Zustände arteigen gewesen sein müssen, eine Gesittung also, bei welcher die Kinder allein der Mutter folgen, die sie geboren hat, in denen der jeweilige Vater in Sitte und Recht keine Stelle hat, die mit der Stellung des Vaters in nordisch-bedingten Gesittungen zu vergleichen wäre. Das Weib mochte sich verbinden, mit welchem Mann es wollte, und sich wieder von ihm trennen; eine Eheform der dem heutigen Europäer vertrauten Art gab und gibt es innerhalb des Mutterrechts nicht, nur eine Zusammengehörigkeit aller von der gleichen Mutter geborenen Kinder. Der Nordrasse kommt das Vaterrecht, der Westrasse das Mutterrecht zu. Die irische Saga zeigt, daß das Keltentum Irlands im frühen Mittelalter nur noch ein „Sprachkeltentum" (Zimmer) war, daß im keltischsprechenden Bereich der britischen Inseln mutterrechtliche Zustände das Vaterrecht der dahingeschwundenen echten, d. h. nordrassischen Kelten wieder verdrängen wollten. Man muß annehmen, daß der ganzen Westrasse das Mutterrecht arteigen war. Es findet sich zu verschiedenen Zeiten bei vielen Völkern des westrassischen Gebiets. „Dieses vielbesprochene Mutterrecht wird von den Alten auf das bestimmteste für die Lykier in Kleinasien bezeugt. In Spuren findet es sich aber auch auf der Kleinasien gegenüber gelegenen Insel Kos und in Griechenland bei den

[1]) Anthropological Review IV. 1866.

epizephyrischen Lokrern, in Ober- und Mittelitalien bei dem rätselhaften Volke der Etrusker. Aus dem hohen Norden Europas wissen wir von den Pikten, die einen Teil der vorindogermanischen Bevölkerung Englands ausmachten, daß hier auf einen Herrscher regelmäßig nicht der eigene Sohn, sondern der Sohn seiner Schwester folgte" [1]). Die Basken, deren Sprache zwar durch Menschen vorderasiatischer Rasse überbracht zu sein scheint (vgl. S. 218, 224, 272), die aber in Spanien immer noch vorwiegend westisch sind, weisen heute noch ein Erbrecht auf, das der ältesten Tochter eines Hauses das Erbe übergibt; von ihr erst erhalten dann die Söhne ihre Erbteile zugewiesen. Deutlich erscheint die alte mutterrechtliche Überlieferung bei den Basken auch in der Sitte des sogen. Männerkindbetts (der Couvade), einer Sitte, die meistens mit dem Mutterrecht zusammengeht und die auch „aus dem alten Spanien, von den Balearen und den Tibarenern am Pontus gemeldet" wird [1]).

Das Mutterrecht kennt den Begriff des Vaters nicht. Die Familie, wenn man dies so nennen darf, wird gebildet durch die Mutter mit ihren Kindern, gleichviel von welchem Mann diese stammen. Diese Kinder beerben nicht irgend einen Vater, sondern ihre Mutter oder auch den Mutterbruder oder den mütterlichen Oheim. Ein Weib verbindet sich mit einem Mann, der ihr ein Kind oder Kinder zeugt, auf längere oder kürzere Zeit, jedoch nie in einer Form, die an die heutige europäische „Ehe" erinnern würde, d. h. an eine Ordnung, in der der Mann in rechtlicher Hinsicht eheliche und väterliche Macht besitzt. „Allen diesen Zuständen steht das, was wir von den Indogermanen wissen, aufs schroffste gegenüber, die als schon in der Urzeit im Besitze dessen, was wir Vaterfamilie nennen, befindlich durch die vollkommenste Übereinstimmung der Verwandtschaftswörter erwiesen werden" [1]). Die klare Machtstellung des Mannes als Gatte und Vater ist Vaterrecht und galt innerhalb der Nordrasse.

Dem Mutterrecht entspricht sehr oft eine — für nordisches Empfinden — große Zügellosigkeit der geschlechtlichen Sitten. Zügellosigkeit und Schamlosigkeit vor allem des weiblichen Geschlechts schildert die irische Saga immer wieder. „Dieser ausgeprägt sinnliche Zug in der irischen Literatur muß jedem sofort auffallen. Er hat zur Folge, daß die Frauengestalten in Heldensage und Legende mit wenigen Ausnahmen einen gemeinen Charakter tragen, wie er mir in der Art bei meinen Studien nirgends sonst begegnet ist" [2]). Zimmer führt eine Reihe Beispiele dafür an, daß unter den keltischsprechenden westischen Bevölkerungen der britischen Inseln eine Auffassung geschlechtlicher Sittlichkeit bestand, die für die Menschen nordischer Rasse ein Greuel sein mußte. Schon an sich kommt ja der Westrasse eine stärker betonte oder minder zurückgehaltene Geschlechtlichkeit zu; die mutterrechtlichen Zustände scheinen aber dazu beigetragen zu haben, diese Geschlechtlichkeit unverhüllt und zügellos herrschen zu lassen. — Was beim neuerlichen Aufeinanderstoßen nordischer und westischer Gesittung erfolgen mußte, das erfolgte beim Eindringen nordischer angelsächsischer Stämme:

---

[1]) Schrader, Die Indogermanen. 1919.

[2]) Zimmer, Keltische Beiträge, Zeitschrift für Deutsches Altertum, Bd. 33.

diese irischen Zustände mußten den Menschen der Nordrasse als die widerlichste Unzucht erscheinen, als ein Greuel, der die Ausrottung verdiene. Jeder Rasse kommt ihre arteigene Sittlichkeit zu; Vaterrecht kennzeichnet die Nordrasse. Abzuweisen ist die Annahme, es habe in allen europäischen Gesittungen eine Entwicklung von ursprünglichem Mutterrecht zu späterem Vaterrecht stattgefunden.

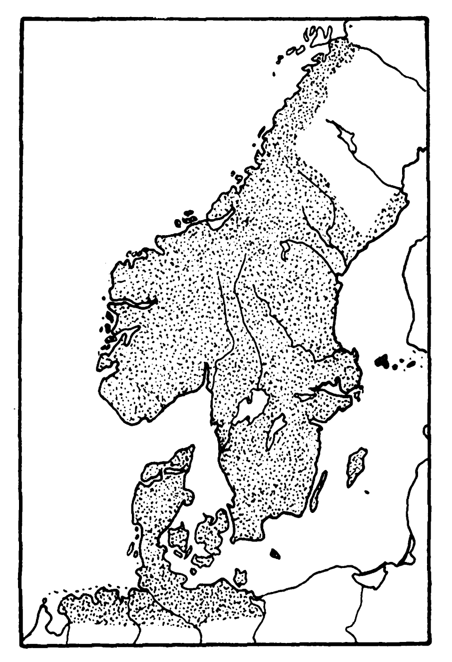


Abb. 338. Zwei Gallier (Kelten).
(Nach Kossinna, Deutsche Vorgeschichte.)

Wie am irischen Beispiel der Untergang der nordrassischen Kelten erschien — sie konnten dem neuen Einbruch nordischer Scharen, den Angelsachsen, nicht mehr widerstehen: die kriegstüchtige Oberschicht war fast geschwunden — wie in Irland westrassische Züge wieder auftauchten und die irische Sprache schließlich gesprochen wurde von einem Mischvolk mit westischen, ostischen und nordischen Bestandteilen, so muß die keltische Macht auch in Spanien durch den Rassentod der Oberschicht langsam zersetzt worden sein, so schwand sie in Frankreich und in Deutschland langsam dahin. Es ist sehr bezeichnend, daß die keltischen Völker bei ihrem ersten Erscheinen und in ihrer frühen Geschichte von den Schriftstellern des Altertums übereinstimmend als hochgewachsen, blond und blauäugig geschildert werden; von der Spätzeit keltischer Völker wird immer schon ein Wuchs überliefert, der nicht mehr die Größe der Germanen erreiche und eine mehr rötliche oder rote Haarfarbe. Alle Zeugnisse keltischer Spätzeit zeigen eine Rassenmischung an. In Süddeutschland mag sich der Bevölkerungswandel früher und schneller gezeigt haben. Von den Alpen her und aus den unwirtlichen Gebirgen heraus muß wieder die Ostrasse eingesickert sein. So entstand in Frankreich ein keltischsprechendes Volk, das eine westisch-ostisch-nordische Mischung darstellte, in dem aber im Lauf der Zeit die Ostrasse immer mehr Boden gewann; in Süddeutschland ein keltischsprechendes Volk, das in der Hauptsache eine dinarisch-ostisch-nordische Mischung darstellte. Die Zeit war reif geworden zur Machtverschiebung. Reine Nordrasse mußte die Macht über Mitteleuropa erben: die Germanen rüsteten sich dazu.

Es gibt in der frühen Geschichte Völker, von denen die Forschung nicht weiß, ob sie zu den Kelten oder zu den Germanen zu rechnen seien. Die nördlichsten keltischen Völker des Niederrheins erschienen leiblich genau so wie die Germanen, die noch in ihrer norddeutschen Urheimat saßen. Hier ist nicht der Raum, die ersten Anzeichen neuer nordischer Völkerwanderungen, die vom norddeutschen Boden ausgingen, zu verfolgen. Die Kimbern und die Teutonen sind bekannt, und die Geschichte des Alter-

tums erhallt von ihrem Heldentum und ihrem heldischen Untergang. Die keltischen Stämme wie das römische Reich erfuhren die neue Unruhe, die den Norden erfaßt hatte. Das letzte, jüngste Volk der Nordrasse, die Germanen — der Name bedeutet soviel wie „die Erhabenen“ [1]) —, rüsteten sich zu einer Machtentfaltung ohnegleichen, zu jener Machtentfaltung, die der Geschichte durch ihr sichtbarstes Ereignis, durch die Völkerwanderung, bekannt ist. Man sollte die Völkerwanderung genauer als die germanische oder letzte Völkerwanderung



Karte X.

Das geschlossene Siedlungsgebiet der Germanen um 2000 v. Chr. (nach Montelius).

Die Germanen waren aber schon in der Jungsteinzeit über das geschlossene Siedlungsgebiet hinaus nach Finnland, in die baltischen Küstenländer, nach Mitteldeutschland und der Weichsel entlang vorgedrungen.

Sprachlich haben sich die Germanen (durch die 1. Lautverschiebung) im 2. vorchristl. Jahrtausend von den anderen Völkern indogermanischer Sprache getrennt. — Im Zeitraum von 120 v. Chr. bis 600 n. Chr. haben sich germanische Stämme über ganz Mittel-, West- und Südeuropa verbreitet. — Sprachlich haben sich die einzelnen germanischen Stämme im 4. Jahrhundert n. Chr. voneinander getrennt.

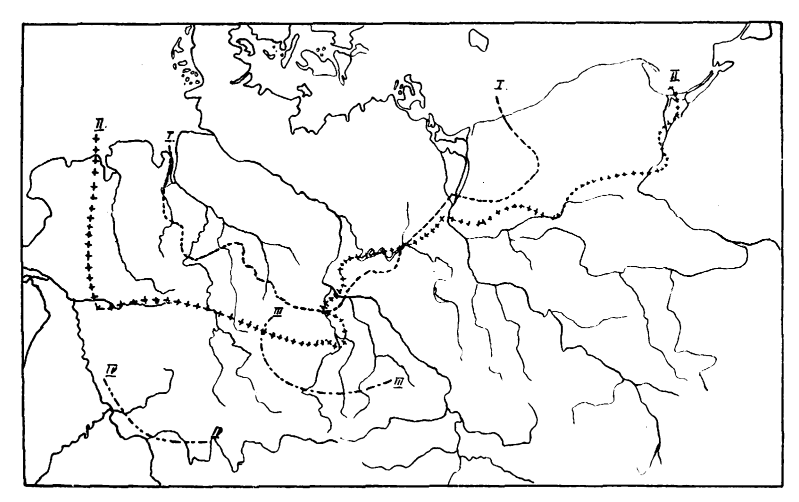
bezeichnen. Nur deshalb, weil diese Völkerwanderung geschichtlich schon so aufgehellt und überhaupt in eigentlich geschichtliche Zeiten fällt, ist sie zu dieser besonderen Bedeutung gekommen. Die eingehendere Forschung aber enthüllt sie nur als die letzte Welle der Nordrasse und als die, welche für die Geschichte unserer Zeit die wichtigste geworden ist, weil sie die Besiedlungsverhältnisse und Staatenbildungen Europas und Deutschlands begründet und schließlich durch die Erstarkung des englischen Volkes die vorwiegend nordische Besiedlung Nordamerikas ermöglicht hat.

Man wird mit Arldt [2]) die germanische Völkerwanderung — so ist sie am besten zu bezeichnen — zeitlich begrenzen durch den Zeitraum von 120 v. Chr. bis 600 n. Chr. und wird dann noch eine letzte, die normannische Welle, von 700 bis 1100 n. Chr. verzeichnen. Sogar

[1]) Much, Deutsche Stammeskunde. 1920.
[2]) Die Völker Mitteleuropas und ihre Staatenbildungen. 1917.

die Kriegszüge Gustav Adolfs und der Schweden könnte man noch als einen Vorstoß nordischer Rasse deuten.

Schon lange aber vor dieser Zeit von 120 v. Chr. bis 600 n. Chr., schon Jahrtausende vorher, in der Jungsteinzeit, lassen sich Wanderungen und Eroberungswege verfolgen, die aus dem Gebiet Norddeutschlands hervorgegangen sind. Zwei jungsteinzeitliche Bezirke weisen in Deutschland



Karte XI.

I. Südgrenze des geschlossenen Siedlungsgebiets der Germanen 1750—1400 v. Chr. (nach Kossinna).

II. Südgrenze des geschlossenen Siedlungsgebiets der Germanen 1400—750 v. Chr. (nach Kossinna).

III. Das Vordringen der swebisch-erminonischen Stämme der Germanen bis um 600 v. Chr. (nach Wahle und Kossinna).

IV. Das Vordringen der swebisch-erminonischen Stämme der Germanen bis um 100 v. Chr. (nach Kossinna).

mit den Zeugnissen ihrer Kunstformen auf eine frühe Gesittung hin, die man einer germanischen Urzeit zuschreiben muß: in Nordwestdeutschland der Bezirk der sog. Megalithkeramik und in Thüringen der Bezirk der sog. Schnurkeramik. Die älteste Stufe ist die nordwestdeutsche der Megalithkeramik. Auf diesem Gebiet der Megalithgräber (Hünenbetten) ist in der Steinzeit zuerst eine Gesittung erstanden, die als eine Urform germanischer Artung angesprochen werden darf. Fast scheint es, man könne sie schon einem Menschenschlag zuweisen, dem die ruhige Beständigkeit der heutigen echten Niedersachsen eigen gewesen sein müsse. „Wes Stammes die Sachsen waren, desselben waren auch die Megalithgräberleute, gleichviel ob sie sich selber schon Germanen nannten oder nicht" [1]). Der Kreis der

[1]) Schuchhardt, Alteuropa. 1919.

Megalithkeramik führt Neuerungen gar nicht oder am spätesten durch, indessen der thüringische Kreis der Schnurkeramik sich ausbreitungsbedürftig zeigt und wandelbarer.

Aus dem thüringischen Gebiet hat sich die urgermanische Form der Schnurkeramik über die mittlere Elbe verbreitet und ist dann fernhin gewandert. Welche Einzelvölker mögen sie verbreitet haben? — Ein Weg „hat die Weichsel hinauf- und den Dnjepr und Dnjestr hinuntergeführt. Es ist schon derselbe Weg gewesen, den später, kurz vor der römischen Zeit, germanische Völkerschübe von der Ostseee zum Schwarzen Meer genommen haben. Es läßt sich aber noch ein anderer Weg erkennen, auf dem ebenfalls von der mittleren Elbe her die Kultur nach dem Südosten gedrungen ist. Der geht zunächst nach Süden in das Ostalpengebiet und von da die Drau und Sau hinunter durch Slavonien auf die Balkanhalbinsel"[1]). Mächtige Eroberungszüge mögen also schon früh vom heutigen ostmitteldeutschen Gebiet aus vorgedrungen sein; die Sprachwissenschaft wird die archäologischen Ergebnisse mit den ihren vergleichen müssen.

Man wird nur mit größter Vorsicht die Stilgebiete und Stilwanderungen einer so frühen steinzeitlichen Gesittungsstufe mit Völkernamen belegen. Deutlicher schon bieten sich aber die Verhältnisse Nord- und Mitteldeutschlands in der Bronzezeit, vor allem aber in dem Zeitabschnitt, den im Süden des heutigen deutschen Gebiets die Hallstattzeit bezeichnet. Unbedenklich darf man die Hallstattzeit und ihre Kunststile hauptsächlich dem keltischen Volkstum zuweisen, die spätere Hallstattzeit vielleicht einem der Höhepunkte keltischer Machtentfaltung. Die süddeutschen Stile der Hallstattzeit breiten sich weiterhin aus: die Kelten wollen ihren Machtbezirk erweitern. „Man hat in dieser Zeit fast den Eindruck, als ob auch Ostdeutschland ihren Ausdehnungsbestrebungen erliegen wird"[1]). Es mag die Zeit gewesen sein, und man wird sie in das 8. oder 7. Jahrhundert v. Chr. verlegen, da eine gewisse Vorherrschaft des Keltentums den germanischen Sprachen eine Reihe von keltischen Wörtern als Fremdwörter übermittelt hat. Das Germanentum aber erlag dem Andrang nicht, im Gegenteil: um 700 v. Chr., in der frühen Eisenzeit, scheint es von Nordwestdeutschland aus zum Niederrhein vorgedrungen zu sein. In den letzten Jahrhunderten v. Chr. verdrängt es die Kelten aus dem westlichen Mitteldeutschland und erreicht die Mainlinie etwa um 100 v. Chr. Seine Abwehr und sein Vordringen ist der Forschung ersichtlich aus dem Burgenbau der keltisch-germanischen Grenzgebiete. Diese Burgen beschützen vor allem ein Volkstum, dem die sogen. Lausitzer Kultur eigen war. Bei der Aufdeckung dieser Burgen fanden sich die rechteckigen nordischen Vorhallenhäuser wieder, die schon für Mykene und Troja bezeichnend waren. Alles weist darauf hin, daß das Volk der Lausitzer Kultur, das dann einen mächtigen Aufstieg erlebte, eines der stärksten Germanenvölker war, die Sweben und die ihnen nächstverwandten Stämme. Weithin reichen die Einflüsse ihres Kunststils, dessen Urheimat (nach Schuchhardt) die Mark Brandenburg und ein Stück von Böhmen und Schlesien ist. Nach Westen

[1]) Schuchhardt, Alteuropa. 1919.

und Osten breiten sich diese Kunstformen aus, die Nordsee wird erreicht. Bald reichen die Einflüsse swebischen Stils bis an die Alpen. Noch in der Spätzeit Roms saß das swebische Volk in den alten nord- und mitteldeutschen Sitzen. Aber dann war die Zeit nahe, wo das volksstark gewordene Germanentum aller Stämme die Eroberungswege betrat, die aus der Geschichte bekannt sind.

Das Heldengedicht der germanischen Völkerwanderungen kann hier im einzelnen nicht betrachtet werden. Der Ausgang war, daß im 5. und 6. Jahrhundert n. Chr. Europa von Germanen beherrscht wurde. Das Heldenzeitalter der Germanen war angebrochen und dauerte Jahrhunderte lang. Tacitus hatte die germanischen Stämme noch beschrieben, da sie in ihrer deutschen Heimat saßen, ein nordrassisches Volk, „rein und nur sich selber gleich". Er und andere Geschichtsschreiber des Altertums berichteten immer wieder von dem riesenhaften Wuchs der Germanen, von ihrer Körperkraft, vom schrecklichen Blick der hellen Augen und ihrem hellen Haar. Als die Germanen sich zur Herrschaft über Europa rüsteten, waren die Römer schon kleine, dunkle Mischlinge, die Kelten hatten nicht mehr viel nordisches Blut. Durch Rassenmischung, Entnordung und Entartung waren die südlicheren Völker geschwächt; durch Rassenreinheit waren die Germanen zur Eroberung gleichsam vorbestimmt, und durch ihren Kinderreichtum waren sie volksstark geworden.

Sie stießen bei ihrer Ausbreitung zunächst auf keltische Stämme. Aber keltisch bedeutete damals schon lange nicht mehr nordrassisch. Es mag sein, daß z. B. die Bevölkerung Südwestdeutschlands, auf welche die Alemannen stießen, nachdem sie den römischen Grenzwall überschritten hatten, eine keltische Sprache sprach; aber rassisch mag es annähernd der gleiche vorwiegend ostische Menschenschlag gewesen sein, der heute im Schwarzwald und Wasgenwald wohnt. Die sinnlose Bezeichnung „Wälderkelten", die man in Baden hin und wieder auf solche ostischen Gebirgsbewohner anwendet, ließe sich höchstens verteidigen, wenn man für die vorgermanischen Besiedler unnordischer Art, auf welche die vordringenden Germanen stießen, wenigstens eine keltische Sprache annimmt; rassisch waren sie den Kelten der Frühzeit nicht mehr gleich. Den vordringenden Germanen traten bei Kämpfen um neues Gebiet wohl nur die freien Kelten, d. h. der keltische Adel nordischen Blutes, entgegen und fiel für die keltische Freiheit. Die keltischen Knechte unnordischen Blutes aber flohen entweder in die Gebirge und dichten Wälder oder sie wurden die Knechte der Eroberer, wechselten dann die keltische Sprache gegen die germanische aus und lebten weiter. Was die Germanen an „Kelten" trafen und was an „Kelten" unter ihnen fortlebte, war vielleicht zum geringsten Teil aus nordischem Blut. Süddeutschland mag schon wieder vorwiegend ostisch und dinarisch-ostisch, Frankreich schon wieder ostisch und westisch gewesen sein. Eine neue Verdrängung der Ostrasse, eine neue Vernordung dieser Gebiete begann; und die darauf folgende neue Einsickerung der Ostrasse, die neue Verostung, ist daher nun schon die Bevölkerungsbewegung, die sich deutlich seit dem späteren Mittelalter und heute noch in Deutschland

und in Europa vollzieht, entsprechend dem langsamen Rassentod der heutigen und letzten nordischen Schicht, der germanischen Volksbestandteile.



Abb. 339. Germane. Bildwerk von einem römischen Siegesdenkmal. (Nach Heyne, Körperpflege und Kleidung der Germanen.)

Noch deutlich zeichnet sich aber in der Besiedlungskarte Deutschlands die germanische Völkerwanderung ab. Zu Beginn dieses Abschnitts ist erwähnt worden, wie Virchow nach dem Ergebnis seiner Schulkinderuntersuchung auf die germanischen Siedlungsstraßen hingewiesen hat (vgl. S. 276). Deutlich zeigt sich das Vordringen der Germanen auch auf der Rassenkarte Frankreichs. Aufzudecken sind die germanischen Spuren noch in Spanien und in Italien; und wo die körperlichen Merkmale heute nicht mehr von nordischer Rasse zeugen, da zeugen Bauten, Schmückstile, Sagen, Waffenfunde und unter den Bauten vor allem wieder die nordischen rechteckigen Säle von germanischer Heldenzeit. Albrecht Haupt hat ein herrliches Buch über „Die älteste Kunst, insbesondere die Baukunst der Germanen" (1909) geschrieben. Er bildet darin u. a. den Grundriß eines westgotischen Königspalastes ab, der sich in Portugal dadurch erhalten hat, daß er im Mittelalter zur Kirche St. Maria de Naranca umgebaut wurde. Das Langhaus dieses Palastes, ein echt nordisches Langhaus, wie es schon die Griechen aus ihrer nordischen Urheimat mitgebracht hatten und wie es jetzt die Germanen in den Gebieten ihrer Eroberungen verbreiteten, gleicht sich ganz jenem Saal an, in welchem im Nibelungenlied der heldische Untergang der Burgunden erhallt. Haupt verfolgt die meisterlichen Kunstschöpfungen dieser kriegstüchtigen und hochbegabten Stämme, und staunend ermißt man die unerschöpflichen Geistesgaben aus nordischem Rassentum. Bezeichnend für die letzte nordische Völkerwanderung, die germanische Völkerwanderung, ist vor allem das germanische Schlingband (Tierornament), eine echt nordische

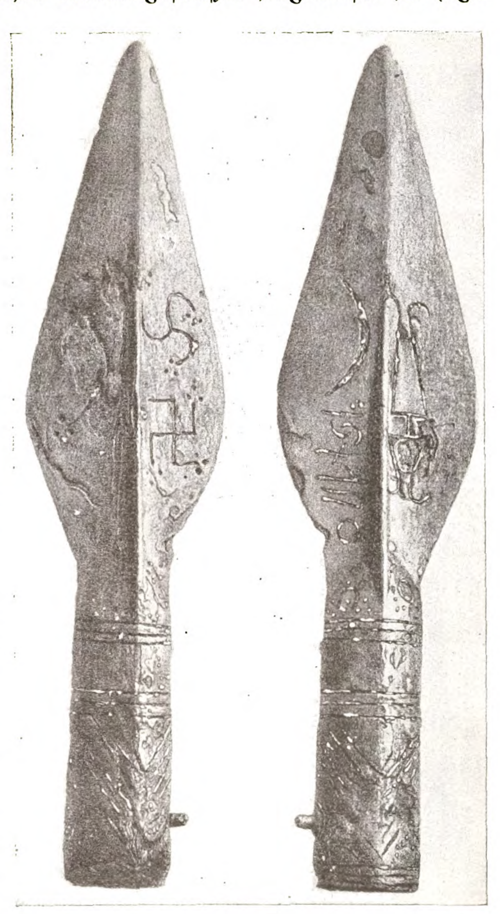


Abb. 340. Müncheberger Speerspitze mit Hakenkreuz und der Runeninschrift: „Raninga" (= dem Raninge.) Westgotisch? Burgundisch? Nach Kossinna, Die deutsche Vorgeschichte.

Kunstform, die Geräte und Schmuck überzieht, die sich zum Schlingwerk an Säulen und Pfeilern ausgestaltet und mit ihrem eigenartigen Stil stärkster innerer Spannung und kraftvollsten Willensausdrucks eine Keimform, ein Urgebild gotischen Stiles darstellt, des gotischen Stiles, der aus gleichem nordischem Geist in einer späteren Entfaltung im damals rein nordrassischen Nordfrankreich (Isle de France) zuerst erstand und im damals ebenfalls noch nordischen Deutschland seine höchste Ausbildung finden mußte. Das germanische Schlingband ist eine gotische Schöpfung, am Schwarzen Meer in den dortigen gotischen Sitzen entstanden, dadurch, daß dort nordischer Geist Eigenes und Fremdes zu einer neuen nordischen Einheit verschmolz. Dann aber ward es germanisches Gemeingut und wanderte mit den einzelnen Stämmen. „Solch Geräte und Schmuck findet sich an der unteren Donau, von Italien durch Deutschland bis Skandinavien, in Frankreich und Spanien, überall, wo frühgermanische Stämme gesessen haben oder gewandert sind"[1]).



Abb. 341. Speerspitze von Suszyczno, Kr. Kowel (westgotisch?) mit Hakenkreuz und der Runeninschrift: „Tilarids" (etwa = Reittüchtig). Nach Kossinna, Die deutsche Vorgeschichte.

Da sich all diese Wanderungen germanischer Stämme in geschichtlicher Zeit ereignet haben, sind diesmal die nordischen Eroberungen nicht nur aus Gebeinen — das Christentum brachte die Bestattung mit sich — oder aus Waffen (Abb. 340, 341) und Gefäßen zu erkennen. Die Geschichtsschreiber des Altertums und frühen Mittelalters beschreiben bis ins Einzelne germanische Fahrten, Taten und Werke, germanische Menschen und Sitten, germanische Größe und germanischen Untergang. Die Welt des frühen Mittelalters hallt wider von dem ungestümen Heldenlied germanischen Rassentums. Schon Seneca[2]) (3—65 n. Chr.) muß bewundernd ausrufen: Wer ist mutiger als die Germanen? wer angriffsfreudiger? (Germanorum, quid est animosius? quid ad incursum acrius?)

In Deutschland die Reiche der Sachsen, Thüringer, Alemannen und Franken; in England die Reiche der Angelsachsen; in Frankreich die

[1]) Schuchhardt, Alteuropa. 1919.
[2]) de ira (1, 11), geschrieben um 41 n. Chr.

Reiche der Burgunden und Westgoten; in Spanien das Reich der Westgoten und ein Reich der Sweben; in Italien das Reich Odoakars, in Pannonien am mittleren Donaulauf das Reich der Ostgoten, in Korsika, Sardinien und Nordafrika das Reich der Wandalen — so wurde West- und Mitteleuropa ein Besitztum germanischer, aus Deutschland ausgezogener Stämme. Eine Rastlosigkeit war in das Geschick Europas gekommen. Die Goten waren in Südrußland gewesen, in der Krim war ein Teil ihres Stammes zurückgeblieben, der noch im 17. Jahrhundert dort seine gotische Sprache sprach. Die Goten hatten Kleinasien durchzogen, ehe sie ein italienisches Reich gründeten, das auf Odoakars Herrschaft folgte. Die Westgoten hatten den Balkan und Griechenland durchzogen, ehe sie ihr spanisches und französisches Reich gründeten. Und wie sie, so

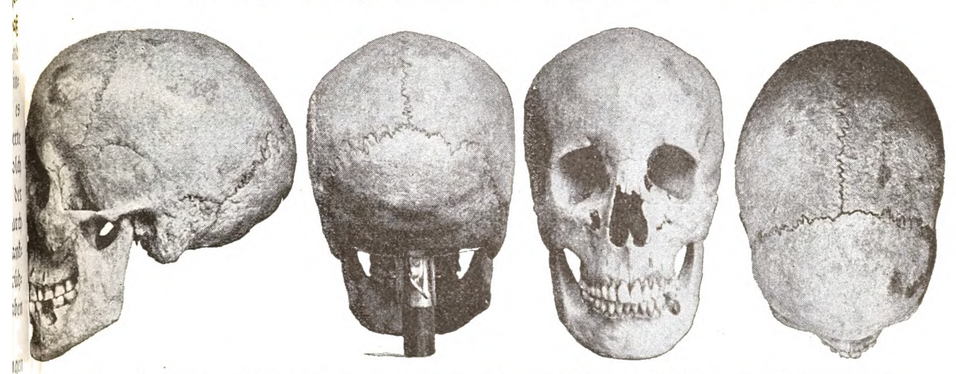


Abb. 342. Weiblicher (?) Schädel aus einem bajuwarischen Gräberfeld im Salzburgischen. (Nach Much, Deutsche Stammeskunde.)

wanderten die anderen Stämme. Es kam zu gegenseitigen Kriegen: in ganz Europa liegen germanische Krieger bestattet. Das Christentum fand Einlaß und brachte den Wandel von der nordischen Leichenverbrennung zur Bestattung mit sich: die Bestattung hatte das Christentum aus dem Judentum mitübernommen. So finden sich denn fortan die germanischen „Reihengräber" (vgl. S. 25 und 277), die es dartun, wie die germanische Völkerwanderung ein fast reinrassig nordisches Geschlecht über ganz Deutschland verbreitete. Mittel- und Westeuropa mag in der Merowingerzeit etwa so nordisch gewesen sein wie heute Schweden. Die reinsten nordischen Gebeine liegen oft in langen Reihen nebeneinander: „der Reihengräbertypus", so wurde oft die nordische Rasse von der Forschung bezeichnet.

Die Staaten der Germanen lösten sich ab, oft waren es Gründungen des Heldentums einer an Zahl geringen Schar; die nächste stärkere Welle mußte sie stürzen. Mit dem Kampf der einzelnen germanischen Stämme gegeneinander, ja schon mit dem Kampf der germanischen Legionen des römischen Heeres gegen germanische Stämme, hatte aber auch schon die wirksamste Ausmerzung des nordischen Blutes begonnen, die sich durch die Geschichte Europas bis zum Weltkrieg verfolgen läßt. Schon in der

Völkerwanderung zerschlug immer wieder ein germanischer Stamm die Staatengründung des andern[1]). Die Rassenmischung konnte besonders im Süden nicht ausbleiben und mußte den Niedergang der Macht zur Folge haben. Auf das Reich der Ostgoten, das sich über Italien und das Alpengebiet bis zur mittleren Donau erstreckte, folgte ein Reich der Langobarden. Die Vorherrschaft des fränkischen Reiches kündete sich endlich an; das karolingische Kaisertum wurde zum Erben mehrerer germanischer Königreiche. Allmählich wuchsen sich festigende Staaten aus den vergänglichen Gründungen der germanischen Völkerwanderung hervor. Das mittelalterliche Deutsche Reich als ein selbständiges Gebilde erstand.

Die Normannenzeit, das Wikingszeitalter, begann. Dieser Zeitabschnitt der germanischen Ausdehnung zur See erklärt die Eigentümlichkeiten in der Besiedlung der vor der Rheinmündung liegenden Inseln (vgl. S. 191), die seewärts nordisch, landwärts mehr ostisch besiedelt sind. Das Wikingszeitalter und die Normannenzeit erklärten ferner den auffälligen nordischen Küstensaum der Bretagne (vgl. S. 214) und die auffällig nordischere Besiedlung des Gebiets der unteren Seine. Auch in England zeigt sich noch heute in einigen Gebieten der stärker nordrassische Küstensaum, der auf Wikingsiedlungen beruht, so z. B. in Nordschottland und auf den Hebriden, wo Maclean[2]) die Nordrasse am reinsten fand „in all den Gebieten, die von See aus zugänglich sind und wo gute Landungsplätze häufiger sind". Auch die stark nordische Beimischung innerhalb der Bevölkerungen der nördlichen und östlichen Ostsee scheint zu nicht geringem Teil auf die Normannenzeit zurückzugehen. Normannen gründeten ihr französisches Reich, die Normandie, um 1012, sie gründeten ein sizilisches Reich um 1061 und von dort aus süditalienische Staaten, sie rissen im Jahre 1066 die Herrschaft über England an sich. Norweger besiedelten Island (867), Grönland (982) und entdeckten schließlich Amerika (1000), das sie Winland hießen. Die Isländergeschichten (Sagas) spiegeln jene Heldenzeiten und Fahrten wieder und sind zugleich wie die „Germania" des Tacitus herrliche Zeugnisse germanischen Wesens. — Skandinavische Stämme, hauptsächlich die Waräger, wurden schließlich die Herren Rußlands.

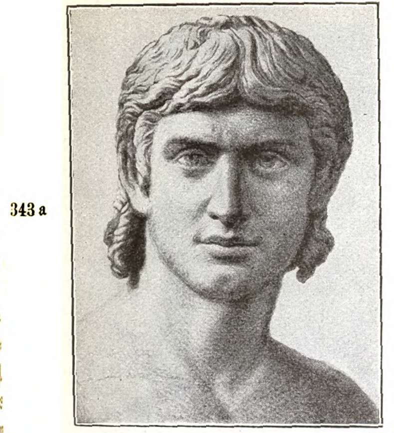
Die Eroberungszüge nordischer Menschen über ganz Europa brachten mit sich die letzte gründliche Aufprägung des nordischen Schönheitsbildes auf den größten Teil Europas. Seitdem sich über ganz West-, Mittel- und Südeuropa germanische Reiche erhoben hatten, gilt der nordische Mensch auch da, wo er heute wieder geschwunden ist, als das Maß des Schönen.

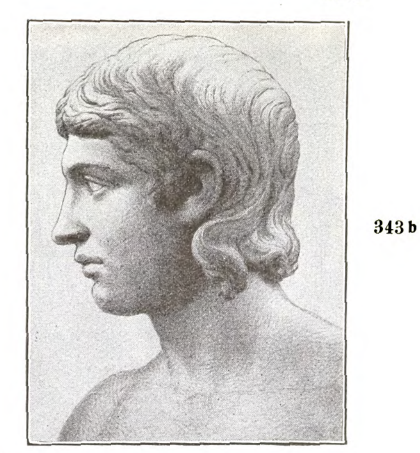
Die Schriftsteller des frühen Mittelalters bezeugen immer wieder die überragende Schönheit der germanischen Menschen; mit Staunen sahen vor allem die Menschen des südlichen Rassensumpfes die germanische

[1]) Geradezu sinnbildlich für die gegenseitige Ausmerze der Tüchtigsten unter den germanischen Stämmen wirkt das angelsächsische Gedicht „Byrhtnoths Tod" (The battle of Maldon), das vom Kampf einer dänischen gegen eine angelsächsische Schar berichtet; und geradezu entsetzlich zu lesen ist in dieser Hinsicht: „Das Ende der Jomsburger" (Neckel, Germanisches Heldentum. 1915), der Untergang einer Wikingsiedlung im Gebiet der Odermündung.

[2]) Anthropological Review IV. 1866.

343 a





343 b

343 a, b. Germane.

344 a



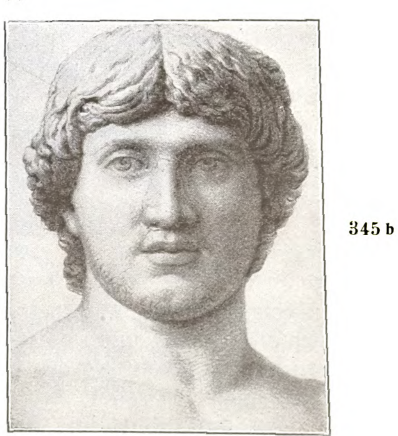


344 b

344 a, b. Germanin. (?)

345 a

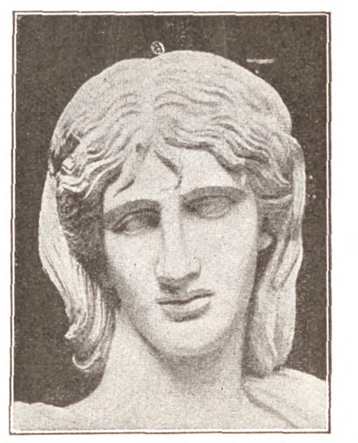




345 b

345 a, b. Germane.

346 a





346 b

346 a, b. „Thusnelda" in der Loggia dei lanzi in Florenz.



Abb. 347. Germane.

Leibeserscheinung. Öfters mögen sich die leicht beeindruckbaren südlichen Menschen willig unter die Herrschaft einer schon körperlich so ausgezeichneten Herrenschicht begeben haben. Die gewaltige Körperhöhe, die rosigweiße Haut, das Gold der Haare — die Dichter der römischen Spätzeit besingen diese Züge im Gegensatz zu den dunklen Farben unnordischer

Menschen. Ein spätrömischer Kaiser, Caracalla, trug eine blonde Perücke und germanische Tracht, um als Germane zu erscheinen. Von der Völkerwanderung bis ins 19. Jahrhundert galt unumstritten der nordische Mensch als Schönheitsbild. „Die brünette Hautfarbe galt im Mittelalter für unschön wie die schwarzen Haare“ [1]).

Im Süden mußte der nordische Mensch allmählich untergehen. Schon körperlich war er dem Himmelsstrich minder angepaßt als die dort heimischen Menschen. Die Rassenmischung aber kam hinzu. Wohl gab es da und dort Gesetze, die Mischehen vermeiden sollten: auf die Dauer entstand doch aus der unnordischen Unterschicht und der nordischen Ober-



Abb. 348. Germanin.



Abb. 349. Germane.

schicht, dem Adel und freien Bauernstand, ein mehr oder minder abgeschlossenes Volk, das sich untereinander verband. Die Rassenmischung war aber nirgends so stark, daß nicht auch heute noch der Adel des südlichen Europas die nordischen Züge da und dort bewahrt hätte. In ganz Europa aber ist der Adel ursprünglich nordisch gewesen, und Ebenbürtigkeit war soviel wie gleiche Reinheit des nordischen Blutes. Rassenkundlich kann man — in Anwendung auf die indogermanischen Völker — sagen: es gibt überhaupt nur eine Ebenbürtigkeit; das ist die des reingebliebenen nordischen Blutes. Der mischrassige Adlige z. B. ist rassisch einer gesunden reinrassig nordischen Bauerntochter nicht ebenbürtig. Wenn Adel wieder einen rassischen Sinn erhalten soll, so ist ihm die Erzielung nordischer Rassenreinheit als erste Aufgabe zugewiesen [2]).

---

[1]) Hertz, Spielmannsbuch, 1912, worin S. 377 für die Geltung des nordischen Schönheitsbildes besonders für das französische Mittelalter Beispiele gegeben werden.

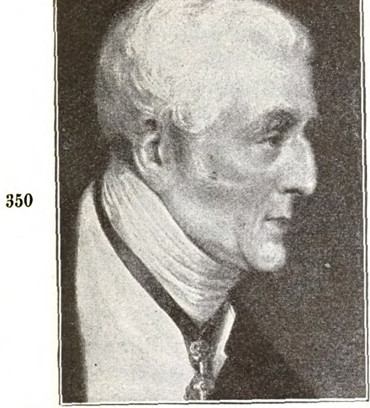
[2]) Es könnte sehr zur Weckung einer Aufmerksamkeit auf Blutfragen beitragen, wenn der zur Erstrebung nordischer Rassenreinheit taugliche Teil des Adels seinen Ebenbürtigkeitsanschauungen dadurch eigentlich zum erstenmal eine sichere Grundlage schüfe, daß er die Ebenbürtigkeit im rassischen Sinn verstünde und dementsprechend z. B. seine Anschauungen und Erbgebräuche so ab-

Daß die nordische Adelsschicht in den südlichen Germanenreichen dahinschwinden mußte, lag vor allem auch darin begründet, daß sie allein die Kriege führte, daß sie allein auch jene Ehre in sich ausgebildet hatte, die zu Krieg und Zweikampf aufrief. Zu Tausenden lagen nach den Schlachten des Mittelalters die ritterbürtigen Herren und ihre Söhne auf dem Feld, das ihre Gesinnung „das Feld der Ehre" nannte. Die mittelalterlichen Kriege führten zur raschen Tilgung der nordischen Oberschichten. Bald waren sie in manchen Ländern nicht mehr stark genug, ihre germanische Sprache durchzusetzen. Früh schon muß in Burgund die burgundische Sprache geschwunden sein, ein sicheres Zeichen, daß die rassische Sonderung geschwunden und die nordische Oberschicht zu dünn geworden war. Heute erinnert im ehemals burgundischen Gebiet nur noch ein häufiger vorkommender höherer Wuchs an die nordische Besiedlung — wenn dieses Merkmal nicht einem dinarischen Einschlag zuzuschreiben ist. Man wundert sich nicht, daß der französische Maler Puvis de Chavannes in seinen Gemälden fast nur nordrassische Menschen darstellt und nordrassische Körpermerkmale oft so vollendet ausdrückt, wenn man erfährt, daß er aus dem burgundischen Adel stammt und selbst vorwiegender Nordrasse zugehört. — Die ostgotische Sprache scheint in Italien noch im 9. Jahrhundert, vielleicht sogar noch später, gesprochen worden zu sein. In der Krim hat sich eine ostgotische Mundart, das sogen. Krimgotisch, sogar noch bis ins 17. Jahrhundert erhalten. Auch das nordische Blut scheint heute noch in der Krim gelegentlich zu erscheinen. Das Langobardische scheint in Italien noch um das Jahr 1000 gesprochen worden zu sein. Das nordische Blut aber der langobardischen (lombardischen) Männer hat den deutschen Kaisern des Mittelalters durch den wilden nordischen Freiheitstrotz viele Kämpfe gekostet, die auf beiden Seiten zum Fall vieler nordischer Männer führen mußten. Das nordische Blut erscheint aber auch auf der Rassenkarte Oberitaliens noch heute angedeutet (vgl. S. 219).

Man könnte die Rassenkarte eines jeden europäischen Volks aus dem Einbruch und Schwinden nordrassischer Stämme erklären. Erwähnenswert ist die Rassenschichtung **Englands**, weil vom englischen Volkstum die landläufige und verkehrte Meinung besteht, es verdanke seine Tüchtigkeit einer vielfältigen Rassenmischung. Davon bietet aber gerade die Rassengeschichte Englands sehr wenig, und alle Anzeichen haben ja darauf hingewiesen, daß Rassenmischung und Schwinden der Führerschicht den Niedergang eines Volkes bedinge. Die Westrasse und vereinzelte ostrassische Siedler waren in England nach Süden und Westen verdrängt

---

wandelte, daß er seine Söhne im Hausgesetz auf entsprechend nordische oder nordischere Gattenwahl hinwiese, wobei die im **Standessinne** „ebenbürtige" oder nicht-„ebenbürtige" Herkunft eines Mädchens begreiflicherweise keine Rolle spielte, da allein die rassische und erbliche Herkunft (ob nordisch, ob gesund und klug) zu betrachten wäre. Solch eine auf das Bluterbe begründete Wandlung der Ebenbürtigkeitanschauungen müßte zur Heranzüchtung vorbildlicher Geschlechter führen und würde auch ihre Wirkung auf nicht-adlige Kreise nicht verfehlen. — In den Bestrebungen der **Deutschen Adels-Genossenschaft** zeigt sich auch schon der Beginn einer Aufmerksamkeit auf Rassefragen.



350

350. Herzog von Wellington, Heerführer und Staatsmann. Nordisch. (Aus dem ‚Corpus Imaginum' der Photogr. Ges., Charlottenbg.)



351

351. William Pitt d. Jüngere, Staatsmann. Vorwiegend nordisch.



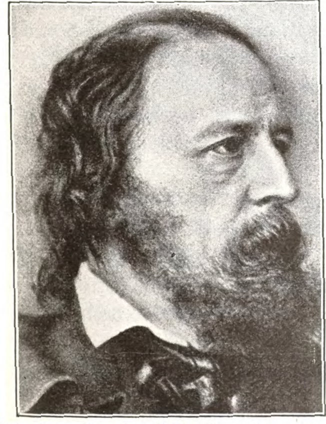
352

352. Walter Scott. Vorwiegend nordisch.



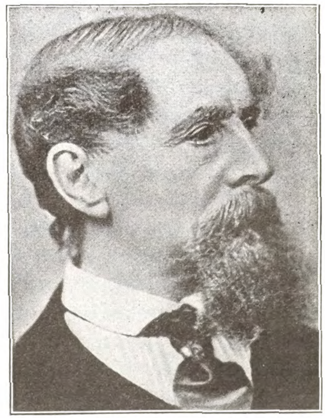
353

353. Lord Byron. Vorwiegend nordisch.



354

354. Tennyson. Nordisch. (Aus dem ‚Corpus Imaginum' der Photogr. Ges., Charlottenbg.)



355

355. Ch. Dickens. Vorwiegend nordisch. (Haargespinst unnordisch.)

England.

worden von den einbrechenden Kelten. Das Keltentum brachte den ersten stärkeren Einbruch der Nordrasse über alle britischen Inseln. Es mag vom Festland her schon eine gewisse Anzahl ostischer Knechte mitgebracht haben, deren Gebeine dann in gewissen Schichten der Bronzezeit und Hallstattzeit sich eher und häufiger finden müssen als nordische Gebeine: die nordischen Schichten innerhalb der damaligen europäischen Volkstümer waren ja schon zur Verbrennung übergegangen. Zahlreich kann aber die ostische Unterschicht des nach England eindringenden Keltentums nicht gewesen sein. Beim Schwinden der nordrassischen Oberschicht des Keltentums mußten daher in der Bevölkerung, die jetzt keltische Mundarten sprach, die urheimischen westrassischen Züge wieder auftauchen. Diese Verhältnisse sind bei Betrachtung des irischen Volkstums (vgl. S. 310 ff.) erwähnt worden. Ein weiterer nordrassischer Einbruch in England erfolgte durch die Angelsachsen. Er brachte eine gründliche Vernordung Englands mit sich. Die angelsächsischen Staaten aber — waren sie Bildungen eines seelisch verhältnismäßig weicher veranlagten Volkes? Die angelsächsische Dichtung möchte es so erscheinen lassen — die angelsächsischen Staaten wurden zertrümmert von den harten Normannen. Die Normannen, welche wie die Angelsachsen nordischen Blutes waren und der Rassenkarte Frankreichs die hellen Gebiete der Normandie und den Küstensaum der Bretagne sichtbar hinterlassen haben, wurden die Herren Englands. Ihre Eroberung war der dritte geschichtlich bezeugte Einbruch nordischen Blutes. Welche Völker, welche einzelnen Wikingscharen, den englischen Boden immer betreten mochten: Kelten, Angeln, Sachsen, Jüten, Dänen, norwegische und isländische Wikinge, Normannen — immer waren es vorwiegend nordrassische Völker. V ö l k e r mischungen bezeichnen die englische Geschichte; zur R a s s e n mischung kam es jeweils nur im Süden und Westen, wohin jede neue Eroberung der Nordvölker die westischen und ostischen Menschen verdrängt hatte. Die englische Geschichte ist an Völkerbewegungen reich, Rassenbewegungen weist sie wenig auf.


Abb. 356. England. Falkener (Baumeister). Nordisch. Zeichn.: Vogel v. Vogelstein.

Ist England heute verhältnismäßig nordischer als Deutschland? — Manche Beobachter bestreiten es. Überrascht hat mich, daß Beddoe in seinen Betrachtungen über deutsche Rasseverhältnisse auch noch in sehr unnordischen Gebieten Deutschlands und der Schweiz bei der Bevölkerung ziemlich viel „germanisches" Aussehen findet und diese Gebiete dann öfters mit englischen Gebieten vergleicht. Daraus läßt sich schließen, daß in manchen Gebieten Englands die Entnordung auch schon ziemlich weit vorgeschritten ist. Beddoe weist in seinem Aufsatz „Farbe und Rasse"[1])

[1]) Colour and Race, Journal of the Anthropological Institute, XXXV, 1905.

mit Besorgnis darauf hin, daß die reine nordische Rasse auch in England schwinde und zwar vor einem lebhaften (mobile) dunklen Schlag [1]). Die Westrasse scheint also zuzunehmen. Damit kündet sich ein Wandel an, der für die englische Macht unberechenbar ist. Aber auch ostische Züge scheinen sich in England wieder durchzusetzen. Man darf die ostische Beimischung in England nicht als zu gering ansehen. Ein Dichter des 17. Jahrhunderts, William Davenant z. B., zeigt fast schon mongolische Züge. Starke ostische Beimischung, dazu leicht vorstehende Kiefer, zeigen die Gesichter der Schriftsteller Goldsmith und Thackeray. Verhältnismäßig stark ostisch wirken z. B. auch die Schriftsteller Conan Doyle und Thomas Hardy, ebenso einige zeitgenössische englische Staatsmänner. Beddoe fragt sich, ob das künftige englische Volk imstande sein werde, das zu erhalten, wofür die echten Angelsachsen gestorben seien. Nach manchen Beobachtungen sollen die Blonden und Hochgewachsenen in den englischen Großstädten schon sehr selten sein. Peters schrieb 1912 im „Tag": „Der gesunde englische Volksschlag der Dickensschen Periode ist zugrunde gegangen. Die alte angelsächsische blonde Bevölkerung des merry old England, welche den Grund und Boden bearbeitete und die Grundlage bildete für die Armee Wellingtons und die Schiffe Nelsons, besteht nicht mehr. Dafür drängt sich in den Industriestädten von Jahr zu Jahr mehr ein kleiner, dunkler Menschenschlag, unter dem sich die alte Aristokratie und die Gentry wie vereinzelte blonde Recken abheben. In den Restaurationen Londons aber schimmert es schwarz von einem Ende bis zum andern. Das ist die „neue Aristokratie" aus der City, die großen Männer (aber nur im Gehirn groß), welche die Kurse herauf- und herunterschieben, um die Märkte der Kolonien und der Fremde in Abhängigkeit zu halten. Die füllen die eleganten Restaurants von heute an. Blonde Londoner gibt es kaum noch, jedenfalls sieht man sie nur vereinzelt." Diese sogenannte neue Aristokratie Englands besteht in der Hauptsache aus Juden, die vielfach aus Deutschland („German Jews") stammen. Die englischen Kolonien scheinen zum Teil zum Fortkommen der nordischen Rasse nicht sonderlich geeignet zu sein. Durch einen gewissen Ausleseforgang, der das nordische Blut ausmerzt, soll Australien allmählich zu einem von Kurzköpfen besiedelten Land werden. Jedenfalls scheint die nordische Schicht des englischen Volkes am Schwinden zu sein. Ihr Untergang müßte zum Niedergang und schließlich Untergang des Britischen Reiches führen. Durch die Vernichtung des freien Bauernstandes hat England sich am schwersten geschädigt. „Wie die englische Anthropologische Gesellschaft vor dem Weltkriege feststellte, ist die Zahl der Blonden, die vor etwa 100 Jahren in den englischen Städten sich zu der der Braunen noch wie 2:5 verhielt, in Glasgow zurückgegangen auf 1:4; in Manchester auf 1:5, in London gar auf 1:7" [2]). England scheint heute verhältnismäßig etwas weniger nordisches Blut zu haben als Deutschland (?), jedoch im Gesamterbe kaum

[1]) Hat zur Bildung des englischen Wortes „Mob" (= Großstadtpöbel) aus lateinischem mobile vulgus unbewußte rassische Einsicht beigetragen?

[2]) Holle, Allgemeine Biologie als Grundlage für Weltanschauung, Lebensführung und Politik. 1919.

weniger als 60%; doch scheint in England die Zahl reinrassig nordischer Menschen verhältnismäßig noch größer zu sein.

Überblickt man all die Untergänge der großen Reiche und der schöpferischen Gesittungen von Indien bis übers Abendland hin: immer erscheint dies klar ersichtlich, daß jeder „Untergang" eines Volkes indogermanischer Sprache bedingt ist durch das Versiegen des Blutes der schöpferischen Rasse, der Nordrasse. — Ein Buch macht gegenwärtig die Runde in Deutschland und Europa: „Der Untergang des Abendlandes" von Oswald Spengler. Alle Zeichen eines jeden Niedergangs der großen Gesittungen hat Spengler in seinem Buch betrachtet, die Ursache selbst, das Versiegen des nordischen Blutes innerhalb der betrachteten Volkstümer, hat Spengler nicht gesehen. Es lohnt sich heute, die Spenglerschen Behauptungen rassenkundlich zu prüfen. Ich führe hierher gehörige Sätze aus einer Besprechung an, die ich seinerzeit für die „Beiträge zur Philosophie des deutschen Idealismus"[1]) geschrieben habe. Die Bedeutung, die man dem Spenglerschen Buch zumißt, rechtfertigt wohl ein Verweilen bei ihm und mag auch die Selbstanführung rechtfertigen:

„Für Spengler ist die sogenannte Anthropologische Geschichtsbetrachtung noch nicht fruchtbar geworden — was indessen heute noch kaum ein Vorwurf ist. So kommt es zu falschen Deutungen. Dafür ein Beispiel:

„Spengler sieht es gleichsam als ein Sich-selbst-ergreifen der griechischen, geschichtslos, dauerlos lebenden Seele an, „als ein Symbol ersten Ranges und ohne Beispiel in der Kunstgeschichte", daß die Hellenen der Vorzeit „plötzlich" vom Steinbau zum Holzbau „zurückkehren". Und weiter stellt er fest: „In der homerischen Zeit so gut wie in der vedischen erfolgt der plötzliche, materiell nicht zu motivierende Schritt vom Begräbnis zur Verbrennung." So muß Spengler bei all dem übersehen, daß es nicht die gleiche „Seele" ist, die sich so äußert. Er muß dies übersehen: die nordrassischen (arischen), erobernd eindringenden Inder der vedischen Zeit wie die nordrassischen, erobernd eindringenden Griechen der „homerischen" Zeit bringen ihre nordischen Sitten „plötzlich" mit sich in die Länder, in denen sie dann ihr „Seelentum" weiter entfalten: sie bringen die Verbrennung mit, die allen nordrassischen Völkern gemeinsam ist[2]), sie bringen den Holzbau mit (S. 273), der bei den nordrassischen Skandinaviern heute noch herrscht. So übersieht Spengler immer wieder die rassischen Bedingungen des Geschichtsbildes. Beispiele könnten gemehrt werden. Hier fehlt der Raum. Hätte sich Spengler eine rassenkundliche Geschichtsauffassung dienen lassen, so hätte ihm auch nicht entgehen können, daß man von einem Altern des griechischen Volkes, streng beobachtend, gar nicht reden darf, ebensowenig von einem Altern des römischen Volkes und ebensowenig von einem in oder nach einer Spätzeit heraufkommenden „neuen Lebensgefühl". Das „entartende" Volk ist ja schon lange nicht mehr das nordrassische griechische Volk, dessen Ebenbilder seine Künstler in Marmor bildeten. Das entartende Rom ist schon lange nicht mehr

[1]) Bd. 2, Heft 1. 1921.
[2]) Vgl. Ilias, Beowulf.

das nordrassische Rom, das ein Weltreich gegründet hatte. Das „neue Lebensgefühl" aber war jedesmal das Lebensgefühl der Mischbevölkerungen, die in der „Spätzeit" nach wie vor ihr Massenleben unschöpferisch fortlebten, und jeder „Untergang" der Geschichte von Indien bis übers Abendland hin war immer das Versiegen des Blutes der schöpferischen Rasse in einem Staats- und Geistesleben."

Fischer faßt solche Erscheinungen des „Untergangs" und „Alterns" einmal so zusammen: „Ein Altern eines Volkes gibt es wohl, niemals aber das Altern einer Rasse. Die menschlichen Rassen altern an sich ebensowenig und sterben ebensowenig wie tierische und pflanzliche Rassen. Sie können nur ausgetilgt werden, also eines unnatürlichen Todes sterben. Was der Historiker als Degeneration, Siechtum und Altern eines Volkes, ja was er als Untergang eines Volkes sieht, sind die Folgen verkehrter Auslese der Rassenbestandteile des betreffenden Volkes. Wenn die erbmäßigen Träger der betreffenden Begabung, wenn die rassenmäßigen Führer durch irgendwelche Auslesevorgänge ausgetilgt oder ausgeschaltet sind, ist eben das Volk nicht mehr dasselbe, was es vorher war. Wenn ein Volk durch kriegerische oder auch durch friedliche, allmählich durch Einwanderung erfolgende Rassenmischung in seiner rassenmäßigen Zusammensetzung ein anderes geworden ist, wird auch seine geistige Leistung eine andere werden müssen. Diese andere Art, vor allen Stücken ein wirtschaftliches und politisches Sinken, wird, wie gesagt, der Geschichtsforscher häufig als Alterserscheinung auffassen, es ist in Wirklichkeit eine rassenmäßige Veränderung" [1]).

Wenn man also vom „Altern" eines Volkstums indogermanischer Sprache sprechen will, so kann darunter nur verstanden werden: das Schwinden des Blutes der schöpferischen Oberschicht. Vor Spengler hatte schon Breysig [2]) auf die Gleichläufigkeit der griechischen, römischen und deutschen Geschichte hingewiesen und dargetan, daß ein Grieche der Zeit 500 v. Chr. etwa auf gleicher „Stufe" stehe wie ein Römer der Zeit 330 n. Chr. und ein Deutscher der Zeit 1500 n. Chr. Aber Breysig hat ebensowenig wie Spengler erkannt, daß diese Art der „Gleichzeitigkeit" in der Geschichte indogermanischer Völker durch die g l e i c h e S t u f e d e r E n t n o r d u n g bedingt ist [3]).

---

1) Baur-Fischer-Lenz, Grundriß I, 1923.

2) „Der Stufenbau und die Gesetze der Weltgeschichte." 1905. — Als Erster vertrat jedoch den Gedanken des „Stufenbaus" im Völkerleben der italienische Philosoph Vico (1688—1744), den Gedanken des „Untergangs" des Abendlandes als Erster Graf Gobineau.

3) Breysig betrachtet aber auch das „Altern" von Völkern weit außerhalb des Bezirks der (von nordischen Stämmen überbrachten) indogermanischen Sprachen, von Völkern also, bei denen nicht eine Entnordung als Ursache des Niedergangs angesehen werden darf. Eingehendere Forschung wird jedoch auch in solchen Fällen — falls eben nicht gewaltsame Zerstörung von außen vorliegt — jeweils das Schwinden einer schöpferischen Oberschicht vermuten dürfen und feststellen können — das Schwinden einer dem Volksdurchschnitt rassisch gleichgearteten Schicht Höherbegabter oder das Schwinden einer vom Volksdurchschnitt rassisch verschiedenen Oberschicht. Ich neige zu der Annahme, daß der größte Teil aller zu beobachtenden Gesittungsaufschwünge aus Übereinanderschichtung zweier Rassen entstanden ist, aus der Kraftentfaltung, die anscheinend jeweils beim Zu-

Man könnte beim Verfolgen des Gedankens der Vernordung und Entnordung der Bevölkerungen indogermanischer Sprache geradezu eine Formenlehre nordrassischer Ausbreitung und Stammesgeschichte entwerfen, welche die gemeinsamen Züge im Entstehen und Niedergang aller nordrassisch bedingten Völker aufzeigt. Da ist es bemerkenswert, wie sich einzelne Züge im Bild der Gesittungen schon ändern, sobald der engste Bezirk, die engste Urheimat der Nordrasse in Deutschland, der nordwesteuropäische Bezirk also der sogen. Megalithkeramik (vgl. S. 315), verlassen wird. Das nordwestdeutsche Gebiet der Megalithkeramik, ein Gebiet frühester nordischer Gesittung in Europa, ist immer gekennzeichnet gewesen durch eine besondere Langsamkeit der Entfaltung, durch ein besonderes Beharren und Festhalten des Altüberlieferten. Neue Gesittungsformen regen sich öfters erst dann, wenn nordische Scharen den ältesten Heimatbezirk verlassen. So entstand die für die Ausbreitung der Nordrasse so bezeichnende Leichenverbrennung im thüringischen Kreis nordischer Gesittungsformen, im Kreis der Schnurkeramik (vgl. S. 316). „Der Megalithkreis hat die Verbrennung gewiß nicht erfunden, in seinem Bereiche ist nicht ein einziges Beispiel nachzuweisen. Seine Bewohner waren offenbar schon ebenso konservative Leute wie die heutigen niedersächsischen Bauern. Nur wo die Megalithkultur sich über ihre alten Grenzen hinausbegibt und in der Fremde unter dem Einfluß hauptsächlich der Schnurkeramik, einmal auch des Gemischs von Schnur- und Bandkeramik (Rössen) gerät, nimmt sie die Verbrennung an“ [1]). Die Sitte der Leichenverbrennung verbreitete sich dann vom thüringischen Kreis der Nordrasse aus im ganzen Gebiet nordrassischer Völker, und wohl tausend Jahre schon vor der homerischen Zeit, am Ende der Steinzeit, mögen die süd- und ostwärts dringenden Nordscharen die Sitte der Leichenverbrennung überallhin mit sich gebracht haben, wie sie auch überallhin den Bernstein des Ostseegebiets zur Herstellung von allerhand Schmuck verbreitet haben. Die Gesellschaftsform, die politische Form — wenn man für diese Frühzeit derlei Ausdrücke gebrauchen darf — änderte sich wohl zumeist beim Verlassen der Urheimat. Da, wo Nordrasse reinerhalten in geschlossenem Gebiet siedelt, muß sich eine Art Volksherrschaft ergeben, ausgeübt von den angesehensten Männern der einzelnen Stämme. Den Gebieten reiner Rasse konnte wohl eine Art republikanischer Ordnung eignen, weil hier einmal in Wirk-

---

sammenwirken Führender und Geführter entsteht. [Ich glaube, eine solche Vermutung schon ausgesprochen gefunden zu haben in der „Anthropologie“ (1822) von Steffens.] Damit ergäbe sich bei jedem „Untergang“ eines Volkes und einer Gesittung die Frage, ob nicht eine übergeschichtete Rasse und welche Rasse in dem betreffenden Volk dahingeschwunden ist. Es ist z. B. überaus wahrscheinlich, daß der Bedeutung der nordischen Rasse im Leben der indogermanischen Völker die Bedeutung entspricht, welche die hamitische (äthiopische) Rasse im Leben vieler Afrikastämme, besonders der Stämme hamitischer Sprache, gehabt hat und hat. Wenn hingegen ein Volk und eine Gesittung durch eine lange Zeitdauer eine gewisse Stetigkeit der kennzeichnenden Züge zeigen, wie es in China erscheint, so wird man auch eine verhältnismäßig ungestörte Bevölkerungsschichtung mit etwa gleichbleibendem Erhaltungszustand der einzelnen Schichten annehmen dürfen.

[1]) Schuchhardt, Die Anfänge der Leichenverbrennung, Sitzungsberichte der preuß. Akademie der Wissenschaften, XXVI, 1920.

lichkeit lauter Freie und Gleiche siedelten und eine Schichtung nur möglich ward durch die besondere Begabung und Tatkraft einzelner Sippen und nur solange deren Tatkraft dauerte und sich forterbte. Die Volksherrschaft, eine Art Republik, konnte sich einstellen wie unter den nordischen Isländern, so unter den nordischen Dithmarschen und so auch in frühester Vorzeit überall in den Gebieten reiner nordischer Rasse. Sobald aber der Heimatboden verlassen war, mußten sich aristokratische Formen, mußte sich eine Adels- oder Königsherrschaft ergeben. Man zog durch fremdes Land, man unterwarf sich fremdrassiges Volk, man beherrschte es als Adels- und Bauernschicht, als die Herren. Burgen mußten zur Beherrschung errichtet werden. Es ist sehr bezeichnend, daß das nordwestdeutsche Urheimatgebiet nordischer Rasse keine Burgen kennt. Es ist sehr bezeichnend, daß Burgen den Weg aller Nordvölker bezeichnen, Burgen, in denen die rechteckigen Häuser und Säle stehen [1]).

Von Gebiet zu Gebiet als Herrenvolk von Nordwesteuropa aus sich vorschiebend, nicht einsickernd, sondern einbrechend und erobernd, vollzogen sich die südlich und östlich gerichteten Wanderungen. — Für die Landnahme all dieser Nordvölker (deren letztes die Germanen waren) ist bezeichnend die Herausforderung des Führers eines sich etwa entgegenstellenden fremden Heeres zum Zweikampf. Immer tritt der nordische Anführer vor seine Schar hin und ruft den fremden Anführer zum Zweikampf. „Zwischen zwei Heeren" (untar heriun twêm), wie es im Hildebrandslied heißt, kommt es zum Zweikampf der Fürsten. Der „Riese" Goliath, der nordisch hochgewachsene Herzog seines Volks, ist eines der Beispiele solcher Herausforderung. „Die Philister sind offenbar ein von Kreta hierhergekommenes Volk mit mykenischer Kultur gewesen. Sie sind die Pulesata der ägyptischen Inschriften, die aus dem Kefti-Lande stammen, dem Kaphtor der Bibel [2]). Ihre Keramik von Geser ist eine entartete mykenische, ebenso die Rüstung Goliaths, Beinschienen und Helm, sowie seine Neigung zum Einzelkampfe, die den Juden ebenso schreckenerregend ungewohnt ist, wie sie den homerischen Helden entspricht" [3]).

[1]) Die (S. 355 wiedergegebene) Meitzensche Karte der Besiedlungs- und Dorfformen Deutschlands (Meitzen, Siedelung und Agrarwesen der Westgermanen und Ostgermanen, der Kelten, Römer, Finnen und Slaven. 1895) zeigt für die letzte nordische Völkerwelle, die Germanen, wie sich die Anbauform der Siedlungen ändert, sobald das Gebiet reinster nordischer Rasse, das geschlossene Siedlungsgebiet der germanischen Stämme (vgl. Karte X u. XI, S. 314, 315), verlassen wird. Die Karte zeigt, wie in den Gebieten, wo die germanischen Stämme nur als mehr oder minder starke Oberschicht saßen, sogleich andere Formen der Siedlung auftreten und Peßlers Karte der Hausformen (S. 379) läßt vermuten, daß die nordwestdeutsche sog. altsächsische Hausform die Urform des germanischen Hauses der deutschen Stämme ist. Auch die Hausform ändert sich beim Verlassen des nordwestdeutschen Bezirks stärksten Vorwiegens der nordischen Rasse.

[2]) Jeremias 47, 4.

[3]) Schuchhardt, Alteuropa. 1919. Die Philister sind allem Anschein nach ein Volk gewesen, dem mykenischen entsprechend, also ein Volk mit westischer Unterschicht und nordischer Oberschicht, mit nordischen „Riesen" als Führern. Um das Jahr 1000 v. Chr. müssen sie beim Erobern ihres späteren Gebiets auf die Israeliten gestoßen sein. Bezeichnend ist es, wie die echt nordische Herausforderung zum Zweikampf der Führer den Juden völlig fremd ist: da Goliath,

In Indien unter den nordrassischen Indern die gleiche Lust am Zweikampf der feindlichen Führer: die indischen Sagen bezeugen es. „Die Führer der beiden Streitkräfte treten bisweilen vor die Scharen zum Zweikampf vor, ‚daß alle Welt es sehe'"[1]). Die gleiche Sitte des Einzelkampfs im alten Griechenland und dazu der bezeichnende Wortwechsel der Helden, die gegenseitigen Fragen nach Sippe und Stamm — überall, in der indischen, griechischen, persischen und germanischen Heldendichtung die gleichen Äußerungen adliger Gesinnung. Der Zweikampf der Führer erscheint wieder bei den Kelten: die römische Geschichte verzeichnet die Zweikämpfe des T. Manlius Torquatus und des M. Valerius Corvus mit keltischen Anführern z. Zt. der oberitalienischen Kämpfe (367—349 v. Chr.). Die persische Sage erzählt vom heldischen Zweikampf des Vaters und des Sohns (Rostem und Sohrab), wie es das deutsche Hildebrandslied tut (Hiltibrant und Hadubrant). Immer kennzeichnet dieser Führerzweikampf das Vordringen nordischer Stämme, und die Heldensagen der Perser und Inder wie der Griechen, der Römer und Kelten wie der Germanen, bewahren die entscheidenden Ereignisse. Die isländische Saga erzählt immer wieder vom „Holmgang" zweier Kämpfer und das Nibelungenlied stellt den Fall der Burgunden durch eine Reihe von Führerzweikämpfen dar.

In dauernden Kämpfen mag das Schicksal der einzelnen Stämme sie dahin geführt haben, wo ihre eigentliche Siedelung begann. Waren die einzelnen Nordvölker erst seßhaft geworden, hatten die Nachschübe nordischer Scharen einmal aufgehört, so begann der Vorgang, der zur Ausbildung gesonderter Volkstümer führen mußte. Die Oberschicht fühlte sich schließlich nicht mehr als fremd, sondern eben als der Adel und Bauernstand eines bestimmten Volkes. Die Verschmelzung der beiden Schichten zu einem sich eins fühlenden Volk liegt den geschichtlichen Aufzeichnungen meistens schon weit voraus. In die Geschichte treten meistens schon klarbegrenzte geschichtete Volkstümer ein: der nordische Grieche sieht den nordischen Makedonier als seinen Feind, der nordische Römer sieht den nordischen Kelten als seinen Feind und tritt ihm entgegen als der Schützer auch der westischen und ostischen Unterschicht. Die Verschmelzung der Rassen ist damit vorbereitet. Langsam geht sie vor sich, solange die Adels- oder Königsherrschaft besteht, solange die klaren Standesgrenzen bestehen, Standesgrenzen, entstanden aus Rassengrenzen. Diese Zeiten klarer Schichtung sind zugleich die Heldenzeitalter der einzelnen nordrassisch-bedingten Völker. Ein Wettbewerb der Kühnheit, der Fahrten und Kämpfe, reißt das ganze Volk zu den Taten fort, von denen die altindische und altpersische Dichtung berichten, von denen die griechische Ilias, der angelsächsische Beowulf, die Edda, die isländische Saga wie das deutsche Nibelungenlied künden. Die adligen Menschen solcher Zeiten fragen sich immer, ob all ihr Tun vor den „Vätern" bestehen könne; sie haben ein

---

seiner Art entsprechend und gleiche Sitte vermutend, zum Kampfe vortritt, trifft ihn tödlich aus der Entfernung der geschleuderte Stein.

[1]) E. Washburn Hopkins, The Social and Military Position of the Ruling Cast in Ancient India.

festes Gesetz der Ehre, sie halten viel auf Sippenzucht, sie wählen sich das Weib fast nur aus den andern freien Geschlechtern, geben ihre Töchter fast nur den bewährten Männern. Die Sippen, die an Tüchtigkeit und Tatkraft berühmt sind, verbinden Töchter und Söhne miteinander. Schwächliche Kinder werden ausgesetzt oder getötet[1]). Das oberste Gesetz ist Heldentum, der Einzelne denkt weniger an sich als an Sippen- und Stammesehre. Streng fordert er von sich, daß er alle überlieferten Gesetze der Rache, des Zweikampf, des Erbrechts und des Glaubens halte. Es gilt: Treue gegen sich selbst, Treue gegen die Artgenossen, Ausbreitung und Verteidigung des entstandenen Volkstums; geschätzt ist Freigebigkeit, Großmut, Edelsinn, Wahrheitsliebe, Selbstvertrauen. Die „angeborne Farbe der Entschließung“[2]), diese echt nordische Farbe, gehört zu Wesen und Anblick der nordischen Menschen dieser Frühzeiten. So erstehen die Gesittungen der Frühzeit nordisch-bedingter Völker, die uns durch die unbewußt sichere Erfassung der Gesetze reinen Blutes, gesunder Nachkommenschaft und kriegerischer Ehre immer wieder erstaunen.

Doch schon die Volkwerdung der nordischen Oberschicht mit der unnordischen Unterschicht hat die Möglichkeit der Rassenmischung geschaffen. Jede Verfassungsänderung kann die Schichtung stören und dient uns heute als ein Anzeichen einer Störung des Rassentums. Die untergeschichteten Volksteile drängen mit dem Schwinden der Oberschicht auf Machtverschiebung. Darum schreitet die Rassenmischung vor, sobald „das Volk“ (der Demos, die Plebejer, die unteren Kasten) die Schichtung erschüttert hat. Dies geschieht oft unter der Anführung nordischer Männer, die aus dem oder jenem Grund Adelshasser geworden sind. Die Unterschicht erhält Rechte; viele ihrer Glieder sind reich geworden und ihr Geld erwirbt ihnen Einfluß im Staat. So kommt es allmählich zu einer „Volksherrschaft“. Volksherrschaft bedeutet jetzt aber etwas ganz anderes als in den Gebieten reiner Nordrasse, wo tatsächlich Freie und Gleiche auf ihrem Grund und Boden saßen[3]). Jetzt ist Volksherrschaft gleichbedeutend mit dem M a s s e n t u m, das keine bedeutenden Männer mehr erträgt, wie es einmal der aus dem Adel stammende Philosoph Herakleitos von Ephesos ingrimmig schildert, der nach seiner Anschauung den Ephesern

[1]) Platon, zwar schon in einer minder verantwortungsbewußten Spätzeit lebend, fordert in seinem „Staat“ (5. Buch) doch die Aussetzung untüchtiger und mißgebildeter Kinder, „wie es sich gehört“; und so auch noch der in einer Spätzeit lebende Seneca: „Es ist nicht Fanatismus, sondern Vernunft, das Tüchtige vom Untüchtigen zu sondern“ (angeführt nach Baur-Fischer-Lenz). Man wird weder Platon noch Seneca rohen Empfindens zeihen dürfen, beide sind eher von milder Gemütsart. — Bei den alten Germanen erkannte ein Vater sein Kind erst dadurch als aufzuchttauglich an, daß er das in feierlicher Handlung vor ihm auf die Erde gelegte Neugeborene aufhob; andernfalls wurde es ausgesetzt. — An Stelle der für unser Empfinden nicht mehr möglichen Beseitigung Untüchtiger ist in der Gesetzgebung der Vereinigten Staaten von Nordamerika die Unfruchtbarmachung getreten, welche von vielen hierfür in Betracht kommenden Menschen sogar selbst beantragt wird.

[2]) Shakespeare, Hamlet.

[3]) Damit ist zu vergleichen, daß „der demokratische Gedanke“ im schwedischen oder norwegischen Volksleben nicht ganz dasselbe bedeutet wie „der demokratische Gedanke“ im Volksleben stärker entnordeter Völker.

riet, sie möchten sich alle „Mann für Mann“ hängen, da es ihre Meinung sei: „Von uns soll keiner der wackerste sein oder, wenn schon, dann anderswo und bei andern“ [1]). Volksherrschaft bedeutet jetzt Massentum, geleitet durch einzelne Umstürzer und vor allem durch das Geld der unnordischen Emporkömmlinge. Die Verfassung wird eine Verfassung des Massentums. Sie richtet sich nicht mehr nach Grundbesitz und Abstammung, sondern nach dem Geldbesitz. Die grundbesitzende Adelsschicht verarmt gegenüber der geldbesitzenden Schicht der Emporkömmlinge. Die Verarmung führt den Adel zu fragwürdigen Verbindungen mit der geldbesitzenden Schicht selbst; so entarten viele seiner Glieder. Kapitalistische Zustände sind schon Kennzeichen einer Verschiebung im Rassentum und fördern rasch das Schwinden der nordischen Oberschicht. Der griechische Elegien- und Spruchdichter Theognis, der zur Zeit eines solchen Wandels lebte, hat von seiner Adelsanschauung aus eine solche Machtverschiebung deutlich geschildert.

Rassenkundlich ist es nun sehr bezeichnend, daß der Emporkömmling auffällt und sich lächerlich macht. Der Reichtum war solang edel, als er wesentlich Grundbesitz war und einer Schicht angehörte, die rassenmäßig zum Herrschen befähigt und zum Besitz erzogen war, die den Reichtum nicht um seiner selbst willen, sondern um der Machtausdehnung, Hortesfreude und Ehre willen begehrte. Der Reichtum wird etwas Gemeines, sobald ihn eine Schicht ansammelt, die nicht die große Gesinnung dazu hat; er wird etwas Gemeines in dem Augenblick eines nordisch-bedingten Volkes, wo der unnordische Mensch zu Reichtum kommt. Dieser hat nicht die Lebensweise geerbt, die zum Reichtum gehört, damit Reichtum nicht unedel sei. Herrschen und Besitz liegt ihm nicht im Blut; daher übertreibt er, daher sucht er die Kleidung und die Gebärden der nordischen Schicht nachzuahmen und macht sich dabei lächerlich, denn er vergreift sich darin täglich. Der „Protz“, der Emporkömmling, der Reichgewordene — solche Gestalten sind nordrassisch sehr selten. Würde etwa einmal ein nordischer Mensch aus der Armut in den Reichtum versetzt, er hätte die Lebensweise der ursprünglich übergeschichteten Rasse so in sich, daß er nicht auffiele. Lächerlich und widerlich macht sich der Emporkömmling dadurch, daß er die Lebensweise nordischer Rasse nachahmen will [2]). Die Geschichte aller nordrassisch-bedingten Völker zeigt die Gestalt des politisch einflußreichen Reichgewordenen — die römischen Satiriker zeichnen oft sein Bild — und der Zeitpunkt, in dem er auftritt, zeigt den Rassenwandel an. Von diesem Augenblick an beschleunigt sich der Niedergang eines solchen Volkes.

Er mag sich auch im Denken und in der geltenden Sittlichkeit zeigen. Das frühe Denken der nordischen Oberschicht ist in seiner Bildkraft der Urschau (dem Mythos) noch nahe, ist jedenfalls noch keine Philosophie im Sinne einer strengen Wissenschaft. (Beispiele: die indischen Veden, Hera-

[1]) Diels, Fragmente der Vorsokratiker, Bd. I, 1912.

[2]) In diesem Zusammenhang könnte man darauf hinweisen, daß man in Frankreich von Menschen unvornehmeren Aussehens oder Auftretens sagt: „Il n'a pas de race“ („Er hat keine Rasse“, d. h. nichts von dem Blut der [wenigstens früher] führenden nordischen Rasse).

kleitos.) Diese bildhaft gestaltenden frühen Denker, „zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt", wenden sich nicht ableitend und beweisend, schlußfolgernd und begrifflich, an „wissenschaftliche" Menschen und an deren nachprüfenden Verstand, sie wenden sich vielmehr reinen arteigenen Ausdrucks an die Artgleichen, die es unmittelbar aufnehmen, denen kein Satz davon „bewiesen" werden muß, weil gleiches Blut das gleiche Blut begreift. Zugleich ist dieses Denken „aristokratisch": überragende Einzelne gestalten ihr Welterlebnis, und die jeweilige Gestaltung läßt eigentlich nur Nachfolge oder Entgegnung gleichschöpferischen Denkens zu. Anders die Zeiten beginnender Mischung. Da wandeln sich das Denken und die sittlichen Anschauungen. Der Zweifel beginnt, Zwiespälte treten auf, der „angeborenen Farbe der Entschließung" wird jetzt „des Gedankens Blässe angekränkelt". Zwiespälte haben sich ergeben: der Einzelne fühlt anders als seine Umwelt, der Mischling fühlt sich in sich selbst zerspalten, seelische Abstände ergeben sich zwischen den Menschen des gleichen Volks, oder es ergeben sich einem Menschen zwei Seelen in seiner Brust. Jetzt will der Denker beweisen, ableiten, Allgemeingiltiges erschließen, Gedanken finden, die für alle, für Oberschicht und Unterschicht, für „den Menschen überhaupt" giltig und unabweisbar sein sollen. Die Fähigkeit des bildhaften Gestaltens ist geschwunden, die des begrifflichen Trennens hat sich ausgebildet. (Beispiele: die indische Sâmkhyaphilosophie, Aristoteles.) Das Denken ist schließlich „demokratisch" geworden: eine Arbeitsteilung verteilt die Untersuchung einzelner „Probleme" auf verschiedene emsige Forscher als deren jeweilige Arbeitsfelder; und wo ein Forscher die Untersuchung geendet hat, da können geschulte Nachfolger in das geschaffene Begriffsgebäude eintreten und es weiter ausbauen. Die eigentliche Wissenschaft der späteren Zeiten ist entstanden. — Das Drama ist entstanden: in ihm stehen die Menschen sich selbst und den andern ganz anders gegenüber als die Menschen der Heldendichtung, die noch ganz der reinrassigen Frühzeit entsprochen hatte.

Die Zerklüftung zeigt sich im täglichen Leben. Untergeschichtete Volksteile sind zu Reichtum gekommen, Volksteile, die in sich keine eigene Ehre ausgebildet hatten, die, ungehemmt durch überliefertes Würdegefühl, ihren Reichtum ausnützen. Jetzt wird alles käuflich: der Staat wird käuflich, das blonde Haar, das Adel vortäuschen soll, der Adel selbst wird käuflich. Die Anschauungen der früheren Oberschicht werden dem sich wandelnden Volk lächerlich: das Heldenzeitalter liegt weit dahinten. Gebräuche, die aus dem Rassentum der vornordischen Bevölkerung stammen, tauchen wieder auf. Die Sitten ändern sich, die Schichtung des Volks wird durch schrankenlose Freiheit und Freizügigkeit, vor allem aber durch das Aufsteigen der neuen Reichen verwischt. Die Rassenvermischung hat den Adel zersetzt, die neuen Reichen bestimmen den Staat und wenden ihre Macht gegen die freien Bauern an, die jetzt noch das verhältnismäßig reinste nordische Blut haben. Das Land verödet, die Städte wachsen. Die Allvermischung (Lundborg: „das Blutchaos"), zu der das Herbeiströmen fremder Rassenbestandteile beiträgt, erzeugt den Pöbel der großen Städte, Menschenmassen, die ihrem Mischblut nach gänzlich

richtungslos und als Masse jedem Einfluß ausgesetzt sind. Das späte Rom ist dafür ein gutes Beispiel.

Waren die Frühzeiten durch ein unbewußtes rasseförderndes und tüchtigkeitsförderndes Verhalten gekennzeichnet, so hat sich jetzt ein Wandel vollzogen, der zur Erhaltung gerade des minderwertigen Blutes führt, zur Erhaltung und Vererbung krankhafter Erbanlagen: die Tüchtigkeit ist jetzt nicht mehr Auslesegrundsatz, eher die großstädtische Gerissenheit; die Tochter des tüchtigsten Geschlechts wird nicht begehrt, sondern die Tochter aus reichem Haus, mag sie auch die schlechtesten Erbanlagen besitzen. Eine gewisse Flucht vor Verantwortung gegenüber der Volkszukunft mag zur Aufzucht auch solcher Kinder führen, die man früher ausgesetzt oder getötet hätte. Bei Homer ist Thersites der einzige Krüppel, bei den römischen Schriftstellern der Spätzeit ließen sich lange Aufstellungen von körperlichen Mißbildungen und Entartungsanzeichen finden. Zum Fortkommen dient in solchen Spätzeiten eine aufrechte Gesinnung am wenigsten; den Aufrechten mag oft Meuchelmord oder Verbannung (Ostrakismos, Proskription, Religionsverfolgungen, Adelsvertreibungen) gleichsam aus dem Erbgang des Volkstums entfernen. Die Spätzeiten beschleunigen so jeweils die Entartung so sehr, daß sich ein Volkstum in kurzer Zeit völlig verwandelt. Der Geldreichtum selbst mag sich für seine Zwecke unbewußt oder bewußt geradezu Entartung und Pöbel züchten, eine Masse fällt ihrer Art nach am ehesten dem Geldeinfluß anheim; sie läßt sich vom neuen Reichtum, dem unsichtbaren Geldreichtum, Brot und Spiele bezahlen und sich dann gegen die letzten Bestände des zwar viel geringeren, aber sichtbaren Reichtums des Grundbesitzes lenken.

Das Ende Griechenlands, wie das Ende Roms ist gekennzeichnet durch den Mangel überragender Menschen: das Nordblut ist zum größten Teil versiegt. Das Ende Griechenlands, wie das Ende Roms ist gekennzeichnet durch mehr oder weniger unsichtbare Herrschaft einzelner Geldmänner, durch Pöbelgesinnung des immer mehr entartenden, immer gründlicher mischrassigen Volks, endlich durch ein langsames Aussterben ganzer Gebiete. Die Zeugnisse des Altertums erwähnen den Zerfall ehemals volksreicher Städte: die Mittelmeerländer waren erschöpft. Nur die Nachkommen der Sklaven aus fernsten Erdgebieten empfanden keinen Ekel. Tausende aber — und sicher gerade die Bestgesinnten — nahmen begierig das Mönchstum des sich ausbreitenden Christentums an sich, wandten sich von dieser faulenden Welt und starben ohne Nachkommen. Der „Untergang“ war da.

So etwa endete notwendig die Geschichte aller nordrassisch-bedingten Völker, die einmal in ihrem Fortgang eine Richtung eingeschlagen hatten, die zur Austilgung der nordischen Volksglieder führte. Der Verlauf mußte sich beschleunigen in den Völkern, die einmal endgiltig vom Heimatbezirk nordischer Rasse abgetrennt worden waren. Inder, Griechen, Perser, Römer und Teile des keltischen Volkes waren ihren Gebieten nach getrennt vom Zusammenhang nordischer Völker, wie er im deutschen Gebiet, nahe der Urheimat, bestehen bleiben mußte. Eine Erneuerung nordischen Blutes war innerhalb dieser südlichen Völker unmöglich. Schwand daher die

nordische Schicht, so mußte dies der Untergang sein. Aber auch die Völker, die sich im Heimatbezirk nordischer Rasse bildeten, waren und sind dem Untergang ausgesetzt: Heute haben nur noch Skandinavien, Deutschland, England und vielleicht Nordamerika soviel nordisches Blut, daß die Annahme möglich ist, hier könnte die Durchdringung mit nordischer Rasse einen anderen geschichtlichen Verlauf bedingen, hier, gleichsam an der Quelle nordischen Blutes, könnte durch ein entstehendes nordisches Rassebewußtsein ein neuer Aufstieg erfolgen.

Die zuerst vom Grafen Gobineau (vgl. S. 22) erkannte entscheidende Bedeutung, welche für ein Volk und für ein Geistesleben die nordische Rasse hat, ist hauptsächlich zutag getreten durch die Forschungen Woltmanns (vgl. S. 159). — Kaum begreiflich erscheint uns die geistige und künstlerische Großtat der italienischen Wiederbelebungszeit: wie inmitten eines rassisch so gründlich vermischten Volks, nachdem durch ein Wiederentdecken der altgriechischen Welt der Ruf ergangen ist, aller Enden schöpferische Geister erwachen und in raschem Ergreifen und freudigem Gestalten in kurzem Zeitraum die Werke schaffen, die eine Höhenzeit des Geistes bedeuten. Seit Woltmanns Forschungen ist die Erscheinung der italienischen Wiederbelebungszeit deutlich gemacht als ein erneuter Einstrom nordischen Blutes in ein Volks- und Geistesleben.

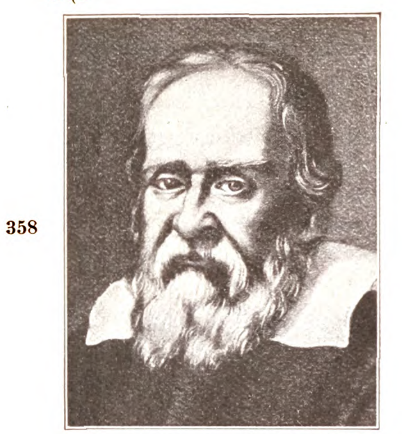


Abb. 357.
Frankreich. Graf Gobineau.
Vorwiegend nordisch. A: braun.

Geweckt durch die wesensverwandte, weil ebenfalls nordisch-bedingte Welt des Griechentums, sind allerorten im früher langobardischen Oberitalien und im früher normannischen Unteritalien nordische Männer entstanden und haben in rastlosem Schöpfertum eine neue Welt geschaffen. Giotto, Masaccio, Filippo Lippi, Donatello, Signorelli, Boticelli, Lionardo da Vinci, Andrea del Sarto, Tizian, Dante, Petrarca, Tasso, Galilei — alle sind sie aus nordischem Blut und stellen, wenn sie Künstler sind, Menschen nordischer Artung dar. Es ist sehr bedeutsam, wie wenig begabte Menschen das am meisten gemischte Mittelitalien, die Stadt Rom und das Gebiet um Rom, hervorgebracht haben. Die größten Männer der Zeit sind fast ohne Ausnahme aus einstens germanisch besiedelten Gebieten, und ihr nordisches Blut läßt sich in ihrer Herkunft oft bis ins einzelne nachweisen. Bezeichnend ist auch, wie ein Mischling, wie etwa Perugino (Abb. 366) auch immer wieder Menschen malt, besonders Frauengestalten, die genau die gleiche ostisch-nordische Mischung zeigen wie der Maler selbst (Abb. 362)[1].

[1] Jeder Künstler verleiht seine Rasse oder Rassenmischung mehr oder weniger auch den Menschen, die er darstellt. Mindestens weicht er gerne von dem

358



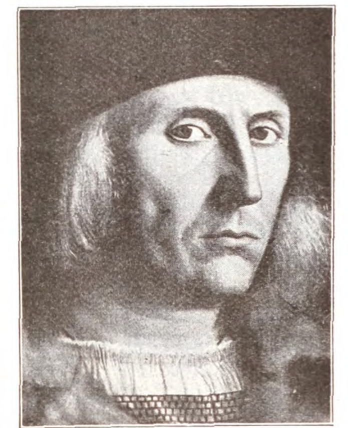
358. Galilei. Vorwiegend nordisch.

359



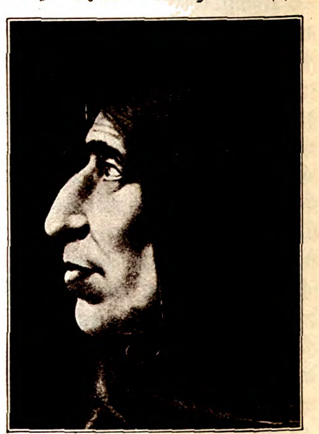
359. Tizian. Vorwiegend nordisch.

360



360. Aus veronesischem Adel. Vorwiegend nordisch. (Gemälde: Morando.)

361



361. Savonarola, Vorläufer der Reformation. Dinarisch.



362. Perugino, Maria mit dem Kinde und zwei Heiligen (Ausschnitt).

Italien.

363



363. Raffael. Nordisch.
(Stich: Morghen nach Selbstbildnis).

364



364. Lionardo da Vinci. Nordisch.
(Selbstbildnis).

365



365. Jacopo dei Barbari. Dinarisch-ostisch. (Selbstbildnis.)

366



366. Perugino. Ostisch-nordisch. (Selbstbildnis.)

367



367. Machiavelli, Staatsmann.
Vorwiegend dinarisch.

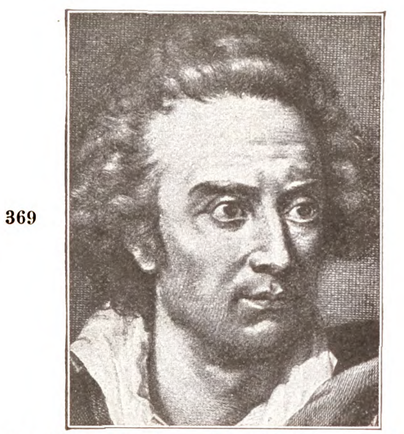
368



368. Loredan, Doge von Venedig.
Vorwiegend nordisch.

Italien.

369



369. Alfieri (aus piemontischem Adel), Dichter. Nordisch.

370



370. Ariosto, Dichter. Nordisch-dinarisch.

371



371. A. Manzoni, Schriftsteller. Vorwiegend nordisch.

372



372. N. Paganini, Tonkünstler. Dinarisch-nordisch (der din. Einschlag auf anderen Bildern viel deutlicher).

373



373. Graf Visconti, Archäologe. Vorwiegend nordisch. (Zeichn.: Vogel v. Vogelstein.)

374



374. General Paoli (aus Korsika). Vorwiegend nordisch. (Nach Goethe: blond.)

Italien.

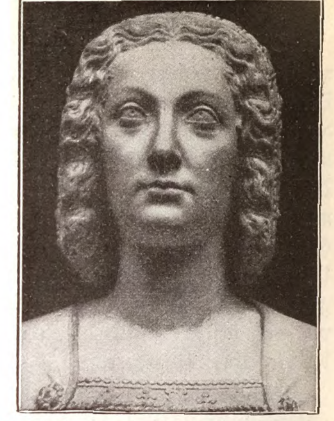
Disraelis Wort, die Rassenfrage sei der Schlüssel zur Weltgeschichte, wird aber nicht nur durch die italienische Wiederbelebungszeit erwiesen. Die Wahrheit dieses Wortes wird erwiesen auch durch die neueren Zeiten der italienischen Geschichte: ihre führenden Männer im Staats- und Geistesleben sind zumeist nordische Männer. All die Bildnisse, die Woltmanns Buch (vgl. S. 159) enthält, zeigen nirgends einen „echten Italiener“; meistens aber Züge, die man heute eher im westfälischen oder holsteinischen Gebiet wiederfinden wird. Das gleiche Ergebnis haben Woltmanns Untersuchungen für Frankreich und Spanien erbracht: das swebische, gotische, burgundische, fränkische und normannische Blut dieser Länder war ihr bestes Blut, bedeutete ihre Schöpferkraft, und sein Schwinden bedeutet ihren Niedergang.

Deutlich spricht die Rassengeschichte Frankreichs. Das Blut der Goten, Burgunden, Franken und Normannen hat Frankreich (Frank=reich) die besten Volkskräfte mitgeteilt. Die echt nordische Erscheinung des gotischen Baustils entstand in Nordfrankreich, wo die Bevölkerung im Mittelalter noch fast rein nordisch war. Der Adel Frankreichs war anscheinend minder nordisch als der Adel anderer Völker im Gebiet der germanischen Eroberungen. In seine Kreise war durch Verbindung mit einer rassisch verdunkelten geadelten Schicht der galloromanischen Spätzeit anscheinend ziemlich viel nicht-nordisches Blut eingedrungen. Das Schönheitsbild aber der Troubadours der Provence, also auch Südfrankreichs, war nordisch. Doch schon der Kreuzzug gegen die Albigenser (1209 bis 1229) tilgte wohl einen großen Teil der nordischeren Oberschicht der Provence. Rasch ging die Entnordung auch im nördlicheren Frankreich wie in allen Gebieten Europas dadurch vor sich, daß die mittelalterlichen Kriege allein von der ritterbürtigen Schicht geführt wurden. Die staatliche Festigung Frankreichs ging von seinem nordischsten Gebiet aus. Eine Höhenzeit französischer Gesittung begann. Der Normanne Corneille schrieb seine heldischen Schauspiele, die aus dem Geist der Nordrasse kamen, und zu seiner Zeit schufen andere nordische Männer ein staatliches und geistiges Leben lebendigster Art. Die Schichten des

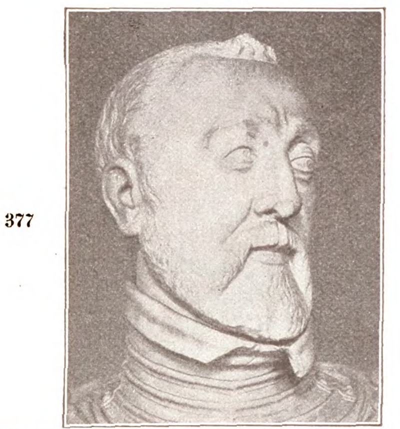
für sein Volk geltenden Schönheitsbild ab im Sinne der Rassenmischung, die er selbst vertritt. Solche Einwirkungen erklären neben anderem manche „Unähnlichkeit“, erklären auch die einander widersprechenden Bildnisse eines und desselben Dargestellten, falls er nicht, wie z. B. Dürer nach dem „Kanon“ der menschlichen Gestalt und damit unbewußt nach dem Schönheitsbild der schöpferischen Schicht seines Volkes suchend, von dem Bild seiner eigenen (bei Dürer der nordisch-dinarischen) Mischung abweicht in der Richtung auf das Schönheitsbild dieser führenden Schicht: Dürer z. B. hat sich auf seinem bekannten Münchner Selbstbildnis, das seiner Kanon-Vorstellung entsprechen sollte, deutlich vernordet; er hatte, wie Bilder mit Seitenansichten zeigen, eine stark herausspringende, derbe dinarische Nase. Allein aus den oft so überraschend reinnordischen Menschen, welche uns die italienischen Maler der Wiedergeburtszeit dargestellt haben, ließe sich die rassische Richtung jener Kunst und ihrer Schöpfer erschließen. Da, wo Lionardo nicht gezwungen ist, einen bestimmten Menschen darzustellen, wie dies beim Bildnis der Mona Lisa der Fall war, folgt er ganz seiner reinen nordischen Rasse. Die Lionardoschen Handzeichnungen, die nordische Frauen darstellen, weisen die Richtung seines Schauens deutlich genug.



375. Marie von Anjou, Königin von Frankreich. Nordisch.



376. Claude von Frankreich, Gemahlin Franz I. 1499—1524. Nordisch.



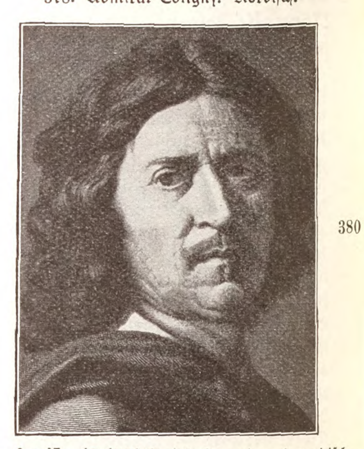
377. König Heinrich II. (von Goujon) 1518—1559. Nordisch.



378. Admiral Coligny. Nordisch.



379. Colbert, Staatsmann (von Coyzevox.) Nordisch.

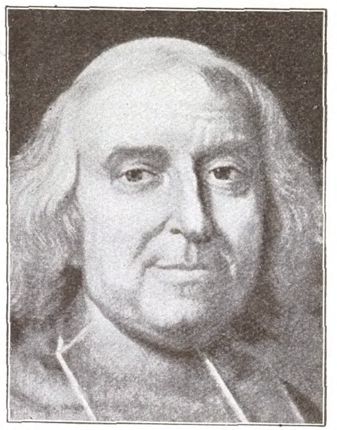


380. Poussin (Selbstbildnis). Vorwiegend nordisch.

Frankreich.



381. Kardinal Richelieu, Staatsmann. Nordisch.



382. Kardinal Fleury, Staatsmann. Nordisch.



383. Marie Jeanne Roland de la Platière, Frau des Staatsmannes R. d. P. Vorwiegend nordisch (Nasenwurzel zu flach).



384. Racine, Dichter. Vorwiegend nordisch.

Frankreich.

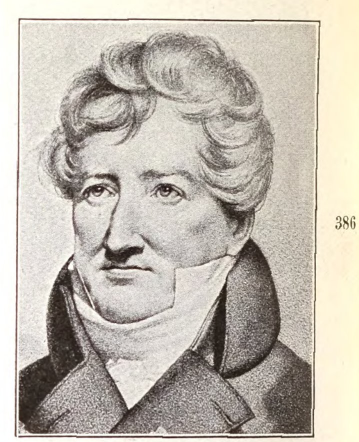
Adels in ganz Frankreich und die des oberen Bürgerstandes der nördlichen Hälfte Frankreichs zeigen sich noch lange hindurch vorwiegend nordisch. Da tilgten die Religionskämpfe einen großen Teil des nordischen Blutes. Durch sie verlor Frankreich wieder einen Teil seiner besten Menschen und seiner standhaftesten Geschlechter. Die wegen ihrer Überzeugung auswandernden und vertriebenen Protestanten — 50 000 Familien wanderten (1685) nach Holland, England und Brandenburg aus — kamen mit ihrem Bluterbe vielfach dem deutschen Volkstum zugut, das durch den Dreißigjährigen Krieg geschwächt war. Deutschland erhielt durch die Auswandernden vielfach tüchtigste Menschen nordischen Blutes. Es ist bezeichnend, daß die zeitweilige Freistätte der Hugenotten, die Stadt La Rochelle und ihre Umgebung, noch heute durch eine stärkere Blondheit

385



385. Korsika. Napoleon I. aus lombardischem (langobardischem) Adel. Vorwiegend nordisch.

386



386. G. Cuvier, Naturforscher. Nordisch.

387



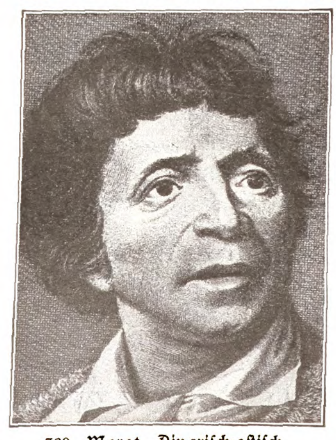
387. Robespierre. Vorwiegend nordisch.

388



388. Danton. Ostisch-nordisch.

389



389. Marat. Dinarisch-ostisch.

390



390. General Hoche. Anscheinend westisch-nordisch.

Frankreich.

391



391. Lamartine, Dichter. Nordisch-dinarisch.

392



392. Courier de Méré, Schriftsteller. Vorwiegend nordisch.

393



393. Carnot, Staatsmann (nach David d'Angers). Nordisch.

394



394. Châteaubriand, Staatsmann u. Schriftsteller. Vorwiegend nordisch.

Frankreich.

auffällt. Man erinnert sich des Satzes des französischen Rassenforschers de Lapouge, der nordische Mensch sei seiner Veranlagung nach Protestant (vgl. S. 155). Auch die französische Revolution brachte Deutschland wieder nordisches Blut zu durch die Flucht oder Vertreibung französischer Adliger (Emigranten) und anderer den Machthabern verdächtiger Menschen. Die französische Revolution ist eine gründliche Entnordung Frankreichs gewesen. Es genügte damals öfters, blond zu sein, um aufs Blutgerüst gezerrt zu werden. Die französische Revolution ist zu verstehen als ostisch-westische Auflehnung gegen eine adlig-bürgerliche Oberschicht nordischer Rasse. Die Führer der Revolution waren aber bezeichnenderweise fast alle nordische Männer. Einer dieser Führer, Sieyès, selbst aus nordischem Blut, muß den Zusammenhang zwischen der germanischen Eroberung und dem Bestehen einer Adelsschicht gekannt haben; daher sein Aufruf, den

Adel wieder in die „germanischen Sümpfe" zurückzujagen, woher er gekommen sei.

Mit der Revolution aber war Frankreich vielleicht schon bis auf geringe Reste entnordet. Napoleon, langobardischem Adel entstammt, riß noch einmal an kriegerischen Menschen an sich, was Frankreich bot, und es scheint, als ob er — der übrigens bis auf seine kleine Gestalt selbst nordischen Blutes war (Abb. 385) — als ob er einen großen Teil der noch verbliebenen nordischen Männer in Schlacht und Tod gerissen hätte. Die Husaren um den Marschall Ney hatten nach der zeitgenössischen Schilderung Beyles (Stendhals) alle bis auf einen einzigen gelbe Schnurrbärte[1]). Heute ist Frankreich ein vorwiegend ostisches Land. Sehr schnell, geradezu auffällig schnell, hat sich die Ostrasse in Frankreich gerade im 19. Jahrhundert verbreitet. „Gerade im 19. Jahrhundert scheint das Steigen des Index besonders rasch gewesen zu sein, und diese Bewegung steht nicht stille, denn überall, wo man mit Zwischenräumen von einigen Jahren Lebende gemessen hat, geben die letzten Erhebungen die höchsten Mittelzahlen. Ebenso verhalten sich die Farben, und das geht so rasch, daß nicht nur die ältesten Leute, sondern wir selbst die augenfällige Abnahme der hellen Farben feststellen können. Der Franzose der Jetztzeit ist in anthropologischer Hinsicht ein ganz anderer Mensch als der des Mittelalters, selbst der Renaissance." „Die Überhandnahme der Rundköpfe ist nicht bloß eine anthropologische Tatsache. Auch die Geistesrichtung des französischen Volkes hat sich mit der Gestalt des Gehirns geändert. Die Gemütsart der zeitgenössischen Franzosen, ihre Betrachtungsweise der politischen, religiösen, moralischen, ja sogar der literarischen Fragen, ist eine ganz andere als früher. Der Unterschied macht sich umso bemerklicher, je mehr die Verpöbelung der Sitten und Einrichtungen den Einfluß der höheren Stände durch den der unteren ersetzt. Dies zeigt sich in den geringsten Einzelheiten. Es genügt, die Poesie des Tingeltangels, eine wahre Negerpoesie, mit der volkstümlichen Dichtung des Mittelalters zu vergleichen, um sich den geistigen Rückschritt klar zu machen." So urteilt der Franzose de Lapouge und setzt in bezug auf die europäische Geschichte hinzu: „Es ist das erste Mal in der Geschichte, daß ein rundköpfiges Volk zur Herrschaft gelangt ist. Die Zukunft allein kann lehren, wie dieser merkwürdige Versuch ausfallen wird"[2]).

In dem angeführten Aufsatz führt de Lapouge aus, daß die Ostrasse auch sehr rasch die ehemals westrassischen Gebiete besiedelt, sodaß sich die ehemalige Rassenverteilung Frankreichs nur noch in der mehr oder minder starken Zumischung nordischer oder westischer, im Gebiet der

---

[1]) Hauser, Die Germanen in Europa. 1916.

[2]) de Lapouge, Die Rassengeschichte der französischen Nation; Politisch-Anthropologische Revue, IV. 1905/06. — Man wird auch in der französischen „Vorherrschaft" der Nachkriegszeit die seelischen Eigenschaften der ostischen Rasse als mitwirkend erkennen dürfen, daneben auch den westischen Hang zur Grausamkeit (vgl. S. 169). Amerikanische (also minder empfindungsbeteiligte) Beurteiler vermissen in der Politik der neuzeitlichen Franzosen alle schöpferischen Gedanken (constructive ideas); dem rassenkundlichen Betrachter erklärt sich das aus der weit vorgeschrittenen Entnordung Frankreichs.

Alpen und des Wasgenwalds auch dinarischer Rasse, innerhalb der sonst vorwiegend ostischen Bevölkerung zeigt. „Die rundköpfigen Bezirke besiedeln die andern, und man muß sich darauf gefaßt machen, in 100 bis 200 Jahren im größten Teil des Landes einen Index von 90 und darüber zu finden"[1]). Bezeichnend ist es, daß die schöpferischen Männer Frankreichs, des heute vorwiegend ostrassisch gewordenen Frankreichs, immer wieder der Nordrasse angehören, darauf wiesen die Untersuchungen Odins schon hin (vgl. S. 159). Wie früher Ronsard, Poussin, Voltaire, Houdon, Montesquieu, Mirabeau, Pascal, Diderot, Cuvier, Puvis de Chavannes, Musset, Lamartine und andere mehr vorwiegend nordischen Blutes waren, so auch führende Männer des 19. Jahrhunderts und der Gegenwart, so Berlioz, so Manet und so auch Romain Rolland.



Abb. 395. Spanien. Paez de la Cadena, Staatsmann. Nordisch. Zeichn.: Vogel v. Vogelstein.

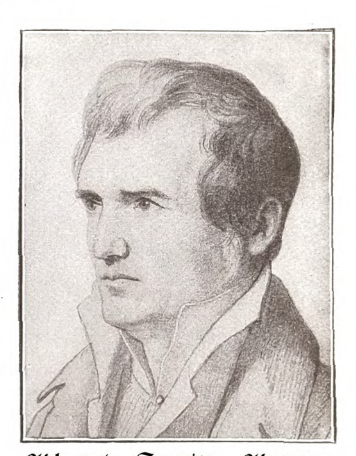


Abb. 396. Spanien. Alvarez, Bildhauer. Nordisch. Zeichn.: Vogel v. Vogelstein.

Was für Italien und Frankreich gilt, das gilt ebenso auch für Deutschland: die nordische Rasse hat auch dem deutschen Staats- und Geistesleben fast alle die schöpferischen Männer gegeben, und die Entnordung Deutschlands ist zwar nicht so weit vorgeschritten wie in den andern Ländern Europas mit Ausnahme Skandinaviens und vielleicht Englands, aber sie schreitet vor und, falls sie nicht aufgehalten wird, wird sich auch in Deutschland ein völliger Rassenwandel vollziehen.

Die Nachforschungen nach der rassischen Zugehörigkeit der schöpferischen Menschen innerhalb der europäischen Völker haben[2]) bis heute dieses Verhältnis ergeben: „Das Hauptergebnis ist, daß die genialen Persönlichkeiten zu drei Vierteln und darüber dem nordischen Typus rein oder nur wenig getrübt angehören, zu etwa 20 Prozent einem gemischten, zu 2 Prozent oder darunter dem brünetten (rein oder doch nur wenig getrübt) und dies auch in Ländern mit fast ganz brünetter Bevölkerung

[1]) de Lapouge, Politisch-Anthropologische Revue, IV. 1905/06.

[2]) Nach Meyers Konversationslexikon, Bd. 23, unter „Typenforschung".

(Italien, Frankreich)". Diese nach Woltmannschen Forschungen (vgl. S. 159) gewonnene Annahme wird man indessen etwas einschränken müssen, da Woltmann (und so auch der ihm folgende Hauser, vgl. S. 160) nichts vom Bestehen einer dinarischen Rasse wußte und in seinen Büchern manchen Gesichtszug, der dinarischen Einschlag zeigt, als nordisch aufgefaßt hat. Gerade die schöpferischen Menschen Italiens und Frankreichs zeigen öfters neben hellen nordischen Farben einen mehr oder minder starken dinarischen Einschlag in der Kopf- und Gesichtsbildung. Der weite Vorsprung der nordischen Rasse zeigt sich trotzdem deutlich genug. Die Erforschung der Körpermerkmale schöpferischer Menschen bedarf noch vieler Einzeluntersuchungen. „Röse schätzt übrigens, daß in Deutschland auf einen genialen Kurzkopf 3—6 geniale Langköpfe kommen. Johann Sebastian Bach, Goethe, Shakespeare, Richard Wagner und wohl auch Luther waren augenscheinlich Langköpfe, Bismarck auf der Grenze der Mittel- und Langköpfigkeit, Kant ein (allerdings rachitischer) Kurzkopf (vgl. S. 233), aber wohl kaum Napoleon I., wie Röse meint, denn Bilder und besonders Porträtbüsten lassen einen Langkopf vermuten"[1]). Schon nach den bisherigen Untersuchungen erhellt jedenfalls klar:



Abb. 397. Königsberg. Kant. Vorwiegend nordisch. A: blau. (Zeichn.: v. Schnorr.)

Macht und Ansehen eines Volkes, seine Geistesschöpfungen, sein Aufstieg und sein Niedergang, sind also eng geknüpft an sein Rassentum. Schwindet die nordische, die schöpferische Rasse, so schwindet die Größe und Schöpferkraft. Daraus muß sich folgerichtig ergeben, daß die Rassenreinheit und der Kinderreichtum der nordischen Menschen eines nordisch-bedingten Volkes dessen kostbarste Güter sind.

Nachdem heute die Anthropologische Geschichtsschreibung die Einsicht in die Schöpferkraft und die unvergleichliche Begabung der großen nordischen Männer vermittelt hat, muß dem Deutschen vor allem die Rassengeschichte Deutschlands wichtig sein. — Deutlich ergibt sich da aus Gräberfunden und geschichtlichen Tatsachen, daß Germanien in der Zeit des Römers Tacitus (gestorben 117 n. Chr.; die „Germania" 98—99 n. Chr.) besiedelt war von deutschen Stämmen nordischen Blutes. Ein Volk, rein und nur sich selber gleich — so beschreibt sie Tacitus. Was bedeutet aber in diesem Bericht die Bezeichnung „Volk"? — Nur die Freien können gemeint sein, nicht die Knechte, die „welschen Knechte", wie die Edda einmal sagt.

[1]) Ploetz, Sozialanthropologie im Band „Anthropologie", Kultur der Gegenwart, Teil III, Abt. V, 1923.

Das Altertum hat die Sklaven nie zum „Volk“ gezählt. Wahrscheinlich ist aber, daß die germanischen Stämme, je südlicher sie siedelten, neben nordrassischen Kriegsgefangenen aus keltischen und feindlichen germanischen Stämmen desto mehr auch ostische (und dinarische?) Menschen unter ihren Knechten hatten. Entgegen der landläufigen Meinung wurde die Landnahme und Eroberung von germanischen Stämmen verhältnismäßig milde durchgeführt. Die Vorbewohner wurden zu Knechten gemacht, als solche aber mit der Besonnenheit behandelt, die ein nordischer Rassenzug ist.

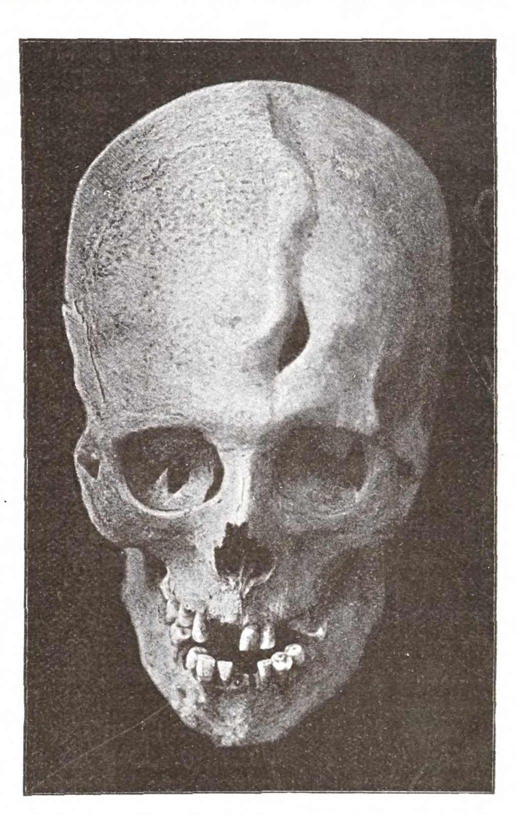


Abb. 398. Germanischer Schädel mit wohlverheilter Verletzung. (Aus Wilser, Deutsche Vorzeit. Verlag P. Hobbing, Berlin.)

Die „Kelten“, auf welche die germanische Landnahme stieß, waren meist ostisch-nordische Mischlinge. Sie wurden Knechte, ihr Blut erhielt sich. Aus solchen Verhältnissen erklärt sich die frühe gründliche Zerkreuzung der Ostrasse. Innerhalb der Knechteschicht mischten sich ja fortan ostische Menschen mit den nordischen Menschen, welche die Kriegsgefangenschaft zu Knechten gemacht hatte. Die nordische Schicht der Freien blieb rassenrein; die Schicht der Knechte wurde früh schon zur Mischlingsschicht. — Die Rassenzucht der Freien scheint zwar unbewußt, aber doch streng gewesen zu sein. Die nordische Rasse muß sich im deutschen Volkstum Jahrhunderte lang ziemlich rein erhalten haben. Bemerkenswert ist, daß die germanischen Stämme, die, von Böhmen und Mähren einrückend, das heutige Österreich besiedelten und von Osten her gegen das heutige Bayern vordrangen, daß die Markomannen und Bajuwaren in ihren Gräbern schon hin und wieder kurze Schädel aufweisen, kurze Schädel weiblichen Geschlechts. Das zeigt an, daß der Weg dieser Stämme durch kurzköpfig besiedelte Gebiete geführt hat und daß die junge Mannschaft, die vielleicht am schnellsten und dann außerhalb des Stammesverbands vordrang, sich in solchen Gebieten Weiber nahm, die sich den nordischen Männern auf

ihrem Zuge anschlossen [1]). So scheint der erste Schritt zur Vermischung geschehen zu sein in den Gebieten, wo germanische Stämme, abgetrennt vom großen Zusammenhang des Stammvolks, durch fremdrassige Umgebung zogen. Häufiger scheint solche Vermischung aber nicht gewesen zu sein, und das eigentliche Germanien blieb rein. Die Rassen blieben dort scharf getrennt. „Ein bezeichnendes Beispiel sind hier Gräberfunde auf Heilbronner Boden. Die Schädel eines Reihengräberfeldes aus der La-Tène-Zeit sind ausnahmslos langköpfig, während die Einzelflachgräber aus derselben Zeit ebenso nur Brachyzephale [Kurzschädel] enthalten" [2]).

Da brachte der Wandel der Weltanschauung, wie es in Indien geschehen war, eine grundsätzliche Wendung mit sich, die sich zwar in der Wirklichkeit wahrscheinlich nicht schnell vollzog, aus Gräberfunden jedoch erschlossen werden kann: das Christentum brachte die halb unbewußt empfundenen und errichteten Schranken zu Fall. Mit der Einführung des Christentums — so hat v. Hölder es in Württemberg beobachtet — werden ostische Schädel oder Mischlingsschädel in den Gräbern häufiger. Der christlichen Lehre nach waren nun alle Menschen gleich. Ganz langsam mußte solche Unterweisung die Rassengrenzen verwischen. Das christliche Gebot hatte gelautet: „Lehret alle Völker". Die geschichtliche Folge konnte bei vielen Lehrern des Christentums die Bekämpfung jeglicher Besonderung sein: „Hier ist kein Jude noch Grieche, hier ist kein Knecht noch Freier" [3]). Der Lehre nach war der Weg zur Allvermischung offen (die man indessen nicht etwa dem Christentum allein zuschreiben darf, zu der dieses aber beigetragen hat). In Wirklichkeit hat die halb unbewußte Rassenzucht des Volkes die Schranken noch Jahrhunderte lang erhalten. Was früher Rassenschichtung war, wurde jetzt zur mittelalterlichen Ständeschichtung. Die mittelalterliche, genau abgegrenzte Gesellschaftsordnung entstand; sie war kein rassisches Werk mehr, aber sie wirkte vielfach rassisch-abgrenzend. Wieder traten Verhältnisse ein, die zur weiteren Zerkreuzung der Ostrasse, bzw. der vorwiegend ostisch besiedelten Gebiete, führen mußten. Die freien Bauern, die so weit verarmten, daß sie den Aufwand für ihren Heeresdienst nicht mehr aufbrachten, wurden in die Schicht der Hörigen versetzt. Dadurch wurde einerseits viel nordisches Blut der Vernichtung durch den Kriegsdienst entzogen, andererseits wurde wieder die Zerkreuzung der ursprünglich vorwiegend nicht-nordischen Leibeigenenschicht gefördert. Im ganzen erhielt das Mittelalter durch seine Ständeschichtung auch die Rassenschichtung und wehrte die Allvermischung ab. Die besonderen Standesehren, die Heiratsgebräuche, Zunftgesetze und Sitten erhielten die nordische Rasse rein bis in die untersten Volksschichten hin. All diese Vorschriften über den Nachweis deutscher Ahnen, welche die Zünfte und andere Verbände forderten, dienten unbewußt der Erhaltung

---

[1]) Auf solche Erscheinungen weisen deutlich die Gräberfunde der germanischen Bevölkerung, welche die Schnurkeramik nach Schlesien und Böhmen brachte; die männlichen Schädel der betr. Gräber sind nordisch, die weiblichen zum größten Teil kurz, also nicht-nordisch.

[2]) Schliz, Eine Schulkinderuntersuchung zum Zwecke der Rassenbestimmung. Archiv für Anthropologie, Bd. 27, 1901.

[3]) Galater 3, 28.



Abb. 399. Dedo V., der Feiste, Graf v. Groizsch, Markgraf der Niederlausitz (1142—1190) und seine Gemahlin Mechthildis, Tochter des Grafen Goswin von Heinsberg (gest. 1189).
(Grabmal in der Schloßkirche zu Wechselburg.)

des nordischen Bluts. Diese Schranken und Gesetze waren vor allem gegen das Einsickern wendischen und überhaupt slawischen Blutes gerichtet, dann aber überhaupt gegen alles Fremdblut.

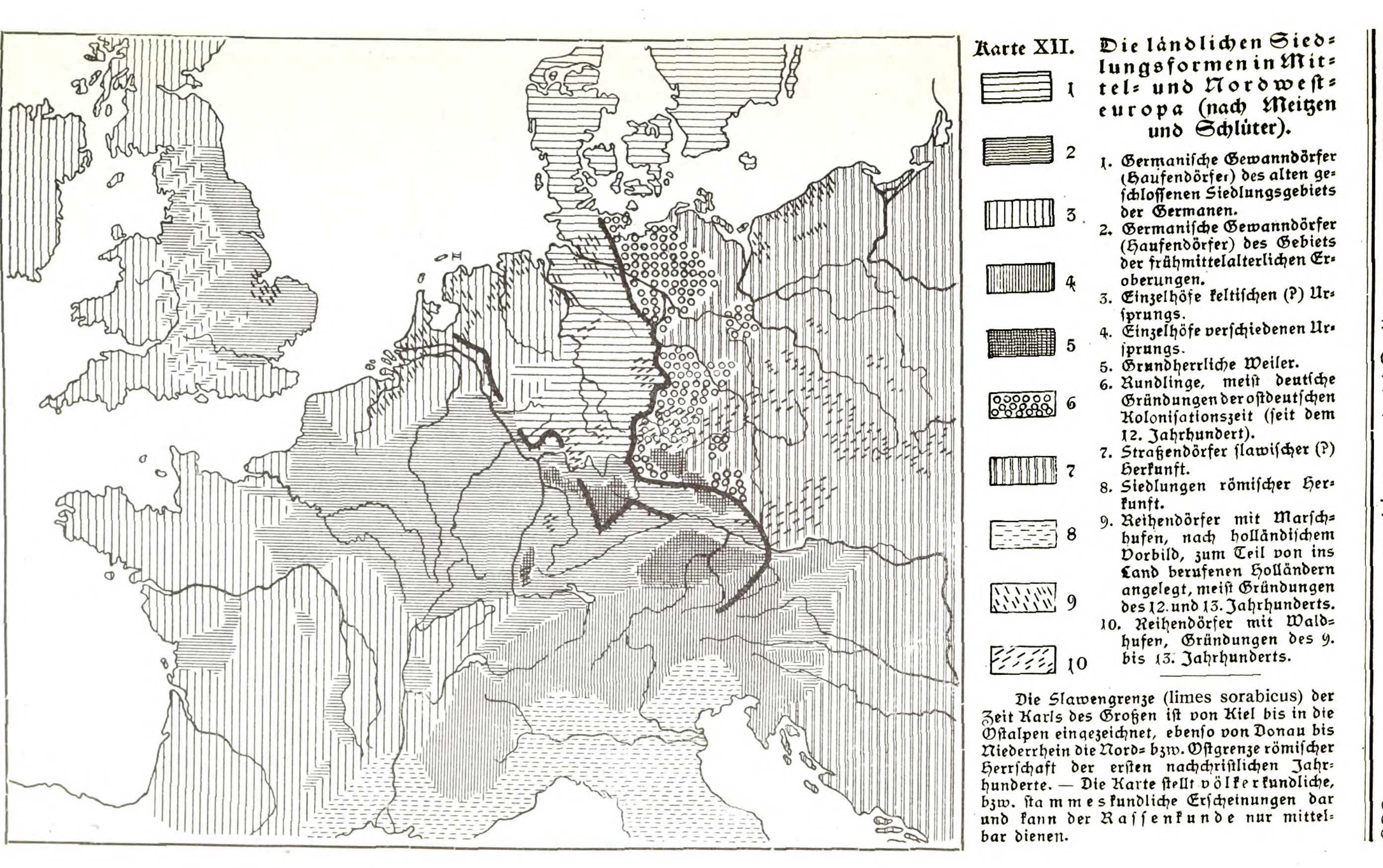
Bei der slawischen Besiedlung Ostdeutschlands muß die Darstellung einen Augenblick verweilen, da sich über diese Dinge falsche und widersprüchliche Anschauungen gebildet haben. — Die Urslawen waren ein nordisches Volk, das sich aus einer in östlicher Richtung abgewanderten Gruppe nordischer Rasse gebildet hatte, stark genug, dem Osten Europas die slawischen Sprachen aufzuzwingen. Ihren Urbezirk sieht die heutige Sprachwissenschaft im mittleren oder südlichen Rußland. Sie rückten in die bei der Völkerwanderung von den Germanen verlassenen Gebiete des ganzen östlichen Deutschlands ein und besiedelten diese, ohne Widerstand zu finden, etwa bis zu der Grenze, die man zu Karls des Großen Zeit den Limes sorabicus genannt hat, d. h. bis zu einer Linie, die etwa von Kiel über Lüneburg, Magdeburg, Merseburg, Naumburg, Rudolstadt, Bamberg, nördlich Regensburg zum Böhmerwald und von da zur Ennsmündung, zum Oberlauf der Drau und zum Golf von Triest führt[1]). Man erkennt an Gräbern und sonstigen Funden des ostdeutschen Bodens sofort die Zugehörigkeit zum slawischen Volkstum. „Die Slawen brechen mit einer ganz fremden Kultur in Ostdeutschland ein. Ihre Keramik unterscheidet sich so sehr von der dort hergebrachten germanischen, daß man jede Scherbe leicht unterscheiden kann"[2]). Sie rücken ein mit Stilformen, die auf südosteuropäische Einflüsse schließen lassen. Die Zierformen verraten, „daß die Slawen, die zu uns kamen, mit Balkankultur durchtränkt gewesen sein müssen"[2]).

So läßt sich also die Ausbreitung der slawischen Gesittung in Ostdeutschland von der germanischen archäologisch, der Stilform nach, klar unterscheiden. Die Dorfanlagen der von Slawen besiedelt gewesenen Gebiete Deutschlands (d. h. die Rundlinge und die Straßendörfer; vgl. Karte XII, S. 355) hat man früher für slawische Gründungen angesehen[3]). Heute scheint das selbst für die Straßendörfer nicht mehr mit Sicherheit angenommen werden zu können. Rassenkundlich aber, d. h. also aus Gebeinfunden der Gräber allein, wäre eine Scheidung nicht durchzuführen: die Urslawen, diese Oberschicht der slawischen, damals wohl nordisch-ostischen, nordisch-dinarischen und nordisch-mongolischen Völker, die eine besondere Bestattung erfuhr, waren nordischer Rasse wie die Germanen. Dadurch, daß den slawischen Gebeinen als Kopfschmuck die sogen. „Schläfenringe" mitgegeben sind, kann man sie von den körperlich gleichartigen Gebeinen germanischer Gräber unterscheiden, bevor man die sonstigen Beigaben betrachtet. — So bedeutete also die slawische Welle, die sich westwärts bewegte, rassisch zunächst nur eine geringe Entnordung Ostdeutschlands. Erst im Lauf desjenigen Zeitraums, der bis zur völligen

[1]) Die Sorbengrenze findet sich eingezeichnet auf Karte III, S. 187 und geht hervor aus Karte XII, S. 355.

[2]) Schuchhardt, Alteuropa. 1919.

[3]) Über Dorfformen vgl. „Reallexikon der germanischen Altertumskunde" unter „Dorfformen" und vor allem auch die Erörterung und anschauliche Schilderung von Dorfformen in der vorbildlichen „Niedersächsischen Volkskunde" (1922) von Peßler.



Karte XII. Die ländlichen Siedlungsformen in Mittel- und Nordwesteuropa (nach Meitzen und Schlüter).

1. Germanische Gewanndörfer (Haufendörfer) des alten geschlossenen Siedlungsgebiets der Germanen.
2. Germanische Gewanndörfer (Haufendörfer) des Gebiets der frühmittelalterlichen Eroberungen.
3. Einzelhöfe keltischen (?) Ursprungs.
4. Einzelhöfe verschiedenen Ursprungs.
5. Grundherrliche Weiler.
6. Rundlinge, meist deutsche Gründungen der ostdeutschen Kolonisationszeit (seit dem 12. Jahrhundert).
7. Straßendörfer slawischer (?) Herkunft.
8. Siedlungen römischer Herkunft.
9. Reihendörfer mit Marschhufen, nach holländischem Vorbild, zum Teil von ins Land berufenen Holländern angelegt, meist Gründungen des 12. und 13. Jahrhunderts.
10. Reihendörfer mit Waldhufen, Gründungen des 9. bis 13. Jahrhunderts.

Die Slawengrenze (limes sorabicus) der Zeit Karls des Großen ist von Kiel bis in die Ostalpen eingezeichnet, ebenso von Donau bis Niederrhein die Nord- bzw. Ostgrenze römischer Herrschaft der ersten nachchristlichen Jahrhunderte. — Die Karte stellt völkerkundliche, bzw. stammeskundliche Erscheinungen dar und kann der Rassenkunde nur mittelbar dienen.

Verdrängung der Slawen aus den ehemals germanischen Gebieten Ostdeutschlands verging, erst allmählich mögen vorwiegend ostische und mongolische (innerasiatische) Menschen slawischer Sprache in größerer Zahl eingesickert sein, und schließlich, nach Schwinden der nordisch-slawischen Oberschicht mögen dann die Menschen slawischer Sprache das ostische oder ostisch-nordische und mongolisch-nordische Körperbild erreicht haben, das wir heute vielfach als „slawisch" empfinden. Eine „slawische Rasse" aber gab es und gibt es nicht. Menschen, die man „slawisch" findet, sind meist ostisch-nordisch oder mongolisch-nordisch.

Die Entnordung der Slawen auf ehemals germanischem Boden muß entweder nicht so gründlich gewesen sein oder die Verdrängung der ostisch-nordisch und mongolisch-nordisch gewordenen slawischen Stämme durch die wieder eindringenden deutschen Stämme seit der Zeit, da ihnen ein Heinrich der Löwe (1129—1195) durch Eroberung den Weg nach Osten gewiesen hatte, muß so gründlich gewesen sein, daß schließlich Nordostdeutschland und das östliche Mitteldeutschland wieder vorwiegend nordisch wurden und heute noch immer Gebiete vorwiegender Nordrasse, allerdings mit Spuren mongolischer Beimischung, sind. Vielleicht darf man sich vorstellen, daß die Verdrängung der rassisch verhältnismäßig minder nordischen Slawen nicht so gründlich gewesen wäre, wenn die Besiedlung der ostelbischen Länder nicht von einer Auslese der unternehmungsmutigsten und vermutlich auch nordischsten Deutschen aller Stämme, insbesondere der nordwestdeutschen, unternommen worden wäre. Das Volkslied „Naar Ostland willen wy ryden" zeugt noch vom Unternehmungsmut dieser deutschen Auslese, aus welcher dann als weitere Auslese der Adel der ostelbischen Länder sich erhoben hat. Solche Ausleseerscheinungen haben die staatliche Tüchtigkeit des Preußentums mitbedingt. Die großen nordisch-kühnen und nordisch-sachlichen Unternehmungen des Ritterstaates des deutschen Ordens und die noch weiter ausgreifenden Unternehmungen der Hansa mit ihren Gründungen Reval, Dorpat, Riga (1201) führten deutsche Bürger und Bauern nach Osten und begründeten eine deutsche Herrschaft auf der Ostsee. In Pommern und Schlesien dringen deutsche Siedler im 13. Jahrhundert ein, und Ende des 13. Jahrhunderts war die Herrschaft der Deutschherren über das Land Preußen gesichert[1]). Die wilden Kämpfe gegen Slawen und Litauer mußten zur Bildung einer Auslese führen: auf beiden Seiten konnten sich nur tatkräftige und staatskluge Sippen erhalten. Sicherlich sind jedoch die verhältnismäßig dunkleren Gebiete des nordmitteldeutschen und norddeutschen Bodens, die breiten, verhältnismäßig dunkleren Landstrecken links und rechts der Oder (vgl. S. 189) und von der Oder über die mecklenburgischen Lande bis ins Lauenburgische dem zeitweiligen slawischen Vordringen zuzuschreiben. In den thüringischen und sächsischen, sowie in den süddeutschen Gebieten ehemaliger slawischer Siedlungen mag aber die heutige

[1]) Den Aufstieg und Niedergang der Ordensmacht schildert (in einer Begeisterung weckenden Weise) Heinrich von Treitschke in seinem Aufsatz „Das deutsche Ordensland Preußen" (1862; heute neu herausgegeben als Nr. 182 der Insel-Bücherei). Für Begründung und Niedergang einer nordrassischen Staatsmacht ist dieser Aufsatz außerordentlich lehrreich.



Abb. 400. Heinrich der Löwe (1129—1195) mit seiner Gemahlin Mathilde, Tochter des Königs von England. Grabmal im Dom zu Braunschweig. (Nach Hasak, Geschichte der deutschen Bildhauerkunst.)

dunkle Zumischung weniger auf die Slawen zurückgehen, als dem Umsichgreifen ostischer und dinarischer Rasse, bzw. der Entnordung zuzuschreiben sein, die etwa seit dem späteren Mittelalter eingesetzt haben muß. Im äußersten Südosten des deutschen Volksgebiets, in Kärnten, Steiermark, Tirol und Oberbayern war die slawische (windische) Einwanderung nicht mit ostischer Einwanderung, sondern mit dinarischer Einwanderung gleichbedeutend; hierüber das Ende dieses Abschnitts. Der Limes sorabicus (vgl. S. 354 und Karte III, S. 187) mag auch heute noch ungefähr die Grenze sein, bis zu der von Osten her auf deutschem Gebiet ein gewisser mongolischer (innerasiatischer) Einschlag deutlicher wahrnehmbar ist.

Die heutigen slawischen Volkstümer, die im Osten Deutschlands angrenzen, sind mit Ausnahme des Küstenstreifens der Ostsee durch starken mongolischen und da und dort stärkeren dinarisch-ostischen Beisatz gekennzeichnet. War schon das mittelalterliche Slawentum dunkler als das Deutschtum, so hat sich das damals stark nordische, wenn nicht rein nordische, deutsche Volkstum des slawischen Blutes durch strengste Gesetze erwehrt. „Die Wenden mußten in Wendenvierteln oder Wendengassen abgeschlossen, lokal, sozial und wirtschaftlich von den Deutschen getrennt leben und waren vom Bürgerrecht und den Zünften ausgeschlossen“[1]). Wie gegen die Wenden, so richtete sich das mittelalterliche deutsche Volkstum gegen alles fremde Blut, dadurch, daß zur Erlangung von Bürgerrechten, Zunftrechten, Eheschließungen usw. deutsche und freie Geburt und oft bis zu vier Ahnen nachzuweisen war. Solche Gesetze erhielten sich da und dort bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Ja sogar auf die Gattinnen der Zunftgenossen wurde die Ahnenprobe ausgedehnt. „1752 wurde zu Neuendamm (Neumark) ein Tuchmacher aus dem Gewerk ausgestoßen, weil er eine Frau genommen, deren Großmutter aus einem Schäfergeschlecht entsprossen sein sollte. Die Schäfer waren wendische Hörige“[1]). Die mongolische (innerasiatische) und ostische Beimischung im slawischen Volkstum, der rassische Abstand, muß gefühlt worden sein; das Deutschtum hat sich des slawischen Blutes rücksichtslos erwehrt.

„Erst durch die Zunftreform von 1731—40, die die Zunftordnung in allen deutschen Staaten einheitlich auf staatlicher Grundlage regelte, wurden solche Geburtsbriefe eingeführt, auf denen die vier Ahnen fehlten. Daß dieses aber auf Widerstand stieß, beweist die Beschwerde der Berliner Gewerke. Auch blieben die alten Grundsätze in der Praxis noch bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts unter dem Drucke des alten Heimatsrechtes, des behördlichen Heiratskonsenses und der mangelnden Freizügigkeit zum guten Teil bestehen, obwohl die alles gleichmachende Idee der französischen Revolution, unterstützt durch die sich einbürgernden Begriffe der Humanität und Menschenrechte auch im Rassebewußtsein längst nivellierend gewirkt hatten“[1]).

Noch in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts scheint da und dort das Bewußtsein lebendig gewesen zu sein, wie wertvoll für ein Volkstum, damit es eine einheitliche Macht darstelle, das reinerhaltene

[1]) Meinhold, Deutsche Rassepolitik und die Erziehung zu nationalem Ehrgefühl.

Blut sei. Im Jahre 1664 erschienen Erläuterungen zur „Germania“ des Tacitus, in denen der Verfasser, Kirchmayer, darlegt, Tacitus habe uns mit seinem Werk die „höchst nützliche Lehre eingeschärft, daß man das Blut nicht leichtsinnig mit Angehörigen fremden Stammes vermischen dürfe“. „Sicher ändert und verdirbt man dadurch mit dem Körper auch den Geist“ [1]).

Vielleicht war eine solche Äußerung auch durch die Ereignisse des Dreißigjährigen Kriegs hervorgerufen, der ja Kriegsvolk „aus aller Herren Länder“ nach Deutschland gebracht hatte. Aber mir scheint, man darf den Dreißigjährigen Krieg nicht als eine der Hauptursachen der Entnordung Deutschlands ansehen, denn einerseits waren die Heere aus mittel- und südeuropäischen Staaten damals sicherlich noch viel nordischer als heutige Menschen dieser Gebiete und dazu nicht eigentlich besonders stark an Mannschaftszahl, andrerseits kann man die Heere des Schwedenkönigs geradezu als eine letzte schwächere Welle nordischer Rasse ansehen (vgl. S. 315).



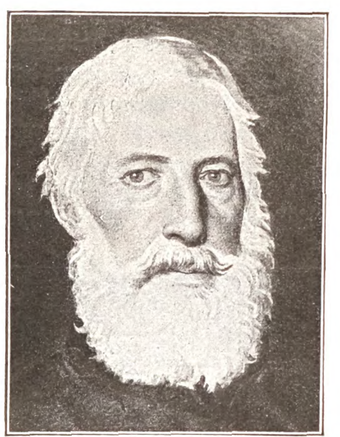
Abb. 401. Gustav Adolf, König von Schweden. Stich: Delft.

Viele Anzeichen weisen darauf hin, daß die allmähliche Entnordung, die schon etwa mit dem 6. Jahrhundert begonnen haben mag, ihre Beschleunigung erst mit dem Anbruch der neuesten Zeit, mit dem Ende des 18. Jahrhunderts, erfuhr.

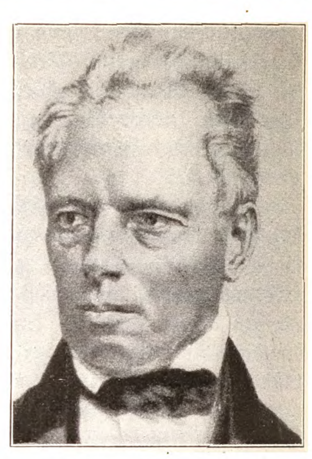
Durch Recht und durch Sitte erhielt sich das Deutschtum — in Norddeutschland mehr, in Süddeutschland weniger — vorwiegend nordrassisch. Mindestens ging der Beginn der Entnordung nicht nur und nicht am stärksten von den Gebieten aus, in denen sich slawische Bevölkerungsreste hielten oder etwa von der Grenze des Deutschtums gegen das Slawentum. Die Entnordung Deutschlands begann und ging vor sich aus den gleichen Ursachen, die auch bei den andern nordrassisch-bedingten Völkern eine Entnordung bewirkt haben. Die ritterbürtige Schicht der Nordrasse verlor ihre besten Geschlechter auf all den Schlachtfeldern, wohin die Ritter zur Ehre des deutschen Kaisertums ausgezogen waren. Der politisch fragwürdige Gedanke eines „Römischen Reiches deutscher Nation“ hatte Blutopfer auf Blutopfer gefordert und immer wieder von der reinst nordischen Krieger- und Adelsschicht.

Der Zerfall der mittelalterlichen Ordnungen muß aber vor allem in Süddeutschland der Beginn stärkerer Rassenmischung gewesen sein. Jene „Kelten“ Süddeutschlands, die vorwiegend ostischen Menschen der süddeutschen Wälder und Gebirge, drangen allmählich in deutsche — das hieß damals noch — nordische Geschlechter ein. Aber das Einsickern ostischen

[1]) Vgl. Bieder, Geschichte der Germanenforschung, 1. Teil. 1921.



402. Staufen bei Freiburg i. Br. J. Metzger, Kupferstecher. Nordisch — vielleicht mit geringem dinarischem Einschlag. Haar und Bart: goldblond. (Farbige Zeichn.: Lair.)



403. Hessen. K. Th. Welcker, Staatsrechtslehrer. Nordisch-ostisch.

Blutes in den Kern des deutschen Volkstums vollzog sich noch immer sehr langsam, so langsam, wie eben die mittelalterlichen Schranken selbst fielen. Die Befunde zeigen, daß die heutige Allvermischung erst das Werk der letzten Jahrhunderte ist, erst der neuesten Geschichte angehört. Schliz [1]) hat in Heilbronn eine größere Anzahl Schädel des 14. Jahrhunderts untersucht, die aus einer dortigen Stadtkirche stammen; er fand unter ihnen keinen einzigen Kurzschädel. Die Untersuchung von Schädeln, die aus einem vom Land in die Stadt verlegten „armen Kloster" stammen, ergab keinen einzigen Langschädel. Ganz scharf scheinen demnach früher die Grenzen gewesen zu sein: das eine Dorf ganz nordisch, das andere ganz ostisch. Beispiele solcher scharfen, unverwischten Abgrenzung sollen sich in Sachsen und Thüringen da und dort heute noch erhalten haben. Zur gründlichen Allvermischung scheint erst die Zeit nach der französischen Revolution geführt zu haben, vielleicht erst das 19. Jahrhundert.

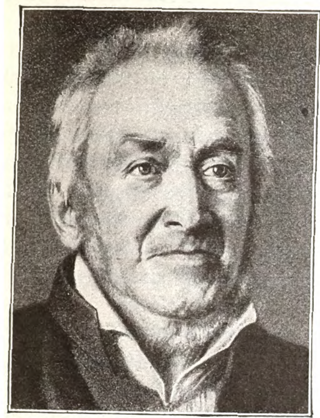


404. Fürst Metternich aus rheinischem Geschlecht. Vorwiegend nordisch — mit einem Einschlag dinarischer oder vorderasiatischer Rasse (Nase) und orientalischer Rasse (Unterlippe)?

Die wachsende Verbreitung der Großbetriebe, der Großwerke und Massenunternehmungen im 19. Jahrhundert scheint vor allem eine außerordentlich starke Zunahme der Ostrasse bewirkt zu haben. Die Ostrasse scheint auch in weniger gesunder Umgebung fortzukommen; sie vermag die

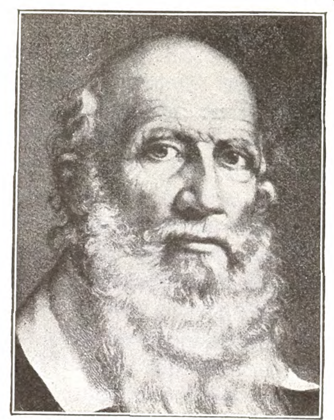
[1]) Eine Schulkinderuntersuchung zum Zwecke der Rassenbestimmung; Archiv für Anthropologie, Bd. 27, 1901.

405



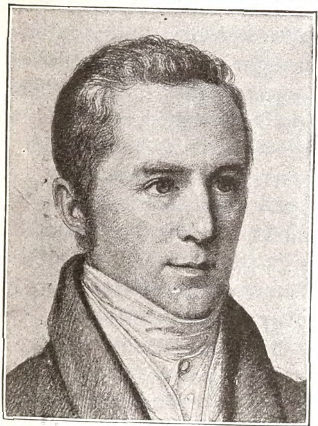
405. Insel Rügen. Ernst Moritz Arndt.

406



406. Lanz (Priegnitz). Ludwig Jahn.

407



407. Leipzig. Carus, Arzt und Maler. Zeichn.: Vogel v. Vogelstein.

408



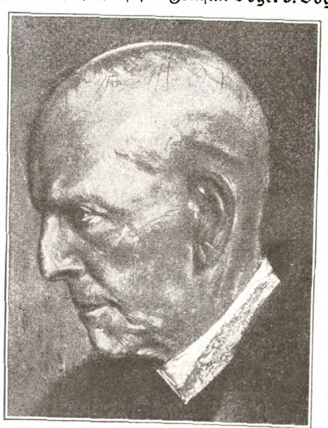
408. Kopenhagen; aber niedersächsischer Herkunft. Niebuhr, Geschichtsforscher. Zeichn.: Vogel v. Vogelstein.

409



409. Estland. Karl Ernst v. Baer, Naturforscher.

410



410. Mecklenburg. Moltke. (Gemälde: Lenbach.)

Nordische und vorwiegend nordische Männer deutscher Vergangenheit.

im Großbetrieb geforderte Arbeit ihrer seelischen Anlage nach eher zu leisten, das Stadtleben schadet ihr weniger. Die Städte, die an sich schon den Bestand der Nordrasse schädigen, wuchsen zu Großstädten an, in denen der langsame Rassentod der nordischen Rasse vor sich geht. Es ist sehr bezeichnend, daß die frühmittelalterlichen Kaiser die freien deutschen Bauern geradezu zwingen mußten, in die Stadt zu ziehen. Immer ist die Nordrasse am besten gediehen als eine Rasse des freien Landbesitzes. Wie rasch die Nordrasse im städtischen Leben, vor allem im Leben der Industrie, ausstirbt, das scheint sich besonders deutlich in England zu zeigen. (Vgl. S. 329).

Die Gegenwart ist so erklärt. Die Ostrasse hat die weitaus stärkere Geburtenzahl für sich. Was im Mittelalter sich langsam vorbereitete, ist heute in voller Auswirkung: die Entnordung Europas und damit sein Niedergang, die Entnordung Deutschlands und damit sein Niedergang. Süddeutschland und die Schweiz waren im frühen Mittelalter mindestens so nordisch wie heute Norddeutschland, wahrscheinlich aber noch nordischer. Mittel- und Norddeutschland müssen nahezu reinrassig nordisch gewesen sein. Dann begann in Norddeutschland die langsamere, in Süddeutschland die raschere Entnordung. Man kann nach den süddeutschen Gräberfunden die sich steigernde Verbreitung kurzköpfiger Menschen von Jahrhundert zu Jahrhundert deutlich verfolgen. In den bayerischen Reihengräbern der Völkerwanderungszeit kommen auf 100 Schädel 88 Langschädel. Von da ab nimmt die Zahl der Langschädel allmählich ab, die der Kurzschädel allmählich zu. Heute kommt in Südbayern auf 100 Schädel nur noch ein Langschädel[1]). Francé[2]) urteilt über den Rassenwandel der Münchner Bevölkerung: „Jedenfalls aber — und daran soll festgehalten werden — war der Münchner der Frühbayernzeit bis zum Dreißigjährigen Krieg, also der Mitte des 17. Jahrhunderts, ein anderer als der heutige, und die beiden Städte: das München des Mittelalters und das der Neuzeit, stehen sich mindestens ebenso verschieden einander gegenüber, wie — etwa eine süddeutsche und eine norddeutsche Stadt."

Der gleiche Rassenwandel läßt sich an den Funden ganz Süddeutschlands nachweisen. Immer mehr dringt die Ostrasse aus ihren ursprünglichen Zufluchtsgebieten wieder hervor, besiedelt ehemals nordische Landstrecken und muß so allmählich von den süd- und mitteldeutschen Gebirgen her immer mehr nordwärts dringen. Die begonnene Entnordung muß rasch zunehmen, sodaß für Deutschland dieselbe Verschiebung bevorsteht, welche am Beispiel Frankreichs gezeigt worden ist. Auf 100 Menschen kommen in Schweden 20 Menschen, die alle Merkmale der nordischen Rasse besitzen, in ganz Deutschland etwa 7, in Baden auf 200 Menschen etwa 1 Mensch nordischer Rasse. Heute ist demnach in Deutschland eine äußerste Lage entstanden, eine äußerste für den, der die Folgerung aus der Geschichte aller ehemals nordrassischen Volkstümer zieht. Rassisch betrachtet ist die Zeit ganz außerordentlich ernst, und er-

1) Die Langschädligkeit der nordischen Rasse ist allerdings ein überdeckbares Merkmal (vgl. S. 239).

2) Francé, München, Die Lebensgesetze einer Stadt. 1920.

wogen muß werden, was zu tun ist, damit das deutsche Volk ein nordrassisch-bedingtes Volk bleibe.

Einzelne werden die Frage aufwerfen: warum soll das deutsche Volkstum gerade nordisch bedingt sein? Warum soll es nicht allmählich ein ostisch-bedingtes Volkstum werden? — Zur Beantwortung solcher Fragen soll der 21. Abschnitt beitragen.

Hier kommt es nun vor allem noch einmal auf die Frage nach dem Eindringen dinarischer Menschen ins deutsche Volkstum an, und das erste stärkere Eindringen scheint dem frühmittelalterlichen Vordringen windischer (südslawischer) Stämme im Ostalpengebiet gleichzukommen. Das mutmaßliche Auftreten der dinarischen Rasse in der Vorgeschichte Europas ist ja schon im 18. Abschnitt behandelt worden. Dort hat es sich aber um Zeitabschnitte gehandelt, welche die Verwendung von Völkernamen noch nicht rechtfertigen. Zudem wurde dort die Ansicht ausgesprochen, es könne sich bei der dinarischen Rasse um zwei Wellen des Vordringens nach Westeuropa handeln. In geschichtlicher Zeit handelt es sich jedenfalls um das Vordringen slowenischer Stämme vorwiegend dinarischer Rasse in die damals gerade von den germanischen und vorwiegend nordischen Langobarden verlassenen Gebiete. Hierüber berichtet der Slowene Krek in seinem Aufsatz „Die Slowenen“ [1]).

„Gemeinsam mit den übrigen Stämmen der Südslawen waren auch die heutigen Slowenen dem großen Völkerzug und dem Drange nach Süden gefolgt, und als im Jahre 568 die Langobarden die weiten Ebenen Pannoniens gegen die sonnigen Gefilde Italiens vertauscht hatten, besetzten sie die verwüsteten Gebiete. Längs der natürlichen Straßen der Drau, Save und Mur drangen die Slowenen talaufwärts in die Alpenländer, besetzten Krain, Kärnten, Steiermark und das Küstengebiet an der Adria. Sie drangen bis auf das Toblacher Feld nach Tirol hinein; längs der Mur kamen sie über Obersteiermark in das heutige Ober- und Niederösterreich. Das Pustertal, Tirol, das salzburgische Lungau und das Tal der Enns hatten slowenische Ansiedlung; die Donau trennte sie von den Tschechen. Im Südwesten taten ihrem weiteren Vordringen die friaulischen Herzöge Einhalt, sie besetzten aber trotzdem den ganzen nördlichen Gebirgsteil bis zum Tagliamento (wo sie noch heutzutage leben); im südlichen Teil der Furlanei erinnern uns nur noch Ortschaften wie Beogrado, Passiano, Schiavenesco, Turiacco (Turjak-Auersberg) an einstige slowenische Ansiedlungen.

„Freilich konnten sich die Slowenen in den meisten dieser weit vorgeschobenen Posten nicht lange behaupten, denn sie hatten diese Gebiete eben zu wenig kompakt und zusammenhanglos mit dem Kernstock des Volkes besiedelt; in verhältnismäßig kurzer Zeit gingen sie unter der noch aus der Völkerwanderungszeit teilweise zurückgebliebenen germanischen Bevölkerung und den herandrängenden Bajuwaren auf, deren natürlicher Stärke noch der Staat und die Kirche mit ihrer höheren Kultur zustatten kamen. Immerhin gab es aber auch im 13. Jahrhundert weit nach Norden vorgeschobene slowenische Ansiedlungen, z. B. Kindsberg im Mürztale

[1]) Milčinowić und Krek, Kroaten und Slowenen. 1916.

(Ullrich v. Lichtenstein). Heute zeugen noch zahlreiche Ortsnamen mitten im deutschen Sprachgebiet von der einstigen slowenischen Besiedlung dieser Stücke (so z. B. Windisch-Matrei, Admont-Vodmat, Udmat, Aussee-Osoje, Graz-Gradec, Fernitz usw.) — außerdem legen die vielen slowenischen sprachlichen Elemente im kärntnischen und steiermärkischen Sprachgebrauch, sowie manche Sitten und Gebräuche Zeugnis ab vom mächtigen slowenischen Einfluß auf die neuen deutschen Kolonisten."

Nun darf man aber nicht annehmen, daß die Slowenen etwa rein dinarischen Blutes gewesen seien. Die Südslawen des frühen Mittelalters werden von zeitgenössischen Geschichtsschreibern als rotblond beschrieben. Wie schon ihre indogermanische Sprache anzeigt, müssen sie eine starke nordrassische Herrenschicht gehabt haben, wie das ja für das heute vorwiegend dinarische albanische Volkstum mit seiner indogermanischen Sprache ebenso gilt. Die Slowenen des 6. Jahrhunderts, die in die Ostalpen eindrangen, deren politische Macht aber von den bayerischen Herzögen bald wieder gebrochen wurde, mögen noch ziemlich viel nordisches Blut gehabt haben. Die Unterschicht ihres Volkstums aber muß wohl der dinarischen und in geringerem Grad der ostischen Rasse angehört haben. Die nordische Schicht schwand dahin und wohl gerade sie oder nur sie, zog sich als Herrenschicht vor der Macht deutscher Herzöge aus den besetzten Alpengebieten wieder zurück; die dinarische und ostische Schicht blieben bestehen und wechselten das Volkstum. Dem einmal gewiesenen Einwanderungsweg folgend, mögen seit dem 6. Jahrhundert immer wieder und immer mehr Menschen aus dem dinarischen Reingebiet in die Alpen und somit ins deutsche Volkstum eingedrungen sein, wenn auch dieses Eindringen kein Eindringen slowenischen Volkstums mehr war. Noch einmal sei darauf hingewiesen, daß slowenisch die Bezeichnung für ein Volkstum, dinarisch die Bezeichnung für eine Rasse ist, und daß die Slowenen nur eben diejenigen gewesen sein müssen, deren Einwanderung dem deutschen Volkstum zuerst in stärkerem Grad dinarisches Blut übermittelt hat.

Ich glaube aus mancherlei Sonderheiten der rassenkundlichen Karten folgende geschichtliche Vermutung über das Eindringen dinarischen Blutes wagen zu dürfen:

Von ihrem Heimgebiet, ihrem verhältnismäßig reinsten Gebiet, von den Dinarischen Alpen, von Montenegro, Albanien, Kroatien, Bosnien und Slawonien aus hat sich die dinarische Rasse den großen Flußläufen der Drau und Sau entlang nach Nordwesten ausgebreitet. Sie drang ins Murtal hinauf, erreichte das Quellgebiet der Mur; sie drang aber vor allem das Drau- und Sautal hinauf. Das Drautal mag sie bis zum Quellgebiet besiedelt haben und heute noch stark vorwiegend besiedeln. Bis ins Quellgebiet der Drau reichen auch höhere Körpermaße. Vor einem solchen Einbruch dinarischer Rasse sind vielleicht die nordischeren Mischlinge des Isel-, Kalser- und Tauerntals in die Höhe hinauf ausgewichen und haben so in der Abtrennung die Spuren nordischer Beimischung deutlicher bewahrt. Läßt sich so auch die stärkere Beimischung nordischen Blutes im Ostpustertal erklären?

Die dinarische Durchdringung der Sau entlang scheint im Gebiet der Karawanken zwischen Krainburg an der Sau und Villach an der Drau durch ein helleres Gebiet durchgebrochen zu sein; das Kartenbild führt zu der Annahme einer gewissen Stauung dinarischer Rasse vor Krainburg; dort ist ein sehr dunkles Gebiet nördlich umschlossen von besonders hellen. Dann scheint sich der dinarische Zustrom der Sau entlang mit dem Drauzustrom vereint zu haben. Vom Drau-Oberlauf scheint sich die dinarische Einwanderung über den Katschbergpaß ins Ennstal gewandt zu haben und weiter über den Brenner ins Inntal. Das Inntal muß er hinabgedrungen sein und sich im Gebiet des Achensees, nachdem er vielleicht eine gewisse Zahl nordischerer Mischlinge das Zillertal hinaufgedrängt hatte, zum Nordhang der Alpen und über Tegernsee und Walchensee zur Hochebene hinabgewandt haben. Weitere Abzweigungen dieses dinarischen Zustroms mögen schon vom oberen Inntal aus den Nordhang der bayerischen Alpen und schließlich auch der Allgäueralpen erreicht haben. — Die Einwanderung durch das Ennstal hinab mag zu der vermuteten dinarischen Beimischung im Südteil des Böhmerwalds geführt haben [1]).

Im Jahre 595 fand im Pustertal unter der Führung des bayerischen Herzogs Thassilo eine Schlacht der Bayern gegen die Winden (Südslawen) statt. Soll man bei Betrachtung der in die Berge gedrängten nordischeren Bewohner des Isel-, Kalser- und Tauerntals an solche Ereignisse denken? Soll man an ein Ereignis jener Zeit windischen (südslawischen) Vordringens denken bei Betrachtung der in ein höheres Seitental des Inn gedrängten Bewohner des Zillertals? Diese Verhältnisse zu klären, wird Sache der Geschichtswissenschaft sein.

Ob das dinarische Blut im deutschen Volkskörper abnimmt oder zunimmt, ob auch die dinarische Rasse von der ostischen Rasse allmählich verdrängt werde, steht nicht fest. Sicherlich sind die dinarischen Menschen

---

[1]) Auf diese Vermutungen war ich durch Kartenbeobachtung gekommen, ehe ich erfahren hatte, daß dem Weg Drautal—Brenner—Inntal—Achensee—bayerische Hochebene eine alte Völkerstraße entspreche, und ehe ich durch Meitzens Karte (vgl. S. 355) die Ostgrenze slawischer Siedlungen im Alpengebiet kennen gelernt hatte. Diese Ostgrenze verläuft hier etwa in einer Linie Ennsmündung (südlich Linz a. D.)—oberes Ennstal—oberes Murtal—oberes Drautal—Golf von Triest. Ich war auch auf obige Vermutung der Einwanderungsstraßen dinarischer Rasse gekommen, ehe ich von den Südslawen(Winden)einbrüchen der frühmittelalterlichen Geschichte ein genaueres Bild hatte. Nun aber nach Zusammenstellung all dieser Tatsachen, schien meine Vermutung bestärkt und schien auch die Zweiteilung des Weges über Katschbergpaß und Brenner gerechtfertigt. Seltsamerweise stimmten diese vermuteten Züge dinarischer Einwanderung auf der Karte mit Gebieten besonderer Dunkelheit und um den Brenner auch mit solchen größerer Körperhöhe überein. Die Forschung müßte, da überall die ostische Rasse beigemischt ist, die bezeichneten Straßen einmal besonders untersuchen.

Nochmals sei hier angemerkt, daß die dinarische Rasse nicht mit dem südslawischen Volkstum verwechselt werden darf. Nur im deutschen Sprachgebiet der Alpen müssen dinarische Zuwanderungen neuerer Zeit zugleich als südslawische gedacht werden. Sonst aber verbietet schon die nicht-slawische Sprache der vorwiegend dinarischen Albanier eine solche Gleichsetzung. Es gibt dinarische Menschen, die eine südslawische Sprache sprechen, es gibt solche, die italienisch, auch solche, die ruthenisch, türkisch oder solche, die griechisch sprechen. Nie darf Sprachzugehörigkeit und Rassenzugehörigkeit verwechselt werden.

ein Bestandteil des deutschen Volkstums, der — vom Standpunkt deutscher Ertüchtigung aus — hoch zu werten ist, mindestens höher zu werten als der ostische Bestandteil. — In der Verteilung der vier europäischen Rassen innerhalb des deutschen Volkstums zeigt sich jedenfalls deutlich an, daß die ostische Rasse im Zunehmen, die nordische im Abnehmen ist, daß damit eben d i e Rasse im raschen Abnehmen ist, die dem deutschen Volkstum seine eigentliche Größe, ja seine Richtung und seinen Sinn überhaupt gegeben hat. Das führt zu der Folgerung, daß Deutschland den gleichen Rassenwandel und Gesinnungswandel etwas später erfahren wird, wie ihn de Lapouge für Frankreich geschildert hat.

20. Rasse und Sprache.

Die Verbreitung der indogermanischen Sprachen zeigt den weiten Umkreis an, über den ehemals nordrassische Völker oder besser: nordrassisch-bedingte Völker verbreitet waren und zum Teil heute noch verbreitet sind. Man kann daher vielleicht sagen: die Höhepunkte nordrassischer Ausbreitung liegen weit dahinten. Einen solchen Höhepunkt stellt etwa die entwickelte Bronzezeit dar, als Indien blühte, Griechenland und Rom vor ihrer Entfaltung standen und die Kelten ihre Ausdehnung begannen. Einen zweiten Höhepunkt nordrassischer Ausbreitung stellt das Ende der germanischen Völkerwanderung dar, das 6. Jahrhundert, als Mittel- und Westeuropa germanisch waren. Die neuere Ausbreitung der europäischen Mächte in Amerika, Afrika und Australien durch Besiedlung von Schutzgebieten und Kolonien wird man infolge der seit dem frühen Mittelalter eingetretenen Mischungen nicht ohne Einschränkung der Ausbreitung der Nordrasse zuzählen, sondern als eine Ausbreitung der europäischen Menschenarten überhaupt ansehen müssen. Die Besiedelung Nordamerikas allerdings geschah bis in neuere Zeit hauptsächlich durch nordische und vorwiegend nordische Menschen, ebenso die Südafrikas. Aber von eigentlich nordrassischer Ausbreitung wird man in diesen Fällen nicht mehr reden können.

Wie der heutige europäische Bereich g e r m a n i s c h e r Sprachen, der Bereich der deutschen, englischen und skandinavischen Sprachen, nur noch einen inneren Teilbezirk jener großen germanischen Ausbreitung des frühen Mittelalters darstellt, wie also in einem weiten äußeren Umkreis die unter Fremdvölkern lebenden Germanenstämme, da ihre Oberschicht zu gering war, schließlich die Sprachen der beherrschten Völker angenommen haben, so ist es sehr wahrscheinlich, daß nordisches Blut geherrscht hat auch über den Kreis der i n d o - g e r m a n i s c h e n Sprachen hinaus. Man weiß, daß die indische Sprache weit über Vorderindien hinausgedrungen war: Ortsbezeichnungen (z. B. Singapur) legen noch heute Zeugnis davon ab. Auch finden sich unter den Singhalesen doch noch hin und wieder Gesichter, die an europäische Züge erinnern. Man hat beobachtet, daß birmanische Schauspielerinnen sich weiß schminken, daß Chinesinnen und Japanerinnen sich weiß und rosenrot schminken: eine solche Störung im Schönheitsbild verrät immer eine einstige Störung im Rassentum eines Volkes (vgl. S. 262). Es ist anzunehmen, daß indische Stämme in Asien weit nach Osten und Süden vorgedrungen sind; anzunehmen ist ferner — und die Auffindung der indogermanischen Sprache des tocharischen Volkes weist deutlich darauf hin —, daß auch im mittleren und nördlichen Asien nordrassische Völker gewohnt haben. Sowohl Japan wie China zeigen eine rassische Schichtung derart, daß die oberen Stände hellere Haut, etwas längere, bzw. minder kurze

Köpfe, ein schmäleres Gesicht mit stärkerer, schmälerer Nase und höheren und feineren Wuchs zeigen, die unteren hingegen dunklere Haut, breitere Gesichter, breite, flache Nasen und gedrungenen groben Wuchs[1]). Marco Polo[2]) berichtet von Dschingis Khans Enkel, Kublai Khan, er habe „eine lichte Gesichtsfarbe mit leichtem Rot überzogen" gehabt und seine Nase sei „wohlgezogen und vortretend" gewesen. Seine Weiber aber ließ er sich zuführen aus einem Gebiet der Tartarei, deren Bewohner „wegen ihrer schönen Gesichtsbildung und lichten Hautfarbe" berühmt waren[3]). Chinesische Chroniken wissen von blonden, hellhäutigen und helläugigen Stämmen zu berichten, die in großer Volkszahl im Westen und Norden des chinesischen Reiches gesessen hätten. Aus dem weiten Vordringen solcher nordischer Völker erklärt sich wohl der Wandel im Schönheitsbild der Ostasiaten, das Auftreten eines artfremden Schönheitsbildes. Immer wieder findet sich bei asiatischen und auch bei afrikanischen Völkern — bei letzteren allerdings durch die hamitische Ausbreitung bedingt — der Zug, daß gewisse Gebiete besonders gerühmt werden wegen ihrer hellen Haut, oder daß die Herrscherschicht eines Volkes durch hellere Farben gekennzeichnet ist. Die Völkerkunde wird solchen Erscheinungen innerhalb eines Volkes noch viel mehr Aufmerksamkeit zuwenden müssen.

Die heutige Sprachforschung muß die tocharische Sprache, die Sprache also jenes nordrassischen Volkes, das im Westen Chinas wohnte, als diejenige uns erhaltene indogermanische Sprache betrachten, die am weitesten nach Osten vorgedrungen ist. Ein Umstand ist dabei besonders auffällig und weist wieder auf den Eroberungsmut der nordischen Völker hin: die tocharische Sprache ist eine Kentum-Sprache. — Man muß aus sprachlichen Gründen die indogermanischen Sprachen in zwei große Gruppen einteilen: eine Kentum-Gruppe, die Gruppe der westlichen indogermanischen Sprachen (tocharisch, griechisch, lateinisch, keltisch, germanisch) und eine Satem-Gruppe, die Gruppe der östlichen indogermanischen Sprachen (indisch, persisch, armenisch, albanisch, slawisch, litauisch, lettisch). Zu dieser Einteilung hat die Betrachtung der Lautgesetze geführt und zu den Bezeichnungen kentum und satem die Wörter für das Zahlwort hundert: in der östlichen Gruppe steht der s-Laut in bestimmten Fällen da, wo die westliche Gruppe den k-Laut hat, der dann in den germanischen Sprachen durch die sog. erste Lautverschiebung zum h-Anlaut geworden ist[4]).

Nun gehört die tocharische Sprache zur Westgruppe und nicht, wie man aus ihrem Gebiet schließen würde, zu der ihr doch örtlich viel näheren Ostgruppe. Das tocharische Volk, vielmehr die nordrassische Schicht der Tocharer, muß also durch Wagemut und durch ein besonderes Schicksal besonders weit von der Urheimat fortgeführt worden sein. Weit außerhalb des westlichen Bezirks der Kentum-Sprachen findet sich vereinzelt die tocharische Sprache, ebenfalls eine Kentum-Sprache. Aus sprachlichen Gründen hat die Sprachwissenschaft schon die Vermutung ausgesprochen, es müsse sich im Fall der Tocharer, bzw. deren nordischer Schicht, um einen den Kelten nahestehenden oder sogar selbst keltischen Stamm handeln. — Ein gleiches Verhältnis, gleichbezeichnend für die durch Eroberungszüge gekennzeichnete Ausbreitung der Nordvölker, bietet das Krimgotische. Weit außerhalb des Kreises der germanischen Sprachen, in der

---

[1]) Soll man diesen Unterschied aus einem Einschlag nordischen Blutes erklären und dazu an das Vorkommen von Dolmen (vgl. S. 271) in Japan erinnern?

[2]) Seine Reisen fielen in die Jahre 1271—1295.

[3]) Hauser, Genie und Rasse. 1917.

[4]) Der Satemgruppe entspricht eine Gesittungsstufe viehzuchttreibender Stämme, während die Urgesittung der Kentumgruppe schon eine Vereinigung von Viehzucht und Ackerbau zeigt.

Nachbarschaft slawischer und asiatisch-mongolischer Sprachen hat sich eine gotische Mundart in der Krim bis ins 17. Jahrhundert erhalten. Ein holländischer Gesandter hat Ende des 16. Jahrhunderts „eine wertvolle Wortliste dieser germanischen Sprache gegeben, die er zwei Männern in Konstantinopel abgefragt hatte"[1]) (vgl. S. 321, 326).

Wie das Tocharische und das Krimgotische ausgestorben sind, so mag in weiter Vereinzelung noch manche indogermanische Sprache so verschwunden sein, daß keine Spur von ihr geblieben ist. Groß ist der Reichtum sprachlichen Gestaltens, dessen die nordischen Stämme seit Vorzeiten fähig gewesen sind. Wenn sich die einzelnen nordrassischen Menschen von Menschen anderer Rassen durch stärker ausgeprägte Einzeltümlichkeit unterscheiden, durch einen besonderen Trieb zur seelischen Freiheit und Abständigkeit, so zeichnen sich auch die indogermanischen Sprachen aus durch reichste einzeltümliche Gestaltung. Obgleich sie alle dem Sprachforscher an ihrer Eigenart sogleich als zusammengehörig und grundsätzlich eigene Gruppe auffallen, hat doch jede für sich ihre Sonderart so ausgeprägt, ihren Sondergeist mit solcher klarer Kühnheit bis ins Letzte so entfaltet, daß schon die Betrachtung dieser Sprachen die Anschauung verleiht von einer unvergleichlich begabten, zu kühner Tätigkeit wie zu kühnem Denken gleichbefähigten Menschenart.

Eine eingehende Untersuchung der indogermanischen Sprachen und der ihnen gemeinsamen Eigenart müßte der Forschung, auch wenn gar keine rassenkundlichen, archäologischen und sonstigen Befunde vorlägen, schon an sich allein die Möglichkeit geben, die seelische Eigenart der diesen Sprachen entsprechenden Rasse klar zu bezeichnen. Es liegt zutag, daß Rasse und Sprache nicht ohne weiteres aufeinander bezogen werden dürfen. Die geschichtliche Entwicklung führt einmal dazu, ein nordisches Volk seine Sprache verlieren zu lassen, ein andermal dazu, einem fremdrassigen Volk eine nordische Sprache durch eine nordische Oberschicht aufzwingen zu lassen. Nur in den Anfängen der nordrassischen Ausdehnung waren Rasse und Sprache eines nordischen Volkes von gleicher Art und Herkunft (vgl. S. 280). Mit der Rasse, mit der rassenhaft-bestimmten Bildung der Sprechwerkzeuge, haftet schließlich, wenn ein Volk seine eigene Sprache aufgegeben hat, nur noch die Sprechweise, die rassenhaft bestimmte Aussprache. Durch die Art, wie ein Volk, das seine eigene Sprache verloren hat, die angenommene artfremde Sprache ausspricht, verrät es immer noch seine Rassenzugehörigkeit. Die gleiche Sprache wird z. B. im Munde eines breitgesichtigen Menschen anders klingen als im Munde eines schmalgesichtigen. Der breitgesichtige Mensch hat eine andere Aussprache als der schmalgesichtige, mindestens eine andere Aussprache**neigung**. Kommt es also irgendwo dahin, daß eine Schicht ihre Sprache aufgibt, so wird sie ihre Rasse doch noch in der Aussprache verraten. Auf solche feinsten Wandlungen der Aussprache muß also die Sprachforschung immer dann achten, wenn irgendwo rassische Schichtungen, Einwanderungen, Eroberungen oder Untergänge rassischer Oberschichten stattgefunden haben, was auf der ganzen Erde da und dort immer wieder geschehen sein mag. Nicht nur dann, wenn ein Land seine Sprache wechselt, hat sich ein Rassenwandel vollzogen; ein Rassenwandel kann auch dann erfolgt sein, wenn sich in einer Sprache die Aussprache wandelt. Man muß wohl annehmen, daß die nordrassischen Stämme, solange sie noch in geschlossenem Siedlungsgebiet in ihrer Urheimat (südliches Skandinavien, Dänemark, Schleswig-Holstein) saßen und solange sie noch rassenrein waren, kaum irgendwelche mundartlichen Unterschiede ihrer gemeinsamen indogermanischen Ursprache aufwiesen (vgl. S. 283).

---

[1]) Hirt, Geschichte der deutschen Sprache. 1919.

Es scheint auch tatsächlich, als ob die indogermanische Grundsprache sogar noch zur Zeit der ersten Eroberungszüge noch kaum gespalten gewesen sei. Die indischen und iranischen Wörter für Kupfer stimmen noch mit den entsprechenden lateinischen und germanischen Wörtern so überein, daß man annehmen muß, in der Kupferzeit, dieser Vorstufe der Bronzezeit, habe unter den indogermanischen Stämmen noch ein nachbarlicher Verkehr stattgefunden. Das Wort für Kupfer muß sich also von den Fundorten dieses Metalls aus — in Betracht kommen (nach Schuchhardt) Spanien, die Alpenländer, Irland, England und Ungarn — von solch einer Fundstelle aus muß sich mit dem Kupfer selbst auch das Wort dafür über die nordrassischen Stämme von den Urgermanen bis zu den Urindern hin verbreitet haben. So mag erst während des 3. vorchristlichen Jahrtausends eine gewisse mundartliche Spaltung innerhalb der Grundsprache eingetreten sein, zuerst wohl die Spaltung in Kentum- und Satemsprachen. Much[1]) verlegt die Spaltung der indogermanischen Grundsprache in die beginnende Metallzeit (Kupferzeit), Meillet[2]) möchte sie etwas später ansetzen, auf das Ende des 3. oder den Anfang des 2. Jahrtausends v. Chr. Alle Anzeichen sprechen dafür, daß die einzelnen indogermanischen (nordrassischen) Sprachen ihre Sondergestaltung erst dann erfuhren, als die einzelnen Stämme schon als Oberschicht bestimmter Völker in ihren Endsitzen siedelten. Man muß jede indogermanische Sprache ihrem Geist nach fassen als eine besondere Schicksalsantwort nordischer Stammesart auf die Schicksalsfragen, die ein bestimmtes erobertes Gebiet mit einer fremden unterworfenen Bevölkerung gestellt hatten. Erst die Auseinandersetzung mit der fremden Umwelt, erst die gesonderte Volkwerdung der nordischen Oberschicht zusammen mit der nichtnordischen Unterschicht schaffen die gesonderte indogermanische Einzelsprache. Jetzt erst entstehen Indisch, Persisch, Griechisch, Italisch usw., jetzt erst ist auch sprachlich die Verbundenheit mit der Nordheimat gelöst[3]). Jede indogermanische Sprache ist ein Ausgleich der angestammten nordischen Art und des erlebten besonderen Stammesschicksals, ein Ausgleich ferner, entstanden aus dem nordischen Sprachgeist und der Einwirkung der nichtnordischen Vorbevölkerung. So wird es auch verständlich, warum die Sprachen, die sich auf ehemals unnordischem Boden verbreitet haben, auch alsbald wieder in sich selbst mundartlich zerspalten werden, warum hingegen die Sprachen, die am Boden der Urheimat haften geblieben sind, mundartlich noch ungespalten, noch eine Einheit sind, solange noch keine stärkere Rassenmischung eingetreten ist: die griechischen Stämme wie die italischen treten schon in ihren Frühzeiten mit ihren besonderen Mundarten auf. Als die Germanen den Römern gegenübertraten, hatte das Latein des latinischen Stammes schon Mundarten der anderen italischen Stämme als Staatssprache unterdrückt; die Sprache der Germanen jener Zeit war noch fast einheitlich, die vielen einzelnen Stämme verstanden sich noch[4]). In gewisser Hinsicht ist auch das Germanische des 4. nachchristlichen Jahrhunderts noch so „alter-

[1]) In Hoops, Reallexikon der germ. Altertumskunde, unter „Germanen".

[2]) Aperçu d'une histoire de la langue grecque. 1913.

[3]) Das gleiche wiederholt sich mit der germanischen Grundsprache. Sie bleibt von ihrer Ausbildung im 2. vorchristl. Jahrtausend bis ins 4. Jahrh. n. Chr. allen germanischen Stämmen gemeinsam. Die Zeit der Völkerwanderung schafft dann sehr rasch Spaltungen der Grundsprache und so schließlich die einzelnen germanischen Sprachen (vgl. S. 314).

[4]) Bei den italischen Stämmen war also nach einer Vielheit von Mundarten die sozusagen künstliche Einheit einer Staatssprache entstanden, während zu gleicher Zeit, als diese Staatssprache sich weithin ausbreitete, die germanischen Stämme noch die gemeinsame germanische Grundsprache sprachen, noch vor der Ausbildung von Mundarten standen.

tümlich" wie das homerische Griechisch des 8. oder 9. vorchristlichen Jahrhunderts. Wie es der indogermanischen Grundsprache erging, so später der germanischen Grundsprache: erst der fremde Boden und die Rassenmischung schaffen Sondergestaltungen und einschneidende Wandlungen, erst die Schicksalsfragen der Eroberungszüge schaffen die Schicksalsantwort der gesonderten Sprache wie die des gesonderten Volkstums (vgl. S. 281). Ist aber die Sonderung geschehen, so entsteht eben kraft der einzeltümlichen Begabung der Menschen nordischer Rasse schnell ein Volkstum und eine Sprache, die selbstherrlich leben und sich zu kräftigster Sonderart ausgestalten. Alle sind nordischen Blutes: die alten Inder, Perser, Griechen, Römer, Kelten, Slawen und Germanen; all ihre Sprachen sind von gleicher Herkunft, und doch hat in ihnen die unvergleichliche Begabung der Rasse ebensoviel eigengiltige, an Eigenwert unvergleichlich wertvolle Volkstümer und an geistiger Höhe unvergleichlich wertvolle Sprachen geschaffen.

Den Geist des Eroberns, der Tätigkeit und Kühnheit, und ebenso den Geist des tiefen Denkens und herrlichen Dichtens lassen diese indogermanischen Sprachen schon in ihrer Gestaltung, in ihrem Bau, erkennen. Ein Beispiel: man hat sich ausgedrückt, die Schaffung des Zeitworts sei „eine der Hauptgeistestaten der indogermanischen Völker"[1]).

Zu dem Versuch, die Schöpfung des Zeitworts verständlich zu machen, dient am besten ein Vergleich des Wesens ural-altaischer Sprachen, der Sprachen also, die der mongolischen Rasse zuzuweisen sind, mit dem Wesen der indogermanischen Sprachen, der Sprachen der Nordrasse. Da zeigt sich gleich, daß es ein Zeitwort in den uralaltaischen Sprachen eigentlich gar nicht gibt. Die indogermanischen Sprachen drücken sich zeitwörtlich (verbal) aus: „Ich züchtige (du züchtigst, er züchtigt) den Hund." Der gleiche Gedanke bietet sich in uralaltaischen Sprachen hauptwörtlich (nominal): „Mein (dein, sein) den-Hund-züchtigen (ist vorhanden)." — Der nordische Mensch fühlt sich als der Tätige, der mongolische Mensch stellt eine Tätigkeit fest. „Mein den-Baum-sehen (ist vorhanden)" — das mag die Tatsache ungespannter Wahrnehmung sogar besser bezeichnen als das indogermanische: „Ich sehe den Baum." Kennzeichnend ist eben, daß sogar im Gebiet fast untätigen Wahrnehmens der Mensch der indogermanischen Sprachen sich noch tätig fühlt, während der Mensch der uralaltaischen Sprachen selbst für die eigene Tätigkeit sprachlich nur den Ausdruck der Feststellung eines Vorgangs findet. Bis ins Einzelne könnte dieser grundsätzliche Unterschied verfolgt werden. Da dieses Buch nicht Sprachwissenschaft treibt und deren Begriffe nicht voraussetzen darf, muß es bei diesen Andeutungen bleiben. Der große Abstand der Geistesarten erscheint aber schon deutlich aus obigen Angaben. Das Ungestüm, der Eroberungsdrang, die Tatkraft der nordischen Rasse erscheint schon in ihren Sprachen: eine Frische und Kühnheit, ein unverzagter Griff des Geistes in die Welterscheinung hinein — hieraus springt die Schöpfung des Zeitworts. Hier heißt es: „Die Männer kommen." In mongolischer Geistesart hingegen bald: „Der Männer Kommen (ist vorhanden"), bald: „Die Männer (verhalten sich) kommend", bald: „Die Männer (sind) im Kommen." Wohl gestalten sich in den uralaltaischen Sprachen aus einem Hauptwortstamm und den angefügten Silben (Sehen-mein, Sehen-dein, Sehen-sein usw.) schließlich zeitwortähnliche Sprachgebilde; aber, was man für Personenendungen (wie treib-e, treib-st, treib-t) nehmen könnte, sind immer deutlich die besitzanzeigenden Anfügesilben. Anfügesilben dienen da, wo in indogermanischen Sprachen ein Zeitwort gebeugt, ein Hauptwort gebeugt und in

---

[1]) Naumann, Kurze historische Syntax der deutschen Sprache. 1915.

einzelne Fälle (casus) gesetzt wird; Anfügesilben drücken aus, was in indogermanischen Sprachen Vorwörter und Verhältniswörter ausdrücken (in dem Haus = Haus-innerhalb; in meinem Haus = Haus-mein-innerhalb; der Tisch, der sich in meinem Haus befindet = Haus-mein-innerhalb-befindlich(er) Tisch). Daher heißen diese uralaltaischen Sprachen fügende (agglutinierende) Sprachen. Sie sind für eine rassenkundliche Betrachtung deshalb wichtig, weil die der europäischen Ostrasse zuzuweisende Sprachart von uralaltaischer, fügender Art gedacht werden muß. Mit einer fügenden Sprache, mit solch einer Sprache des Vorgangfeststellens, mindestens mit der Keim- und Urform einer solchen fügenden Sprache, muß wohl die europäische Ostrasse gegen Westen hin in Europa eingesickert sein. Eine fügende Sprache uralaltaischer Art muß wohl die arteigene Sprache der Ostrasse gewesen sein in dem Zeitabschnitt der Vorgeschichte, da die Ostrassenstämme noch ein selbständiges Dasein führten. Reinem ostrassischem Wesen entspricht auch nur der Geist einer uralaltaischen Sprache. Das Einsickern der Rasse in der Vorzeit, ihr unschöpferisches oder mindestens weniger tätiges Wesen, ihre — man möchte sagen — dumpfe Zähigkeit: all diese Züge würden sich mit der Geistesfrische und dem Angriffsgeist der indogermanischen Sprachen nicht vereinen lassen.

Es gibt Völker in Europa, die ihre uralaltaischen Sprachen nicht aufgegeben haben: die Finnen, die Ungarn und die Türken; und wenn auch diese Sprachen mehr oder minder deutliche Einwirkungen durch den Geist der sie umgebenden indogermanischen Sprachen und durch das Blut nordischer Menschen erfahren haben: die Finnen, Ungarn und Türken besitzen doch noch ihre arteigenen Sprachen und haben sich dadurch die Möglichkeit selbständiger Gesittung erhalten. Anders muß die Art der vorgeschichtlichen Ostrassenstämme gewesen sein. Sie gaben das Arteigene in Sprache und Schönheitsbild auf. Sie haben leiblich und seelisch eine Umzüchtung erfahren, zugleich aber jede Möglichkeit selbständigen Geisteslebens schon in der Vorzeit verloren (vgl. die Fußnote S. 266). Den rein ostischen Menschen ist jede eigentliche Schöpfergabe versagt, und der Sinn ostrassischen Daseins kann nur die Bemühung sein, an der einmal übernommenen artfremden Gesittung, soweit dies möglich ist, mitzuarbeiten.

Haben aber — so muß die nächste Frage lauten — die vielen unterworfenen Vorbewohner im Bereich der indogermanischen Sprachen nicht durch ihre Geistesrichtung auf die übernommenen und fortan von ihnen gebrauchten Sprachen auch ihr Teil eingewirkt? Haben die Sprachen der nordrassischen Stämme nicht Einflüsse erfahren durch westische oder ostische oder auch irgendwelche asiatischen Geistesarten? — Diese Fragen sind oben schon zum Teil dahin beantwortet worden, daß überhaupt das Entstehen der gründlichen Verschiedenheiten zwischen den Nordsprachen als ein Ausgleich der indogermanischen Ursprache mit der fremden Umwelt gedeutet wurde. Noch nicht an Rassenmischung muß dabei gedacht werden; schon das Erlebnis der fremden Umwelt in ihren Endsitzen muß sich im Sprachleben der Nordstämme ausgedrückt haben.

Es ließen sich aber sicherlich, wenn die Sprachwissenschaft erst die Fährten gefunden hat, in jeder indogermanischen Sprache schon in frühen Zeiten geringe Einwirkungen fremden Geistes feststellen. Oben (S. 311) ist auf eine Einwirkung westischen Blutes auf die südenglischen Mundarten hingewiesen worden. Durch westischen Geist abgewandelt erscheinen schon die alten keltischen Sprachen Englands. Pokorny hat[1]) auf den Einfluß einer „iberischen" Sprache (also einer arteigenen Sprache westischer Rasse) auf das Keltische in England hingewiesen, einen Einfluß, der sich nicht etwa nur in der Entlehnung einzelner Wörter zeigt, sondern auch im Satzbau und in der Art des Zählens. Da westischer Geist an-

[1]) In einem Vortrag vom 12. Februar 1919 (Sitzungsberichte der Anthr. Ges. Wien, 1918/1919).

scheinend stark auf die indogermanischen Sprachen des vorwiegend westischen und westisch untermischten Gebiets eingewirkt hat — der Bau der romanischen Sprachen bezeugt es ja —, so wird man die außerordentlich bedeutsamen Verluste und Abwandlungen, die das Englische (vom Standpunkt der germanischen Grundsprache aus) erfahren hat, auf die nicht zu unterschätzende Durchmischung des englischen Volkes mit westischem Blut zurückführen dürfen. Ostischer und mongolischer Geist ist anscheinend nicht so starker Einwirkung auf die indogermanischen Sprachen fähig wie der westische. Das Altindische hat sprachliche (wenigstens Satzbau-) Formen, die an den Geist asiatischer Sprachgestaltung erinnern, und leicht läßt sich das aus der indischen Umwelt rassenkundlich erklären. Eine wichtigste Tatsache jedoch der Sprachgeschichte findet ihre Erklärung durch rassische Verhältnisse; wenigstens versucht dieses Buch eine solche Erklärung anzubahnen. Es handelt sich um die Tatsache der sogen. germanischen Lautverschiebung, die auch die erste Lautverschiebung genannt wird. Durch diesen Lautwandel nämlich, der sich im 2. vorchristlichen Jahrtausend allmählich durchgesetzt haben mag, haben sich die germanischen Sprachen als eine Sondergruppe scharf von allen andern indogermanischen Sprachen geschieden. Nach diesem Lautwandel entsprach u. a. jedem indogermanischen p, t, k ein germanisches f, þ (gespr. wie engl. th), h; jedem indogermanischen b, d, g ein germanisches p, t, k.

Man hat sich nun immer gefragt: welches ist der Grund dafür, daß die Germanen diese Lautverschiebung vollzogen haben? — Auf diese Fragen sind seit Jakob Grimm eine Reihe sich widersprechender Antworten gegeben worden; darunter auch wieder solche, welche die germanische Lautverschiebung aus dem Aufenthalt des urgermanischen Volkes in einem Gebirge erklären wollten. Eine befriedigende oder wenigstens allgemeiner angenommene Erklärung hat sich noch nicht geboten. Man hat die erste Lautverschiebung aus einer Völkermischung, bzw. aus dem Einfluß einer nicht-indogermanischen Sprache auf das Indogermanische der Urgermanen, erklären wollen, und Nörrenberg hat als Erster[1]) ein deutliches Bild solcher Einwirkungen entworfen; er nimmt an, daß die Germanen vor der germanischen Lautverschiebung beim Zusammentreffen und schließlichen Durcheinanderwohnen mit den Finnen im Gebiet des finnischen Meerbusens durch finnischen Spracheinfluß den Anstoß zur ersten (germanischen) Lautverschiebung erfahren hätten. Die vielen germanischen Wörter im Finnischen beweisen eine langdauernde enge Berührung germanischer und finnischer Stämme[2]). Das Finnische zeigt nicht nur seit alters Erstbetonung, wie sie dann die Germanen im Gegensatz zu anderen indogermanischen Stämmen durchgeführt haben, sondern auch lautliche Erscheinungen solcher Art, daß eine urgermanische Sprache in finnischem Munde Veränderungen in der Richtung erfahren mußte, welche dann die Germanen mit der ersten Lautverschiebung einschlugen. Nörrenberg nimmt an, daß germanische Kinder Ausspracheeigenheiten des finnischen Gesindes, zwischen dem sie aufwuchsen, angenommen hätten, gleichwie heute deutsche Kinder im deutsch-polnischen Grenzgebiet die Ausspracheeigenheiten des polnischen Gesindes annähmen. Was Nörrenbergs Ansicht gefährdet, scheint mir vor allem die Ausbreitung der ersten Lautverschiebung über das Gebiet aller germanischen Stämme. Läßt sich diese Ausbreitung, wie Nörrenberg will, damit wirklich erklären, daß die Ostseeländer damals ein großes Verkehrsgebiet waren, von dem aus die sprachlichen Wandlungen zu allen germanischen Stämmen verbreitet worden sind? Das scheint mir fraglich. Vor allem aber: den Anstoß zu gleichgerichteten Laut-

[1]) Nörrenberg, „Was bedeutet Nord?" Globus, Bd. 77, 1900. Vgl. neuerdings, die Nörrenbergsche Annahme stärkend, Karsten, Germanisch-finnische Lehrwortstudien, 1915.

[2]) Kluge, Deutsche Sprachgeschichte, 1921, § 19.

verschiebungen und zur Erstbetonung haben ja auch nicht-germanische Sprachen erfahren, Sprachen weit außerhalb des Bereichs finnischer Nachbarschaft. Eine Neigung zur Verschiebung war demnach auch in nicht-germanischen Sprachen einmal wirksam. Mir scheint eine rassenkundliche Betrachtung zu ergeben, daß die Frage nach dem Entstehen der Lautverschiebung gerade umgekehrt gestellt werden muß, daß gerade nach dem Grund des Nicht-Entstehens der Lautverschiebung bei den nichtgermanischen Völkern gefragt werden muß: Welches ist der Grund, warum die Nicht-Germanen die Lautverschiebung nicht vollzogen haben?

Die Antwort wäre die: die Nicht-Germanen wurden auf ihren Zügen der Urheimat, dem eigentlichen Gebiet der Verschiebungsneigung, entzogen und siedelten gerade unter Völkerschaften, deren Rassenart und deren Einwirkung auch jede beginnende Verschiebung aufhalten oder rückgängig machen mußten. Die erste Lautverschiebung zeigt sich — wie auch später die zweite — hauptsächlich gekennzeichnet durch ein Entstehen von Reibelauten aus Verschlußlauten, durch ein Sprechen also, das gleichsam mit mehr Lungenkraft geschieht. Da die zweite Lautverschiebung, die im 5. Jahrhundert n. Chr. vollzogen gewesen sein muß, und die die deutsche Sprache in Hoch- und Niederdeutsch gespalten hat, wieder durch den gleichen Zug gekennzeichnet ist — z. B. aus anlautendem p, t, k wird pf, z, ch —, so zeigt sich, daß am deutschen und überhaupt nordischen Urheimatgebiet die Neigung zu solchen Verschiebungen dauernd haftete. Bezeichnend ist, daß bei der zweiten Lautverschiebung, der sogen. hochdeutschen Lautverschiebung, das niedersächsische Gebiet, das den Neuerungen abholde Gebiet, noch heute nicht nachgefolgt ist (vgl. S. 315, 332), während sich die Verschiebungsneigung heute auch im Dänischen bemerkbar macht: „t neigt dort zu ts wie im Althochdeutschen"[1]).

Die Neigung zur Verschiebung in gleicher Richtung, in der Richtung auf eine verstärkte Hauchanwendung, auf eine Behauchung (Aspiration) (wie die Sprachwissenschaft sagt) läßt sich nun aber auch in einigen nicht-germanischen Sprachen beobachten, wenn es auch in diesen nicht zu einer entsprechenden vollen Verschiebung gekommen ist. Im Uriranischen zeigen sich vor Mitlautern Verschiebungen von p, t, k zu f, þ, ch. Verschiebungen gleicher Richtung zeigen sich in indischen Mundarten, auch in der indischen Sprache der Zigeuner. Verschiebungen gleicher Richtung zeigen sich im Keltischen und zeigen sich im Armenischen: „Das Armenische zeigt eine fast ganz gleichgerichtete Lautverschiebung"[1]). Schon die bh, dh, gh der alten Inder weisen auf starke Behauchung, und all diese Zeugnisse lassen es sehr wahrscheinlich erscheinen, daß auch die andern indogermanischen Sprachen, daß z. B. auch das Griechische und Lateinische ihre p, t und k stark behaucht ausgesprochen haben. Daß es aber in all diesen nicht-germanischen Sprachen nicht zu einer Auswirkung der Verschiebungsneigungen kam, scheint seinen Grund darin zu haben, daß den nicht-nordischen, anscheinend besonders den vorwiegend westrassischen, Bevölkerungen im Umkreis der indogermanischen Sprachen die gehauchte Aussprache artfremd war und ist. Man wird daraus rassenkundlich vielleicht auf eine geringere Lungenkraft schließen dürfen. Die hauchlose Aussprache der p, t und k z. B. im Französischen ist bekannt: die westische oder vorsichtig gesagt: die nicht-nordische Beimischung äußert sich so. Frühzeitig wurden schon im Lateinischen die h stumm, das Keltische verwandelt f zu h, das Spanische, von einem keltiberischen Mischvolk gesprochen, verwandelt seine f ebenfalls zu h und läßt sie dann verstummen. So scheint sich überall die Westrasse zu äußern. Sie äußert sich genau so in südenglischen Mundarten, wo das h ebenfalls im Verstummen ist. Auf die Landessprache selbst

[1]) Meillet, Caractères généraux des langues germaniques. 1917.

kommt es nicht an, nur auf die Rasse. Die überall im Westen und Süden Europas als Urbevölkerung wohnende Westrasse mußte zwar die artfremden indogermanischen Sprachen annehmen, mußte sie aber nach westischer Art aussprechen, und westische Art duldet die gehauchten Laute nicht. Wo immer in einer indogermanischen Sprache die Neigung zur Verschiebung vorhanden war, da mußte vor allem die Westrasse sie durch ihre Aussprache tilgen. Auswirken konnte sich die — vom Gebiet des heutigen Mitteleuropas sich mit entsprechender Erbanlage ausbreitende? — Neigung zur Verschiebung nur im reingebliebenen Heimatbezirk der indogermanischen Völker, schließlich nur in Germanien. Die Sprachwissenschaft wird auch Verschiebungs**neigungen**, nicht nur vollzogene Verschiebungen, aufdecken müssen. Der indogermanischen Grundsprache muß die Richtung auf die Verschiebung von je eigen gewesen sein, d. h. eine große Anzahl der diese Grundsprache sprechenden Menschen scheint eine entsprechende Erbanlage gehabt zu haben. Die aus der Urheimat auswandernden Stämme entzogen sich gleichsam dem Zusammenhang reinen Blutes, innerhalb dessen die Verschiebung sich auswirken mußte; die nichtgermanischen Völker siedelten dazu in ihren Endsitzen schließlich gerade unter Völkern, deren Sprechweise auch den Beginn einer Lautverschiebung hindern mußte und mischten sich endlich mit diesen.

So etwa stellen sich mir die Beziehungen zwischen Rasse und Sprache im Hinblick auf die Tatsache der ersten Lautverschiebung dar. Doch kann begreiflicherweise die obige Darstellung nur ein Beitrag zur Deutung der hier betrachteten Fragen sein. Eine Lösung der Fragen bedürfte noch vieler Einzelbetrachtungen. So wird sich z. B. in diesem Zusammenhang auch alsbald die Frage einstellen, warum die germanischen Völker (etwa in der Zeit zwischen 1000 und 500 v. Chr.? — jedenfalls **nach** völlig durchgeführter erster Lautverschiebung) die **Erstbetonung** der Wörter — die Betonung der ersten Silbe des Wortes, bzw. der Stammsilbe — durchgeführt haben im Gegensatz zu den indogermanischen Völkern, die zum Teil fast bei der freien indogermanischen Betonung verblieben sind (wie das Litauische und Serbische), oder diese in anderer Weise, meist aber nicht im Sinne einer Erstbetonung, abgeändert haben. Auch hier hat Nörrenberg (vgl. S. 372) an finnischen Spracheinfluß gedacht: das Finnische hatte und hat Erstbetonung. Aber zur Zeit des Durchdringens der Erstbetonung müssen sich die einzelnen germanischen Stämme schon weit über das baltische Gebiet (vgl. Karte X u. XI) hinaus verbreitet haben. Sie alle aber haben die Erstbetonung durchgeführt. So ergibt sich wieder eine gleiche Betrachtung wie gegenüber den Lautverschiebungen. Auch hier läßt sich feststellen, daß andere indogermanische Sprachen ebenfalls Spuren einer Erstbetonung zeigen. „Im Keltischen hat das Irländische ebenfalls einen starken Wortton auf die erste Silbe gelegt, der starke Einwirkungen ausgeübt hat.“ „Im sehr altertümlichen Latein ist die erste Silbe anders behandelt worden als die Mittelsilben“[1]) — alles Anzeichen durchgeführter Erstbetonung oder aufgehobener Neigung zur Erstbetonung.

Im Urheimatbezirk der Nordrasse mußte sich die Neigung zur Hauchverstärkung der Aussprache immer mehr auswirken: die zweite, die **hochdeutsche Lautverschiebung** setzte fort, was die erste begonnen hatte. Sie bedeutet „eine teilweise Wiederholung der Erscheinungen der ersten Lautverschiebung unter etwas verschiedenen Formen“[1]). Diese zweite Lautverschiebung, die nach Meillet im 1. nachchristlichen Jahrhundert begann, muß vor dem Ende des 5. Jahrhunderts vollzogen gewesen sein. Bei dieser Verschiebung kann man den Ausgangspunkt genau bestimmen: er liegt auf hochalemannischem Gebiet. Vom hochalemannischen Gebiet der Schweiz aus sind die Verschiebungen der einzelnen Laute nordwärts

[1]) Meillet, Caractères généraux des langues germaniques. 1917.

gedrungen, so aber, daß die vordringenden Verschiebungswellen nicht alle gleichweit nordwärts gelangt sind. Man kann drei oder sogar fünf ungleich weit nördlich reichende Verschiebungswellen unterscheiden — sie haben die mundartlichen Grenzen innerhalb des deutschen Sprachgebiets mitbestimmt — und aus ihrer ungleichen Verbreitung geht ihr Erregungsmittelpunkt, die Schweiz, klar hervor.

Es hat nun Forscher gegeben, die sich die Tatsache der zweiten Lautverschiebung aus der Übertragung der germanischen Sprache auf ehemals keltische Gebiete erklärt haben. Das Hochdeutsch stelle gleichsam den „Kolonialstil" (Kaufmann) der deutschen Sprache dar. (Nach Nörrenberg [1900] hätte man sich die zweite Lautverschiebung auch einfach als Auswirkung desjenigen Anstoßes vorstellen können, den die germanischen Stämme sprachlich zur Zeit der ersten Lautverschiebung erhalten hätten.) Aber angenommen: die germanische Sprache wäre in Süddeutschland echt-keltischen, d. h. nordrassischen Menschen aufgezwungen worden — deren Sprechwerkzeuge hätten keinen Wandel hervorgebracht, da sie rassenhaft von ganz gleichem Bau wie die Sprechwerkzeuge der Germanen gewesen sein müßten. So bliebe nur, falls man in der hochdeutschen Lautverschiebung fremdrassigen Einfluß vermuten wollte, die Deutung übrig, in Süddeutschland sei die deutsche Sprache einer fremdrassigen Vorbevölkerung aufgezwungen worden. Diese Vorbevölkerung könnte man sich auf hochalemannischem Gebiet nicht anders denn als vorwiegend ostisch (allenfalls ostisch-dinarisch) denken, als die vorwiegend ostrassischen Menschen, die jetzt anstelle ihrer früheren keltischen eine germanische Oberschicht erhielten. Solch eine Vermutung hat Sigmund Feist[1]) ausgesprochen, leider ohne sich mit Nörrenbergs Ansicht auseinanderzusetzen, und seinem Aufsatz sind einige der oben angeführten Verschiebungserscheinungen innerhalb nicht-germanischer Sprachen entnommen. Seine Ausführungen, die zu der allen Tatsachen widersprechenden Ansicht führen, die Germanen hätten ihre indogermanische Sprache von einem von Osten einwandernden Volk erhalten, hätten dann an der ihnen artfremden indogermanischen Sprache zuerst die erste Lautverschiebung durchgeführt und wären dann im süddeutschen Bereich weiter sprachlich so beeinflußt worden, daß die Sprache der deutschen Stämme die zweite Lautverschiebung erfahren hätte — diese Ausführungen Feists sind sprachwissenschaftlich nach dem Urteil des Sprachwissenschafters Behagel[2]) *nicht* haltbar. Indessen hat Feist seine Untersuchung vorgenommen, bevor die vorgeschichtlichen Erscheinungen so geklärt waren, wie sie heute geklärt sind. Ein Volk nämlich, das mächtig genug gewesen wäre, den Germanen zur Zeit der *germanischen* (ersten) Lautverschiebung seine Sprache aufzuzwingen, müßte sich durch Grabfunde und Stilwanderungen in der Vorgeschichte (und zwar im 2. vorchristl. Jahrtausend) unverkennbar ausgewiesen haben. Ein solches Volk ist nicht bekannt und somit Nörrenbergs Grundlagen (die germanisch-finnischen Beziehungen) viel haltbarer als die Feists. Feist hat dann zu seiner Betrachtung der *hochdeutschen* Lautverschiebung einfach die *heutige* Rassenverteilung in Deutschland nach Ripleys Karten herangezogen. So mußte er übersehen, daß gerade in den frühmittelalterlichen Jahrhunderten, gerade in dem Zeitraum, innerhalb dessen die hochdeutsche Lautverschiebung sich vollzog, Süddeutschland mindestens so rein nordrassisch besiedelt war wie heute Norddeutschland (vgl. S. 362). Die vielen süddeutschen Funde von Reihengräbern der Bayern, Schwaben, Alemannen und Franken zeigen eine fast rein nordische Bevölkerung an. Die Wiederausbreitung der von der germanischen Völkerwanderung teils wieder ausgerotteten, teils zurückgedrängten Ostrasse und anscheinend auch die Ausbreitung der dinarischen

[1]) Die germanische und die hochdeutsche Lautverschiebung sprachlich und ethnographisch betrachtet; Beiträge z. Geschichte der deutschen Sprache, Bd. 36, 1910.

[2]) Geschichte der deutschen Sprache. 1916.

Rasse hat erst im späteren Mittelalter eingesetzt und sich dann allerdings, wie unten ausgeführt werden soll, auch sprachlich bemerkbar gemacht.

Die Bezeichnung „Kolonialstil“ ist für das Hochdeutsch aber dennoch nicht schlecht gewählt. Wie die deutschen Städte der ostelbischen wiedereroberten Länder dadurch gekennzeichnet sind, daß ihre Anlage mächtiger ist, ihre Dome eine gewaltigere Baugesinnung zeigen, wie sich also die „Kolonisation“ als das Werk besonders entschlossener Menschen ausweist, ja geradezu als das Werk einer nordrassischen Auslese (vgl. S. 356), so zeichnet sich auch der „Kolonialstil“ der deutschen Sprache, das Hochdeutsch, dadurch aus, daß es in der Richtung der ersten Lautverschiebung noch entschlossener vorgeschritten ist. Unter den Erbanlagen der nach Süden vorgedrungenen Stämme scheint sich durch Ausleseverhältnisse eine Erbanlage besonders ausgebreitet zu haben, welche durch eine leichte Abwandlung der Sprechwerkzeuge die zweite Lautverschiebung bewirkt hat. Besonders vielsagend ist aber in diesem Zusammenhang die Tatsache, daß auch die Sprache der Langobarden, die bis ums Jahr 1000 in Oberitalien gesprochen worden ist, die zweite Lautverschiebung aufweist, also eine germanische Sprache, die seit früher Zeit sich außerhalb des Zusammenhangs mit den Mundarten der in Deutschland siedelnden Stämme entfaltet hatte. Die Verschiebungsneigung muß auch ihr von alters her eigen und so stark gewesen sein, daß sie sich auch im Fremdgebiet durchsetzen konnte. Unverschoben ist in Deutschland nur die friesische, niederfränkische und niedersächsische Mundart geblieben, nur die Mundarten also des nordwestdeutschen Gebiets, das sich schon zur Zeit der Megalithkultur als besonders neuerungsabhold gezeigt hatte. Sehr bemerkenswert ist es in diesem Zusammenhang, daß die hochdeutsch-niedersächsische Sprachgrenze ungefähr der Südgrenze des ehemaligen Herzogtums Sachsen entspricht (s. Karte I S. 184)[1]. Unverschoben geblieben sind die germanischen Sprachen, die außerhalb des deutschen Heimatbezirks der Verschiebungsneigung gelten: das Englische, das Norwegische, das Isländische und das Schwedische, indessen das Dänische den Beginn einer gewissen Verschiebung zeigt (vgl. S. 373). Da die Sprechweise durch Erbanlagen der Sprechwerkzeuge bedingt ist, scheint sich demnach durch Ausleseverhältnisse innerhalb der germanischen Stämme, welche die zweite Lautverschiebung in ihrer Mundart (bzw. Sprache) durchgeführt haben, eine Erbanlage ausgebreitet zu haben, welche sich im Bereich der niederdeutschen, friesischen, englischen und skandinavischen Stämme nicht verbreitet hat.

Eine sprachliche Erscheinung des 9.—11. Jahrhunderts scheint aber doch schon die Einwirkung nichtnordischen, in diesem Fall d i n a r i s c h e n Blutes zu verraten. Sie ist durch auffällige Umstände gekennzeichnet. Erstens: sie verläuft in einer Richtung, die derjenigen der beiden Lautverschiebungen gerade entgegengesetzt ist; sie macht nämlich aus einem Reibelaut wieder einen Verschlußlaut: das þ wird zu d (vgl. engl. thing = deutsch Ding). Zweitens: dieser Wandel von þ zu d geht um 750 n. Chr. vom bayerischen Süden aus (altbayr. d), dringt ein wenig später in der alemannischen Mundart durch, gewinnt im 11. Jahrhundert die Gebiete der mittel- und niederfränkischen Mundarten und erst im 13. und 14. Jahrhundert die nördlichen Gebiete niedersächsischer Mundart[2]. Es ist sehr bezeichnend, daß der Wandel von der bayerischen Mundart ausgeht: die Bayern hatten in ihren Gräbern am frühesten kurze Schädel gezeigt; sie hatten auf ihrem Einwanderungsweg ostische, ostisch-dinarische und dinarische Gebiete durchschreiten müssen. Frühzeitig muß Österreich und Bayern einem starken Wiedereinsickern

[1]) Die hochdeutsch-niederdeutsche Sprachgrenze verläuft h e u t e von Aachen über Düsseldorf, Kassel, Magdeburg, Lübben a. d. Spree nach Birnbaum.

[2]) Vgl. Kluge, Deutsche Sprachgeschichte. 1921.

der Ostrasse und noch stärkerer Vermehrung dinarischen Blutes von den Alpen her ausgesetzt gewesen sein.

Dinarisch oder dinarisch-ostisch zu deuten ist aber auch die sogen. Diphthongierung: langes i, u und ü wurden zu ei (ai), au und eu (äu). Diese Diphthongierung ist vorgedrungen vom Gebiet der bayerisch-österreichischen Mundarten und zeigt sich dort zuerst im 13. Jahrhundert. Bezeichnend ist, daß auch im Tschechischen, also in einem ebenfalls dinarisch durchmischten Sprachgebiet, u in gewissen Fällen zu au wird, und daß auch in England die Diphthongierung vom Süden her, also aus unnordischem Gebiet, vorgedrungen ist. In Nordengland wie in Niederdeutschland gilt immer noch die Aussprache „Hus"; bis in den Norden hat sich das nicht-nordische „Haus" in beiden Ländern noch nicht durchgesetzt.

Ein Einwand mag sich ergeben: „Hus" gilt auch im Alemannischen, dessen Gebiet heute vorwiegend nicht-nordisch ist. Aber der Einwand wird hinfällig, wenn man ihm die rassenkundlich ebenfalls bezeichnende Tatsache entgegenhält, daß das alemannische Gebiet einem norditalienisch-französisch-alemannisch-niederfränkischen Aussprachekreis angehört, in welchem langes u zu ü geworden ist oder werden will, in welchem, wenn nicht der Lautwandel selbst, so die Neigung dazu, ein Entstehen von au aus u verhindert. In einem großen Teil des alemannischen Gebiets, z. B. auch im Elsaß, gilt die Aussprache „Hüs". Die sprachliche Erscheinung aus u ein ü gebildet zu haben oder bilden zu wollen, gilt im Französischen durchaus und tritt ebenso im Norditalienischen, Alemannischen und Niederfränkischen auf. In einigen französischen Mundarten ist der u-Laut (geschrieben ou) schon fast zu ü geworden[1]). Dieser Aussprachekreis scheint im Gegensatz zu dem vorher betrachteten vorwiegend dinarischen Kreis einem Aussprachekreis vorwiegend ostischer Rasse zu entsprechen (s. Karte I und II). Mindestens wird man einen Aussprachekreis (wie auch Hausformenkreis) stärkster dinarischer und einen Aussprachekreis (wie auch Hausformenkreis) stärkster ostischer Einwirkung umgrenzen können.

Aber nicht nur die Sprechweise einer Rasse oder Rassenmischung wirkt auf die übernommene Sprache ein; auch die Geistesart einer Rasse muß auf eine übernommene Sprache einwirken. Aus solchen Rassenerscheinungen erklärt sich, wie oben (S. 369) ausgeführt wurde, die rasche Besonderung der einzelnen indogermanischen Sprachen und ihre dann sich immer mehr erweiternde Entfernung voneinander. Aus Rassenmischungen erklärt sich aber auch zum Teil die Zerspaltung einer Sprache in Mundarten. Sie wird vielleicht gerade da am größten sein, wo noch verhältnismäßig viel nordisches Blut in einem Volkstum zur starken Ausbildung unterschiedlicher, einzeltümlicher Gestaltungen treibt. Wie reich ist die deutsche Sprache an stark unterschiedenen Mundarten und ebenso die südeuropäischen und westeuropäischen Sprachen, die Sprachen der Völker, welche starke nordische Oberschichten besaßen. — Die slawischen Sprachen indessen haben sich wenig voneinander entfernt, und innerhalb des Russischen z. B. sind die mundartlichen Unterschiede so gering, daß man zu dem rassenkundlichen Ergebnis kommen möchte: eine dünne, aber kräftige nordische Oberschicht habe ihre slawische Sprache den Vorbevölkerungen aufgezwungen und sei dann im Süden und Osten des slawischen Gebiets schnell geschwunden. Die stark mongolisch durchmischten Bevölkerungen hätten sich dann die indogermanische (zur Satemgruppe gehörige) Sprache der nordrassischen Urslawen nach ihrer minder schöpferischen Art zurecht gebildet, dabei aber eigentlich wenig und nur gleichsam im Kleinen abgewandelt: die auffallend vielen Anfügesilben für Verkleinerungsformen und andere einen Begriff leicht

[1]) Auch das zum ü neigende norwegische u wird man in diesem Zusammenhang anführen können.

abwandelnde Anfügesilben weisen vielleicht auf Einwirkungen mongolischen (innerasiatischen) Wesens hin und erinnern an die uralaltaische Sprachform. Aber der Trieb zur Einzeltümlichkeit, die nordische Neigung zur Besonderung, war mit der nordischen Oberschicht geschwunden. Die sich selbst überlassenen nordisch-mongolisch-ostischen Mischlinge gebrauchen die ihnen aufgezwungene Sprache nach deren Anpassung, ohne sie in sich noch einmal einzeltümlich zu Mundarten zu zerspalten. So mögen sich erklären die erhalten gebliebene Altertümlichkeit des Formenbaus der slawischen Sprachen einerseits, ihre Abweichungen von der indogermanischen Grundsprache und vom Urslawischen andrerseits.

Man wird annehmen müssen, daß der sprachliche Ausdruck ostischer Menschen sich durch geringere Gestaltungskraft kennzeichnet und wird die Mundarten europäischer Sprachen daraufhin untersuchen müssen. Äußert sich z. B. in der südwestnorwegischen Mundart die Ostrasse? Äußert sie sich in der Mundart der Auvergne, in der wallonischen Mundart? — Ich glaube einen wesentlichen Unterschied beobachtet zu haben zwischen dem Reichtum, der Ausdrucksfähigkeit und Neuschöpfungsfähigkeit der schwäbischen Mundarten des ziemlich vorwiegend nordrassischen Neckartals und der Wortarmut und Ausdrucksdürftigkeit der Mundarten des ostrassischen Hochschwarzwalds. Auch auf die in bayerischen und schwäbischen Mundarten auftretende Näselung der Selbstlauter wird zu achten sein: sollte sie nicht eine ostische oder ostisch-dinarische Erscheinung sein?[1] — Die Mundartenforschung würde bei rassenkundlicher Einstellung sicherlich viel Einzelheiten solcher Art, deren noch einige anzuführen wären, aufweisen und aufhellen können. Man wird die Mundarten auch deuten können als die Abwandlungen einer Grundsprache, die gewissen Rassenmischungsverhältnissen entsprechen.

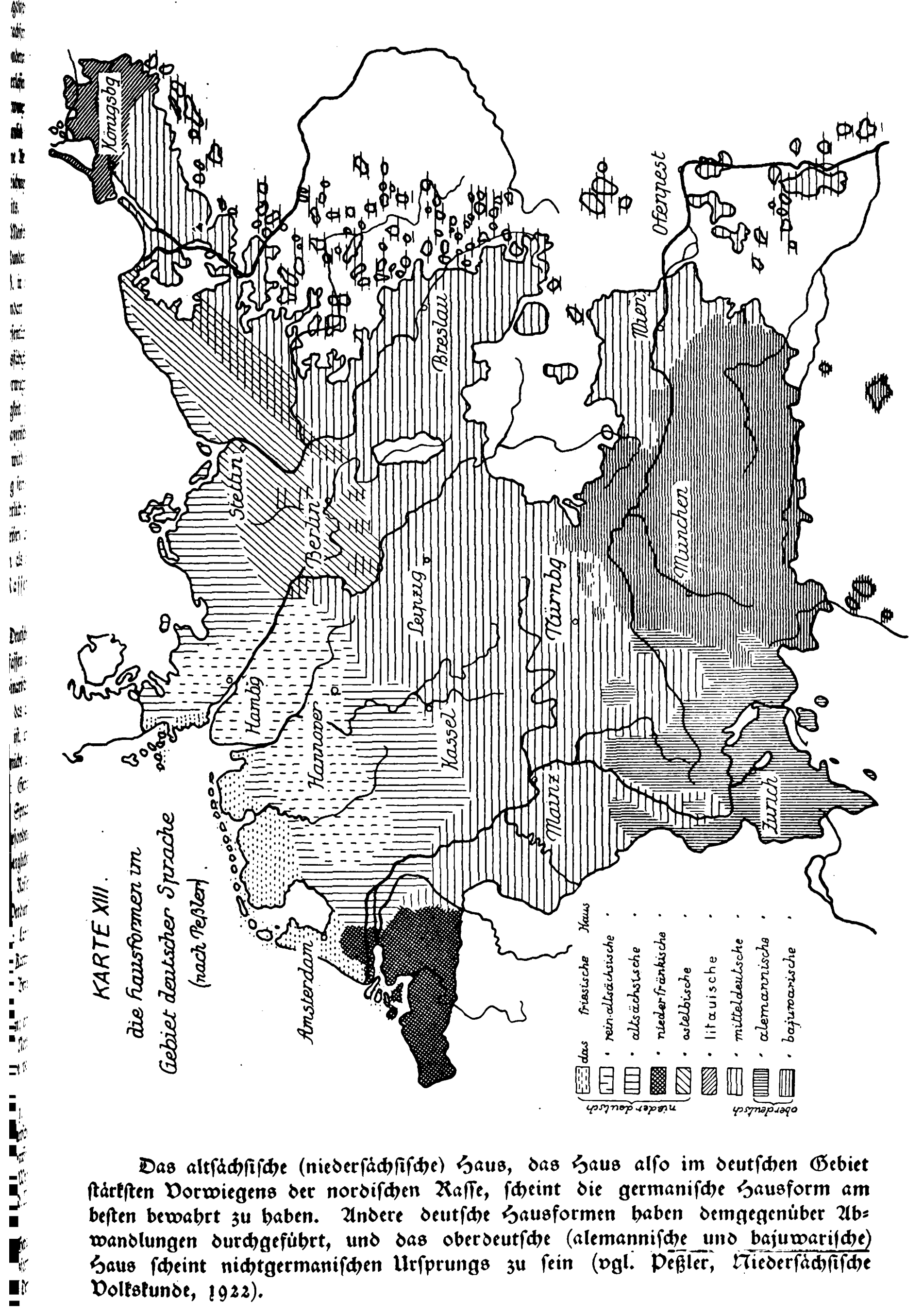
Kann man — worauf die oben betrachteten Lautveränderungen im Deutschen hinweisen sollten — z. B. das heutige Bajuwarische nicht auffassen als dasjenige Deutsch, das auf einem im großen und ganzen vorwiegend dinarischen Gebiet entstanden, das Alemannische nicht als dasjenige Deutsch, das auf einem im großen und ganzen vorwiegend ostischen Gebiet entstanden ist, und das zwischen diesen beiden Mundarten herrschende Schwäbische nicht als dasjenige Deutsch, das auf einem eben noch vorwiegend nordischen Gebiet entstanden ist? Die von Peßler entworfenen Karten[2]) weisen auf die der Sprachwissenschaft erwachsende Notwendigkeit solcher Untersuchungen hin, besonders, wenn die Tatsachen, die aus den Peßlerschen Karten sprechen, mit dem verglichen werden, was der 15. Abschnitt dieses Buches über die Verteilung der Rassen auf dem Gebiet deutscher Sprache ausgeführt hat. — Es ist ein großes Verdienst Peßlers, durch seine Forderung einer „Ethnogeographie" der deutschen Landschaften[3]) zur Betrachtung solcher Fragen aufgefordert zu haben. Seine Karten, die für die Verbreitung der Mundarten und Hausformen[4]) eigenartige Bezie-

[1]) Die Näselung findet sich ja auch im Französischen und Polnischen; eine gewisse Unfähigkeit, genäselte Laute zu sprechen, zeigt sich hingegen in Norddeutschland und ebenso in Skandinavien und England (vgl. die Aussprache von franz. bon als bong), also im vorwiegend nordischen Gebiet.

[2]) In der Zeitschrift „Wörter und Sachen", Bd. III, 1911. Heft 1.

[3]) So vor allem in seinen Aufsätzen „Die Haustypengebiete im Deutschen Reiche", Deutsche Erde, 1908; „Deutsche Ethnogeographie und ihre Ergebnisse", Deutsche Erde, 1909, Heft 7 und 8 und 1910, Heft 1; und „Ziele und Wege einer umfassenden deutschen Ethnogeographie" in „Wörter und Sachen", Bd. III, 1911, Heft 1.

[4]) So möchte man die bajuwarische Hausform als die Hausform im Gebiet stärksten Vorwiegens der dinarischen Rasse erkennen, die alemannische Hausform als die Hausform im Gebiet stärksten Vorwiegens der ostischen Rasse. Dem



Das altsächsische (niedersächsische) Haus, das Haus also im deutschen Gebiet stärksten Vorwiegens der nordischen Rasse, scheint die germanische Hausform am besten bewahrt zu haben. Andere deutsche Hausformen haben demgegenüber Abwandlungen durchgeführt, und das oberdeutsche (alemannische und bajuwarische) Haus scheint nichtgermanischen Ursprungs zu sein (vgl. Peßler, Niedersächsische Volkskunde, 1922).

hungen zur rassenhaften Besiedlung vermuten lassen, zeigen einen Forschungsweg, der zu bedeutsamen Ausblicken führen kann. Sie sprechen durch sich selbst, sodaß ein Verweilen bei ihnen, das innerhalb dieses Buches zu weit von der Hauptuntersuchung ablenken würde, sich erübrigt. Hier sollen ja immer nur die Ausblicke gewiesen werden, die sich von der Rassenkunde her auf das Gebiet des gesamten deutschen Volkslebens erschließen.

Aber nicht nur in den Mundarten einer Sprache, auch in den einzelnen Sprachen Europas wird man den Rassenausdruck der Bevölkerungen erkennen müssen. Entspricht nicht die Geschmeidigkeit der spanischen Sprache am meisten dem Körperausdruck und Wesen der Westrasse? Entspricht nicht das Italienische mit seiner derberen, wenn auch immer noch munter bewegten Kraft einer westisch-dinarisch-ostischen Einwirkung? Entspricht nicht die sizilianische, so erheblich vom Italienischen abweichende Mundart wiederum mehr der reineren Westrasse? Zeigt nicht das Rumänische durch die Erscheinung des Lautausgleichs (der Vokalharmonie) schon den Einfluß uralaltaischer Sprachen, vor allem des Türkischen, und damit auch den Einfluß osteuropäischer Rassenmischungen?

Betrachtet man aber einmal schon das Herauswachsen aller romanischen Sprachen aus dem sogen. Vulgärlatein, so zeigt sich eine Tatsache, die lebhaft an das vorgeschichtliche Entstehen der indogermanischen Sprachen selbst wieder erinnert: die romanischen Sprachen entfalten ihre gänzliche Selbständigkeit in den Jahrhunderten, da in ihren Gebieten germanische Stämme ihre eigenen Sprachen aufgeben und sich fortan selbst der romanischen Sprachen bedienen. Den Sprachwissenschaftern sind schon immer sprachliche Neubildungen aufgefallen, die sich in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten in den germanischen Sprachen und im Vulgärlatein durchsetzen. Eine Einwirkung der beiden Sprachkreise aufeinander ist dabei keinesfalls anzunehmen, weshalb auch die Sprachwissenschaft keine Erklärung für diese auffallenden Übereinstimmungen finden konnte. Einer rassenkundlichen Betrachtung liegt es sehr nahe, daran zu denken, daß sich hier innerhalb zweier Sprachen die Geistesart der gleichen Rasse ausgedrückt hat. So führen Latein und Deutsch etwa zu gleicher Zeit die Neuerung durch, daß sie das persönliche Fürwort (ich, du, er, usw.) beim Zeitwort gebrauchen (dessen Endung die Person ja schon angab)[1]. Zwischen 350 und 750 setzt sich im Vulgärlatein (aus dem die romanischen Sprachen entstehen) und in den germanischen Sprachen die umschreibende Vergangenheitsform mit dem Hilfszeitwort „haben" durch (nicht mehr feci, sondern ego habeo factum). Zu gleicher Zeit tritt in beiden Sprachgebieten die umschreibende Leideform mit „werden" bzw. „sein" auf (nicht mehr amo, sondern amatus sum „ich werde geliebt"). Auch in den Lautgesetzen gleichgerichtete Neuerungen, so wenn im 5. und 6. Jahrhundert sowohl im gallischen Vulgärlatein wie im Germanischen durch Auslautkürzungen aus Zweisilbigkeit Einsilbigkeit, aus Dreisilbigkeit Zweisilbigkeit der Wörter entsteht. Andere Erscheinungen könnten angeführt werden[2]), die alle eine Einwirkung des gleichen Geistes in zwei getrennten Sprachen bezeugen und so immer wieder auf das nordische Blut hinweisen[3]). Mit dem verstärkten Einströmen germanischen, nordischen Blutes

---

helleren Mainneckarzustrom nordischer Rasse und der schwäbischen Mundart etwa entsprechend zeigt sich ein südlich gerichtetes Vordringen der mitteldeutschen Hausform. Das deutsche Gebiet stärksten Vorwiegens der nordischen Rasse zeigt die altsächsische Hausform (vgl. Karte XIII).

[1]) Letzter Rest der älteren Ausdrucksweise in unserem: „danke", „bitte" statt „ich danke", „ich bitte".

[2]) Vgl. Kluge, Deutsche Sprachgeschichte, 1921, § 27.

[3]) Schon de Méril (Essai philosophique sur la formation de la langue

durch die Völkerwanderung entstehen dann die starken Besonderungen im Vulgärlatein; erst die einzeltümliche Neigung nordischer Rasse treibt das noch wenig geschiedene Vulgärlatein zu sich trennenden, einzeltümlichen Sprachgestaltungen, zu den getrennten romanischen Sprachen. Es ist z. B. bezeichnend, wie gerade etwa vom 7. bis zum 10. Jahrhundert auf dem Gebiet des heutigen Frankreichs die Lauterscheinungen sich durchsetzen, die das bestimmt abgesonderte Französisch und das bestimmt abgesonderte Provenzalisch erstehen lassen (ältestes französisches Sprachdenkmal 842 n. Chr.). Das nordische Blut der jetzt in der angenommenen romanischen Sprache heimisch gewordenen Germanen hat seine schöpferische Kraft auch an der übernommenen Sprache betätigt. Die romanischen Sprachen (Rumänisch, Italienisch, Ladinisch, Provenzalisch, Französisch, Katalanisch, Spanisch, Portugiesisch) können auch in ihrem Bau und Geist das Rassentum der germanischen Stämme nicht verleugnen. Der vorwiegend nordrassische Dante hat den Grund gelegt zum heutigen italienischen Sprachbau.

Am Beispiel gewisser Erscheinungen der russischen Sprache und der rumänischen Sprache ist darauf hingewiesen worden, wie innerasiatischer (uralaltaischer) Geist auf indogermanische Sprachen eingewirkt hat. Das Umgekehrte, eine Einwirkung nordischen — oder sprachwissenschaftlich gesagt: indogermanischen — Geistes auf eine nichtnordische Sprache soll sich am Finnischen nachweisen lassen und zwar in seinem Sprachbau selbst und nicht nur darin, daß das Finnische viele germanische Fremdwörter schon der urgermanischen Sprachstufe entnommen hat. Diese Einwirkung würde dem entsprechen, daß das finnische, ursprünglich also mongolische (innerasiatische) Volkstum außergewöhnlich viel nordisches Blut in sich aufgenommen hat. Schon aus dem starken Zuschuß nordischen Blutes im finnischen Volkstum ließe sich schließen, daß die Sprachart nordischer Rasse, der indogermanische Sprachgeist, auf das Finnische eingewirkt haben muß.

Eine solche Einwirkung ließe sich in geringem Maß auch am Türkischen nachweisen, das in seinem Satzbau durch persischen Spracheinfluß indogermanische Einwirkung zeigt. Ein solcher Einfluß hätte vielleicht nicht stattfinden können, wenn das türkische Volkstum nicht so gründlich mischrassig wäre und nicht wirklich auch nordisches Blut in sich aufgenommen hätte. Aufschlußreich ist aber die Tatsache, daß das Ungarische, das äußerlich soviel reiner und fremdwortfreier ist als das mit arabischen, persischen, griechischen und sonstigen Fremdwörtern verunreinigte Türkisch, daß das äußerlich verhältnismäßig so reine Ungarisch seinem inneren Bau, seinem Sprachgeist nach, Erscheinungen aufweist, die sich nicht anders deuten lassen denn als eine Entfremdung von seinem ursprünglich rein uralaltaischen Wesen, nicht anders deuten lassen denn als eine begonnene innere Indogermanisierung. Die uralaltaischen Sprachen drücken an ihrem „Zeitwort“, d. h. an der Wortart, die dem indogermanischen Zeitwort entspricht, die Verneinung, die Zeiten, das wechselseitige (reziproke) Verhältnis usw. mit unselbständigen Anfügesilben aus. Das Ungarische hingegen hat in indogermanischer Weise ein selbständiges Wort für „nicht“, es hat ein Hilfszeitwort für die Zukunftszeitform usw. Das Ungarische besitzt zwar noch eine Anfügesilbe für die Zukunftszeitform, aber diese Ausdrucksweise veraltet immer mehr. Noch einige Beispiele, vor allem aus dem Gebiet des Satzbaus, ließen sich angeben, die alle dartun, wie sich in der ungarischen Sprache ein gewisser Wandel feststellen läßt, eine Wendung des Sprachgeists zum Geist

française, 1852) hat auf solche Einwirkungen des Blutes hingewiesen, indem er ausführte, die Germanen im Gebiet der römischen Sprache hätten fortgefahren, „deutsch zu denken, was sie lateinisch ausdrückten“.

der indogermanischen Sprachen hin. Auffällig ist auch die Erscheinung, daß finnischem p und k ungarisch f und h entspricht; das deutet auf einen Lautwandel, der sich ganz im Sinne der germanischen Lautverschiebungen vollzogen hätte. — Dem entspricht nun der rassische Befund des ungarischen Volkstums, dieses ursprünglich mongolischen (innerasiatischen) Volkstums, das aber seit seiner Ansiedlung in Europa neben ostischem und dinarischem auch immer wieder nordisches Blut in sich aufgenommen hat und das von Völkern indogermanischer Sprache umgeben ist.

So muß einem Rassenwandel, der sich innerhalb eines Volkstums vollzieht, ein Wandel im Sprachgeist des Volkes nachfolgen. Jeder Rasse kommt eine bestimmte sprachliche Ausdrucksweise zu. Hätte es Eroberungszüge, Wanderungen und Einsickerungen nie gegeben, so besäße jede Rasse ihre besondere Sprachart; die Schichtung der Rassen in einzelnen Volkstümern führt dazu, die ursprünglich klaren Beziehungen von Rasse und Sprache zu verdunkeln, führt zum Aufgeben arteigener Sprachen einmal durch unterworfene Schichten, ein andermal durch allzu dünne Herrenschichten[1]). Wo in einem rassisch verhältnismäßig einheitlichen Mischgebiet, wie z. B. in Ostasien, zwei Spracharten wie die fügende uralaltaische und die (aus ursprünglicher fügender Sprachart entstandene?) einzelsilbige (monosyllabe, isolierende) Sprachart des Chinesischen nebeneinander vorkommen, wird man auch auf eine frühere deutliche Rassenzweiheit schließen dürfen.

Die arteigene Sprache der dinarischen Rasse muß man sich nach der Art der kaukasischen (alarodischen) Sprachen vorderasiatischer Rasse vorstellen, also als Sprache fügender Art (jedoch nicht von der fügenden Art uralaltaischer Sprachen[2]). Die arteigenen Sprachen der westischen Rasse hingegen möchte ich eingestellt erblicken in einen weiteren Sprachenkreis, der die indogermanischen, semitischen und hamitischen Sprachen umfaßt und möchte somit als einander entsprechend erblicken: die nordische Rasse und die indogermanischen Sprachen, die westische Rasse und die ursprünglichen Sprachen der Bevölkerungen vorwiegend westischer Rasse (z. B. das Iberische, Ligurische und vielleicht das Minoische), die orientalische Rasse und die semitischen Sprachen, die hamitische (äthiopische) Rasse und die hamitischen Sprachen. Nur innerhalb des Kreises dieser vier schlanken, langschädligen, schmalgesichtigen, schmalnäsigen, weichhaarigen Rassen und von diesem Kreis ausgehend zeigen sich Sprachen, die ein grammatisches Geschlecht besitzen (vgl. Karte IX, S. 224).

Sehr aufschlußreich müßte werden eine Entzifferung der sogen. minoischen Schriftdenkmäler, die man auf Kreta gefunden hat und die bis heute noch niemand lesen kann. Sie würden vielleicht eine arteigene Sprache westischer Rasse ergeben. Einzelne Bevölkerungen vorwiegend westischer Rasse hätten somit die sprachliche Zugehörigkeit zu umfassenderen Sprachkreisen zweimal gewechselt, so die Etrusker, die erst ihre arteigene Sprache aufgegeben hätten zugunsten einer Sprache, die ihnen von Menschen vorderasiatischer Rasse überbracht wurde, dann diese angenommene Sprache später wieder aufgegeben hätten zugunsten der indogermanischen Sprache der Italiker (Römer). Die Basken hingegen hätten ihre arteigene Sprache westischer Rasse zwar auch aufgegeben, dann aber die angenommene kaukasische (alarodische) Sprache vorderasiatischer Rasse bis heute beibehalten.

In den Uranfängen kommt jeder Rasse ihre besondere S p r a c h a r t zu. Sobald Mischungen und Schichtungen entstehen, verwirren sich die Bezie-

---

[1]) Vgl. hierzu den Aufsatz von Reche, „Rasse und Sprache“, Archiv für Anthropologie, N. F. 18, 1921.

[2]) Winkler, La langue basque et les langues ouralo-altaïques. 1917.

hungen[1]), und schließlich mag sich eine Rasse nur noch durch ihre besondere Sprechweise verraten, durch diese aber, da sie im rassischen Bau der Sprechwerkzeuge begründet ist, wird sie sich auch deutlich noch verraten müssen[2]). Nur muß die Sprachwissenschaft zur Aufdeckung solcher Verhältnisse einmal die Einsicht in das Mitwirken des Rassentums bei sprachlichen Wandlungen gewonnen haben[3]).

Zum Schluß dieses Abschnitts darf eine veraltete sprachwissenschaftliche Annahme, die sich außerhalb sprachwissenschaftlicher Kreise immer noch mit Zähigkeit hält, nicht unerwähnt bleiben, nämlich die Annahme von der Herkunft der indogermanischen Sprachen aus Asien. Die indogermanischen Sprachen sollten sich etwa von der Pamirhochfläche her ausgebreitet haben. Zu dieser Anschauung war man im Beginn des 19. Jahrhunderts dadurch gekommen, daß man die Sprache der alten Inder entdeckt und kennen gelernt hatte. Man fand in ihr, da ihre ältesten Sprachdenkmäler, die Veden, ins zweite vorchristliche Jahrtausend zurückreichen, überhaupt das altertümlichste indogermanische Sprachzeugnis und eine so altertümliche Gestaltung einer indogermanischen Sprache, daß man das Altindische gleichsam für die indogermanische Ursprache selbst hinnahm, oder wenigstens für eine Sprache, die sich von der indogermanischen Grundsprache kaum entfernt hätte. Daher versuchte man nun, die andern indogermanischen Sprachen aus dem Altindischen abzuleiten. Die Unvollkommenheit der damaligen Sprachforschung konnte allein solche Versuche möglich machen. Man war dazu noch befangen in den Anschauungen der alttestamentlichen Überlieferung von einem Entstehen aller menschlichen Gesittung in Asien. Man dachte an das Zweistromland, an andere asiatische Gebiete, und kam schließlich aus sprachlichen und anderen Scheingründen auf die Hochfläche von Pamir. Von dorther sollten „die Indogermanen" mit Ausnahme der Inder nach Westen und Nordwesten gewandert sein.

Unter der Wirkung solcher Behauptungen der Sprachforscher suchten nun auch Vorgeschichtsforscher, Archäologen und Anthropologen nach diesen „indogermanischen" Völkern, und als z. B. Sergi die jungsteinzeitliche Einsickerung der Ostrasse über die Alpen nach Italien nachgewiesen hatte, erklärte er, diese Einsickerung müsse die Einwanderung der Indogermanen, in diesem Fall also der Italiker, gewesen sein (vgl. S. 259). Aber die unvoreingenommen forschende Anthropologie konnte, je mehr neue Funde zutage traten, desto weniger mit den Behauptungen der Sprachwissenschaft anfangen. Die widersprüchliche Lage der Vorgeschichtsforschung äußerte sich in dem spöttischen Satz des Rassenforschers Broca: „Woher stammen die europäischen Rassen? Aus Europa. Woher stammen die europäischen Sprachen? Aus Asien."

Während die Archäologie immer deutlichere Zeugnisse der nordwesteuropäischen Herkunft aller Gesittungen der indogermanischen Völker entdeckte, kam die Sprachwissenschaft infolge der falschen Grundanschauung nicht vorwärts.

---

[1]) Wie die Rassenforschung vorgehen kann, um Beziehungen zwischen Rasse und Sprache aufzudecken, zeigt die Arbeit von Struck: Somatische Typen und Sprachgruppen in Kordofan, Ztschr. f. Ethnologie, Bd. 52/53; 1920/21.

[2]) Mach, Prinzipien der Wärmelehre (1900): „Wenn auch nicht ganze Worte angeboren sind, sind doch für die Rasse charakteristische Lautelemente angeboren."

[3]) Die arteigenen Sprachen der hamitischen (äthiopischen) Rasse sind die hamitischen Sprachen (vgl. Meinhof, Die Sprachen der Hamiten, 1912); die arteigenen Sprachen der negerischen Rasse sind die einzelsilbigen (monosyllaben) Sudansprachen (vgl. Westermann, Die Sudansprachen, 1911, und Struck, Der Schlüssel der Sudansprachen, Allg. Missions-Zeitschrift, Bd. 40, 1913, Heft 8 u. 9.

Endlich fand man aber auf rein sprachwissenschaftlichem Weg, daß das Griechische in mancher Hinsicht altertümlicher sei als das Altindische, und entdeckte schließlich, daß das Litauische diejenige indogermanische Sprache sei, die der indogermanischen Ursprache in vieler Hinsicht noch heute am allernächsten stehe. Diese Eigenschaft des Litauischen hätte ebenso zu einer Festlegung der indogermanischen Urheimat auf das Gebiet des litauischen Volkstums führen können. Indessen war jetzt durch die inzwischen ermöglichte Vergleichung des Wortschatzes aller indogermanischen Sprachen und durch die sich hieraus ergebenden Schlüsse auf den ältesten Wortbestand nachgewiesen worden, daß als Urheimat der indogermanischen Stämme, aus welcher sich der älteste Wortbestand der indogermanischen Sprachen erklären lasse, nur ein mitteleuropäisches Gebiet in Betracht kommen könne und zwar eines, das „an Ost- oder Nordsee oder an beide Meere"[1]) heranreiche. Mühelos glich sich jetzt dieser Anschauung die Vorgeschichtsforschung an. Die heutigen sprachwissenschaftlichen Annahmen über die Ursitze indogermanischer Stämme sind unschwer etwa mit den Ergebnissen Schuchhardts[2]) zu vereinen. Wohl sind die einzelnen Erscheinungen der Vorgeschichte und der Sprachwissenschaft noch nicht alle bis ans Ende klar verfolgt, aber die neugewonnenen Einsichten in die nordwesteuropäische Urheimat der indogermanischen (nordrassischen) Völker, bzw. ihrer Führerschichten, müssen alsbald zur Lösung noch mancher bisher ungelösten Frage führen.

Aus allen obigen Ausführungen geht hervor, daß man heute sehr wohl sagen könnte: indogermanisch gleich nordrassisch. Es empfiehlt sich aber, nordisch und indogermanisch nicht wahllos gleichzusetzen, und nordisch der Rassenkunde, indogermanisch der Sprachwissenschaft zuzuweisen; denn immer ist zu bedenken, daß heute indogermanische Sprachen von vielen Völkern gesprochen werden, die kaum noch nordisches Blut haben[3]).

Es wird eine Aufgabe der Sprachwissenschaft sein, aus der Vergleichung der indogermanischen Sprachen jetzt gleichsam den Begriff einer nordrassischen Grammatik zu bilden, als deren einzelne Abwandlungen dann die Grammatiken der einzelnen indogermanischen Sprachen erscheinen würden. Der Begriff einer nordischen Grammatik erhält für uns seine Klärung aus der Betrachtung der Idee, des Urbilds, indogermanischer (nordischer) Sprachgestaltung. — Wir könnten schließlich auch nach dem Urbild ostrassischer Sprachart forschen; denn sicherlich ist dem Geist der Ostrasse ein besonderer Sprachgeist zuzuweisen, wenn sich dieser ostische Sprachgeist heute auch nicht in einer bestimmten Sprache äußert, sondern nur noch in der Einwirkung auf die von der Ostrasse angenommenen, ihr aber artfremden indogermanischen Sprachen äußern kann. Zu Recht besteht der Begriff einer nordrassischen Sprachform. Sind die indogermanischen Sprachen Schicksalsantworten auf Schicksalsfragen, die nordrassischen Stämmen gestellt worden sind, so muß aus dem gemeinsamen Geist all dieser Antworten der nordische Sprachgeist klar zu erkennen sein. Noch ist die indogermanische Sprachwissenschaft allzusehr Wortforschung und Darstellung der Lautgesetze. Aber all diese Einzelforschungen werden ihr schließlich die Einsicht erschließen in den nordischen Geist, der

---

[1]) Much, Deutsche Stammeskunde. 1920.

[2]) Alteuropa. 1919.

[3]) Dennoch weist selbst heute noch auf die nordische Rasse „auch die Gegenprobe: es gibt keine andere Rasse, die allen oder auch nur den meisten indogermanischen Völkern gemeinsam ist, es kommt also gar keine andere Rasse als Schöpferin des Sprachtypus [der indogermanischen Sprachen] in Betracht". (Reche, Rasse und Sprache, Archiv f. Anthr. N. F. Bd. 18, 1921.)

sich unvergleichlich schöpferisch in all diesen indogermanischen Sprachen geoffenbart hat [1]).

Zweifellos hängt die Schöpferkraft der nordischen Rasse und ihre Fruchtbarkeit an schöpferischen Männern auch damit zusammen, daß diese Rasse sich durch ihre ganze Geschichte in ihren Hauptvölkern in arteigenen Sprachen ausdrücken konnte. Man darf vielleicht weiter sagen: die starke dichterische Begabung der deutschen Stämme mag damit zusammenhängen, daß die deutsche Sprache innerhalb der germanischen Sprachen an Reinheit, Ausdrucksmacht und Fülle am wenigsten verloren hat. Wohl hat auch sie Verluste erlitten (Verluste, die übrigens von der Sprachforschung immer wieder gelegentlich als „Fortschritte" gedeutet werden). Auch die deutsche Sprache hat an Formenreichtum eingebüßt, ist dadurch wohl „praktischer" geworden, nicht aber zeugender an Geist. Der Formenreichtum der alten indogermanischen Sprachen beweist ja gerade die außergewöhnliche Begabung der nordischen Rasse, beweist die Durchdringung ihres Sprachstoffs mit einem Geist gedanklichen Beherrschens, mit einem Geist klaren Schauens und kräftigen Sichtens. Es ist kein Zweifel: ein europäisches Volk unserer Zeit wäre dessen nicht fähig, die Schöpfung einer dieser alten Sprachen auch nur nachzudenken, geschweige denn aus eigenem Geist in sich zu zeugen.

Aus dem hohen, strengen und klaren Aufbau der alten indogermanischen Sprachen läßt sich ersehen, daß die landläufige Vorstellung, die Völker der Urzeit müßten Sprachen „primitivster" Art gesprochen haben, Sprachen, die sich über halbtierische Nachahmungen und halbmenschliche Ansätze zu notdürftigen Verständigungslauten, über „Urlaute", nicht viel erhoben hätten — daß solche landläufigen Anschauungen der Wahrheit am fernsten stehen. Es ist sehr zu bedenken, ob wirklich auch in der seelischen Beherrschung der Welt durch den Menschen ein „Fortschritt" stattgefunden habe. Hiezu diene der Hinweis auf die überragende Geistesgröße, die ein Rassentum ausgezeichnet haben muß, damit aus ihm die indogermanischen Sprachen hervorgehen konnten. Was einige Sprachwissenschafter als Fortschritt innerhalb einer Sprache bezeichnen, könnte ebensogut als Rückschritt und Entartung gedeutet werden, als die langsame Angleichung einer ursprünglich formenreichen, geistesmächtigen Sprache an Völker, deren geistige Gaben im gleichen Maß abnehmen, wie das nordische Blut unter ihnen schwindet. Die indogermanischen Sprachen sind entstaltet worden in dem Maße, wie das Rassentum der indogermanischen Völker sich trübte, und wenn diese Sprachen „Fortschritte" gemacht haben, so nur die Fortschritte, die zu ihrer platteren Allgemeinbenützung geführt haben, die dazu geführt haben, aus Sprachen, die den Geist zu gedanklicher Herrschaft erziehen, solche Sprachen zu machen, deren Benützung möglichst wenig anstrengt.

Wenn diese Auffassung auch einseitig sein mag — da ja doch nicht übersehen werden darf, daß in den indogermanischen Sprachen an Stelle absterbender sprachlicher Formen in manchen Fällen Neubildung sprachlicher Formen stattfand — wenn die obige Darstellung auch, um die Dinge scharf hervortreten zu lassen, in mancher Hinsicht einseitig sein mag, so gibt die Betrachtung der Geschichte der indogermanischen Sprachen doch die Gewißheit, wie wertvoll es immer bleiben

[1]) Ein Sprachwissenschafter, mit dem ich Einzelheiten aus diesem Abschnitt besprach, führte mir etwa aus: Die Sprachwissenschaft wird, nachdem die Vorgänge im Leben mancher Sprache heute weitgehend erhellt sind, nun danach fragen müssen, was denn diese Vorgänge bedeuten. Z. B.: was bedeutet es, daß von zwei der gleichen Grundsprache entstammenden Sprachgruppen die eine gegen gewisse lautliche Einwirkungen sehr empfindlich, die andere ganz unempfindlich ist?

wird, die zur Erkenntnis des Geisteslebens drängende Jugend — nur von dieser sehr geringen Minderheit gilt dies[1]) — in den alten Sprachen zu unterweisen und ihr sowohl Griechisch wie Latein, vor allem aber Altdeutsch, Altenglisch und Altisländisch so zu erschließen, daß hierdurch nicht etwa Bildungsstoff angehäuft, sondern ein vertiefter Lebensmut geschaffen werde. Auch hier gilt, was oben (S. 289) bei Betrachtung des Griechentums gesagt wurde: wenn wir, vor allem wir Deutsche als Glieder eines nordrassisch-bedingten Volks, einmal gelernt haben, das nordische Rassentum auch im Bau der einzelnen alten Sprachen, vor allem der altgermanischen Sprachen, klar zu erkennen, dann wird die Beschäftigung mit diesen Sprachen endlich aus einer gelehrten Angelegenheit ein neu erschlossener Bezirk werden unserer Erkenntnis und Selbsterkenntnis.

21. Die gegenwärtige Lage des deutschen Volkstums vom Standpunkt der Rassenkunde aus betrachtet.

Die Darstellung hat sich mit dem 19. Abschnitt der Gegenwart genähert, die sich rassenkundlich als ein Zeitalter der Allvermischung darstellt. War früher die Vermischung der europäischen Rassen nur sehr langsam vor sich gegangen, hatten früher noch ziemlich scharfe Grenzen bestanden zwischen Gebieten vorwiegend nordischer und solchen vorwiegend ostischer Rasse (vgl. S. 360), so kam etwa mit dem 19. Jahrhundert ein Zeitalter sich schnell steigender Vermischung herauf. Die Städte, diese eigentlichen Orte der Vielvermischung, wuchsen an; die Freizügigkeit erlaubte stärkere Umwandlungen der Besiedelungsverhältnisse; die Landflucht führte Bewohner aus rassisch ziemlich einheitlichen Gegenden in die Allvermischung der Städte hinein. Aber nicht nur die Zunahme der Allvermischung läßt sich feststellen; feststellen läßt sich vor allem die für Europa und für Deutschland so wichtige Tatsache, daß die Nordrasse deutlich im Schwinden ist. Eine starke Abnahme des nordischen Blutes erfuhr Deutschland sicherlich durch die Auswanderung nach überseeischen Ländern, besonders nach Nordamerika. Die Auswandernden waren aber meistens nordischere Menschen; der ostische Mensch ist der seßhafte, der nordische der wanderlustige und wagemutige. Die seelischen Eigenschaften der Nordrasse lassen gerade diesen Teil der Bevölkerungen am ehesten auf Auswanderung sinnen. Das Deutsche Reich hat „während des 19. Jahrhunderts Millionen von Auswanderern nach Amerika abgegeben, in den achtziger Jahren jährlich etwa 200000 Menschen; und es ist nicht unwahrscheinlich, daß auf die dadurch bedingte Gegenauslese zum Teil

[1]) Von der ganz überwiegenden Mehrheit unserer Jugend gilt, daß man endlich aufhören möge, ihren Lebensgang mit der toten Bürde der heute für nötig erachteten Stoffmenge sprachlich-geschichtlicher „Bildung" zu belasten. Es scheint ein Gesetz des Völkerlebens zu sein: je mehr sprachlich-geschichtliche „Bildung", desto weniger Mut zur Schöpfung, je weniger Geschichtelung (Historizismus), desto mehr Schaffens- und Zukunftslust. Ich habe (1920) geschrieben, „daß die englische Bildung, die auf Lebensführung zielt, wahrscheinlich doch tauglicher ist — mögen sich auch viele deutsche Gebildete über die englische Bildung erhaben fühlen" (Ritter, Tod und Teufel. Der heldische Gedanke). Heute hat sich mir diese Einsicht noch viel mehr bestärkt. (Ich füge dies hinzu, um mit obigem Hinweis auf die alten Sprachen genau verstanden zu werden.)

der eigentümliche Mangel an „Zivilkurage", den schon Bismarck bei den Deutschen beklagte, zurückzuführen ist. Auch die Passivität und Friedfertigkeit der modernen Skandinavier, welche gegenüber früheren Jahrhunderten in die Augen springt, dürfte wenigstens zum Teil auf die starke Auswanderung, welche in den letzten Jahrhunderten aus Skandinavien stattgefunden hat, zurückzuführen sein"[1]). Aber die Auswanderung ist nur eine Teilerscheinung des Entnordungsvorgangs. Die Entscheidung in allen Fragen des Rassenwandels der Völker drückt sich zumeist in der Geburtenziffer der einzelnen Volksbestandteile aus. Alle Anzeichen aber deuten auch hierin auf eine sehr beschleunigte Entnordung. In Württemberg (Heilbronn) hat Schliz beobachtet, daß zwischen 1876 und 1898 eine deutliche Abnahme der Blonden stattgefunden hat. Die Abnahme scheint in Deutschland nicht so rasch vor sich zu gehen, wie sie in Frankreich vor sich gegangen ist und weiter vor sich geht (vgl. S. 348). Aber wenn der von de Lapouge erwähnte Übergang des volkstümlichen Geschmacks von den wertvollen mittelalterlichen Volksschauspielen zum Tingeltangel, zum „Filmdrama" und zu ähnlichen Erscheinungen wirklich den Rassenwandel im Geschmackswandel anzeigt, so gilt das von de Lapouge Gesagte für Deutschland ja nicht minder als für Frankreich. Daß der gleiche Wandel für England ebenso gilt, nur daß dort weniger die Ostrasse als die Westrasse die nordische Rasse abzulösen begonnen hat, ist von englischen Forschern festgestellt worden (vgl. S. 329).

Die nicht-nordischen Rassen Europas haben die höhere Geburtenzahl für sich, die Nordrasse die niedrigere Geburtenzahl gegen sich. Wie rasch sich bei solchen Wandlungen der Geburtlichkeit der Bevölkerungsverhältnisse verschieben, soll folgende Betrachtung zeigen:

„Angenommen, in einer Bevölkerungsgruppe A gelangten von jedem Ehepaar im Durchschnitt drei Kinder wieder zur Fortpflanzung, in einer Bevölkerungsgruppe B dagegen vier. Wenn die durchschnittliche Dauer der Generationen 33 Jahre betrüge und zu einer gegebenen Zeit die beiden Gruppen je die Hälfte der Bevölkerung ausmachten, so würde doch schon nach 100 Jahren die Gruppe A nur noch 28% der Bevölkerung ausmachen, die Gruppe B dagegen 72%; und nach 300 Jahren würde das Zahlenverhältnis 7:93% betragen.

„Aber auch wenn die Zahl der Kinder, welche zur Fortpflanzung kämen, in beiden Gruppen gleich wäre, z. B. vier, die Generationendauer aber verschieden wäre und zwar in Gruppe A 33, in der Gruppe B 25 betrüge, würden sich starke Verschiebungen in der Zusammensetzung der Bevölkerung vollziehen. Das Verhältnis, welches zu Anfang als 50:50 angenommen wurde, würde nach 100 Jahren 33:67 und nach 300 Jahren 11:89 sein.

„In Wirklichkeit haben nun jene Gruppen, die eine schnellere Generationenfolge haben, in der Regel zugleich auch eine größere Kinderzahl, was z. T. einfach eine Folge des früheren Heiratsalters ist. Würden also in Gruppe A von jeder Familie im Durchschnitt drei Kinder nach 33 Jahren

[1]) Lenz in Baur-Fischer-Lenz, Grundriß II, 1923.

Jahren zur Fortpflanzung kommen, in Gruppe B aber vier Kinder nach je 25 Jahren, so würde das Verhältnis 50:50 nach 100 Jahren in 17,5:82,5 und nach 300 Jahren in 0,9:99,1 umgewandelt sein.

„Diese Unterschiede bleiben hinter den wirklich in unserer Bevölkerung vorkommenden sogar noch zurück. Das ist der Weg, auf dem Rassen verschwinden. Man hat sich wohl den Kopf zerbrochen, weshalb die Mehrheit der heutigen Deutschen den Germanen der Völkerwanderung nicht gleicht. Zur Erklärung des Dahinschwindens der Germanen genügt vollauf ein scheinbar so geringfügiges Zurückbleiben in der Fortpflanzung hinter Bevölkerungselementen von anderer Herkunft, die zunächst gar nicht besonders zahlreich gewesen zu sein brauchen" [1]).

Wie kam es aber zu der niedrigen Geburtenzahl innerhalb der Nordrasse? — Festgestellt ist, daß die höheren Stände im Durchschnitt verhältnismäßig mehr nordisches Blut haben, als die unteren. Festgestellt ist aber auch, daß gerade die höheren Stände und unter ihnen gerade die begabtesten Schichten die geringste Vermehrung aufweisen. Alle Anzeichen weisen darauf hin, daß in den abendländischen Völkern gerade die tüchtigsten Familien, die Familien mit den besten Erbanlagen, schnell aussterben: Je höher die Bildung und gesellschaftliche Stellung, und je höher die geistige Begabung, desto geringer ist durchschnittlich die Zahl der Nachkommen, *sodaß also bei weiterem Verfolgen der bisherigen Ausleserichtung ein ziemlich rascher Rückgang der Begabung unseres Volkes die unausbleibliche Folge ist* [2]). Für die Betrachtung dieses Abschnitts ist es nun von entscheidender Bedeutung, daß die aussterbenden Familien und die Familien, die weniger als vier Kinder haben — der schwedische Erblichkeitsforscher Fahlbeck hat als „Erhaltungsminimum" einer Menschengruppe die Zahl von vier Kindern auf eine Ehe angegeben — gerade die nordischen oder nordischeren Familien sind. Ist einmal solch ein verhängnisvolles Fortpflanzungsverhältnis in einem nordrassisch-bedingten Volk eingetreten, so hat *dieses Volk den Weg zu seinem Niedergang eingeschlagen.* Das muß, wenn kein Wandel geschieht, zum „Untergang des Abendlandes" führen, auf den zuerst aufmerksam gemacht zu haben das große Verdienst des Grafen Gobineau ist. Die Vergleichung der Geburtenziffern der einzelnen Völker spricht eine deutliche Sprache: „Wenn man die Geburtenziffern der verschiedenen europäischen Länder vergleicht, und sie in Beziehung zu der Rassenmischung der Bevölkerung setzt, so zeigt sich unverkennbar, daß die Länder, in denen die nordische Rasse überwiegt, im allgemeinen viel geringere Geburtenziffern haben als jene, in denen

---

[1]) Lenz in Baur-Fischer-Lenz, Grundriß der menschlichen Erblichkeitslehre und Rassenhygiene, Bd. II. 1921.

[2]) So sagt auch der (zur sozialdemokratischen Partei gehörige, also nicht etwa zur Begünstigung des Ansehens der oberen Stände neigende) Sozialhygieniker Grotjahn (Geburtenrückgang und Geburtenregelung. 1921): „Ohnehin muß ja der jetzt bestehende Zustand, daß die Ergänzung der oberen Kreise weniger durch eigene Vermehrung, sondern durch Aufsteigen Einzelner aus den unteren Schichten vor sich geht, im Laufe der Zeit mit Sicherheit zu vollständiger Auspowerung [Verarmung] der Nation an Tüchtigen, Begabten und Willensstarken führen."

andere Rassen überwiegen. So nimmt die Geburtenziffer in Europa von Osten nach Westen und von Süden nach Norden ab, also umgekehrt wie der Anteil der nordischen Rasse an der Bevölkerung. Die vordenkliche Sinnesart der nordischen Menschen veranlaßt diese zu weitgehender Beschränkung der Kinderzahl[1]).

Aber nicht nur in der Wagrechten der europäischen Länder zeigt sich dieses Zurückbleiben der nordischen Rasse in der Kinderzahl, sondern, wie betrachtet, auch in der Senkrechten der Ständeschichtung (vgl. S. 153 und S. 156). „Das beständige Hineinströmen der nordischen Elemente in die wohlhabenden und gebildeten Klassen vermindert deren Kinderzahl unter den notwendigen Ersatz. Aus der Bevölkerung des Landes und der niederen Stände kann noch eine ziemliche Zeit hindurch nordisches Blut nachströmen, aber allmählich muß es sich ja, da ja auch die Kriege vornehmlich nordische Elemente vernichten, erschöpfen und versiegen. Das betroffene Volk sinkt langsam von seiner Höhe“[2]). So zeigt sich heute gerade eine Gegenbewegung gegen die südlich und östlich gerichteten nordischen Völkerwellen der Vorgeschichte und Geschichte: damals ein Abströmen nordischen Blutes von Nordwesteuropa aus in minder nordische und nicht-nordische Gebiete; heute ein Abströmen minder-nordischen und nicht-nordischen Blutes nach Nordwesteuropa[3]).

Es wäre dringend zu wünschen, daß einmal die Ursachen des — durch die Änderung in der Geburtlichkeit der einzelnen Rassen verursachten — Rassenwandels innerhalb der nordrassisch-bedingten Völker eingehend untersucht würden. Die Anfänge und Blütezeiten dieser Völker und so auch des deutschen Volkes kennzeichnen sich durch eine Fortpflanzungsrichtung, die der Vermehrung der nordischen Rasse günstig ist; die Spätzeiten durch eine solche, die der Vermehrung der nicht-nordischen Volksbestandteile günstig ist.

Wann hat sich in Deutschland der Übergang vollzogen von der höheren Geburtlichkeit der vorwiegend nordischen zur höheren Geburtlichkeit der vorwiegend ostischen Volksteile? — Das läßt sich nach dem heutigen Stande der Forschung nicht sicher sagen. Anzunehmen ist, daß sich ein ziemlich jäher Wandel im Fortgang der Entnordung vollzogen hat durch den Übergang der handwerklichen Zeit in die Zeit der Großbetriebe, welcher Übergang in Deutschland ins 19. Jahrhundert fällt und sich sehr schnell und entschieden vollzogen hat.

Das handwerkliche Zeitalter war ja gekennzeichnet durch einen bestimmten Wettbewerb der einzelnen werktätigen Menschen, einen Wettbewerb, der geradezu dahin führen mußte, dem urteilsfähigen und auch im Kleinen schöpferischen Menschen Familiengründung und hohe Kinderzahl

[1]) Lenz in Baur-Fischer-Lenz, Grundriß II, 1923.

[2]) Ploetz, „Sozialanthropologie“ im Band „Anthropologie“, Kultur der Gegenwart, Teil III, Abt. V. 1923.

[3]) Dem entspricht die Beobachtung, die mir ein aus der Lüneburger Heide Stammender mitgeteilt hat, daß nämlich in seinem Heimatort die neu hinzugezogenen Einwohner fast immer aus südlicheren Gegenden stammen und meistens auch dunkler und kleiner seien als die Einheimischen. Der Bevölkerungsstrom drängt so aus den Gebieten höherer in die Gebiete niedrigerer Geburtenziffer.

zu ermöglichen. Gerade der zwar hastlose, aber tätige und vorausschauend besonnene Mensch, der Mensch der Stäte, war derjenige, dessen Aufkommen und Fortpflanzung die Zeiten begünstigten. Es scheint, als ob das Blut der ostischen Rasse, der minder-schöpferischen, minder-urteilsfähigeren, damals geradezu oft ausgemerzt worden sei, als ob ostische Menschen durch den Einzelwettbewerb vielfach verhindert worden seien, eine Familie zu gründen. Nur in den Zufluchtsgebieten, welche die Ostrasse seit der germanischen Völkerwanderung innehatte, scheint sie gediehen zu sein, und von dort aus konnte sie sich, da und dort langsam einsickernd, nur ganz allmählich weiter verbreiten.

Die Ausleserichtung innerhalb des Volkstums mußte sich aber wandeln, sobald das sogen. Industriezeitalter auch für Deutschland be-

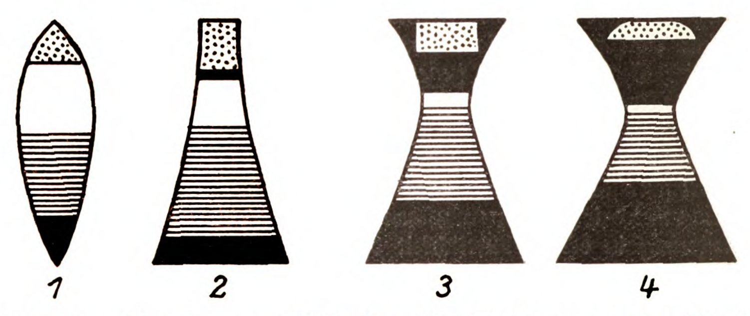


Abb. 411. (Aus Lundborg, Rassenbiologische Übersichten und Perspektiven.)

Bildliche Darstellung der Bevölkerungszunahme und des Bevölkerungswandels bei einem Volk, das industrialisiert wird und entartet (nach Lundborg).

Die hellen Teile bedeuten Bauernstand und Mittelstand.
Die getüpfelten Teile bedeuten die führenden Schichten.
Die gestrichelten Teile bedeuten den Arbeiterstand.
Die schwarzen Teile bedeuten die Entarteten in Ober- und Unterschicht.

gonnen hatte. Dieses Zeitalter konnte den einzeltümlichen Menschen nicht mehr brauchen, es brauchte Massenmenschen, und diese konnten urteilslos und gänzlich unschöpferisch sein, sie fanden jetzt sich steigernde Löhne. Man kann wohl sagen, daß das Zeitalter der Großbetriebe den Massenmenschen geradezu züchten mußte. Es begannen „die Versündungen der Industrie gegen Rasse und Volksgesundheit“, wie sie Lundborg[1]) eindringlich dargestellt und durch eine Zeichnung zu verdeutlichen versucht hat. Auch der Urteilsloseste fand jetzt Anstellung und die Möglichkeit zur Familiengründung. Mit dem Industriezeitalter scheinen die hohen Geburtenziffern der vorwiegend ostischen Menschen eingesetzt zu haben. Es steht ja fest, daß schon in den volkstümlichen Vorstellungen die „Proletarier“ (vom lat. proles = Nachkommenschaft) und durchaus nicht nur diese, sondern auch die Menschen der Masse und des urteilslosen Spießbürgertums aller Stände immer nicht-nordische Menschen sind (vgl. S. 157).

[1]) Lundborg, Rassenbiologische Übersichten und Perspektiven. 1921.

Sehr schnell scheint sich der Rassenwandel gerade im 19. Jahrhundert vollzogen zu haben, und reißend schnell muß sich die Entnordung des deutschen Volkstums weiter steigern, falls keine erwachende Einsicht zu entgegenwirkenden Maßregeln führt. Der Rassenwandel wird besonders deutlich, wenn man Bilder von Menschen und Menschengruppen aus dem Beginn, ja noch aus der Mitte des 19. Jahrhunderts vergleicht mit entsprechenden Bildern aus gegenwärtiger Zeit. Da fällt auf, wie unter Bildern von Lehrkörpern, Studentenvereinigungen, Vereinen, politischen Versammlungen, Familientagungen usw. noch vor 50—70 Jahren viel mehr nordische oder vorwiegend nordische Menschen zu finden waren, als heute unter entsprechenden Menschengruppen zu finden sind. Bildersammlungen aus dem Beginn oder der Mitte des 19. Jahrhunderts überraschen immer wieder durch das durchschnittlich viel nordischere Aussehen der damaligen Menschen. Auffällig ist auch das nordische Aussehen vieler auf Grabdenkmälern dargestellter Menschen. Selbst wenn man ermißt, daß unter den Dargestellten die höheren Stände mit ihrem größeren Anteil nordischen Blutes überwiegen, fällt es auf, daß in den gleichen gesellschaftlichen Schichten heute bei weitem nicht mehr so viel nordisches Blut zu finden ist. Von großem Einfluß auf den Bevölkerungswandel war im 19. Jahrhundert die (besonders seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bemerkliche) Mehrung des Wohlstandes der Bevölkerung, an der besonders die nordischere Schicht der Bevölkerung teilnahm. Aber „schon eine kleine Vermehrung des Reichtums genügt, um die Geburtenziffer zum Sinken zu bringen“[1]). So haben verschiedenerlei Ursachen: Drang nach geistigen Gütern, Geltungsbedürfnis (sich ausdrückend in dem die Kinderzahl herabdrückenden „standesgemäßen Auftreten“), Wahl angesehener, aber mit verhältnismäßig niedrigem Erwerb verbundener Berufe, Spätehen — solche Ursachen haben gerade in den nordischeren Schichten die Geburtenziffer bei wachsendem Wohlstand rasch erniedrigt. Man begegnet ja auch immer wieder vorwiegend nordischen Menschen, besonders nordischen Mädchen, die ihre ganze Kraft für soziale Tätigkeiten einsetzen — Tätigkeiten, die den nichtnordischen Bevölkerungsteil besonders begünstigen — und dabei ehe- und kinderlos bleiben. So wird man seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht nur eine sich steigernde Zunahme des nicht-nordischen Bluts, sondern auch eine sich steigernde Abnahme des nordischen Bluts feststellen können.

Der Rassenwandel innerhalb des deutschen Volkstums mußte sich im 19. Jahrhundert ebenso stark im Wandel des Schönheitsbildes bemerkbar machen. Man kann vielleicht sagen, daß gerade unsere Zeit oder schon die Zeit etwa seit der Mitte des 19. Jahrhunderts in der Geschichte des deutschen Volkes den Augenblick darstelle, wo sich auch im Schönheitsbild der Rassenwandel langsam vollzieht: die Abwendung vom Bilde des nordischen Menschen. War auch schon frühzeitig — wann und von wo ausgehend? — im Volkslied das „schwarzbraune Mägdlein“ besungen worden — in England entspricht dem „the nutbrown maid“ — also da

[1]) Niceforo, Anthropologie der nicht-besitzenden Klassen. 1910.

und dort einmal ein nicht-nordisches Schönheitsbild aufgestellt worden, so zeigen doch ältere volkstümliche Anschauungen, Erzählungen, Sagen, Märchen und Abbildungen deutlich die Vorherrschaft des nordischen Schönheitsbildes, das ja bei öffentlichen Anlässen wie Wandgemälden aus der Geschichte, Denkmälern, Münzen, Geldscheinen aller europäischen Länder (vgl. auch wieder die 20 Mk.-Reichsbanknote vom 4. November 1915 und die 50 Mk.-Reichsbanknote vom 23. Juli 1920) auch heute noch immer wieder durchbricht. Es scheint, als ob in der Kunst das nordische Schönheitsbild (das bei der Darstellung bestimmter Einzelmenschen sich begreiflicherweise nicht immer durchsetzen kann) etwa bis zum Ende der romantischen Richtungen der deutschen Kunst gegolten hätte. Der Impressionismus brachte dann den Beginn desjenigen Wandels, in welchem sich die Gegenwart befindet. Jetzt wurden zum erstenmal häßliche Menschen, d. h. nach bisheriger Anschauung zumeist: unnordische und mischlingshafte Menschen, „interessant" und darstellenswert befunden. Ja, man kann bei Betrachtung der Kunst des 19. Jahrhunderts und der Gegenwart geradezu von einer gewissen Umstellung des bildnerischen Geschmacks auf ostische, ja sogar auf ausgesprochen mongolische Züge sprechen. Am wenigsten macht sich dies heute vielleicht noch in der Bildhauerkunst bemerkbar. Der Geschmackswandel zeigt sich z. B. auch darin, daß sich unter den Bildern von Schauspielern und Schauspielerinnen aus der Mitte des 19. Jahrhunderts und auch noch der darauffolgenden Jahrzehnte eine so große Anzahl von Bildnissen nordischer oder vorwiegend nordischer Menschen finden, wie sie die heutige Bühne nicht mehr zeigt. Mir ist sogar aus der Zeit des herrschenden Naturalismus der Fall bekannt, daß eine vorwiegend nordische Schauspielerin einmal Anstellungsschwierigkeiten deshalb begegnete, weil sie, deren Begabung man nicht leugne, nicht häßlich sei. Zu solchen Wandlungen des Geschmacks hat besonders der sog. Naturalismus des ausgehenden 19. Jahrhunderts beigetragen.

Mit dem Wandel des Geschmacks geht immer ein Wandel der Auslese einher: beides steht in Wechselwirkung und steigert sich gegenseitig. Es fällt auf, wie viele nordische oder vorwiegend nordische Frauen heute unverheiratet bleiben, während andrerseits Mädchen ostischer Art heute meist schon sehr früh geheiratet werden. Dem mag auch dies zugrunde liegen, daß gerade das Weib ostischer Rasse öfters einen gewissen Jugendreiz (beauté de diable) besitzt, einen wohl häufig stark sinnlich wirkenden Reiz, der ihm etwa zwischen dem 17. und 23. Lebensjahr anhaftet, bevor es dann verhältnismäßig früh altert[1]). Auch scheint das ostische Weib geschlechtlich einerseits minder wählerisch, andererseits vielfach gerade zu nordischen Männern heftig hingezogen zu sein. Solche Umstände müßten

[1]) Vgl. hierzu Abb. 133 gegenüber Abb. 134. Auch die Abb. 133 Dargestellte ist auf Jugendbildnissen ganz „hübsch". Solche Anwandlungen nordischer oder vorwiegend nordischer Menschen, wie sie Euphorion (in Goethes Faust II.) ausspricht: „Schlepp ich her die derbe Kleine, Zu erzwungenem Genusse", mögen öfters zu ehelicher Bindung mit den „derben, kleinen" ostischen Mädchen führen und somit zur Rassenmischung. Das nordische Mädchen ist oft bis in die Zwanzigerjahre hinein fast überschlank und sieht auch bei bestentwickelter Muskelkraft oft sehr zart aus, nie aber „derb".

ja gerade im städtischen Leben unserer Zeit sehr schnell zu einer besonderen bevorzugenden geschlechtlichen Auslese ostischer Menschen führen. Menschen mit ausgesprochen ostischer Geschmacksrichtung scheinen heute nicht selten zu sein. Zur Ausmerzung der nordischen Rasse mag im heutigen Leben weiter beitragen, daß das nordische Weib vielfach ein gemessenes, strenges oder überlegeneres Seelenleben zeigt, daß auch seine leibliche Schönheit weniger „reizt“, da das nordische Weib gerade in den für die Rasse bezeichnenden Fällen vielfach „kühler“ zu sein scheint und schwieriger zu gewinnen. Die Zeitumstände haben es aber vor allem in den größeren Städten mit sich gebracht, daß der Geschmack bei der Gattenwahl mehr auf das Gefällige und Bequeme oder auf das Nur-sinnliche gerichtet ist als auf die Eigenschaften, welche für das nordische Weib bezeichnend scheinen[1]). —

Solche Betrachtungen über Geschmackswandel und Zeitgeist mögen dazu überführen, daß in diesem Schlußabschnitt einmal ein weiterer Umblick zu erreichen versucht wird, ein Umblick, der über das Wissenschaftliche hinaus die Betrachtung der Wechselwirkungen zwischen Rassenwandel und Zeitgeist ergeben soll. Da zeigt sich denn in großen Umrissen sehr deutlich, wie tatsächlich auf allen Gebieten das 19. Jahrhundert ein eigentliches Mischlingszeitalter eröffnet hat. Der Wandel im Kunstgeschmack ist erwähnt worden. Man kann wohl sagen, daß fast auf allen Gebieten die nach der Romantik eingeschlagenen Geistesrichtungen vom nordischen Wesen hinwegleiten mußten. Ein Teil der seelischen Eigenschaften des nordischen Menschen wird im Lauf des 19. Jahrhunderts vielfach „unpraktisch“ für denjenigen, der „vorwärts kommen“ will. Sehr bezeichnend ist in dieser Hinsicht ein Schlagwort, das in jenem Zeitgeschlecht der Dreißigerjahre des 19. Jahrhunderts aufkam, in jenem Geschlecht des „jungen Deutschlands“, der Heine, Börne, Gutzkow, Büchner usw. Die Literaten damaliger Zeit pflegten von vielen als nichtgeistreich verachteten Menschen spöttisch und mitleidig zu sagen: „Kein Talent, doch ein Charakter.“ — Was durch ein solches Wort als Talent gepriesen wurde und heute noch oft gepriesen wird, ist der sog. geistreiche Mensch, der Mensch, der den welschen esprit als hohen Wert achtet und pflegt, der Mensch zugleich, der als „interessant“ gilt und gelten will, als schillernd und beweglich und „entwicklungsfähig“. Ist dieser Mensch nicht zugleich der eigentliche Mischling oder mindestens doch der unnordische

[1]) Die Gegenwart scheint nicht-nordisch zu wählen, „auszulesen“, während die Vergangenheit nordisch gerichtet war. So sagt z. B. in einem mittelalterlichen französischen Gedicht ein Mädchen zu einem um sie werbenden Ritter mit Stolz, sie sei „zwar arm, aber blond“. Viele wegen ihrer „Schönheit“ — und das hieß früher: wegen ihres besonders nordischen Aussehens — auffallende Mädchen niederen Standes wurden so in höhere Stände vermählt. Das zeigt die Betrachtung von Bildern solcher Frauen. Umgekehrt galt dunkles Haar als unschön, und kam es in den herrschenden Ständen vor, so wurde der betr. Dunkelhaarige, wie es eine französische Chronik gegenüber dem Schwarzen Prinzen tut, gleichsam entschuldigt als „zwar dunkel, aber doch schön“. Während bis etwa in die Mitte des 19. Jahrhunderts die nordische Frau als „schön“ galt, muß dann ein Geschmackswandel, eine Abkehr vom Bild der nordischen Rasse, begonnen haben.

Mensch? — Was in dem mitgeteilten Wort als „Charakter" mißachtet und bemitleidet wird, das ist der einfache, gerade Mensch, der Bauer, der Mensch der Stäte, der klaren Willensrichtung, des festen Urteils und der Wandellosigkeit — mit all dem zugleich der nordische Mensch.

So mag dieses Wort den Augenblick anzeigen, in welchem das Zeitalter sich seelisch vom nordischen Wesen und überhaupt von jeder Artrichtung abwandte, und zugleich körperlich der Allvermischung entgegenging. Die Welt des 19. Jahrhunderts entstand, eine eigentliche Mischlingswelt. Immer mehr wandte man sich ab von den klargefügten, einheitlichen Anschauungen der früheren Geschlechter. Der Mensch wurde entwurzelt, er geriet in die Welt der Großstadt und hatte den tausenderlei verwirrenden Einflüssen keine bestimmte Artrichtung mehr entgegenzusetzen, und der Geist der Großstädte wurde in ganz Mittel- und Westeuropa herrschend. Dieser Geist löste im Lauf des 19. Jahrhunderts auch die Glaubensbindungen auf, die bis dahin fast das ganze Volk (bis auf einige mehr oder weniger einflußlose „Freigeister") bestimmt hatten. Es ist aber auffällig, wie die Lösung der Glaubensbindung mit einer Verminderung der Geburtenziffer übereinstimmt. Da sich die Bindung durch den Glauben innerhalb der protestantischen Kirche am meisten lockerte, bildete sich im 19. Jahrhundert auch der bedeutungsvolle Unterschied aus zwischen der niedrigeren Geburtenziffer der Protestanten und der höheren Geburtenziffer der Katholiken, der sehr bald die zahlenmäßige Verteilung der beiden Bekenntnisse entscheidend ändern muß (vgl. S. 386/87). Da die verhältnismäßig nordischsten Gebiete Deutschlands im großen und ganzen zugleich die protestantischen sind, da zudem die Protestanten sich verhältnismäßig mehr in den oberen Volksschichten finden, zeigt sich die Entnordung so auch in Wechselwirkung mit Wandlungen des Glaubenslebens [1]).

Aber nicht nur in Glaubensdingen, sondern überhaupt auf allen Gebieten ging das 19. Jahrhundert auf eine Lösung der geschichtlich erwachsenen Bindungen aus, in allen Dingen den Einzelmenschen betonend und schließlich auch den fragwürdigsten Menschen ein Gefühl ihrer Besonderheit, ja Einzigartigkeit erweckend. Es ist sehr bezeichnend, daß fast alle geistigen Strömungen des 19. Jahrhunderts schließlich den „differenzierten", d. h. den uneinheitlichen, geistreich oder geistreichelnd zwiespältigen Menschen am höchsten werteten. Die sog. seelische Zerrissenheit erhielt einen hohen Marktwert. Es ist bezeichnend für das 19. Jahrhundert, daß es schließlich geradezu „problem"-süchtig wurde. Es gab nichts, was jetzt noch eigentlich feststand, alles wurde „Problem". Die Menschen fanden keine aus reiner Artung und aus entschiedenem Artwillen stammende Entscheidung mehr in den Dingen des sittlichen Urteils, des Geschmacks und überhaupt der Weltanschauung (vgl. hingegen S. 305!). Hatten die

[1]) Die protestantische Kirche hat (im Gegensatz zur katholischen) die Bedeutung der Geburtenziffer bisher nicht begriffen, mindestens noch nicht entsprechend gehandelt. Ihr mußte eigentlich der Gedanke der Erbgesundheitslehre (Rassenhygiene) unmittelbar aus ihrer Geschichte einleuchten, da ja aus dem kinderreichen protestantischen Pfarrhaus immer wieder bedeutende Männer des deutschen Volkes hervorgegangen sind.

Frühzeiten nordisch-bedingter Gesittungen mit ihren Heldendichtungen, mit der Ilias, dem Beowulf, dem Nibelungenlied, geradezu erzieherisch gewirkt, indem sie als Wunschbild und Vorbild den Helden ihres Stammes, den reingearteten, vor jedem neuen Geschlecht aufstellten; so schien es jetzt für die Dichtung und Geschichtsschreibung nichts anziehenderes zu geben, als die Schilderung der „Symptome des Untergangs". Man verfolgte eingehend den allmählichen Untergang eines Geschlechts, die allmähliche Selbstzersetzung eines Menschen, man schilderte immer wieder den haltlosen Menschen, der sich nie entscheiden kann und oft mit irgend einer Flucht sein Leben endet. Romane erschienen, deren Titel schon darauf hinwiesen, daß hier ein Mensch „zwischen den Rassen" stehe. Es schien schließlich, als werde aller Untergang, alle Selbstzersetzung eines Unentschiedenen, alles Mischlingstum, jede Wurzellosigkeit, für die Darstellung unvergleichlich wertvoll, während jede Entschiedenheit, jede klare Geltung, jeder einheitliche, jeder reinrassige Mensch als langweilig, eng, „uninteressant" und einfältig angesehen wurde. Dahin mußte die Abkehr von der einheitlich nordisch-bedingten Lebensauffassung früherer Zeiten notwendig führen.

Dazu kam, der weiteren Entwurzelung und Verwirrung dienend, die einseitig-naturwissenschaftliche Einstellung des 19. Jahrhunderts oder mindestens der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und innerhalb dieser naturwissenschaftlichen Zeitanschauung die auch in unserer Zeit durchaus noch nicht überwundene übertriebene Betonung der Umwelteinflüsse, hervorgerufen durch den Glauben an eine Vererbung erworbener Eigenschaften. So sah sich der Mensch schließlich im Geiste der herrschenden materialistischen Anschauungen als stoffbedingt, erklärte sich selbst aus der Zusammensetzung seiner Nahrung, lernte alles „naturwissenschaftlich" betrachten und vor allem alles „erklären". D i e s e Umwelt und Lebensweise erzeugte d i e s e Menschen, j e n e Umwelt und Lebensweise j e n e Menschen. Kurzköpfe entstanden im Gebirge, dortselbst auch Lautverschiebungen; Langköpfe entstanden beim Ackern, Kurzköpfe beim Reiten. Das ganze menschliche Leben löste sich auf in eine Reihe von stofflichen Einwirkungen und Auswirkungen. Die sittlichen Werte wurden ihrer Entstehung und Wandlung nach „erklärt". In Kürze sah der Mensch sich selbst und alle Erscheinungen als „relativ" an; in der Naturwissenschaft begriff er sich als stoffbedingt, in den Geisteswissenschaften als geschichtlich-bedingt. Schließlich begriff er seine eigenen und alle anderen „Überzeugungen" als ein Ergebnis aus „Entwicklungen" und als einzige Gewißheit hätte ihm, wenn er es einmal folgerichtig bedacht hätte, eigentlich nur die bleiben können, daß die „Entwicklung" ohne irgend ein Zutun von selbst von „Fortschritt" zu „Fortschritt" führe, da durch Ausmerzung der Unangepaßten sich alle Lebewesen immer mehr anpassen würden. — So kam auf allen Gebieten eine bezügelnde (relativistische) Betrachtung auf — auf allen Gebieten, denn das 19. Jahrhundert machte unmittelbar aus seinen naturwissenschaftlichen Kenntnissen Weltanschauungen mit naturwissenschaftlichen Sittenlehren.

Es ist hier nicht so sehr die Frage, ob die beschriebene Forschungsrichtung den richtigen oder den falschen Weg geführt hat, jedenfalls hat

die für das 19. Jahrhundert so bezeichnende oberflächliche Verbreitung naturwissenschaftlichen Wissens — bei gleichzeitiger Zurückdrängung der philosophischen Besinnung und Auflösung der Glaubensbindungen — viel dazu beigetragen, die überlieferten und als Überlieferung nordisch-bedingten Anschauungen zu beseitigen. Wohl standen der Naturwissenschaft wie den Geisteswissenschaften auch Wege offen zur Betrachtung der Rassenfragen, ja sogar zur Ausbreitung mancher sich aus dieser Betrachtung ergebenden Lehren. Aber die Zeitströmung hatte eine entgegengesetzte Richtung genommen; mindestens betonte man rassenkundliche Erkenntnisse nicht. Der Zeitgeist war der Betrachtung rassischer Zusammenhänge abhold und hatte den Menschen durch „individualistische" Gedankengänge so vereinzelt und aus jeder Verwurzelung so herausgelöst, daß die Betrachtung der weiten Zusammenhänge der Geschlechterfolge, der Vererbung, der Rassenmischung, ebenso unzeitgemäß war wie die Versenkung in die Zusammenhänge des Einzelmenschen mit seinem Volkstum oder die Zusammenhänge von Rasse und Volkstum oder irgendwelche ernstere Betrachtung der menschlichen Gemeinschaftsformen überhaupt. Der Mensch des 19. Jahrhunderts fühlte sich, wenn er überhaupt andere als stoffbedingte Zusammenhänge zugab, schließlich nur noch als Einzelmensch für sich selbst verantwortlich, ja er steigerte sein Einzelmenschentum mit Wörtern wie „Individualismus" oder „Persönlichkeitskultur" („Sei du") zu laut-auftretenden Weltanschauungen. Gänzlich verloren war jetzt alles Verantwortungsgefühl des Einzelnen gegenüber dem Geschlecht, aus dem er stammte oder gar der Rasse, der er angehören mochte. Die Betrachtung des Wesens des Volkstums war vielfach unzeitgemäß; man sah höchstens noch den Staat und diesen meist nur als eine Art Wirtschaftsform und Verwaltungsgebiet.

Gleich wichtig waren nun einheimische und fremde Gesittungsgüter, ja das „Exotische" wurde schließlich besonders gepflegt und gewertet[1]. Ein Durcheinander und eine wirre Folge der Stile begann, und man konnte „asiatisch" fühlen und malen, konnte die Baustile aller Völker und Zeiten verwenden. Das Fremdeste wirkte schließlich als der größte Reiz, indessen das Heimische als reizlos und langweilig galt. Man wechselte seine Hinneigung zu fremden Gütern oft sehr rasch. Bei all dem mußten den Menschen gerade die Eigenschaften hindernd im Wege stehen, welche eigentlich nordisch sind: die Besonnenheit, das ruhige Urteil. Jetzt mußte der nordische Mensch selbst unzeitgemäß werden. Das seinem besonnenen, urteilsuchenden Wesen gerade entgegengesetzte „Zeitalter der Presse" war herrschend geworden. Man hat es oft beobachtet und oft beklagt, daß

[1] Und noch in neuester Zeit wieder erwartet man aus zugleich geschichtelnder (historizistischer) und artungsverwischender Denkweise von einer „Weltkunst", zu der die „Geistigen" aller Erdgebiete beizutragen hätten, also von einer Verkennung und Verwischung aller Grenzen eine „Umwertung der Kunstgeschichte" und eine „auf menschlicher Einigung" zu begründende „Kunstkultur", einen neuen „Weltstil". Auffällig ist es, daß viele der Schriftsteller, die sich um die „künftige Weltkultur" mühen, jüdischer Herkunft sind. Dem jüdischen Volk droht ja auch tatsächlich durch „internationale" Bestrebungen der Untergang nicht, weil es als einziges Volk durch sein besonderes Blutbewußtsein vor Auflösung geschützt ist.

in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und in unserer Zeit immer wieder geistig bedeutende Männer dem eigentlichen Leben ihres Volkes fern geblieben seien, diesem ihre Einsichten vorenthalten hätten und sich irgendwie hinter gelehrter oder sonstiger beruflicher Arbeit fast verborgen hätten. Waren das nicht in vielen Fällen Männer nordischen Wesens, die mit der hastenden Ziellosigkeit eines Zeitalters, das nie zu einem klaren Urteil kam, nicht mitleben konnten? Gerade der nordische Mensch mußte sich wohl vielfach vor dem Schwall eines Zeitalters zurückziehen, das schließlich aus einer „Umwertung aller Werte" in die andere stürzte. Dieses bezeichnende Schlagwort des 19. Jahrhunderts war ja bei Nietzsche nicht etwa irgendwie auflösend oder rassisch zersetzend gemeint; im Gegenteil: von Nietzsche hätte geradezu eine erbgesundheitliche und nordrassische Wiederbelebung ausgehen können („Nicht nur fort sollst du dich pflanzen, sondern hinauf. Dazu diene dir der Garten der Ehe"), wenn seine Weltanschauung schon grundsätzlich mehr gewesen wäre als eine Betonung des Einzelmenschentums [1]). Aber die Umwerter fingen an, sich zu drängen und zu verdrängen, nachdem einmal ein solches Schlagwort gefallen war und was „umgewertet" wurde, entwertet wurde, war vielfach das Ererbte, das Arteigene, war sehr oft die nordische Artung und Anschauung selbst.

Das Ende des 19. Jahrhunderts sah dann eine Marktschreierei des Umwertens und der neuesten Anschauungen und sah „Propheten" seltsamster Art. Nun gab es Literaten, die sich öffentlich rühmen konnten, keinen „Charakter" zu haben, sondern so „reich" zu sein, daß sie „viele Charaktere" in sich vereinigten; und man konnte aus ihren Handlungen und Worten auch in der Tat niemals irgend einen Charakter ablesen. Solche Geisteshaltung aber wurde anerkannt und vielfach maßgebend, und wieder war es eine Geisteshaltung, die der nordischen entgegengesetzt sein mußte. Ein Fichte hat noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts aus nordischem Geist gesagt: „Charakter haben und deutsch sein ist ohne Zweifel gleichbedeutend" und hatte den Sinn der Deutschheit im Streben nach nordisch-germanischem Geist gesehen. Jetzt war diese Bahn längst verlassen. Es kam kein Menschenbild auf, welches anzeigt, daß ein Mischlingszeitalter hereingebrochen war, und dieses Menschenbild fand und findet weiteste Empfehlung: „Der Dostojewskische Mensch." Die Betrachtung dessen, der ihn gezeichnet hat, des großen Dostojewski, tut hier nichts zur Sache. Was in diesem Zusammenhang wichtig ist, das ist die Geltung desjenigen Menschenschlags, welcher der Dostojewskische Mensch genannt worden ist. Er ist entsprechend seiner russischen Heimat der eigent-

---

[1]) Auch hat ja gerade Nietzsche in stärkster Weise eingewirkt auf einen besonders leidenschaftlichen Aufruf zu einer Hochzüchtung: Haiser, Im Anfang war der Streit. Nietzsches Zarathustra und die Weltanschauung der Altertümer, 1922. — Nietzschesche Gedanken (die Bemühung um „Die große Gesundheit") sind auch bei Rassenhygienikern unserer Tage deutlich zu spüren. Hätte Nietzsche nicht eine Schreibweise gepflegt, der gegenüber fast nur ausgesprochene Zuneigung oder ausgesprochene Abneigung möglich zu sein scheint, so wäre er, dem durch Richard Wagner mancher Gedanke Gobineaus zugekommen ist, vielleicht einer der einflußreichsten Erwecker des rassischen Ertüchtigungsgedankens geworden.

liche Mischling, in dem nordische und mongolische Art sich kreuzen, sich widersprechen, sich gegenseitig bekämpfen und wieder verbinden. Der Dostojewskische Mensch ist der „interessanteste“ Haltlose, den die artverwirrten Menschen des gegenwärtigen Zeitalters finden konnten, denn all die Haltlosigkeiten dieses Menschenschlags haben zugleich den Anschein besonderer „Tiefe“ des Empfindens. Der Dostojewskische Mensch, den das Zeitalter so wichtig nimmt, findet als Mischling immer mehrere Möglichkeiten des Empfindens und Handelns in sich. Er ist morgens ein anderer als abends, er demütigt sich heute bis in den Staub, sich als Elenden und als Schwächling bezichtigend, und morgen überhebt er sich, indem er Gott und die Welt verlästert; beides gilt dem Zeitalter auch als Kennzeichen des „religiösen Menschen“. Als „religiöser Mensch“ wird ja in neuzeitlichen Anschauungen oft der betrachtet, der es betont und durch seine Handlungen zu bekräftigen sucht, daß zwischen Sittlichkeit und Religion keinerlei Beziehungen walteten. Diese — in philosophischer Betrachtung wichtige — Scheidung dient aber dem „russischen Menschen“ vielfach dazu, seine aus Zwiespältigkeit kommenden Handlungen, die er selbst nachträglich in einer anderen Stimmung oft nicht mehr begreifen kann, als einen Ausdruck gottgewollter Wirrnis zu deuten. Aus all solcher Wirrnis aber soll ihn schließlich die „Liebe“, diese Liebe des „russischen Menschen“, befreien und lösen. Was aber hier Liebe und Menschheitsliebe genannt wird, trägt wieder das Kennzeichen artverwischender Allverzeihung und grenzenlosen Allverstehens, Kennzeichen des Mischlingstums und Kennzeichen der Entartung, an sich. Meist ist die „Dostojewskische Liebe“ für einen Menschen, der entschieden zu leben trachtet, mit einer solchen Abstandslosigkeit, einem solchen Mangel an Abstandsgefühl verbunden, daß sie beleidigend wirken muß. Dieser „Liebe“, wie diesem „Menschentum“ haftet durch das Mischlingstum, aus dem sie stammen, immer eine gewisse Unentschiedenheit und Grenzverwischung an, die jeglichen Drang zur Ertüchtigung eines Einzelnen und eines Volkes verkümmern lassen müssen. Hermann Hesse hat in seinem Buch „Der Blick ins Chaos“ (1920) auf das Herannahen dieses „russischen“ Menschentums hingewiesen. Er mußte, da ihm die rassischen Bedingungen solcher Wandlungen nicht bewußt geworden sind, dem sich anzeigenden „Chaos“ gegenüber zu einer gewissen schwächlichen Verzichtstimmung kommen.

Aber „der russische Mensch“ wird immer wieder als ein Vorbild empfohlen, und von ihm wird sogar die „religiöse Erneuerung“ Europas erwartet[1]). Solch eine Gestalt mußte auch tatsächlich in dem Augenblick auftauchen, da eben durch die Entnordung Europas und Deutschlands den aus Asien hereindrängenden Menschen und Geistesrichtungen die Führung des Geisteslebens zufallen will — wenn man von „Führung“ und „Geistesleben“ sprechen darf, wo Verneinung, Entstaltung und Allverwischung die eigentlichen Kennzeichen sind. Ein Mischlingszeitalter ist ja nur der Übergang vom Geist der einen zum Geist einer anderen Rasse.

[1]) und neuerdings der Anstoß zur Ausbreitung einer „Weltkultur“, welche die verschiedenen Sprachen beseitigen, dafür eine Verständigung der „Menschheit“ durch „Urlaute“ und Tanzgebärden bringen soll.

Als Übergangszeitalter wird aber die Gegenwart fast in jeder Beziehung empfunden, und man findet heute schon „Philosophen" europäischer Abstammung, die asiatisches Wesen preisen.

Zur Verwirrung der Geistesrichtungen des neuzeitlichen Lebens trägt auch vielfach das in Europa zerstreut wohnende Judentum bei. Abgesehen davon, daß eine Reihe von Juden und Judenmischlingen das geistige Leben Europas gerade in unserer Zeit entscheidend beeinflussen, — der jüdische Schriftsteller Weininger führt aus: „Jüdisch ist der Geist der Modernität, von wo man ihn betrachtet" [1]), und der jüdische Schriftsteller Goldstein: „Die deutsche Kultur ist zu einem nicht geringen Teile jüdische Kultur" [2]) — abgesehen davon, daß heute das Judentum, wie im Anhangsabschnitt ausgeführt werden soll, die öffentliche Meinung Europas beherrscht, muß schon das Durcheinanderwohnen eines blutmäßig so bewußten Volkes wie des jüdischen mit den rassisch unaufmerksamen europäischen Völkern fortwährend eine Ablenkung der nichtjüdischen Völker von dem ihnen arteigenen Geist zur Folge haben. Verwirrung muß immer neu entstehen, und immer wieder muß sich das Judentum so erweisen, wie es der jüdische Schriftsteller Buber sieht, nämlich als „ein Keil, den Asien in Europas Gefüge trieb, ein Ding der Gärung und der Ruhestörung" [3]). Beim Durcheinanderwohnen der Nichtjuden und der Juden innerhalb Europas und vor allem innerhalb Mittel- und Westeuropas stören sich beide Artungen gegenseitig an der Entfaltung ihres arteigenen Wesens, und es ist klar, daß die Nichtjuden den blut- und zielbewußten Juden gegenüber die Mindergeschützten sind, weil sie die minder Blutbewußten sind. So stellen z. B. jüdische Männer Weltanschauungen auf, die dem Judentum arteigen, dem Nichtjudentum artfremd sind. Da aber fast jede Anschauung mit dem Anspruch auftritt, allgemeingiltig zu sein, so muß Verwirrung entstehen, wo immer solche Anschauungen durch Presse und öffentliche Meinung als maßgebend bezeichnet werden. Umgekehrt werden aber auch dem an sich rassisch geschützteren Judentum durch seine Zerstreuung über ganz Europa europäische, d. h. ihm artfremde Anschauungen eingepflanzt. Die Folge muß wieder Verwirrung sein. Man kann wohl sagen, daß zur Entwurzelung und Artlosigkeit der Gegenwart der äußerst regsame und vom Artstandpunkt aus vorbildlich umsichtige jüdische Geist viel dazu beigetragen hat und beiträgt, immerfort fremde Wertungen in Europa durchzusetzen. Gerade das Fremde aber empfindet der entwurzelte Mensch der Gegenwart als die stärkste Anziehung, die ihm bleibt.

Im Judentum — das gibt diesem seine Erfolge und seine Erfolgsgewißheit — ist einmal ein strenges Artbewußtsein entstanden, wie es kein anderes Volkstum aufweisen kann. (Der Anhangsabschnitt soll diese Dinge untersuchen.) Am wenigsten Artbewußtsein findet sich aber in Europa wohl innerhalb der deutschen Bevölkerung. Der Jude achtet auf die Dinge des Blutes, der Deutsche fast nie und nir-

[1]) Geschlecht und Charakter. 1919.
[2]) Kunstwart, März 1910.
[3]) Die jüdische Bewegung. 1916.

gends. Die Weltanschauungen des Europäers im allgemeinen und des Deutschen im besonderen sind bisher meist nicht dazu angetan gewesen, zu Artfragen hinzuleiten. Erst in unserer Zeit beginnt man einzusehen, daß Artung von Artung durch Wesensgrenzen so getrennt ist, daß jede Artung ihr eigenes „Weltgefühl" besitzt [1]). Auch solche Werke wie Spenglers „Untergang des Abendlandes" — um ein vielgelesenes Werk der Gegenwart zu nennen — auch solche Werke, wenn sie selbst auch der Rassenkunde fern stehen, ja zumeist gegen die Rassenkunde fehlen, müssen doch schließlich auf das Wesen der Artung und auf die Geltung von Artgrenzen hinweisen. Die heute noch verbreiteten Anschauungen aber gerade des gebildeten Europäers und Deutschen sind zu einer Schärfung des Blickes für Artfragen gänzlich untauglich. Weithin herrschen die Anschauungen, die alle Fragen des menschlichen Lebens vom Standpunkt des „Menschheitsgedankens" lösen wollen. Man glaubt an eine „Menschheit" und übersieht dabei immer wieder, daß diesem Begriff gar nichts entspricht, was eine haltbare Grundlage für irgend eine schöpferische Überzeugung darstellen könnte. Ist „Menschheit" etwas anderes als Nicht-Tierheit, ist Menschheit irgend eine Zusammenfassung, welcher mehr als eine rein naturgeschichtliche, zoologische Bedeutung zukommt? Entspricht dem Begriff Menschheit irgend etwas Faßbares, Greifliches, worauf sich gar eine Sittenlehre gründen ließe? Ist Menschheit nicht etwas, zu dessen Wesen es gehört, immer nur eine „Einheit durch Widerstreit" zu sein, wie ein befreundeter philosophischer Denker es mir einmal ausgedrückt hat? Die Menschheit ist keine wirkende Lebensform, wie dies die einzelnen Volkstümer sind. „Menschheit" kann nie mehr bedeuten als die Summe aller der Lebewesen, die zur Gattung Mensch gehören. Durch Zusammenzählen aber all dieser Lebewesen entsteht eine bedeutungsleere Zahl, die *niemals* zum Ausdruck eines einheitlich wirkenden Gebildes werden kann. Was aber geschieht heute in Europa und in Deutschland nicht alles „im Namen der Menschheit"?

Es ist hier weniger die Frage, ob etwa derlei Anschauungen falsch oder richtig seien; nur das Verhältnis des Zeitalters zu den Dingen des Blutes, der Rasse und der Volkheit soll hier betrachtet werden, und da ergibt sich deutlich, daß die meisten Gegenwartsanschauungen geradeswegs hinwegleiten von der Erkenntnis der Rassenfragen. Die Unaufmerksamkeit einer Menschengruppe auf die Fragen des Blutes bewirkt aber deren allmähliches Unterliegen. Dem neuzeitlichen Menschen ist durch den Zeitgeist jedes Gefühl genommen worden für das schicksalshafte Hineingeborensein in einen weiten Zusammenhang der werdenden und vergehenden Geschlechter, des ihm eigenen Volkstums und der dieses Volkstum bedingenden Rassenteile. So ist dem neuzeitlichen Menschen auch das Verantwortungsgefühl zersetzt in den Fragen der Gattenwahl und all jener Zusammenhänge von Vorfahren und Nachkommen. Eine Verantwortung gegenüber dem Geschlecht oder der Rasse, aus denen ein Mensch

[1]) Besonders fesselnd schildert Artungserscheinungen Frobenius in seinem „Paideuma. Umrisse einer Kultur- und Seelenlehre". 1921.

stammt, oder gegenüber der Nachkommenschaft, die aus einer Ehe stammen wird, erkennt der Zeitgeist nicht an, gegenüber dem schlagwörtlichen „Recht der Liebe“. Die Anschauung besteht, „daß die Ehe eine bloße Privatangelegenheit des einzelnen darstelle, während ihr doch eine grundlegende sozialhygienische Bedeutung für Volk und Staat zukommt“ [1]). Platon hatte klar gesehen: „Für jede Ehe soll als Wahlspruch einzig dieser gelten, daß jeder gehalten ist, eine dem Staat segensreiche, nicht eine für seine eigene Lustbegier besonders erwünschte Ehe einzugehen“ [2]). So verwirft er vor allem auch die Geldheiraten, denn „die jungen Eheleute, Mann und Frau, müssen darauf bedacht sein, dem Staate so schöne und treffliche Kinder wie nur möglich darzubieten“ [2]). Man heiratet aber vor allem in unserer Zeit und oft um des Geldes willen in Familien hinein, in denen bei einiger Aufmerksamkeit erbliche Krankheitsanlagen bedenklicher Art nachzuweisen wären, und niemand achtet bei der Gattenwahl auf Rasse und Rassenmischung des betreffenden Menschen. Während jeder Bauer auf Rasse und Erbanlagen bei jeder Haustierart achtet, scheint eine Aufmerksamkeit auf solche Dinge, auf Rasse und Erbanlagen, sobald es sich um den Menschen handelt, irgendwie für „unzart“ gehalten zu werden, gegenüber der „Liebe“, welche die Mehrzahl der Ehen stifte. Gustav Frenssen erwähnt einmal eine Ehe, die allem Anschein nach ein nordischer Mann mit einer ostischen Frau geschlossen hat, und knüpft daran Betrachtungen, die auf die Hilflosigkeit der Gegenwart in allen Fragen der Rasse und der Vererbung hinweisen sollen:

„Mein Nachbar in meiner Heimat, der Taglöhner F., war in seiner Jugend ein feiner schmucker Mensch, schmal und schlank von Figur, sehr edel von Gesicht. Als er zweiundzwanzig war, sollte ein Mädchen von ihm Mutter werden, das eine plumpe Figur hatte, und von so dumpfem, unordentlichem Wesen war, daß er sich kaum mit ihr sehen lassen konnte. Jung und unerfahren und von vornehmer Gesinnung, wußte er sich keinen anderen Rat, und heiratete sie. Von da an war er vierzig Jahre ein Mensch, der einen schweren Block am Bein mitschleppte; er hatte ein langsames, trübes, schwungloses Leben neben ihr. Er sprach nie darüber; er sagte nur einmal, als wir auf seinen Lebensweg zu sprechen kamen, mit schwerer, seltsam bewegter Stimme wie ein Bekenntnis: ‚Ick bün in mien Jugend to Schaden kam‘, war aber viel zu scheu und zu vornehm, auch nur anzudeuten, wodurch. Ich aber wußte es durch seinen Bruder.

„Damals, als dieser Mann dies Wort sagte, meinte ich noch, sein Fall wäre ein einzelner; aber nun sah ich schon viel, meistens Männer, aber auch Frauen, die auf dieselbe Weise ‚to Schaden kamen sünd‘. Heute habe ich ein Paar trauen müssen, da wird die Frau zu Schaden kommen; denn sie selbst ist ein breiter, tüchtiger Mensch; ihr Partner aber wird zeitlebens ein Knabe bleiben. Die Kinder lernen fast alle, eine gute von einer minderwertigen Kuh zu unterscheiden, und reden auf dem ganzen

1) Stigler, Die volksgesundheitliche Bedeutung einer staatlichen Ehevermittlung. Wiener Medizinische Wochenschrift, 38. 1918.

2) Platon, Die Gesetze, übersetzt von Apelt. 1916.

Gebiet der Haustiere sehr gern und sehr klug von ‚Rasse‘. Aber für die Kunde von ihrem eigenen Geschlecht, dem Menschenvolk, dem Menschentier, haben sie keine Augen. Sie sehen und wissen nichts von Familie und Rasse innerhalb ihres Dorfes oder ihrer Landschaft, und der Staat, das große schwerfällige dumme Muttertier, hilft ihnen weder in der Schule noch nachher im Leben zu solcher Kenntnis, die von allen die wichtigste ist“ [1]).

So urteilt auch der „ehrwürdige Richter“ in Goethes „Hermann und Dorothea“ (Siebenter Gesang):

> „Denn ich habe wohl oft gesehn, daß man Rinder und Pferde,
> sowie Schafe, genau bei Tausch und Handel betrachtet;
> aber den Menschen, der alles erhält, wenn er tüchtig und gut ist,
> und der alles zerstreut und zerstört durch falsches Beginnen,
> diesen *nimmt* man nur so auf Glück und Zufall ins Haus ein
> und bereuet zu spät ein übereiltes Entschließen.“

Es ist richtig: Kaum ein Mensch unserer Zeit wird in seiner Erziehung über die Bedeutung der Rassen und der Vererbungsgesetze belehrt. Die wenigen Menschen, die sich um solche Zusammenhänge kümmern — um Zusammenhänge, deren Betrachtung doch jedem Einzelnen und jedem Volk zu den wichtigsten Angelegenheiten gehören müßten —, sind Forscher der Rassenkunde (Anthropologie) oder der Vererbungsgesetze und der sog. Rassenhygiene. Eine ganze Wissenschaft, die Rassenhygiene, ist erstanden, geeignet, die wichtigsten Einsichten zu vermitteln (vgl. S. 24), aber ihre Forschungsergebnisse sind bisher zumeist Lehrstoff für die Kreise der Hochschulen geblieben, und oft noch nicht einmal in diese Kreise eingedrungen, geschweige denn ein Teil der Besinnung jedes einzelnen oder etwa nur der sog. führenden Kreise eines Volkes geworden [2]).

Der zweite Abschnitt hat darauf hingewiesen, wie die Rassenhygiene nicht unmittelbar zur Rassenkunde gehört. Aber die Ergebnisse erbgesundheitlicher Forschung vermitteln so viel Einsichten in das rassischbedingte Leben und in den Rassenwandel der Volkstümer, daß auch in

---

[1]) Grübeleien. 1920.

[2]) Der Betrachtung erbgesundheitlicher Fragen scheint vor allem auch die protestantische Kirche fernzustehen; wenigstens ist mir kein protestantischer Kirchenlehrer bekannt geworden, der die Fragen des Blutes in Beziehung zur protestantischen Sittenlehre grundsätzlich betrachtet hätte. Dem Protestantismus scheint eigen eine Betrachtung aller Fragen vom einzelmenschlichen (individualistischen) Standpunkt, weshalb auch, soweit ich diese Dinge überblicken kann, der Protestantismus der für die Kreise seiner Bekenner so bezeichnenden niedrigeren Geburtenziffer ohnmächtig gegenübersteht, wenn nicht sogar achtlos. Dieses Versagen des Protestantismus hat die Entnordung Deutschlands sehr gefördert, indem gerade verhältnismäßig nordischere Gebiete in ihrer Kirchenlehre keinerlei wirksame Hemmung gegen die Geburtenbeschränkung fanden. Der erbgesundheitlichen Tätigkeit eines Paters Muckermann (vgl. dessen Buch „Kind und Volk“. 1921), diesem katholischen Vorbild hat der Protestantismus bisher nichts zur Seite zu stellen. Gerade aber die Reihe tüchtiger, ja schöpferischer Menschen, die das protestantische Pfarrhaus dem deutschen Leben gegeben hat, müßte den Protestantismus auf Rassenkunde und Erblichkeitsforschung aufmerksam machen (vgl. S. 394).

diesem Buch immer wieder auf den Forschungszweig der Rassenhygiene hingewiesen werden muß. Für Europa (mit Ausnahme Schwedens) sehr beschämend ist die Feststellung, daß in Amerika die Erbgesundheitslehre (Eugenics) schon breit ins Volk gedrungen ist. Die rassenhygienischen Gesetze (eugenetic laws), die dort erlassen werden, zeigen mindestens den ernsten Willen, die Ergebnisse rassenhygienischer Forschung der Ertüchtigung des ganzen Volkes dienstbar zu machen. Auf Einzelheiten kann hier nicht eingegangen werden; das reichhaltige und übersichtliche Buch von v. Hoffmann „Die Rassenhygiene in den Vereinigten Staaten von Nordamerika" (1913) berichtet über die amerikanischen Verhältnisse in sehr aufschlußreicher Weise. Im Gegensatz dazu zeigt sich, wie gering die rassenhygienischen Kenntnisse gerade im heutigen Deutschland sind. An verantwortungsvollsten Stellen kann man Menschen antreffen, die vom Bestehen der ganzen hier in Frage kommenden Forschung gar nichts wissen, während in den Vereinigten Staaten die Beschäftigung mit den Fragen der Erbgesundheitslehre vielfach schon ein Ausdruck der Vaterlandsliebe geworden ist. „Die Rassenhygiene ist heute in den Vereinigten Staaten an nicht weniger als 44 Universitäten und Hochschulen als Unterrichtsfach eingeführt" (Lundborg [1])). Der gesetzgeberische Mut, der in den Vereinigten Staaten aus der aus rassenhygienischer Einsicht stammenden Verantwortung folgt, wird den europäischen Staatsleitungen zum Vorbild dienen können [2]). Wie viel zu tun ist und wie blind der Zeitgeist all diesen Dingen gegenübersteht, ergibt sich oft mit Entsetzen demjenigen, der in die rassenhygienische Forschung eindringt [1]). Wie wenig förderlichen Anteil — gemessen an der hohen Bedeutung der Aufgaben und an der großen Zahl derer, die befähigt und berufen wären, die Ergebnisse rassenhygienischer Forschung zu begreifen — wie wenig förderlichen Anteil finden aber die öffentlichen Bestrebungen in Deutschland, die sich rassenhygienische Aufgaben gestellt haben! Wie sehr daran der „individualistische" Zeitgeist schuld ist, das sollte oben angedeutet werden [3])

Hier kann die Erbgesundheitslehre (Rassenhygiene) als solche immer wieder nur gestreift werden, weil diese sich mit den einzelnen Rassen als solchen nicht eigentlich abzugeben hat und sich bisher bei ihnen auch wenig aufgehalten hat. Erst das öfters erwähnte Werk von Baur-Fischer-Lenz betrachtet auch die Fragen des Rassenwandels innerhalb der europäischen Volkstümer und das Wesen der einzelnen Rassen als solcher in der Erkenntnis, die in der Einleitung so ausgedrückt ist: „Wenn wir nicht wissen, welche verschiedenen Rassenbestandteile ein Volk zu-

[1]) Eine sehr lehrreiche kurze Einführung in rassenhygienische Fragen gibt Lundborg mit seinen „Rassenbiologischen Aussichten und Perspektiven". 1919.

[2]) Als Vorbild wird vor allem auch dienen können die Gründung der schwedischen staatlichen Forschungsanstalt für Rassenbiologie, über die der Aufsatz von Anderson berichtet „The Swedish State-Institute for Race-biological Investigation" in dem von Lundborg und Runnström herausgegebenen Sammelwerk „The Swedish Nation" (1921).

[3]) und ist schon in belehrender Weise dargelegt worden durch ein Büchlein von Siebert „Der völkische Gehalt der Rassenhygiene" (1917).

sammensetzen, nach welchen Gesetzen die Rassenunterschiede und die zahllosen Unterschiede der Einzelmenschen vererbt werden und wie Auslesevorgänge auf ein Volk einwirken, tappen wir mit allen Betrachtungen über die Wirkung von sozialen und politischen Einflüssen auf die Beschaffenheit eines Volkes völlig im Dunkeln. Ohne diese Kenntnis vorgenommene gesetzgeberische Eingriffe auf dem Gebiet der Bevölkerungspolitik und Rassenhygiene wären ebenso zu bewerten wie die gemeingefährliche Quacksalberei eines ungebildeten Laien."

Bisher war die Volksgesundheitslehre mancher Forscher und die hygienischen Maßnahmen einzelner europäischer Staaten nicht mehr als „Massenzucht" und keineswegs „Rassenzucht" — so hat sich einmal Röse ausgedrückt[1]). Man trieb und treibt vielfach Volksgesundheitslehre nur im Sinne fürsorglicher Pflege alles Kranken und Schwachen. Soweit konnte auch der „Menschheitsgedanke" des Zeitalters auf diese Dinge eingehen. Einer solchen „hygienischen" Bestrebung kommt es vor allem darauf an, die staatliche, die soziale Fürsorge über alle Menschen auszudehnen. Sie betrachtet den Menschen zuerst als Einzelmenschen, der gepflegt werden soll, dann erst oder überhaupt nicht als Glied eines Volkstums und nie als Träger bestimmter Erbanlagen. Die Frage nach der Rasse oder Rassenmischung des gepflegten Einzelmenschen wird dabei nicht gestellt. Da diese Richtung der „Hygiene" dem individualistischen Zeitgeist am meisten entsprach und entspricht, wird auch die Rassenhygiene, soweit sie ins Bewußtsein der öffentlichen Meinung eindringen konnte, als ein Teil der sozialen Fürsorge angesehen. So ist es in Europa vielfach und im Gegensatz zu den erwähnten amerikanischen Bestrebungen dahin gekommen, daß äußerst fürsorglich gepflegt werden: alle Schwachen, alle Menschen mit schlechten Erbanlagen, die Säufer, die Landstreicher, die Schwachsinnigen, ja die Arbeitsscheuen, die Dirnen und die Verbrecher. Fürsorglich gepflegt werden gerade die Menschen mit Erbanlagen, die auszumerzen wären, indessen die erbtüchtigen Menschen eben dadurch benachteiligt werden. In fast allen gemeinnützigen Unternehmungen (Krankenkassen, Konsumvereinen, Versicherungen usw.) bezahlt der erbtüchtigere Teil dauernd für den minder erbtüchtigen und schädigt dadurch eben das „Allgemeine", d. h. das Gedeihen des Ganzen. Man weiß, daß die Nachkommenschaften eines schlecht veranlagten Paares dem Staat oft Millionen an Fürsorgegeldern kosten[2]), an Fürsorgegeldern, die eben der tüchtige Teil der Bevölkerung dauernd aufzubringen hat; aber der Zeitgeist ist dem „Mensch-

---

[1]) Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie, Bd. 2 und 3. 1905/06.

[2]) Dafür ein amerikanisches Beispiel, dem sich europäische zur Seite stellen ließen: „Eine amerikanische Landstreicherin, Ada Juke, hatte in wenig Generationen 2820 Nachkommen. Davon sind sehr viele Verbrecher aller Art, auch mehrere Mörder. Mehr als die Hälfte der weiblichen Nachkommen wurden Prostituierte. Die meisten Mitglieder dieses Geschlechts waren nicht imstande, ihren Lebensunterhalt zu verdienen und kamen in Armenpflege. Zur Zeit, als diese Statistik aufgenommen wurde — vor einigen Jahren erst — lebten noch 600 Schwachsinnige aus diesem Geschlecht in verschiedenen Anstalten. Man hat berechnet, daß den Vereinigten Staaten nur für diese eine Familie mehr als 2½ Millionen Dollar an unmittelbaren Ausgaben für Gerichtskosten, Verpflegungskosten usw. erwachsen sind. Diese Kosten und all das Elend und Leid,

heitsgedanken“ entsprechend ganz auf das „Mitleid“ mit dem Einzelnen gerichtet und *gar nicht auf die Verantwortung gegenüber dem Bluterbe eines Volkes*.

Dem Geist der Gegenwart entspricht es, den einzelnen Säufer, den einzelnen „Schwachen“ zu sehen, seine Kinder — diese Kinder mit gleich fragwürdigen Erbanlagen — zu bemitleiden, und nun womöglich nach dem Einzelfall ein Fürsorgegesetz zu erlassen, ein Gesetz, das den Ausnahmefall bedenkt und stets das Allgemeine, das Bluterbe des ganzen Volkes, übersieht. Der „Menschheitsgedanke“ sieht immer nur den Einzelmenschen, nie die Blutsgemeinschaft, nie das Volkstum und die künftigen Geschlechter. So entartet sein „Mitleid“ zur Förderung einer Züchtung alles Schwachen, Kranken und Haltlosen. Vom Gedanken der „Humanität“ fürchtete Goethe schon, daß „die Welt ein großes Hospital und einer des andern humaner Krankenwärter sein werde“ [1]). Die Gesetzgebung des gegenwärtigen Zeitalters ist meist nur Tagesgesetzgebung, ist der Versuch, dem Tagesbedürfnis und der Tagesnot der vielen Einzelmenschen „gerecht“ zu werden. Die Voraussicht fehlt, der Mut fehlt, die großen unerbittlichen *Regeln des Völkerdaseins* zu betrachten, *die Verantwortung fehlt vor dem Künftigen*. So ist die Gesetzgebung der Gegenwart eigentlich durch einen gewissen weiblichen Geist gekennzeichnet, durch die Geneigtheit, mitleidsvoll jede Ausnahme zu besehen und sich gütig bei ihr aufzuhalten, wo ein männlicher Geist *um der Ertüchtigung des Ganzen willen* zu einer Förderung des Erbtüchtigen vorschreiten müßte. Sicherlich galt bis ins 19. Jahrhundert hinein der Satz Goethes: „Alle Gesetze sind von Alten und Männern gemacht, Junge und Weiber wollen die Ausnahme, alte die Regel.“ Die Gegenwart aber scheint vielfach „Junge und Weiber“ zur Gesetzgebung bestellt zu haben [2]).

---

welches dieses Geschlecht sich selbst und anderen gebracht hat, hätte mindestens zum großen Teil vermieden werden können, wenn die Stammutter Ada Jukes an der Fortpflanzung verhindert worden wäre.“ (Baur, Der Untergang der Kulturvölker im Lichte der Biologie, Deutschlands Erneuerung, Maiheft 1922). — Es stünde anders um die europäischen Völker, wenn die Summen, die für Mindertüchtige und Verbrecher ausgegeben werden, zu größerem Kinderreichtum der Tüchtigen verwendet werden könnten.

[1]) Goethe, Jubiläumsausgabe 27, 16.

[2]) Es ist zweifellos, daß in unseren Tagen tiefgreifenden Rassenwandels mit dem Schwinden der Nordrasse auch die vaterrechtlichen Anschauungen (vgl. S. 311 ff.), die bisher in den nordisch-bedingten Völkern Europas gegolten haben, schwinden können. In manchen Gedanken der frauenrechtlerischen Bewegung künden sich zweifellos mutterrechtliche Anschauungen an. Rührt dies daher, daß die Frauenbewegung öfters jüdischen Führerinnen folgt, Führerinnen also, denen der vaterrechtliche Geist der nordischen Rasse meist fremd ist? — Jedenfalls ist vielen neuzeitlichen Bestrebungen etwas Weibliches beigemischt, das nur durch einen gewissen Rassenwandel zu erklären ist, und das sich in der neuzeitlichen Gesetzgebung durch die Abwendung von der harten Regel und die gleichzeitige fürsorgliche Zuneigung zur Ausnahme kundgibt. Der nordisch-gerichtete Mensch wird gegenüber manchen Erscheinungen der Frauenbewegung vorsichtig sein und wird, seinem vaterrechtlichen Denken entsprechend, gerade in der Fürsorgegesetzgebung und in den Vorschlägen zu einer rassenhygienischen Gesetzgebung einen strengeren Geist wünschen müssen, *den Geist der Verantwortung gegenüber den künftigen Geschlechtern seines Volkstums*.

Nietzsche hat den Satz geschrieben: „Was fällt, das soll man auch noch stoßen.“ Es ist gewiß, daß eine Gesetzgebung aus solchem unerbittlichem Geist zur Ertüchtigung eines Volkes mehr beitrüge als eine Gesetzgebung, die immer nur der Pflege des Einzelmenschen und gar des Einzelmenschen mit schlechten Erbanlagen dient [1]). Es handelt sich darum, die unerbittlichen Gesetze des Völkerlebens zu erkennen und schließlich unerbittlich nach ihnen handeln zu lernen. Das heißt: die Regel sehen. Eine auf Ertüchtigung gerichtete Gesetzgebung, eine Gesetzgebung aus dem Geist, den uns Platons für alle Zeiten ratgebendes Werk „Die Gesetze“ offenbaren kann, muß nach den Mitteln suchen, wie die Erbmasse jedes schlecht beanlagten Einzelnen, ohne daß dieser irgendwie in seinem Einzelleben geschädigt werde, aus dem Erbgang des Volkstums ausgeschieden werden kann. Für eine Reihe von Krankheitsanlagen gilt, was ein sozialistischer Sozialhygieniker am Beispiel der Tuberkulose ausführt: „Erst wenn wir den Lungenkranken die Möglichkeit abschneiden, ihre körperliche Minderwertigkeit auf dem Wege der Vererbung weiterzugeben, dürfen wir ihnen Maßnahmen ärztlicher, pfleglicher, sozialhygienischer und wirtschaftlicher Art angedeihen lassen, ohne fürchten zu müssen, damit der Gesamtheit mehr Schaden als Nutzen zuzufügen“ [2]). Eine einsichtige Staatsleitung darf nicht mehr die Fürsorge für Schwache, Kranke und Verbrecherische für diese zu einer Art Fortzeugungshilfe werden lassen. Die Gesetzgebungen der Vereinigten Staaten von Nordamerika haben in dieser Hinsicht vorbildliche Vorarbeiten geleistet.

Das deutsche Volk oder mindestens seine Staatsleitungen und führenden Menschen hätten es umso nötiger, auf rassenhygienischem Gebiet klar zu sehen, als der Weltkrieg dem deutschen Volk tiefste Wunden geschlagen hat. Eine Gegenauslese der Tüchtigsten hat in diesem Krieg stattgefunden und zu gleicher Zeit eine verhältnismäßige Vermehrung der Menschen mit schlechten Erbanlagen. Ein Wandel zur Verschlechterung der Erbmasse des Volkes hat sich vollzogen und muß noch lange nachwirken. Man darf wohl sagen, daß der größte Teil derjenigen Männer, die innerhalb dieses Krieges wegen irgendeines Fehlers oder irgendeiner Krankheit nicht felddiensttauglich waren, Erbanlagen besaßen und besitzen, deren Ausmerzung durch Kinderlosigkeit der betreffenden Männer dem Volkstum nur nützen könnte. Gerade viele Untaugliche aber konnten während des Krieges Ehen schließen und Kinder zeugen [3]).

Die Gegenauslese hat aber die im deutschen Volkstum vertretenen Rassen verschieden getroffen, und mit der Betrachtung dieser Verhältnisse kann die Darstellung wieder zur Rassengeschichte des deutschen

---

[1]) In mancher Hinsicht (Strenge gegen den Einzelmenschen zugunsten der Volksgesundheit und -zukunft) ist hier auch auf die chinesische Gesetzgebung, bzw. Rechtsprechung, zu verweisen.

[2]) Grotjahn, Leitsätze zur sozialen und generativen Hygiene. 1922.

[3]) Auch gegen die Ausmerze eines „Gebärstreiks“ wäre durchaus nichts einzuwenden, wenn eben solche Menschen ihn ausführten, deren Erbanlagen das volkszersetzende Denken bedingen, welches sich durch die Prägung des häßlichen Wortes „Gebärstreik“ gekennzeichnet hat.

Volkes zurückkehren, somit die notwendige Betrachtung der (an sich weniger auf Rassen als auf Bevölkerungen gerichteten) Rassenhygiene verlassend.

Sollten die Ausführungen über den Zeitgeist der Gegenwart dartun, wie die Entnordung Europas und Deutschlands in Wechselwirkung steht mit der Ausbreitung unnordischen Geistes, wie notwendig mit der Entnordung des deutschen Volkstums auch Geistesrichtungen aufkommen und sich allmählich durchsetzen müssen, die in früherer Zeit als artfremd empfunden worden wären, so zeigt eine Betrachtung der jüngsten geschichtlichen Ereignisse, daß diese Ereignisse die (vor allem seit dem neunzehnten Jahrhundert begonnene) Beschleunigung der Entnordung noch fördern mußten. „Im deutschen Heere haben gegen 10 Millionen Mann im Felde gestanden; davon sind 19% gefallen (einschließlich der Vermißten). Von den Verlusten der einzelnen Altersklassen kann man sich ein Bild machen, wenn man die Altersbesetzung der beiden Geschlechter nach den Volkszählungsergebnissen von 1919 vergleicht. In der Altersklasse von 25 bis 30 Jahren bleibt die Zahl der Männer um 26% hinter der der Frauen zurück, während es vor dem Kriege in dieser Altersklasse ziemlich genau gleich viele Männer und Frauen gegeben hat. Da auch die Sterblichkeit des weiblichen Geschlechts während des Krieges etwas höher war, so muß man schließen, daß von der ganzen Altersklasse einschließlich der Nichtkämpfer über 26% gefallen sind, von den Frontkämpfern dieser Altersklasse also wohl reichlich ein Drittel. In der Altersklasse von 20—25 Jahren blieb 1919 das männliche Geschlecht um 21%, in der Altersklasse von 30 bis 35 Jahren um 18% hinter dem weiblichen zurück, in allen Altersklassen von 20 bis 40 Jahren zusammengenommen um 20%. Von allen Frontkämpfern im Alter von 20 bis 40 Jahren dürfte daher mehr als ein Viertel gefallen sein. Von den aktiven Offizieren sind sogar 39,2% gefallen, von den jüngeren mehr als die Hälfte. Ähnliche Blutsopfer haben auch die gebildeten bürgerlichen Kreise gebracht. Von den Studenten und Gymnasiasten, welche hinauszogen, dürfte reichlich die Hälfte im Felde geblieben sein, von denen, die schon 1914 ins Feld zogen, viel mehr als die Hälfte. Es ist wohl nicht zuviel gesagt, daß von dem geistig höchststehenden Zehntel der jungen Männer Deutschlands die Mehrzahl dahin ist“ [1]).

So stellt sich in Kürze das Blutopfer des Weltkriegs für Deutschland dar. Das Blutopfer Deutschösterreichs scheint noch ernster zu sein [2]). Aber — und das ist für die Untersuchung dieses Buches besonders wichtig — in jedem bisherigen europäischen Krieg und so auch im Weltkrieg hat die nordische Rasse auf seiten beider jeweiliger Gegner am meisten gelitten, ja das Schwinden der nordischen Rasse etwa seit dem frühen Mittelalter ist geradezu eine Folge ihrer Kriegstüchtigkeit [3]). Der nor-

---

[1]) Lenz in Baur-Fischer-Lenz, Grundriß II. 1923.

[2]) Vgl. Winkler, Die zukünftige Bevölkerungsentwicklung Deutschösterreichs und der Anschluß an Deutschland. 1919.

[3]) Diese wirksamste Gegenauslese der Tüchtigsten, die gegenseitigen Kämpfe gerade der an nordischem Blut reichsten Völker sind ein Verhängnis der nordischen Rasse, das sich in bezeichnender Weise schon ausgedrückt findet in solchen

dische Mensch ist ja am meisten kriegerisch veranlagt. „Von vornherein schon befindet er sich im Heer infolge seiner größeren Körperlänge in einem größeren Bruchteil als in der Bevölkerung. In den Garde- und Leibtruppen, die aus bekannten Gründen in den meisten Kriegen mehr leiden als ihre Kameraden, ist er noch häufiger vertreten. Am häufigsten ist er unter den Offizieren zu treffen, deren Verluste durch die stärkere Aussetzung durchschnittlich zwei bis dreimal so groß sind als die der Mannschaften. Die häufigen Kriege haben infolgedessen die Tendenz, die Individuenzahl des nordischen Typs zu vermindern und den Typ selbst zu vergröbern, sei es durch Übrigbleiben seiner eigenen niedriger organisierten Individuen, die ja bei der großen Variationsbreite alle Typen aufweisen, sei es durch Vermischung" [1]). Auf die verhältnismäßig größeren Verluste der nordischen Rasse mögen z. B. die Bildtafeln der „Woche" (1914—18) hinweisen, welche die mit dem Eisernen Kreuz 1. Klasse ausgezeichneten Offiziere und Mannschaften wiedergeben. Das Vorwiegen der nordischen Rasse ist hier besonders deutlich, und dabei sind viele der Ausgezeichneten schon auf der Abbildung als gefallen bezeichnet. — Man muß den Weltkrieg als eine besonders heftige Beschleunigung des Entnordungsvorgangs Deutschlands und Europas betrachten [2]).

Dazu kommt die schon erwähnte immer stärkere Gegenauslese innerhalb der heutigen europäischen Volkstümer, die darauf beruht, daß nicht die Tüchtigeren, sondern gerade die Untüchtigeren die größere Nachkommenschaft hinterlassen, eine Gegenauslese, die weiter zur Entnordung beiträgt, da sie nachweisbar die nordischen Volksteile ausmerzt. Gerade die höheren Stände, die im Durchschnitt nordischer sind, schränken die Kinderzahl am meisten ein, und der Wandel der Lebensverhältnisse, den der Umsturz mit sich gebracht hat, zwingt eben diese Stände noch mehr als früher zu solchem Verhalten in der Kindererzeugung. Gerade auch die heutige wirtschaftliche Zerreibung des Mittelstandes, durch den ein nordrassischer Bevölkerungsstrom aufsteigt, muß die Entnordung rasch steigern. Die nordischen Rasseneigenschaften selbst machen ja, wie erwähnt, die Sorglosigkeit und das Rechnen mit der Staatshilfe (vgl. S. 173) unmöglich, durch welche die so entscheidend höhere Geburtenzahl der nichtnordischen oder mindernordischen Bevölkerungsteile mitbedingt ist.

Muß die Rassenhygiene, welche das Fortbestehen der Bevölkerungen

kleineren Kämpfen, wie dem Untergangskampf der Jomswikinge gegen den Jarl Hakon von Norwegen um das Jahr 986. Jarl Hakon läßt die überlebenden Jomswikinge töten: „Denn sie sind viel zu streitbar und zu gefährliche Gegner, als daß wir vor ihnen je sicher sein können, und es ist über diese Leute nicht zu viel berichtet worden von Tapferkeit und Mannheit." (Neckel, Germanisches Heldentum. 1915.)

[1]) Ploetz, Sozialanthropologie (im Band „Anthropologie", Kultur der Gegenwart, Teil III, Abt. V, 1923). — Das Vordrängen der nordischen Rasse zur Kriegstätigkeit konnte man jedoch im Weltkrieg deutlich nur in Nordamerika wahrnehmen, wo der Heeresdienst freiwillig war. Über die nordische Auslese der amerikanischen Freiwilligen schreibt in ergreifender Weise Osborn im Vorwort zur 2. Aufl. von Grants „The Passing of the Great Race" (1923).

[2]) Ich habe sehr stark den Eindruck gewonnen, als ob auch die gegenwärtige Reichswehr durchschnittlich ziemlich viel nordischer (in Bayern nordischer und dinarischer) wäre als der Bevölkerungsdurchschnitt.

Europas betrachtet, muß so vor allem auch die deutsche Rassenhygiene für Deutschland, erkennen, daß die Lage verzweifelt ist und daß Einsicht, aus der gesetzgeberische Maßnahmen folgen, dringend nottut, wenn noch abgeholfen werden soll; so muß die Forschung, welche den Rassenwandel innerhalb der Volkstümer betrachtet, noch dringlicher wünschen, daß sich die Einsicht in all diese in Wahrheit lebenswichtigen Zusammenhänge unter den Urteilsfähigen und vor allem unter den zur Führung berufenen Männern endlich verbreite.

Für denjenigen, der die entscheidende Stellung der Nordrasse innerhalb aller nordisch-bedingten Völker recht erkannt hat, muß alles zu der Frage hinführen, wie es zu erreichen sei, daß die Nordrasse wieder die höheren Geburtenziffern aufweise. Für den Deutschen vor allem, dessen Volkstum noch so viel nordisches Blut besitzt, daß eine Wiedervernordung, die z. B. in Frankreich kaum noch möglich erscheint, zu verwirklichen wäre, für den Deutschen vor allem muß diese Frage bei voller Einsicht in die Zusammenhänge zur wichtigsten Frage überhaupt werden. In solcher Bedeutungsfülle ersteht dem deutschen Volk die *Aufgabe der Wiedervernordung*.

22. Die Aufgabe.

Indem ein Buch von der Darstellung vergangener und gegenwärtiger Lebensverhältnisse zu dem Versuch übergeht, eine *Aufgabe* zu umschreiben, geht es über das Feld der Wissenschaft hinaus zu einer *Zielsetzung* über. Die Frage innerhalb dieses Abschnitts wird sein: Welche rassische und rassenhygienische Richtung muß das deutsche Volk nach seiner gegebenen Blutzusammensetzung einschlagen, um den Weg der Ertüchtigung zu gehen? Entartung (d. h. eine stärkere Mehrung mindertüchtiger Erbanlagen) und Entnordung (d. h. Gegenauslese des nordischen Volksbestandteils) haben jedes indogermanische Volk zum „Untergang“ geführt — Mehrung der tüchtigen, gesunden Erbanlagen und Mehrung des nordischen Blutes müssen demnach einen neuen Aufstieg bringen. Während die Werke allgemeiner Erbgesundheitslehre (Rassenhygiene) die Wege zu einer Mehrung der tüchtigen Erbanlagen überhaupt angeben, soll dieser Abschnitt versuchen, die Wege zur Mehrung des nordischen Bluterbes zu weisen: zur Wiedervernordung.

Doch könnte sich zuvor noch die Frage erheben, ob denn das deutsche Volkstum gerade nordisch-bedingt sein müsse, ob es denn „wirklich so schlimm“ sei, wenn ein vorwiegend ostisch besiedeltes Mitteleuropa und Deutschland entstünde. — Dem ist zu entgegnen, daß all die Einsichten, welche Vorgeschichte und Geschichte unseres Volkes und anderer nordisch-bedingter oder nordisch-bedingt gewesener Völker vermitteln, das Eine übereinstimmend dartun, daß die Entnordung eines jeden solchen Volkstums auch seinen Niedergang bedeutet hat, wenn auch nicht sein Aussterben, so doch seinen Zerfall in verhältnismäßig unschöpferisch weiterlebende, an Bedeutung immer mehr verarmende und zumeist politisch oder wirtschaftlich von Fremdvölkern beherrschte Bevölkerungen. Es steht ja nicht so, als hätte bei völligem Rassenwandel des deutschen

Volkes die dichter und dichter einsickernde Ostrasse irgendwelche eigenen Gesittungswerte zu vergeben an Stelle der nordischen Gesittungswerte, die bisher gegolten haben. Die Ostrasse, die einen Eigenwert ja schon in der Vorzeit aufgegeben hat (vgl. S. 261 ff.), kann ja nur wegnehmen, wo etwas ist, oder höchstens umgestalten, wo die Nordrasse gestaltet hatte. Sie kann sich nur betätigen durch Niederreißen oder höchstens durch Umbauen der ihr artfremden Gesittungsgebilde aus nordischem Geist. Inhalt und Gehalt unserer Gesittung sind oder waren doch mindestens bis ins 19. Jahrhundert nordisch. Die unser geistiges Leben täglich prägende Sprache, deren Einwirkung wir nicht entgehen können, ist aus nordischem Geist. Selbst ein völlig ostisch gewordenes deutsches Volk müßte noch deutsch sprechen, wie die Millionen der dunklen Rassenmischungen Indiens großenteils noch das Indische sprechen, diese Sprache aus nordischem Geist. Ein gänzlich entnordetes deutsches Volk wäre notwendig durch die Prägung der deutschen Sprache nur eines mischlingshaften, irgendwie unechten Geisteslebens fähig. Die Entnordung eines bis dahin nordisch-bedingten Volkes läßt sich kaum anders denken denn als eine Folge von Niederbrüchen. Nach einer etwaigen gänzlichen Verostung des deutschen Volkes aber wäre eine eigenstämmige, schöpferische deutsche Gesittung nicht mehr möglich. Wohl könnte und müßte sich ein Fortbestehen und sogar eine Fortentfaltung aller technischen und wirtschaftlichen Verfahren und Einrichtungen ergeben, ein Geistesleben aber läßt sich bei vollzogenem Rassenwandel nicht mehr vorstellen, da zur vollen Entfaltung eines solchen Geisteslebens, wie es die nordisch-bedingten Völker alle erlebt haben, die Möglichkeit gehört, sich in arteigenem Geist rein auszudrücken. Die Ostrasse aber, die mindestens seit früher Vorzeit nur noch zur Anpassung an artfremde Werte gezüchtet ist, hat die Fähigkeit längst verloren, Eigenes zu gestalten. *Eine folgerichtige, reine und wertezeugende Entfaltung deutschen Lebens ist nur möglich aus dem Blut und Geist der Nordrasse heraus.* Eine andere Überlieferung geistiger Werte gibt es für ein nordisch-bedingtes Volkstum nicht. Wenn Deutschtum nicht so viel bedeutet wie: Streben zu nordischem Geist, dann bleibt nur eine Verneinung übrig: Abfall vom nordischen Geist. Ein neues Streben aber, etwa ein Streben zu ostischem Geist, ist nicht möglich, da es so etwas wie ostischen Geist nicht gibt oder da ostischer Geist eben durch alle Umzüchtung höchstens noch bedeuten kann: Anpassung an die Führung artfremden Geistes, Einordnung in Gemeinschaftsgebilde, welche von artfremden Menschen, von nordischen Menschen, geschaffen sind. Umwandlung des Artfremden, Niederbrechen des Artfremden und doch nie völlige Lösung vom Artfremden, da die artfremde Sprache den Geist von jung auf täglich geprägt hat — das allein kann das Schicksal ostischer Menschen sein, sobald ihnen durch Rassenwandel in einem Volkstum die Führung zugefallen ist.

Fichte hat einmal in seinen „Reden an die deutsche Nation" (1808) ausgeführt, die deutsche Sprache sei eine *Ursprache* — er meinte damit, sie sei von je die Sprache der Deutschen gewesen, eine Sprache, ganz aus dem deutschen Geist entsprungen und rein erhalten durch deutschen Geist.

Und aus dem Fortleben dieser Ursprache gab sich ihm auch die Forderung, die Deutschen müßten wieder ein Urvolk werden. Fichtes Zeit hatte noch nicht die Einsicht in die Zusammenhänge zwischen Rasse und Sprache, die sich späterer Forschung enthüllt haben, aber seine Forderung läßt sich sehr wohl auch rassenkundlich ausdrücken: als eine deutsche Aufgabe bietet sich diese: das deutsche Volkstum in dem nordischen Geist der deutschen Sprache umzuschaffen zu einem wieder nordisch werdenden Volk. Die deutsche Sprache, als eine indogermanische Sprache, ist nordisch-bestimmt; im deutschen Volk hingegen will sich ein Rassenwandel vollziehen, der mit der körperlichen Entnordung auch die seelische Richtung des deutschen Volkes vom nordischen Geist hinwegleiten muß. Ein sinnvolles Fortbestehen des deutschen Volkes ist aber nur möglich durch ein Hinstreben seiner seelischen Kräfte zum nordischen Geist. Aus dem drohenden „Untergang" kann ein neuer Aufstieg nur werden, wenn das nordische Blut, dem die geschichtliche Größe aller indogermanischen Völker zu danken ist, wieder erstarkt und nordische Menschen wieder zahlreich und führend werden.

Wie aber ist eine Wiedervernordung heute zu ermöglichen? Durch gesetzgeberische Maßnahmen des Staates? Solche böten sich wohl bei ernsthaftem Forschen, Bedenken und Wollen. Die rassenhygienische Forschung unserer Tage kann auch an der Notwendigkeit der Forderung eines Schutzes für die — gleichsam im Vordertreffen alles staatlichen und geistigen Lebens kämpfende — Nordrasse kaum mehr vorübergehen. Es ist ein bedeutungsvolles Anzeichen sich mehrender Erkenntnis und Besorgnis, daß ein streng wissenschaftliches Werk von der Bedeutung des öfters erwähnten „Grundrisses der menschlichen Erblichkeitslehre und Rassenhygiene" in seinem Abschnitt „Die Auslese beim Menschen" die Frage stellen muß „Was kann der Staat für die nordische Rasse tun?" — Die Antwort, welche das Buch darauf gibt, mußte allerdings ungenügend ausfallen, ungenügend mindestens für den, der „die unersetzliche Bedeutung der nordischen Rasse" (Lenz) erkannt hat. Die Zurückhaltung des betreffenden Abschnittes wird bei all den Betrachtern, welche die Frage der Wiedervernordung als die entscheidendste oder auch nur als wichtig ansehen, ein Gefühl der Enttäuschung auslösen. Aber diese Zurückhaltung ist gleich erklärt, wenn man sich überlegt, daß eben der Staat, der dem Zeitgeist der Gegenwart unterworfene Staat, auf eine solche Frage gar nicht eingehen kann. Die Dürftigkeit der Ausführungen des betreffenden Abschnittes in der Frage der Wiedervernordung kann bei solcher Fragestellung gar nicht verwundern. Was aber als ein Anzeichen erwachender Besinnung nicht wichtig genug aufgefaßt werden kann, ist eben schon die Tatsache, daß strenge rassenhygienische Wissenschaft nach den ihr gewordenen Erkenntnissen einer solchen Fragestellung nicht mehr ausweichen kann. — Vom Staat wird in absehbarer Zeit die Frage der Wiedervernordung[1]) nicht betrachtet werden können. Kein Staatsmann

[1]) Man hat mir vorgeworfen, es müsse „sprachlich richtig" „Wiedervernordischung" und „Entnordischung" heißen. Gegen solche „Verbesserungen" richtet sich schon Jakob Grimms Aufsatz: „Über das Pedantische in der deutschen Sprache" (1847).

wird in absehbarer Zeit öffentlich auf Rassenfragen hinweisen dürfen. Vorerst wird alles auf eine gewisse Selbsthilfe nordischer und nordisch-gerichteter Kreise ankommen.

Alle europäischen Staaten sind ja heute grundsätzlich auf den Gedanken der „Gleichheit aller Menschen“ eingestellt, und vor allem der deutsche Staat der Gegenwart muß nach der herrschenden Meinung der heutigen Volksmehrheit seine Maßnahmen ganz auf den „Menschheitsgedanken“ gründen. Auf Gedankengänge, wie sie dieser Abschnitt verfolgt, kann eine gegenwärtige deutsche Staatsleitung schlechterdings nicht eingehen. Noch ist in Deutschland wie in Europa die sog. öffentliche Meinung auf Rassefragen nicht aufmerksam geworden oder auch nur geneigt, auf solche Fragen irgendwie einzugehen. — In England soll vor mehreren Jahren ein Abgeordneter die Staatsleitung auf das drohende Aussterben der nordischen Menschen Englands hingewiesen und Maßnahmen gefordert haben zur Unterstützung reinrassiger nordischer Sippen. Es ist unwahrscheinlich, daß dieser Abgeordnete anders als mit Lächeln und Hohn betrachtet worden ist. Der Zeitgeist in Europa ist, wie oben ausgeführt wurde, all solchen Gedankengängen gänzlich abgeneigt. Irgendwie werden sich auch die Befürchtungen Beddoes (vgl. S. 329) an England erfüllen, falls die drohende Lage den dortigen führenden Kreisen nicht so bewußt wird, daß schützende Maßregeln ergriffen werden. So ist es auch in Deutschland sicherlich noch auf lange Zeit hinaus sehr unwahrscheinlich, daß irgendein Gedanke über die Notwendigkeit der Wiedervernordung von Männern der Staatsleitung oder von Abgeordneten der stark vertretenen Parteien öffentlich geäußert werden kann, ohne daß die öffentliche Meinung sich sogleich äußerst empört zeigen wird. Der Gedanke des Schutzes der nordischen Rasse kann eben — und das ist heute ausschlaggebend — in Europa kaum „volkstümlich“ ausgestattet werden, kaum mit öffentlich wirkungsvollen Schlagworten eingeführt und verbreitet werden, und ist immer dem ausgesetzt, daß gegen seine giltige Regel einige grell einleuchtende Ausnahmen vorgeführt werden. Anders in den Vereinigten Staaten: Grants Buch vom drohenden Aussterben der nordischen Rasse[1]) hat dort führende Männer und Presse für sich gewonnen.

Der nordisch-gerichtete Deutsche wird sich daher auch denen anschließen müssen, die für das innerpolitische Leben des Staates eine berufsständische Volksvertretung an Stelle des nahezu sinnlos gewordenen Parteientreibens wünschen. Es ist nämlich fast ausgeschlossen, daß die Volksvertretungen, wie sie das 19. Jahrhundert gebracht hat, je zu einer ernsten, sachlichen Arbeit kommen und je dazukommen, etwa einmal Gesetzesvorschläge, wie sie die biologische, rassenhygienische und rassenkundliche Forschung unterbreiten könnten, vorurteilslos und schlagwortlos zu behandeln. Es liegt im Wesen einer durch Parteien gebildeten Volksvertretung, daß sie schließlich jede Frage in den hergebrachten Streit der bei den Wählermassen wirksamen Schlagworte zieht und dadurch

[1]) Grant, The Passing of the Great Race or the racial basis of European history. 4. Auflage. 1923.

jede sachliche Prüfung von vornherein unmöglich macht. Eine berufsständische Vertretung wäre einerseits ein ehrlicherer Ausdruck innerpolitischen Lebens als die heutigen Parteien mit ihren vorgeblichen „politischen Idealen“ und „Programmen“, die doch meist nur eine jeweils andersgerichtete Selbstsucht dürftig verhüllen; eine berufsständische Vertretung müßte andrerseits — das liegt in ihrem Wesen — den Gedanken der gegenseitigen Verbundenheit aller Stände eines Volkes zu einer wertezeugenden Volksgemeinschaft ausdrücken und ins Bewußtsein des ganzen Volkes einpflanzen. Es käme einerseits nicht mehr zur Bildung von „Wählermassen“[1]), dieser bedenklichen Erscheinung politischen Treibens, andrerseits nicht mehr zum Aufkommen von „Agitatoren“, dieser anderen bedenklichen Erscheinung. — Der Gedanke der „Räte“, den die Gegenwart gefaßt hat, weist auf einen Wandel der innerpolitischen Anschauungen im Sinne einer berufsständischen Volksvertretung hin. Die aus der Not geborenen, nach gewerkschaftlichem Vorbild entstehenden großen Berufsverbände mögen ein Vorzeichen einer gewissen Wandlung der innerpolitischen Zustände sein. Im einzelnen können diese Dinge hier nicht verfolgt werden. Bedeutungsvoll ist eben, daß von einzelnen Vertretern der linksstehenden, wie von einzelnen Vertretern der rechtsstehenden Parteien die Lösung einer berufsständischen Volksvertretung bedacht worden ist; so vor allem auch von dem Schweden Kjellén in seinem Buch „Der Staat als Lebensform“ (1917).

Jedenfalls wird eine *sachliche* Betrachtung der Dinge des Blutes *vor einer größeren Öffentlichkeit* erst nach einer gewissen Wandlung auch der innerpolitischen Anschauungen möglich sein. Vorher wird es einzelnen Folgerungen aus der Rassenkunde ebenso ergehen, wie den Forderungen rassenhygienischer Forscher: sie werden bald als rückschrittlich, bald als umstürzlerisch verdächtigt werden oder sie werden verhöhnt werden. So bleibt auch der Aufruf zu einer Wiedervernordung vorerst recht eigentlich das, was man eine „undankbare Aufgabe“ nennt. Die meisten Menschen, die einen ihnen neuen Gedanken erwägen, suchen ihn in die hergebrachte Zusammenstellung zeitüblicher Gedanken einzuordnen. Hier muß aber mehr gefordert werden: *Der Gedanke einer Wiedervernordung wird sich kaum irgendwo einordnen lassen; er wird von seinem Ausblick her eine gänzlich neue Ordnung, ein gründliches Umlernen, fordern müssen.*

Ein ernster *Einwand* gegen die öffentliche Darlegung rassenkundlicher Tatsachen mag aber geäußert werden, und ist geäußert worden gerade von deutschen Männern, die mit verantwortungsvollem Ernst die verzweifelte Lage des deutschen Volkes betrachten und mit Einsetzung all ihrer Kraft wieder aufhelfen wollen: Es ist der Einwand, die öffentliche Darstellung rassenkundlicher Tatsachen und die Forderung eines Schutzes für die nordische Rasse müsse das deutsche Volk, das an sich schon so vielfach zerklüftete, noch einmal zerklüften, müsse neue Spaltungen zu alten Spaltungen hinzufügen und die Verwirrung der Geister noch einmal steigern. — Solche Bedenken sind sicherlich gerechtfertigt, und mancher Rassen-

[1]) Vgl. den Abschnitt: „La foule électorale“ bei Le Bon, Psychologie des foules.

forscher oder Kenner rassenkundlicher Forschungsergebnisse hat sein Wissen da und dort und manchmal in fast ängstlich zu nennender Weise bei sich behalten und wird es bei sich behalten aus ähnlichen Bedenken. Auch wird tatsächlich eine Behandlung der Rassenfragen in eigentlich breiter Öffentlichkeit vorerst wohl immer vom Übel sein, sofern es nicht bei bloßen wissenschaftlichen Feststellungen bleibt [1]).

Zu bedenken ist aber andererseits, daß seit Gobineau (vgl. S. 22) eine immer größere Zahl wissenschaftlicher Menschen sich der Rassenkunde und Rassenvergleichung zugewandt hat und weiter zuwenden wird, und daß durch berufene und unberufene Darsteller rassenkundliche Tatsachen vielfach in breitere Volksschichten hinausgetragen worden sind. Allenthalben stößt der Beobachter gegenwärtigen Lebens auf teils klare, teils entstellte, teils gänzlich verdrehte Vorstellungen, die sich gar schon ab und an in den Entschlüssen Einzelner äußern. Im ersten Abschnitt ist dargetan worden, wie sich in allen Volkstümern ernste Bestrebungen ausbreiten, die der jüdische Schriftsteller Buber so gekennzeichnet hat: „Man will die unbewußte Entwicklung der nationalen Psyche bewußt machen; man will die spezifischen Eigenschaften des Blutstammes gleichsam verdichten und schöpferisch verwerten; man will die Volksinstinkte dadurch produktiver machen, daß man ihre Art verkündet“ [2]). Die nachsinnenden Menschen gerade im deutschen Volk werden sich die Fragen des Steigens und Sinkens deutscher Macht und deutschen Geistes vorlegen, und werden bald erkennen: „Auch das Geschick, das das deutsche Volk gegenwärtig erlebt, hat seine anthropologische Ursache“ [3]).

Es hat keinen Sinn, den neuen Aufstieg Deutschlands zu wünschen und dabei die rassischen Bedingungen alles neuen Aufsteigens nicht sehen zu wollen oder zu *verschweigen*. Es hat keinen Sinn, eine Reihe „neuester“ Gedanken über die „Besserung der Zustände“ auszusinnen und vorzutragen, ohne dabei zu bedenken, auf welchen Menschenschlag diese Gedanken angewandt werden sollen, *ohne gleichsam die Erbanlagen zu prüfen, auf die gebaut werden soll*. Wohl versteht es sich für den Einsichtigen, daß es sinnlos ist, rassenkundliche Erkenntnisse „volkstümlich“ zu behandeln; alles „Popularisieren“ wird leicht Entwerten und Entstellen. Aber die Urteilsfähigen, die zu ernster Betrachtung gereift sind, werden sich der Einsicht in die rassischen Bedingungen, denen der geschichtliche Gang eines Volkes unterworfen ist, nicht länger entziehen können und dürfen. Die sog. Anthropologische Geschichtsbetrachtung wird sich aus Anfängen zu gesicherten Leistungen entfalten, und wird manchen Wandel des Urteils verursachen. Man will wissen, welche Mög-

[1]) Der mir zugekommene Einwand, daß bei einer buchmäßigen Darstellung der Bedeutung der nordischen Rasse deutschfeindliche Völker, bzw. deren in gewissem Betracht zu freierem Handeln ermächtigte Staatsleitungen, eine Wiedervernordung zu allererst erwägen könnten, wird ganz hinfällig, wenn man ermißt, daß die zu einer Wiedervernordung noch tauglichen Völker doch eben diejenigen sind, mit denen Deutschland zu seiner und dieser Völker Förderung engere Beziehungen wird pflegen müssen.

[2]) Die jüdische Bewegung. 1916.

[3]) Fischer in Baur-Fischer-Lenz, Grundriß I, 1923.

lichkeiten der Entfaltung einem Volkstum gegeben sind, und welche Ausleserichtung die Größe eines Volkstums bedingt. So stößt man auf die Tatsache des Blutes: Das jeweilige Schicksal eines Volkes muß künftighin betrachtet werden als die Auseinandersetzung seiner jeweiligen Rassenanlagen mit seiner Umwelt.

Eine Zerklüftung des Gesamtvolks durch solche Einsichten ist deshalb nicht zu befürchten, weil der Blick der großen Allgemeinheit für Rassendinge kaum zu schärfen sein wird. Immer nur Einzelne werden zu einer solchen Vertiefung rassenkundlicher Kenntnisse kommen, daß die gewonnenen Einsichten sich bis in ihre Entschlüsse hinein auswirken. Dann aber ist zu sagen, daß die Zerklüftung, welche durch rassenkundliche Einsichten entstehen könnte, fast immer übereinstimmen wird mit schon vorhandenen Zerklüftungen des europäischen und des deutschen Lebens und Denkens. Sollte wirklich einmal die Kunde von der Blutzusammensetzung der europäischen Volkstümer sich bis in das öffentliche Leben hin auswirken, so ist damit für viele die Möglichkeit gegeben, ihr Urteil in mehrfacher Hinsicht nach der neugewonnenen Erkenntnis zu wandeln. Nach einer ernsthaften Beschäftigung mit Rassedingen und vor allem auch mit rassenhygienischen Dingen wird manchem Nachdenkenden die oder jene Auffassung des staatlichen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens, die er bisher eingenommen hatte, nicht mehr möglich sein. Wo nach einer ernsthaften Beschäftigung mit den Dingen des Blutes und der Vererbung noch Zerklüftungen durch das deutsche Volkstum verlaufen, da wird es sich um Grenzen handeln, welche von einander scheiden: diejenigen, welche eine Erneuerung Deutschlands von Grund auf, vom Blut her, wollen, von denjenigen, welche auch nach Erkenntnis der Blutgesetze den Gedanken der „Gleichheit aller Menschen" und den „Menschheitsgedanken" noch vertreten. Im Grunde also wird keine neue Spaltung eintreten; alt-hergebrachte Spaltungen werden nur entsprechend dem Willen neuer Besinnung[1]) in klare Bewußtheit übergeführt.

Ein weiterer Einwand hängt damit eng zusammen: Muß der Gedanke der Wiedervernordung nicht zu einer Art Rangabstufung der Volksgenossen führen? Wird nicht der nordischere Mensch als der wertvollere, der nicht-nordische Mensch als der wertlose gelten? — Auch dieser Gedankengang ist nur für ein Zeitalter anstößig, das den Einzelmenschen als höchsten Wert sieht. Klar muß ausgesprochen werden, daß — innerhalb des deutschen Volkstums — das nordische Blut das „erwünschte" sein muß, das nicht-nordische Blut das „mindererwünschte". Es handelt sich um eine ähnliche Unterscheidung, wie sie die amerikanische Einwanderungsgesetzgebung macht, für welche ja auch das nordische Blut das „erwünschte" darstellt (vgl. S. 160). Aber solch eine Einsicht, gewonnen aus weitester Betrachtung großer, allgemeiner Verhältnisse, richtet sich nicht gegen den einzelnen nicht-nordischen Menschen; sie richtet sich gegen eine Vermehrung des nicht-nordischen Blutes oder besser: sie möchte das erwünschte nor-

[1]) Vgl. die Bubersche Ausführung S. 414.

dische Blut vor dem Dahinschwinden schützen und dieses erwünschte Blut so entschieden wie möglich fördern. Die Tatsache der Vererbungslehre, „daß der Wert des Einzelwesens als solchen von seinem Wert als Zeuger verschieden ist“[1]), diese Tatsache wird grundlegend für jede Betrachtung sein. Es gab und gibt manchen, irgendwie körperlich mindergut oder schlecht beanlagten Einzelmenschen, der dem deutschen Volkstum hohe geistige Werte geschenkt hat, von dem aber der Einsichtige nicht wünschen wird, er möge seinem Volk Nachkommen hinterlassen haben oder hinterlassen. Sein Wert als Einzelmensch ist eben verschieden von seinem Wert als Zeuger, welche Tatsache ihn als Einzelmenschen aber nicht irgendwie entwerten kann. Ebenso wird kein verständiger Mensch den einzelnen nicht-nordischen Menschen minder achten, als es diesem zukommt, wenn ihm auch — nach Erkenntnis der rassischen Bedingungen des Völkerlebens — die Fortpflanzung eines solchen Menschen innerhalb eines nordisch-bedingten Volkstums minder erwünscht sein wird als die Fortpflanzung eines gesunden nordischen Menschen. Nie wird sich die Erkenntnis vom Wert der Nordrasse für das deutsche Volk etwa gegen einen Einzelmenschen wenden; sie wird aber klar scheiden müssen zwischen erwünschter und minder-erwünschter Kinderzeugung — diese Scheidung erscheint als unerläßlich. Alles ist zu tun, damit die Geburtenzahl der nordischen und nordischeren Menschen in Deutschland sich hebe: das ergibt die Betrachtung zwingend. Und so ernst wird diese Erkenntnis von Einzelnen schon genommen, daß es heute doch schon ostisch-nordisch gemischte Menschen gibt, die auf Fortpflanzung verzichten, weil sie von ihrer Ehe nicht die „erwünschte“ nordische Nachkommenschaft erwarten können. Ob dies wirklich richtig gedacht ist, ob nicht ein so ernstes Ergreifen des Aufnordungsgedankens eben doch an sich schon eine nordischere Erbmasse anzeige, als solche Menschen bei sich annehmen — das sei hier nicht betrachtet. Hingewiesen sei aber auf dieses Anzeichen eines gewissen Wandels der Anschauungen: man wendet sich da und dort vom „Individualismus“ ab und sucht, sich in mächtigere Zusammenhänge bestimmend einzustellen.

Hieran aber liegt alles: daß erst einmal der Blick urteilsfähiger Menschen geschärft werde für die Dinge des Blutes und daß dann solchen Menschen das Gefühl der Verantwortung erzeugt werde für das künftige Schicksal ihres Volkstums, das eben ein rassisch-bedingtes Volkstum ist. Zur Aufdeckung und tätigen Erfassung all der Zusammenhänge, von denen die Wiedervernordung unseres Volkes abhängt, sind dann alle diejenigen berufen, welchen der Blick für die Fragen der Artung geschärft ist. Es gilt auf allen Gebieten die Maßnahmen ausfindig zu machen, die der Aufnordung förderlich sind.

Der nordisch-gerichtete Deutsche wird z. B. auf alle rassenhygienischen Bestrebungen besonders aufmerksam sein müssen, denn es ist kein Zweifel, daß die Bestrebungen, welche der Ertüchtigung des deutschen Volkes

[1]) Siemens, Grundzüge der Rassenhygiene, zugleich Einführung in die Vererbungslehre. 1923. — Vgl. auch S. 234.

dienen, fast immer zugleich auch die nordische Rasse, bzw. die nordischen und nordischeren Bestandteile des deutschen Volkes, schützen, ja fördern müssen. Somit müßte hier unter den Betrachtungen, durch welche Mittel die Nordrasse zu schützen sei, eine ganze Folge allgemeiner rassenhygienischer Ertüchtigungsmaßnahmen aufgezählt werden. Eine solche Aufzählung aber würde das vorliegende Buch unnötig belasten. Für alle solche Zusammenhänge muß immer wieder auf den Baur-Fischer-Lenzschen „Grundriß" und für die Fragen der Ertüchtigung besonders auf den zweiten Band dieses Werkes verwiesen werden.

Es versteht sich, daß diejenigen Volksbestandteile, die am meisten nach rassenhygienischen Einsichten leben, auch am meisten gefördert werden. Wenn es den nordischen und nordisch-gerichteten Deutschen eine Pflicht gegen sich und ihr Volkstum wird, ihr Leben unter besonderer Aufmerksamkeit auf erbgesundheitliche Forderungen, unter besonderer Verantwortung gegenüber der rassisch-bedingten Zukunft ihres Volkes zu gestalten; wenn die nordischen und nordisch-gerichteten Kreise des deutschen Volkes so am meisten auf die Dinge des Blutes achten und — besonders gegenüber dem Alkohol und den Geschlechtskrankheiten — nach solcher Einsicht leben, so werden sie eben schon dadurch auch das nordische Blut im deutschen Volkskörper stärken und mehren. Die erbschädigenden Einflüsse, ausgehend von Geschlechtskrankheiten, Alkohol und Nikotin, werden vor allem die Menschen nordischer Rasse zu meiden haben. Es handelt sich nicht nur darum, die Geburtenzahl der nordischen Rasse zu heben, sondern auch deren Gesundheit und Tüchtigkeit zu fördern, „daher soll man, wie überhaupt den ganzen Ablauf der Lebensjahre hindurch, so insbesondere während der Jahre der Zeugung sich hüten, soweit es von unserem Willen abhängt, irgend etwas zu tun, was der Gesundheit schädlich ist und was auf Übermut und Frevel hinausläuft. Denn unvermeidlich überträgt sich das Gepräge des Erzeugers auf Seele und Leib des Erzeugten und das Ergebnis ist eine durchgängige Verschlechterung" [1]).

Eine vertiefte Auffassung des Wesens der Familie tut vor allem not. Es wäre zu wünschen, daß in weiten Kreisen die Fragen der Abstammung und Gattenwahl ernster betrachtet und erwogen würden. Manche so gewonnene Einsicht ließe sich in weiten Kreisen des Volkes als eine Art Hausgesetz den Nachkommen übermitteln. Zur Ertüchtigung wie zur Wiedervernordung des deutschen Volkes müßte es viel beitragen, wenn auf solche Weise viele einzelne, gegenseitige Verbindung suchende gesunde Familien, dadurch eine Art neuen Adels begründeten, daß sie ihren Nachkommen gleichsam eine Überlieferung schüfen, eine neue Sippenverantwortung und Sippenehre: „Gedenke, daß du ein deutscher Ahnherr bist" (Kuhn) [2]).

---

[1]) Platon, Die Gesetze, übersetzt von Apelt. 1916.

[2]) Ein Leben der Selbstzucht vor allem gegenüber Alkohol und Geschlechtskrankheiten müßte zum Kennzeichen der nordischen und nordischeren Deutschen werden. — Hingewiesen sei hier auch auf den sehr lesenswerten Aufsatz von Gaupp: „Das Alkoholverbot in den Vereinigten Staaten von Nordamerika", der als Sonderdruck aus der Münchner Medizinischen Wochenschrift (1922, Nr. 5) erschienen ist.

Der nordisch-gerichtete Deutsche wird kein Gebiet des Einzellebens und des Staatslebens betrachten, ohne die Möglichkeiten einer Aufnordung seines Volkes zu erwägen. Achtsam wird er z. B. sein gegenüber den Forderungen zu einer sog. Bodenreform, die durch Gesundung der Besiedelungsverhältnisse zum Schutz der Nordrasse beitragen müßte[1]). Er wird aufmerksam sein auf alle Bestrebungen, die auf eine gewisse Verstaatlichung des Geldwesens hinarbeiten und sich gegen den fast schrankenlosen Kapitalismus des beweglichen Kapitals und die internationale Vorherrschaft der Großbanken richten; denn es ist zweifellos, daß das bewegliche Kapital und vor allem der Kapitalismus der Großbanken immer mehr zur Züchtung von Massen beiträgt, und gerade zur Züchtung von Massenmenschen eignet sich die Ostrasse.

Der nordisch-gerichtete Deutsche wird zur Gesundung und Reinigung des staatlichen Lebens Anteil nehmen müssen an der Bestrebung, auch noch die letzten Einwirkungen des (größtenteils aus einer entarteten und entnordeten Spätzeit stammenden) römischen Recht aus der deutschen Gesetzgebung auszuscheiden und ein deutsches Recht zu begründen, das aus nordisch-germanischem Geist stammt[2]).

Eine Gesundung der Siedelungsverhältnisse muß besonders in den vorwiegend nordischen Teilen Deutschlands erstrebt werden; dort werden auch die nordisch-gerichteten Menschen am meisten zur Verbreitung rassenkundlicher und rassenhygienischer Kenntnisse tun müssen. Wenn die nordischeren Gebiete Deutschlands statt der heutigen niedrigeren Geburtenziffer einmal eine höhere aufweisen würden, sodaß von ihnen eine neue Durchdringung Deutschlands mit nordischem Blut ausginge, so wäre zur Aufnordung des deutschen Volkes schon viel getan. Damit gerade in den nordischeren Gebieten eine höhere Geburtenziffer ermöglicht werde, sind sicherlich vor allem auch Änderungen in den Verhältnissen des Erbrechts und Erbgebrauchs nötig. In der Frage der Einwanderung müßte eine Staatsleitung, welche die Bedeutung der nordischen Rasse erkannt hat, ebenso wie die Staatsleitung der Vereinigten Staaten zwischen erwünschter und unerwünschter Einwanderung unterscheiden (vgl. S. 160). Bei der Bevölkerungsdichte Deutschlands einerseits, seiner Wirtschaftslage andererseits, käme dann nur eine Einwanderung gesunder

---

[1]) In den Bestrebungen zur Bodenreform macht sich jedoch in unseren Tagen ein Geist bemerkbar, den man mit den Worten bezeichnen könnte, die Mephisto (im 2. Teil Faust) spricht, um faustische Kühnheit auf ärmliche Bestrebungen abzulenken. Manche bodenreformerischen Pläne müßten zwar „beschränktten Markt, Kohl, Rüben, Zwiebeln“ hervorbringen, müßten bewirken, „daß das Volk sich mehrt, nach seiner Art behäglich nährt, sogar sich bildet, sich belehrt“ — allein eine von einer Beamtenschaft „sozial“ umsorgte und versicherte Kleingütchenzufriedenheit kommt nicht der Ertüchtigung eines Volkes gleich. Wenn 10 tüchtigen Landwirtsfamilien Raum geschaffen wird, bedeutet das für die zu mehrende Volkskraft mehr als hundert „behägliche“ Kleinsiedlungen. Der Siedlungsgedanke bedarf einer Erfassung durch faustisch-nordischen Geist: „Nicht sicher zwar, doch tätig-frei zu wohnen!“

[2]) Zur Erfassung solchen Geistes vgl. auch die unter „Rechtswesen“ am Ende jedes Bandes aufgezählten Abschnitte bei Hoops, Reallexikon der germanischen Altertumskunde.

nordischer und vorwiegend nordischer Menschen in Betracht. Das gleiche gilt für die Wahl nicht-deutscher Ehegatten[1]).

All diese Dinge zu bedenken, wird die Arbeit von Volkswirtschaftern und all der einzelnen Fachleute sein, die das weite Gebiet all dieser Erscheinungen erforschen. Einzelvorschläge für die Maßnahmen der Aufnordung muß dieses Buch den Fachleuten der einzelnen Gebiete überlassen. Seine Aufgabe ist es, auf die rassischen Bedingungen des Völkerlebens hinzuweisen. Sind diese Verhältnisse einmal aufgezeigt und hat ihre Betrachtung dann gar einen neuen Geist der Verantwortung erweckt, so werden sich bald schon greifbare und schließlich grundlegende Maßnahmen ergeben.

Immer aber werden es vorerst Maßnahmen sein, die eine Art Selbstschutz nordischer und nordisch-gerichteter Kreise darstellen, denn der heutige deutsche Staat kann seinen Grundanschauungen nach nicht eingreifen. Zum Schutz der Nordrasse werden sich die nordisch-gerichteten Menschen im deutschen Volk vereinen müssen, wie sich anscheinend in den Vereinigten Staaten die nordisch-gerichteten Menschen zur Ertüchtigung ihres Volkes vereinen. Das nordische Bluterbe in den Vereinigten Staaten schätzt Ploetz (m. E. zu niedrig) auf „kaum noch mehr als ein Drittel"[2]). Aber nordamerikanische Forscher und führende Männer des staatlichen Lebens haben die Gefahr erkannt und Wege zu ihrer Überwindung eingeschlagen. Leider habe ich das Buch von Madison Grant „Das Aussterben der Großen Rasse" (The Passing of the Great Race or the racial basis of European history, 4. Aufl. [Neuyork 1923]) noch nicht ganz durchlesen können, ein Buch, das heute in Amerika zur Erkenntnis der Rassenfragen besonders beizutragen scheint[3]). Aus den Maßnahmen der zielbewußten Amerikaner wird auch für Deutschland viel zu lernen sein.

Der Gedanke einer Stiftung zur Erziehung nordischer und vorwiegend nordischer Kinder aus kinderreichen und wirtschaftlich schwächeren gesunden Familien ist gelegentlich schon aufgetaucht und müßte eine Verwirklichung finden, indem dazu Geldmittel gesammelt würden, mindestens in solcher Höhe, wie sie für die Aufzucht und Unterstützung von Menschen mit Erbanlagen der Krankheit und des Verbrechens immer bereit liegen (vgl. Fußnote S. 404). In Betracht kämen z. B. auch Adoptionen nordischer und vorwiegend nordischer Kinder durch bessergestellte nordisch-gerichtete Menschen. Alle solche Maßnahmen wird man prüfen müssen.

Es wird indessen nicht ausbleiben, daß die Forderung solcher Maßnahmen als „Tendenz" beargwöhnt wird. Bliebe es allein bei der Feststellung des drohenden Aussterbens der Nordrasse, der „Großen Rasse" (Grant), so könnte der Zeitgeist schließlich auf die Darstellung eingehen; die Forderung aber eines Schutzes für einen bestimmten Volksbestandteil, der — für das deutsche Volk — als höherwertig angesehen werden muß,

---

[1]) Die hier zu erwähnenden vorbildlichen „Einwanderungsbestimmungen für die Vereinigten Staaten" liegen in jedem deutschen Reisebüro aus.

[2]) Ploetz, Sozialanthropologie, im Band: Anthropologie, Kultur der Gegenwart, Teil III Abt. V, 1923.

[3]) Siehe hierzu, was ich im Vorwort zu 3. Aufl., S. 3, erwähnt habe.

widerspricht der angeblichen Gleichheit aller Menschen, und eine solche Forderung wird deshalb noch auf längere Zeit hinaus als „tendenziös" beargwöhnt und abgelehnt werden, indessen sie doch nicht mehr ist als die notwendig sich einstellende Folgerung, die sich aus der Geschichte der indogermanischen Völker ergibt [1]).

Bei Betrachtung all solcher Bestrebungen, wie in unseren Tagen die Nordrasse so geschützt werden könne, daß sie wieder die höhere Geburtenziffer erreiche, mag sich aber tatsächlich auch noch dieser Einwand einstellen: ob durch eine solche gesonderte Beachtung der Nordrasse innerhalb des deutschen Volkstums nicht etwa geradezu eine gewisse Überheblichkeit und Eitelkeit nordischer und vorwiegend nordischer Menschen geweckt und großgezogen werde. — Dem ist mit Nachdruck entgegenzusetzen, daß einzelmenschliche Überheblichkeiten und Eitelkeiten dem Sinn aller Aufnordungsgedanken geradeswegs entgegengerichtet sind. Es ist nämlich nur bei mutigstem Streben möglich, daß ein einzelner Mensch der schweren Aufgabe entspreche, die heute, bei dieser in jeder Hinsicht verzweifelten Lage, der Nordrasse gestellt ist. Wenn irgendwelche Einzelmenschen nicht mehr allein sich selbst angehören, wenn irgendwelche Einzelmenschen den „individualistischen" Standpunkt entschlossen verlassen müssen, um alle Kräfte für die Arterhaltung einzusetzen, dann sind es die Menschen der Nordrasse, die heute nur durch willenskräftigste Selbstbesinnung das Aussterben ihrer Rasse verhindern können. Der nordische Mensch darf am allerwenigsten ganz sich selbst gehören, er muß am allermeisten das Ganze seiner Rasse und die Erneuerung seines Volkstums bedenken, wenn er die Bedeutung der Nordrasse für sein Volk einmal erkannt hat. So darf man sagen: Muß die rassenkundliche Betrachtung der Geschichte den überragenden Wert der Nordrasse für jedes indogermanische Volkstum behaupten, so folgt daraus, daß mit seinem Blut dem einzelnen nordischen Menschen auch besondere Aufgaben zugewiesen sind. Ist dem nordischen Menschen mehr gegeben — „mehr" immer nur vom Standpunkt des Betrachters nordisch-bedingter Völker — ist ihm mehr gegeben, so wird von ihm auch umso mehr gefordert: Nordisches Blut verpflichtet. Er hat sich, was an ihm ist, so zu ertüchtigen, daß er an Leib und Seele diesen Wert seiner Rasse ausdrücke, und er vor allem hat sich bei der Gattenwahl so zu entscheiden, daß die Mehrung seiner Rasse durch gesunde, erbtüchtige und zahlreiche Nachkommen gefördert werde.

---

[1]) Ich hatte, als ich das Ziel der Wiedervernordung setzte, die Vermutung, daß diese Zielsetzung mir in eine „Tendenz" würde umgedeutet werden. Meine Vermutung hat sich bestätigt. Es ist nun einmal — in wissenschaftlichen wie in außerwissenschaftlichen Kreisen — ein verbreiteter Brauch, ein Buch als „objektiv" zu feiern, wenn es nur sagt, was ist, ein Buch aber als „tendenziös" zu verdächtigen und also abzulehnen, wenn es sagt, was sein soll. Wenn ein Buch versucht, darzutun, was sein soll, muß es allerdings auch sagen, warum denn das Ziel gesetzt wird. Keinem Aufmerksamen aber kann es entgangen sein, was das Ziel dieses Buches begründet: die Ertüchtigung des deutschen Volkes. Ob man den Versuch, die Mittel zur Ertüchtigung eines Volkes darzustellen, als „tendenziös" bezeichnen kann, stelle ich dahin. Doch scheint mir: Zielsetzung und Tendenz sollten nicht verwechselt werden.

„Ihr habt vernommen, was dem Gott gefällt,
geht hin, bereitet euch, gehorchet still!
Ihr seid das Saatkorn einer neuen Welt:
das ist der Weihefrühling, den er will."

(Uhland, Ver sacrum.)

Angesichts der Aufgabe, die den nordischen und vorwiegend nordischen Menschen des deutschen Volkes gestellt ist, wäre jede Neigung zu einer etwaigen Nordbluts-Eitelkeit sinnlos und verächtlich. Vom nordischen Menschen wird äußerste Selbstzucht und *mächtigster Zukunftswille* gefordert. Von ihm wird gefordert, daß er durch seine Lebensführung ein *Beispiel* gebe, welches für seine Rasse zeuge. — So etwa stellt sich in Kürze ein Gedankengang dar, wie er sich aus der Einsicht in die Möglichkeit des „Untergangs" auch des deutschen Volkes ergeben muß. In solcher Größe zeigt sich nunmehr *die nordische Sendung*. —

Es kann nicht ausbleiben, daß solche Gedanken sich allmählich in jedem heute noch nordisch-bedingten Volkstum regen. Die Aufgabe der Wiedervernordung ist auch tatsächlich außerhalb Deutschlands ergriffen worden. Man hat in Skandinavien, in England, und vor allem in Nordamerika, die Bedeutung der Nordrasse für jedes nordisch-bedingte Volkstum eingesehen, und sucht nach den Wegen zu neuer Aufnordung. Es ist nicht ausgeschlossen, daß die Zukunft eine gewisse Arbeitsgemeinschaft bringen wird, zu der sich die nordisch-gerichteten Bestrebungen der verschiedenen nordisch-bedingten Völker zusammenfinden. Die gemeinsame Not, das drohende Aussterben der Nordrasse, mag einen gewissen übervölkischen Zusammenschluß nordisch-gerichteter Kreise fördern. Man hat ja sogar schon witzelnd auf die Möglichkeit einer „nordischen Internationale" hingedeutet und dafür im Zeitstil der Gegenwart auch das Schlagwort gefunden: „Germanen aller Länder, vereinigt euch!" Solche scherzenden Betrachtungen zeigen, daß in Deutschland da und dort, wenn auch vorerst, da all diese Dinge noch neu sind, noch in spöttischem Sinne, die Öffentlichkeit auf die Frage der nordischen Rasse gestoßen ist. In Deutschland ist es auch tatsächlich da und dort bei Einzelnen schon zur Ausgestaltung einer gewissen nordisch-gerichteten Denkweise gekommen [1]),

---

[1]) Ja sogar mehr als das: *Anfänge* zu einer Zusammenfassung der nordisch-gerichteten Deutschen gehen aus von „Schutzgesellschaften" (Ploetz) für die nordische Rasse, von denen zu nennen sind der „Mittgart-Bund" und die „Germanische Gesellschaft Edda". Ersterem wäre eine klarere Beschreibung des Menschenschlags zu wünschen, den er schützen, bzw. züchten will, letzterer Gesellschaft eine Betonung der zu erreichenden höheren Geburtenziffer der nordischen Menschen. Im ganzen kann man diese Gesellschaften heute jedoch nur als *Anzeichen einer beginnenden Aufmerksamkeit auf die Bedeutung der nordischen Rasse* auffassen, und wird Ploetz zustimmen müssen, der die nordisch-gerichteten Gesellschaften als „bedeutend ärmer an Mitgliedern und an Einfluß als die [Schutzgesellschaften] der Juden" bezeichnet, ja man wird von einem „Einfluß" des nordischen Gedankens überhaupt noch nicht reden können — im Gegensatz zu Nordamerika, wo die Gesetzgebung nach Grants Buch (vgl. S. 419) die Unterscheidung zwischen erwünschter (nordwesteuropäischer) und unerwünschter (südosteuropäischer) Einwanderung gemacht hat (vgl. Grants Buch, S. XXVIII). Der von Ploetz als nordisch-gerichtet ge-

da und dort sollen sich sogar schon Bestrebungen zeigen, mit nordisch-gerichteten Kreisen anderer Völker eine gewisse Fühlung zu bekommen. Da allen Völkern germanischer Sprache das nordische Blut gemeinsam ist, welche Einschläge anderer Rassen sie sonst auch zeigen mögen, ist der Gedanke der Aufnordung und der allnordischen Verbundenheit recht eigentlich eine Grundlage der Verständigung für all diese Völker. Auf Erbanlagen läßt sich, wenn die nötige Einsicht geweckt ist, schließlich wohl besser bauen als auf die mancherlei Unwirklichkeiten, auf die unsere Gegenwart Völkerversöhnungen gründen will. Da jeder europäische Krieg und jeder europäisch-nordamerikanische Krieg die Ausmerzung der Nordrasse gefördert hat, ist der allnordische Gedanke geradezu ein Gedanke des Friedens, dazu ein Friedensgedanke, der auf Wirklichkeiten aufbauen kann.

Solchen Gedanken gegenüber hat sich vaterländischen Menschen schon ein neuer Einwand ergeben: Mag eine nordisch-gerichtete Denkweise nicht geradezu zu einer gewissen Schwächung der Vaterlandsliebe beitragen. Wird der nordisch-gerichtete Mensch nicht schließlich eben nur noch „nordisch" empfinden, nicht mehr deutsch oder englisch oder amerikanisch? — Überlegt man sich diese Frage, so zeigt sich deutlich, daß diese Möglichkeit für England oder Amerika oder auch für die skandinavischen Länder nicht besteht: man denkt dort in allen Dingen zuerst vaterländisch. In Deutschland hingegen, wo die Gedanken so oft mit einer Folgerichtigkeit zu Ende gedacht werden, die — auf Lebensformen angewandt — den Deutschen immer wieder als den „Ideologen" zeigt, der eben Gedanken zu Ende denkt, wo er Wirklichkeiten und Möglichkeiten abschätzen und die Anwendung seines Grundgedankens auf Wirklichkeiten zielsicher ermessen sollte — in Deutschland wäre es vielleicht möglich, daß einzelne nordisch-gerichtete Menschen anfingen, übervölkisch, d. h. in diesem Fall: nur allnordisch zu denken statt deutsch.

Geschähe dies, dann wäre die Befürchtung und der Einwand vaterländischer Menschen berechtigt, der Aufnordungsgedanke könne unter Umständen statt zu einer Stärkung auch zu einer Schwächung des Deutschtums führen, indem er gerade den nordischen Teil des deutschen Volkes, den für dieses besonders wertvollen Teil, dem Gedanken des Volkstums entfremden könne.

Zur Zerstreuung solcher Befürchtungen ist aber vielleicht schon der Hinweis angetan, daß nordisches Wesen immer zum Sondertum des Stammes geneigt hat. Jede denkbare nordische Gesittung baut sich auf dem Stammesleben auf und zielt auf selbständige Ausgestaltung und

---

nannte „Hammerbund" ist, soweit ich unterrichtet bin, zunächst nur gegen das jüdische und überhaupt außereuropäische Blut, dann allerdings auch entschieden „germanisch" gerichtet. Ob „germanisch" bei ihm jedoch streng rassenmäßig gemeint ist und nordisch bedeuten soll — das konnte ich bisher nicht feststellen. Jedenfalls hat, soviel ich weiß, nur die „Germanische Gesellschaft Edda" eine Beschreibung des von ihr zu schützenden Menschenschlags gegeben und dabei die Hauptmerkmale der nordischen Rasse genannt, und nur der Mittgart-Bund hat die Bedeutung der Geburtenziffer für all solche Fragen erfaßt (vgl. Hentschel, Mittgart, Ein Weg zur Erneuerung der germanischen Rasse. 1916).

Besonderung landschaftlicher und stammestümlicher Eigenart. Es scheint, als ob von jeher jede „zentralistische“ Ordnung eines Staatswesens — um einen Ausdruck unserer Zeit zu gebrauchen — dem nordischen Wesen artfremd und, falls eine solche Ordnung sich durch besondere Gründe in einem Staatswesen durchgesetzt hatte, dem nordischen Volksteil auch schädlich gewesen sei.

Der Ausbildung eines allnordischen Empfindens, das einmal stärker wäre als das einzelvölkische Empfinden, steht, wie es scheint, die Wesensrichtung der nordischen Rasse selbst entgegen. Man hat es schon „das Verhängnis der nordischen Rasse“ genannt, daß diese die von ihr geführten Völker zu einer besonderen Höhe der Macht und des Geistes leite, dabei aber selbst schließlich hinschwinde und untergehe. Sich verschenkend mit ihrer Körperkraft und Körperschönheit, mit ihrem Schöpfergeist und Kriegermut an die einzelnen indogermanischen Volkstümer, habe die Nordrasse zwar jedes einzelne indogermanische Volk zu einem Heldenzeitalter hinangeführt, dabei aber sich selbst geopfert und sich endlich verloren. Fast möchte man sagen, es gehöre zum Wesen der Nordrasse, andersrassigen Bevölkerungen die führenden Menschen zu geben und mit diesen andersrassigen Bevölkerungen zusammen, diese in nordischem Geiste führend und fördernd, dann aufblühende Völker zu bilden. Fast möchte man sagen, erst in solcher Führerschaft entfalte die Nordrasse ihren eigensten Wert, erst so finde sie die Aufgaben, an denen sie dann ihre ganze Schöpferkraft entfalten könne. So möchte man den weltgeschichtlichen Sinn der Nordrasse in der kräftigen Herausgestaltung und Führung einzelner nordisch-bedingter Völker erkennen. Da, wo sich die Nordrasse verhältnismäßig am dichtesten erhalten hat, in Skandinavien, hat sie sich kaum zu weltgeschichtlicher Bedeutung erhoben, oder doch vielleicht nur im Wikingszeitalter und in einer kürzeren Spanne der schwedischen Geschichte[1]). Die dauernde Auswanderung der tatkräftigsten Menschen, welche die skandinavischen Länder so lange schon schwächt, mag ja gerade anzeigen, daß sich die Menschen der Nordrasse unbewußt zur mutigen Förderung minder-nordischer oder nicht-nordischer Völker drängen. Ist dem so, liegt es im Wesen der Nordrasse, als Führerschicht, als Adels- und Bauernschicht nordisch-bedingter Völker ihre schöpferischen Anlagen zu entfalten, so liegt auch das fast unabwendbar scheinende Verhängnis klar zutage, das gerade dieser Rasse immer wieder drohen mußte. Gerade die Führereigenschaften sind der nordischen Rasse immer wieder gefährlich geworden, da immer wieder das durch größere Urteilsfähigkeit bedingte Aufsteigen nordischerer Menschen in höhere Stände (vgl. S. 156) verbunden ist mit einer sich verringernden Kinderzahl. Gerade jene „rein wissenschaftlichen Bestrebungen, denen sich die Langköpfe, von Wißbegier getrieben, mit dem ganzen Ungestüm ihres Wesens hingeben“ (Ammon, vgl. S. 174), haben wohl oft Ehelosigkeit und Kinderlosigkeit

[1]) Daher die bisweilen geäußerte Ansicht, die nordische Rasse werde erst in der Mischung schöpferisch. Man wird jedoch sagen müssen, sie entfalte erst in der Führung, erst als übergeschichteter Bestandteil, ihre schöpferischen Anlagen. (Vgl. hierzu auch die skandinavische Gegenauslese, S. 387, 221.)

hochbegabter nordischer Menschen mit sich gebracht (z. B. Mönchstum, Gelehrtentum, Künstlertum). Zur Gegenauslese kommt die Vermischung hinzu: die Führerschicht verschmilzt nicht nur mit der Schicht der Geführten zu einem Volkstum, sie verbindet sich auch leiblich mit den unter-geschichteten Volksteilen und bereitet damit ihr Aussterben vor. Die klare Schichtung schwindet, die Allvermischung nimmt zu. — So zeigt sich zweierlei:

Das Entstehen einer übervölkischen allnordischen Bewegung fände im Wesen der Nordrasse selbst schon Grenzen; zum Wesen der Nordrasse scheint die Führung nordisch-bedingter Völker zu gehören und ebenso ein ausgeprägtes vaterländisches Empfinden. Die Gefahr der Abwendung nordisch-gerichteter Kreise von ihrem Einzelvolk ist auch im „ideologischen" Deutschland sehr gering. —

Ferner erhellt aus obiger Betrachtung dies: die Erhaltung eines nordisch-bedingten Volkes, damit es keinem „Untergang" verfalle, hängt zusammen mit der Erhaltung eines starken reinrassig nordischen Volkskerns. Das nordische Blut darf nicht nur in der Blutmischung des Gesamtvolks überwiegen, es muß auch in einer ziemlich hohen Zahl rein-nordischer Menschen vertreten sein, in einer verhältnismäßig so hohen Zahl rein-nordischer Menschen, daß diese die Führung des Volkstums aus sich heraus übernehmen können[1]) So groß wie die Zahl der nordischen Menschen notwendig sein mußte, um den nicht-nordischen Volksteilen indogermanischer Völker ihre Sprache zu übermitteln, so groß müßte sie wohl immer als Mindestzahl bleiben. Das würde sicherlich einen so starken Kern reinrassig nordischer Menschen fordern, wie ihn heute höchstens Schweden noch besitzt. Damit ist die Aufgabe gewiesen für jeden, der die Bedeutung der Nordrasse für ein nordisch-bedingtes Volkstum eingesehen hat: die Bildung dieses starken Kerns rein nordischer Menschen muß angestrebt werden.

Dabei wird angesichts der äußerst gefährdeten Lage der Nordrasse in allen heute noch nordisch-bedingten Völkern die Erzielung eines gewissen allnordischen Zusammenhalts notwendig sein. Die Rasse steht einfach vor ihrem Aussterben. Früher konnten sie sich verschenken an ganz Europa und an einen Teil Asiens. „Damals bestanden noch riesige Reserven zwar kulturell wenig entwickelter, aber hochbegabter nordischer Menschen im nördlichen Europa, die das entsunkene Kulturwerk wieder aufnehmen konnten"[2]). Heute ist der innerste Kern der Rasse in seinem Bestand gefährdet. Einigermaßen rein kommt die Nordrasse nur noch in einem Teil ihrer Urheimat vor, und in hundert Jahren schon, wenn nicht früher, kann ein Wiederaufleben unmöglich geworden sein.

---

[1]) Und daß es schließlich auch einzelnen nordischen Menschen sogar wieder möglich ist, sich bei entsprechender Veranlagung Geistesschöpfungen so hinzugeben, daß sie dafür unter Umständen der Rassenpflicht zur Familiengründung nicht unterliegen, der sich jeder gesunde nordische Mensch unterstellt fühlen müßte — wenn Einsicht genug zu wecken wäre.

[2]) Ploetz, „Sozialanthropologie", im Band „Anthropologie", Kultur der Gegenwart, Teil III, Abt. V, 1923.

Dann „sitzt herum nur eine minder begabte Menschheit von mangelhafter schöpferischer Kraft, die den überkommenen Rest der Kultur zwar bewahren, aber kaum oder nur sehr langsam weiterbilden würde“ [1]). Da dies die Lage in England wie in Holland und Flandern, in Deutschland wie in Dänemark, und nach Verlauf einer gewissen Zeit wohl auch in Schweden und Norwegen ist, werden sich die nordisch-gerichteten Kreise dieser Länder untereinander und mit den nordisch-gerichteten Kreisen Nordamerikas irgendwie verständigen müssen, da sie alle für ihr Land eine Aufnordung suchen und daher ihre Gedanken, Forschungen und Maßnahmen austauschen müssen. Sogar die — heute allerdings in weiter Ferne liegende — Möglichkeit einer gewissen Verbreitung solcher allnordischer Gedanken in den einzelnen Völkern über engere Kreise hinaus, sogar eine gewisse Beeinflussung der Willensrichtung innerhalb der einzelnen in Betracht kommenden Völker im Sinne allnordischer Gemeinschaft könnte schließlich gesucht werden und müßte dann dahin führen, die politischen Ereignisse und Maßnahmen auch vom Standpunkt der Wiedervernordung anzusehen, ja schließlich — doch liegt ein solcher Gedanke heute noch der Fabelei eines Schwärmers näher als nüchterner Betrachtung der Gegenwart — schließlich die Möglichkeit vorzubereiten, daß z. B. eine Zusammenstellung der kriegführenden Mächte, die gerade für die Nordrasse so zerstörend wirken muß, wie der Weltkrieg gewirkt hat, fortan nicht mehr so leicht möglich wäre.

Auf Wirklichkeiten angewandt, bieten sich solche Gedanken heute dar als die zu erstrebende Verbindung nordisch-gerichteter Menschen aus den verschiedenen „germanischen“ d. h. heute: germanische Sprachen sprechenden Völkern. Eine solche Verbindung scheint angesichts der äußerst gefährdeten Lage der Nordrasse unerläßliche Bedingung zu sein. Dabei muß noch einmal betont werden, daß solch eine allnordische Bewegung sich entsprechend der nordischen Rassenanlage bei den nordisch-gerichteten Menschen jedes Einzelvolks nowendig auf die Ertüchtigung des jeweiligen Stammvolkes richten wird.

Ein Bewußtwerden der Dinge des Blutes ist heute für alle Einsichtigen nicht mehr zu umgehen. Disraeli hat einmal geschrieben: „Jede Rasse muß untergehen, die ihr Blut sorglos Vermischungen hingibt.“ Sorglosigkeit in den Dingen des Blutes hat bisher den Untergang jeder nordischen Schicht der indogermanischen Völker bedingt; jetzt hat die Sorglosigkeit den Rassenkern, den Urheimatbezirk der Rasse, schon so gefährdet, daß nur entschlossener Abwehrwille noch helfen kann. Nur das zu weckende und dann immer mehr zu schärfende Artbewußtsein, nur das sichere Einhalten einer auf das Nordische zielenden Artrichtung, vermag noch zu helfen. Kein Einwand gegen die Belehrung in Rassefragen ist gewichtig genug gegenüber der völligen Entnordung, die dem deutschen Volk droht, gegenüber dem deutschen Niedergang und Untergang. Der Klarblickende kann nur noch zwei Möglichkeiten finden: Den Unter-

[1]) Ploetz, „Sozialanthropologie“, im Band „Anthropologie“ Kultur der Gegenwart, Teil III, Abt. V, 1923.

gang, jenes Weiterleben in Bedeutungslosigkeit und geistiger und politischer Abhängigkeit einerseits, die zielbewußte Wiedervernordung andererseits; denn dies ist gewiß: „Ausgemerzt ist heute schon das Germanenblut, die nordische Rasse, in Italien und Spanien und Portugal. Rückgang, zum Teil Bedeutungslosigkeit ist die Folge! — Frankreich ist das nächste Volk, das daran glauben muß — und dann wir — mit absoluter Sicherheit, wenns so weitergeht wie bisher und heute!“ [1]) Dem drohenden „Untergang“ gegenüber verliert somit jeder Einwand gegen einen Aufruf zur Wiedervernordung sein Gewicht, und die rassische und erbgesundheitliche Lage des deutschen Volks erlaubt dem Erkennenden kein Zögern mehr.

Die Aufnordung wollen heißt aber heute, da der Zeitgeist die gegenläufige Richtung eingeschlagen hat, sich fast allen Anschauungen des Zeitalters entgegenstellen. Die Gegenwart ist fast in allem unnordischen Geistes, und unnordischer Geist muß sich auch den unnordischen Leib schaffen, wie umgekehrt; hier besteht Wechselwirkung. Mir scheint, der Deutsche habe die Neuschöpfung und Ertüchtigung seines Volkstums immer wieder vom Geiste her gesucht, und vom Geist her wird sich auch die Aufnordung des deutschen Volkes ereignen müssen. Es wird eine Aufgabe der nordisch-gerichteten Menschen sein, nach einer Erfassung des nordischen Wesens zu trachten und aus nordischem Geist die Ziele der Erneuerung zu weisen. Ist erst der deutsche Geist wieder ganz aufs Nordische gerichtet, so muß sich daraus schon ein Wandel der Auslese ergeben, die — ohne je den nicht-nordischen Einzelmenschen als solchen zu beeinträchtigen — im Lauf der Zeit das nordische Blut vermehrt. Die Gestaltung der Zukunft hängt davon ab, ob im deutschen Volk eine Ausleserichtung entstehe und eingehalten werde, die ganz auf das leibliche und seelische Bild der Nordrasse hinziele [2]). — Man kann bei Betrachtung der Gesamtlage des deutschen Volkes vielleicht ganz oberflächlich sagen, daß schon eine entschiedene Umstellung des Geschmacks auf das Bild der Nordrasse den neuen Anfang bedeuten müßte, und der Geschmack kann ja seinen Ausgang davon nehmen, daß auch heute noch wenigstens drei Merkmale nordischer Rasse im Volksbewußtsein ein „echt deutsches“ Aussehen schaffen: der hohe Wuchs, die hellen Haare und die blauen Augen.

Allein vom Züchtungsstandpunkt aus ist aber die Frage neuen Aufstiegs nicht zu entscheiden. Es kommt für uns Deutsche, wenn wir nach den Grundlagen neuen Auflebens suchen, vor allem darauf an, daß der

---

[1]) Fischer, Sozialanthropologie und ihre Bedeutung für den Staat. 1910.

[2]) Nur dadurch, daß im deutschen Volk gleichsam eine seelische Verpflichtung auf das Bild der Nordrasse entsteht, ist auch eine gewisse Abwendung der noch unabsehbaren Folgen der „Schwarzen Schmach“ und der nicht fehlenden deutschen Rassenschande in dem von den Franzosen besetzten Gebiet möglich. Allein bei solcher Blickrichtung auf das Nordische in Leib und Seele wäre eine weitere Fortpflanzung der nordischer Art so fernstehenden afrikanisch-europäischen und asiatisch-europäischen Mischlinge zu vermeiden, welche Fortpflanzung die Franzosen zur gänzlichen Entartung des deutschen Volkes wünschen.

deutsche Geist wieder nordischer Geist werde. **Eine Weltanschauung tut not, die sich vor allem auch darin ausdrückt, daß sie den Geist der Verantwortung weckt in allen Fragen des Blutes.** Nur eine Weltanschauung, die „idealistisch" ist im Sinne Platons, Kants und Fichtes kann dies ernstlich bewirken[1]). Schädlich sind für eine deutsche Wiedergeburt all jene „biologischen" und „biologistischen" Weltanschauungen, die gerade auch in der Rassenforschung unserer Zeit sich kundtun. Biologie kann als Einzelwissenschaft nie zur **Grundlage** einer Weltanschauung werden[2]). Wohl aber ist eine solche Weltanschauung erforderlich, welche der biologischen, rassenkundlichen und rassenhygienischen Forschung eine besondere Aufmerksamkeit zuwendet. Heute, bei der Richtungslosigkeit des Zeitalters, ist es möglich, ja fast geradezu die Regel, daß auch der rein nordische Mensch und oft gerade dieser sein eigenes Wesen gänzlich zersetzt durch die Bemühung um fremden Geist. Fast jeder Deutsche, sei er reinrassig nordisch oder nicht, ist überfremdet von den artlosen, vielfach zersetzenden und entstaltenden Anschauungen der Gegenwart. Ob leiblich oder geistig, alle Menschen der Gegenwart sind irgendwie zu Mischlingen geworden und sind täglich verwirrenden Einflüssen ausgesetzt.

Die „individualistischen", sowie die massentümlichen Geistesrichtungen der Zeit ertöten langsam die nordische Seele wie den nordischen Leib. Auf die Rettung der nordischen Seele aber kommt es sicherlich zu allererst an. „Vor einer Überschätzung der äußerlichen Rassenmerkmale wie Haar- und Augenfarbe, Körperlänge und Kopfform muß ausdrücklich gewarnt werden. Die Erbanlagen, welche diese äußeren Merkmale bedingen, machen nur einen verhältnismäßig recht kleinen Teil der gesamten Erbmasse einer Rasse aus. Ein dunkelhaariger Deutscher kann ebensogut nordische Eigenschaften der Seele haben, wie ein blonder. An den seelischen Anlagen liegt doch wohl mehr als an den äußeren Merkmalen; und jene sind auch in viel größerer Gefahr als diese. Blonde Haare und blaue Augen wird es noch nach Jahrtausenden in Europa geben, die nordische Seele aber stirbt"[3]).

Zur Rettung der nordischen Seele durch Erfassung nordischen Wesens, vor allem aber auch zur Stärkung des Gemüts, wird dem nordisch-gerichteten Deutschen alles dienen, was uns an Zeugnissen aus der frühesten (d. h. am stärksten nordisch-gerichteten) Geschichte der indogermanischen Völker erhalten ist. Eine Feier wird es ihm vor allem

[1]) Außerordentlich bedeutungsvoll für die Durchdringung der Gedankenwelt der großen Denker alter und neuerer Geschichte im Hinblick auf die Gestaltung einer nordisch-germanischen Welt sind die beiden Bücher von Houston Stewart Chamberlain: „Immanuel Kant" (1916) und „Goethe" (1921).

[2]) Die Grenzen der Biologie und ihre Stellung innerhalb einer tiefer zu begründenden Weltanschauung zeigt Hartmann, Die philosophischen Grundfragen der Biologie (1912). — Rickerts „Philosophie des Lebens" (1920) ist zwar eine wohlbegründete Zurückweisung des Naturalismus und Biologismus (älterer Richtungen), doch wünschte man sich eine Eingrenzung naturalistischen Denkens durch eine Untersuchung, welche sich nicht entgehen läßt, wieviel Gesundheit und Lebendigkeit (bildlich gesprochen) im biologischen, rassenkundlichen und rassenhygienischen Denken zu gänzlich neuen Fragen und Antworten drängt.

[3]) Lenz in Baur-Fischer-Lenz, Grundriß II, 1923.

sein, die reichen Zeugnisse altgermanischen Lebens in sich zu erfahren. Die isländische Saga, die Edda, das Nibelungenlied, alle uns überlieferten Heldendichtungen germanischer Frühzeit, werden ihm von nordischer Lebensgestaltung zeugen. Er wird wie die früheste Dichtkunst, so die früheste Baukunst der Germanen[1]), ihre Urschau (Mythos), ihre Gesetzgebung[2]) und Sitte nach Wesen und Richtung zu erkennen trachten. Nie wird ihm so die Geschichtsbetrachtung zu einem Selbstzweck und Ende, zum „Historizismus", entarten, immer wird sie ihm ein Teil der Besinnung zur Gestaltung eines neuen Anfangs sein. Soll es zu einer Wiedervernordung des deutschen Volkes kommen, so wird dazu die rechte Begeisterung jugendlicher Menschen für das Ewig-Nordische vor allem nötig sein, denn es „siegt immer und notwendig die Begeisterung über den, der nicht begeistert ist"[3]). Aus der Liebe zur altgermanischen Welt muß dem deutschen Volk eine neue gewisse Überlieferung geschaffen werden. Der nordisch-germanische Held muß wieder Vorbild („Norm") der Deutschen werden[4]).

Der nordisch-gerichtete Deutsche wird versuchen müssen, den Gedanken der Wiedervernordung den nordischen und vorwiegend nordischen Menschen aller Stände zu übermitteln. Es kommt darauf an, durch Hinweis auf das Zielbild nordischer Rasse in allen Schichten des Volkes jene tüchtigende Spannung zu erwecken, welche die früheren Zeiten verspürt haben. Auch die Einmütigkeit des deutschen Volkes kann nur durch ein einmütiges Streben erreicht werden. Die Wirrnis des gesamten deutschen Lebens wird sich immer weiter steigern, die Menschen werden sich immer weniger einen können, wenn nicht dem deutschen Volk die ihm schicksalsmäßig zugewiesene Richtung zur Tüchtigkeit gewiesen wird. In einem Buch „Ritter, Tod und Teufel. Der heldische Gedanke" (1920) habe ich, weniger in wissenschaftlicher als in einer bekenntnismäßigen Weise, zur Begründung einer Artrichtung der Deutschen versucht, die Grundlagen einer nordischen Weltanschauung, der alten Weltanschauung nordischen Geistes, für unsere Zeit zu entwerfen, indem ich die so entworfene Weltanschauung vom Geist des Zeitalters abhob und ihm entgegenstellte; hier darf ich auf dieses Buch verweisen, dessen Ausführungen sich etwa in den eben betrachteten Zusammenhang einfügen würden.

Der nordisch-gerichtete Deutsche wird auf alle Fragen der Weltanschauung aufmerksam sein müssen und wird letzten Endes für sein Volk eine neue, aus nordischem Geist erwachsende Glaubensbindung wünschen müssen. Nach den außerordentlich wertvollen Forschungen des Franzosen Le Bon[5]) erscheint immer deutlicher, daß jede echte Schöpfung im Völkerleben nur durch einen Glauben möglich ist. Die Gesittung, die der nordisch-gerichtete Deutsche seinem Volk wünschen muß, wird diesseitiger

[1]) Haupt, Die älteste Baukunst der Germanen. 1909.
[2]) Vgl. Fußnote 2, Seite 418.
[3]) Fichte, Reden an die deutsche Nation. 1808.
[4]) Daß einem Ertüchtigung suchenden Volk der Held die „Norm" sein muß, zeigt Hildebrandt, Norm und Entartung des Menschen (1920).
[5]) Le Bon, Psychologie der Massen (1922), und Psychologische Grundgesetze in der Völkerentwickelung (1922).

und jenseitiger Kräfte bedürfen. Es ist eine (dem Zeitalter des Rationalismus entsprungene Fehlanschauung, daß sich allein auf Wissenschaft dauernde Gesittungsgüter bauen lassen. Da sich auf nur volkstümlich-eingewurzelte (organische) Anschauungen Dauerndes gründen läßt, wird der nordisch-gerichtete Deutsche besonders aufmerksam sein auf alle Bestrebungen einer Erfassung des Christentums aus nordisch-germanischem Geist [1]).

Als nächste wesentliche Forderung unserer Zeit und Zukunft ergibt sich jedenfalls dem nordisch-gerichteten Deutschen die durch Betrachtung der Artfragen aufgegebene und bis zu weltanschaulicher Vertiefung zu stärkende Entscheidung der Gesinnungen für oder gegen die Aufnordung des deutschen Volkes. Ob leiblich oder geistig, fast jeder Mensch unserer Zeit ist Mischling geworden und hat sich — nach Erkenntnis der Artfragen und wenn eine Erneuerung erfolgen soll — zu entscheiden. Ein Kennzeichen der kommenden Dinge wird diese Entscheidung der Gesinnungen sein müssen. Aus der beispiellosen Wirrnis unseres Mischlingszeitalters führt nur die Wendung zu einer Artrichtung uns hinaus. Hat man die rassischen Bedingungen menschlichen Gemeinschaftslebens und Völkerlebens einmal erkannt, so bleibt zur Einmütigkeit und Ertüchtigung nur dieser eine Weg. „Klar vorgezeichnet sieht man dann, daß der Weg zur Besserung der moralischen, wirtschaftlichen, sozialen und politischen Zustände, von der alles andere abhängt, mit einer Rassenpolitik einsetzen muß, deren Gesetze freilich erst noch gereinigt und festgestellt werden müssen. Man fühlt es, wie man mit diesem Gedanken an die Wurzeln des Elends greift, das die Menschheit quält" [2]).

Dem Einsichtigen kann, wenn er dem deutschen oder sonst einem heute noch nordisch-bedingten Volk angehört, die Entscheidung nicht schwer werden. Es gilt doch die Entscheidung für das Wertvollste in uns, für das Blut, das der deutschen Art und Geschichte Sinn und Bedeutung gegeben hat und das allein wieder Sinn und Bedeutung erwirken kann: die Entscheidung für das nordische Blut. All die Werte und Güter unseres Wesens und unserer Gesittung, die wir als eigentlich deutsch, als den echtesten Ausdruck des Deutschtums, erkennen und die am meisten zur Festigung unseres Eigenwertes beitragen, sind erwirkt durch den nordischen Geist. Und ebenso: was den Deutschen aller Stämme gemeinsam ist, ist eben der Einschlag nordischen Blutes, sodaß die Hinwendung zur nordischen Rasse ein Ausdruck der Verbundenheit aller Deutschen (und schließlich aller Völker germanischer Sprache) werden kann. Sinn und Bestimmung deutschen Lebens, Sinn und Bestimmung der Deutschheit, muß daher sein: das Streben nach nordischem Ausdruck, die immer klarere und mächtigere Verwirklichung nordischen Wesens im deutschen Volkstum und durch das deutsche Volkstum. Deutschheit kann — gemäß der Prägung, die nordisches Blut dem deutschen Volkstum einmal gegeben hat — Deutschheit kann schicksalsmäßig höchsten Wert nur in

[1]) Ein eben sich ausbreitender Bund für deutsche Kirche zeigt nach seiner Werbeschrift ein solches Streben.

[2]) Francé, Bios. 1921.

Einem finden: im Streben zur Nordheit. Deutschsein kann — nach Erkenntnis der rassischen Bedingungen deutscher Artung — nur noch bedeuten: sich für das nordische Bluterbe und für nordisches Wesen entscheiden.

In dem angeführten Buch „Ritter, Tod und Teufel. Der heldische Gedanke" habe ich einen solchen Gedankengang verfolgt bis zur Aufstellung desjenigen Sittengesetzes, das sich aus der Einsicht in die Dinge des Blutes für den Deutschen schicksalsmäßig allein ergeben kann, und habe dieses Sittengesetz, um seinen Geist deutlich vom Geist einer früheren, in Rassendingen noch erkenntnislosen Zeit abzuheben, der Form nach absichtlich an Kants „kategorischen Imperativ" angeglichen:

Handle so, daß du die Richtung deines Willens jederzeit als Grundrichtung einer nordrassischen Gesetzgebung denken könnest.

Das weltbürgerliche, „humanistische", Zeitalter der Aufklärung, des Rationalismus, dem Kant noch entstammte, hatte den Zugang zur Betrachtung der Artfragen nicht finden können. Zwar schrieb Kant: „Soviel ist wohl mit Wahrscheinlichkeit zu urteilen: daß die Vermischung der Stämme, ... welche nach und nach die Charaktere auslöscht, dem Menschengeschlecht, alles vorgeblichen Philanthropismus ungeachtet, nicht zuträglich sei" [1]). Auch sah Kant schon, daß der „angeborene Charakter in der Blutmischung des Menschen liegt und auch der erworbene und künstliche nur die Folge davon ist". Aber den Schritt von der Menschheit zur Volkheit [2]), von einer (zu jeglicher Gestaltung notwendig ohnmächtigen) „allgemeinen Gesetzgebung" zu einer volkheitlichen (von Wirklichkeiten ausgehenden, zur Klargestaltung vordringenden) Gesetzgebung, die uns nottut, hat erst Fichte in gewissem Sinne getan. Auch für Fichte war aber der Blick in die Blutzusammenhänge noch nicht möglich; dazu bedurfte es noch der Rassenforschung des 19. Jahrhunderts. Das 19. Jahrhundert hat aber auch da und dort im Streit der Weltanschauungen entscheidende Wandlungen des Gedankens bewirkt, die eine Abkehr vom „Humanitätsideal", vom „Menschheitsgedanken" und vom „Weltbürgertum" bedeuteten. Die Romantik schon hatte ja die Wendung zur Volkheit gesucht und vielfach gefunden [3]). Die heutige Zeit und der heutige Deutsche haben eine Schulung durch die Wirklichkeit durchmachen müssen, die vom „Menschheitsgedanken" oft sehr weit entfernen muß, und Untersuchungen wie Hildebrandts „Norm und Entartung des Menschen" (1920) und „Norm und Verfall des Staates" (1920) sind schon eigentlich Vorarbeiten zu einer auf die Wirklichkeit der Erbanlagen aufzubauenden Gestaltung [4]).

[1]) Anthropologie in pragmatischer Hinsicht. 1789. 2. Teil.

[2]) Dieses Wort stammt von Goethe.

[3]) Vgl. Meinecke, Weltbürgertum und Nationalstaat. 1922.

[4]) Daß neuerdings auch die Philosophie (phänomenologischer Richtung) sich der Artforschung, ja der Frage der Wiedervernordung, zuwendet, zeigt ein Aufsatz von Clauß: „Die Grenzen deutscher Artung" im „Hellweg", Bd. 2, Heft 29. 1922. — Hildebrandt gebraucht das Wort „Rasse" leider ungenau, etwa im Sinne von „Bevölkerung".

„Uns sind heute die wesensnotwendigen Grenzen irdischer Daseinsformen bewußt geworden, uns sind die Klammern der Volkheit bewußt geworden, die notwendigen Mauern, die eine jede völkische Sonderart zur Erhaltung ihres Eigenwesens um sich aufrichten muß. Die Forderung unserer klassischen Zeit, daß der Mensch zur Persönlichkeit, zum eigenbewußten Menschen, werde, hat für uns noch umgreifendere Macht gewonnen: uns ist ein Volkstum wertvoll nur dann, wenn es eigenbewußt sein Dasein lebt. Wir wissen darum, daß die allgemeinste Gesetzgebung, die sich überhaupt zur Gestaltung einer Wirklichkeit fassen läßt, diejenige ist, die ein Volkstum deutlich und rein umgreift. Soll überhaupt noch klar gewollt und klar gestaltet werden, so ist der weiteste Umgriff um eine Sonderart, daß sie als Eigenwert sich feste, solche Eigengesetzlichkeit“ [1]). Solche Erkenntnis eben mußte bei Betrachtung der rassischen Bedingungen des deutschen Volkstums zu dem oben angeführten Sittengesetz leiten. — —

So leiten schließlich gewichtige Gedanken von der Rassenkunde, einem Gebiet der Naturwissenschaft, hinüber bis in das Gebiet sittlichen Wollens. Artfragen erwecken Fragen der sittlichen Entscheidung. Hier können solche nicht eingehender erörtert werden. Es genügt, wenn hier zu ernster Besinnung die Tatsache erschienen ist, daß zu Gedeihen und Größe eines jeden Volkes das bewußte oder unbewußte Ergreifen und Einhalten einer bestimmten Artrichtung nötig ist. „Wie das nächste Geschlecht, das von euch ausgehen wird, sein wird, also wird euer Andenken ausfallen in der Geschichte“ (Fichte) [2]). Da sich die Völker ihrer rassischen Zusammensetzung nach alle voneinander unterscheiden, so ergibt sich für jedes Volk eine besondere Richtung zur Tüchtigkeit. Für die heute noch nordisch-bedingten Völker muß diese Richtung das Streben nach nordischem Wesen sein. Für sie ist die nordische Rasse die „Große Rasse“ (Grant).

Ist einmal die heutige Lage des deutschen Volkes diesem selbst bewußt geworden, und ergibt sich aus solcher Erkenntnis ein neuer Artwille der Deutschen, das Streben zur nordischen Art, dann ist eine starke Hoffnung auf eine Wiedergeburt Deutschlands möglich; dann muß der neue Anfang kommen. Die Entnordung war eine Erscheinung der Jahrhunderte; auf Jahrhunderte in die Zukunft hinaus muß sich in unserer Zeit der Geist und Wille des nordisch-gerichteten Deutschen spannen. Dies möge gleichsam die faustische Sendung des deutschen Volkes sein, sich aus dem Willen zu reiner nordischer Rasse neu zu schaffen!

Der zerflossene und immer wieder zerfließende Gedanke der „Menschheit“ vermag immer nur zu entstalten; neu zu gestalten vermag nur der Gedanke der Volkheit, für uns Deutsche nur der Gedanke der Deutschheit. Deutschheit aber soll fortan nichts anderes mehr bedeuten als: Streben nach nordischer Art.

---

[1]) Ritter, Tod und Teufel. Der heldische Gedanke. 1920.

[2]) Fichte, Reden an die deutsche Nation. 1808.

Anhang

Rassenkunde des jüdischen Volkes.

Der jüdische Schriftsteller Goldmann hat (1916) geschrieben: „Kein europäisches Volk ist im letzten Jahrhundert von Juden und jüdischem Geist stärker beeinflußt worden als das deutsche Volk"[1]. Wenn dem so ist, so hat das deutsche Volk allen Grund, nach einer Erkenntnis der Erbanlagen des jüdischen Volkes zu trachten. —

Unter dem deutschen Volk leben Teile des jüdischen Volkes. Nach einer Zählung vom Jahre 1910 betrug die Zahl der Juden im Deutschen Reich 620 000. Doch handelt es sich hier nur um Juden amtlicher Zählung, d. h. um Juden, die zugleich mosaischen Glaubens sind. Da aber dieses Buch nicht Glaubensgemeinschaften, sondern rassenhaft-bedingte Volkstümer betrachtet, hat es mit dem mosaischen Glauben an sich nichts zu tun. Untersucht soll werden: das jüdische Volk als eine besonders entstandene Blutsgemeinschaft. Die Zahl der deutschen Staatsangehörigen jüdischen Blutes ist in Deutschland erheblich größer als die der deutschen Staatsangehörigen jüdischen (mosaischen) Glaubens, da ja das deutsche Judentum wie überhaupt das westeuropäische Judentum unter der Herrschaft abendländischer Anschauungen zum überwiegenden Teil den mosaischen Glauben abgelegt hat oder nur noch sehr lose Verbindungen mit ihm pflegt. Man wird daher die Zahl der deutschen Staatsangehörigen jüdischen Blutes wohl auf das Doppelte der Zahl 620 000 (oder noch höher?) schätzen dürfen[2]. Hinzu kommt eine ziemlich große Anzahl jüdischer Menschen fremder Staatsangehörigkeit, die sich in Deutschland aufhalten; hinzukommt eine gewisse Anzahl osteuropäischer Juden, die sich in Deutschland meist nur für eine gewisse Zeit aufhalten, bis sie imstande sind, nach England oder Amerika auszuwandern. All diese einzelnen jüdischen Volksteile zusammen bilden das in Deutschland wohnende Judentum, das wieder einen gewissen Teil des jüdischen Ge-

---

[1]) Goldmann, Von der weltkulturellen Bedeutung und Aufgabe des Judentums. 1916.

[2]) Auf diese Schätzung bin ich dadurch gekommen, daß unter der nicht geringen Zahl von Juden, mit denen ich bekannt geworden bin, ein sehr großer Teil nichtmosaischer (christlicher, freireligiöser) Juden ist. Das „Israelitische Familienblatt" (Nr. 7, 1923) bemerkt zu meiner Schätzung: „Hoffentlich erfährt Dr. G. im Interesse seiner Nachtruhe nie die wahre Ziffer." Soll ich daraus schließen, ich hätte zu hoch oder ich hätte zu niedrig geschätzt?



Karte XIV. Verteilung der Juden amtlicher Zählung in Mitteleuropa (nach Andree). (Neuere Zahlen S. 434 u. S. 448).

samtvolks ausmacht. Über die Zahl jüdisch-deutscher Mischlinge läßt sich begreiflicherweise gar nichts aussagen, nur dies scheint sicher, daß solche Mischlinge im Adel verhältnismäßig viel häufiger sind als in den anderen Kreisen der Bevölkerung[1]).

Man zählt auf der ganzen Erde nach Lenz[2]) gegen 15 Millionen Juden, eine Zahl, die sich wohl auf die oben gekennzeichneten amtlichen Zählungen gründet und deshalb notwendigerweise ungenau ist. Der „American Israelite" hat neuerdings die Zahl der Juden auf 15,5 Millionen geschätzt; der jüdische Statistiker Trietsch[3]) schätzt auf 17 Millionen und nimmt eine jährliche Zunahme von über 2% an. — Etwa elf Millionen Juden sprechen deutsch oder jiddisch-deutsch. Das ist für das deutsche Volkstum deshalb wichtig, weil so ein großer Teil dieser elf Millionen jüdischer Menschen als Deutsche angesehen wird, oder doch mindestens als ein durch deutsche Umwelt beeinflußter Teil des Judentums — man spricht in England von den „deutschen Juden" (German Jews). Die Juden amtlicher Zählung haben i. J. 1900 im Deutschen Reich 1,04% der Gesamtbevölkerung ausgemacht, in Polen 16,25%, in Rußland 3,29%, in Österreich 4,68%, in Holland 2%, in England 0,85%, in Frankreich 0,22%, in Italien 0,1%, in Spanien 0,02%[4]).

Die Zerstreuung des jüdischen Volkes über die ganze Erde weist auf die Ausnahmestellung dieses Volkstums hin. Das jüdische Volk bewahrt einen Zusammenhalt, obwohl es kein eigenes Land besitzt. Es ist ein Volk ohne Staatsgebiet. Das ist eine Ausnahme, wie sie sonst in Europa nur etwa das Volkstum der landlosen, staatlosen Zigeuner bietet. Aber das Zigeunertum ist seinerseits dadurch vom Judentum so verschieden, daß es zusammengehalten wird durch eine lebende Gemeinsprache, die zigeunerische Sprache indischer Herkunft, und ferner wenigstens durch einen gewissen Stammes- oder Gruppenzusammenhalt. Beides aber: lebende Gemeinsprache und Stammes- oder Gruppenzusammenhalt fehlt den Juden. Jüdisches Volkstum ist also zunächst gekennzeichnet durch das Fehlen dieser scheinbar nötigen Ausdrucksformen eines Volkstums: eigene Sprache und eigener Staat. — Wodurch erhält sich aber das jüdische Volkstum und wodurch geradezu sicherer, abgeschlossener, lebenszäher als

[1]) Über Adelsgeschlechter mit jüdischem Blut vgl. Theilhaber, Genealogie einer jüdischen Familie. (Archiv f. Rassen- und Gesellschaftsbiologie Bd. 9, 1912). Theilhaber führt darin an, daß eine Fürstin Reuß (geb. Meyer) und eine Fürstin von Monaco aus jüdischem Hause stammten, daß ferner die Familien Baron Oppenheimer, v. Heine, v. Friedländer, von Fuld, v. Eichthal, v. Löwenthal, v. Rachel, v. Ukro, v. Lösch, v. Oppenfeld, v. Renard, v. Moßner, v. Halle und Grafen v. Schwanental jüdischer Herkunft seien, er führt ferner eine Reihe adliger und hochadliger Familien an, in denen einzelne männliche Mitglieder Jüdinnen geheiratet haben und nennt weitere Bücher, welche solche Verbindungen darstellen, sodaß obige Behauptung verhältnismäßig viel häufigeren jüdischen Bluteinschlags im Adel dadurch sehr bestärkt wird. Besonders gilt dies für den österreichischen Adel.

[2]) Baur-Fischer-Lenz, Grundriß der menschlichen Erblichkeitslehre und Rassenhygiene. 1923.

[3]) Neue Zeit, Chicago, 23. November 1922.

[4]) Vgl. Jewish Encyclopædia unter „statistics".

manch anderes Volkstum? — Bis gegen den Beginn des 19. Jahrhunderts hätte man auf diese Frage antworten können: Durch die besondere mosaische Glaubensform. Aber hätte diese Antwort auch schon für die Zeit vor der sogen. Judenemanzipation der Wirklichkeit nicht ganz entsprochen, da es doch auch damals „ausgetretene“ oder „übergetretene“ Juden gab, die sich ihrem Blut nach doch dem jüdischen Volkstum zugehörig fühlten — hätte diese Antwort die eigentliche Lage schon damals nicht gekennzeichnet, so wäre sie für die Gegenwart geradezu falsch, da ja heute durch einen Wandel der Anschauungen, dem das Judentum gefolgt ist, die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Glaubensform keine allgemeingeltende Übung mehr ist. Der mosaische Kern — wenn man dies so nennen will — des jüdischen Volkstum schwindet von Jahr zu Jahr und wird besonders schnell schwinden, wenn das osteuropäische (polnische, russische, galizische) Judentum in die Formen des abendländischen Lebens mit einbezogen wird: die abendländische „Denkfreiheit“ wird wahrscheinlich dem bis heute so überlieferungstreuen Judentum Osteuropas die mosaische Glaubensform ebenso abstreifen, wie die abendländischen Anschauungen sie dem westeuropäischen Judentum größtenteils abgestreift haben. Schwindet so etwa auch der mosaische Kern des Judentums, so bleibt doch das Volkstum an sich bestehen. Den Zusammenhalt schafft ihm das eigenartige jüdische Blutbewußtsein. Ist das Judentum nämlich einerseits gekennzeichnet durch das Fehlen von Ausdrucksformen völkischer Art, die man für unerläßlich halten würde, wie Staatsgebiet und lebende Gemeinsprache, so ist es andererseits gekennzeichnet durch ein rassenkundlich sehr wichtiges Gut: durch sein Blutbewußtsein. Was kein europäisches Volkstum je besessen hat, ein besonderes Artbewußtsein[1]), ein Blutbewußtsein, das ist dem Judentum eigen und muß ihm mindestens seit der Zeit der Gesetzgebung Esras immer zu eigen gewesen sein: das Bewußtsein, anderen Blutes zu sein als jedes andere Volk, das Bewußtsein, von jedem anderen Volk immer blutmäßig geschieden zu sein. So kam es zu einer blutmäßigen Abgeschlossenheit von einer Strenge, wie sie kein anderes Volk je gewahrt hat, zu einer Abgeschlossenheit, die erst im Abendland durch die Anschauungen des 19. Jahrhunderts bis zu einem gewissen Grad gelockert werden konnte. Der Jude allein weiß um sein Blut und achtet auf sein Blut.

Man spricht deshalb irrtümlicherweise immer wieder von einer „jüdischen Rasse“, offenbar weil man annimmt, zur Ausbildung einer solchen blutmäßigen Abgeschlossenheit gehöre eine ganz besondere einheitliche Rasse, die sich als Rasse von jeher rein erhalten habe. Diese volksläufige Annahme irrt, wenn sie auch mit ihrem Fehlausdruck „jüdische Rasse“ in nicht-wissenschaftlichen Zusammenhängen keinen Schaden anrichtet. Im nicht-wissenschaftlichen Zusammenhang mag man von einer „jüdischen Rasse“ sprechen. Die Wissenschaft aber hat festzustellen, daß die Juden *nicht* eine Rasse (vgl. S. 19) bilden, sondern *ein Volk*[2]). Das

[1]) Giddings: „consciousness of kind“.
[2]) Ripley: „no race, but a people“.

Judentum nämlich ist rassisch aus mehr einzelnen Rassen gebildet als irgend ein abendländisches Volkstum. Nur ist durch eine strengabschließende Gesetzgebung, die zu einer gewissen Inzucht führen mußte, im Lauf der Jahrhunderte wieder eine gewisse Einheit — man möchte sagen: eine Einheit zweiter Ordnung — entstanden: das jüdische Volkstum.

Um ein Volkstum handelt es sich, nicht um eine Rasse. Daß es sich um eine Rasse nicht handeln kann, muß schon daraus hervorgehen, daß man im jüdischen Volk eine große Anzahl sehr verschieden aussehender Menschen beobachten kann, daß man auch immer wieder Juden trifft, die kaum oder nur nach längerer Betrachtung als Juden erkennbar sind. Unter jedem europäischen Volk finden sich einzelne Juden, die von ihrer nichtjüdischen Umgebung kaum, hin und wieder gar nicht, zu unterscheiden sind. Wenn auch der rassenkundlich geübte Blick den Juden meistens bald als solchen erkennt, so wird es doch gleichsam am Rande des Judentums immer wieder Erscheinungen geben, die sich von den Nichtjuden des jeweiligen Landes kaum unterscheiden. Man findet solche ihrer Umwelt gleichende Juden wohl häufiger unter südeuropäischen Völkern, auch noch unter den Franzosen, da der Jude mit den Menschen dieser Volkstümer oft gewisse Blutbestandteile gemeinsam hat. Deshalb zeigen sich auch unter diesen Völkern viel weniger Blutgegensätze zwischen Juden und Nicht-Juden, da die den Juden entsprechende Rassenmischung von der den Nicht-Juden entsprechenden Mischung unter diesen Völkern nicht so verschieden ist. Besonders wenig hebt sich der Jude innerhalb der griechischen Bevölkerung ab; dem neuzeitlichen Griechen, auch dem gebildeten, geht der Blick für „das Jüdische" gänzlich ab. Das gleiche gilt wohl auch für türkische Bevölkerungen. Es finden sich auch gelegentlich Juden, die fast nordrassisch aussehen, wenn auch meist die geringere Körperhöhe oder die fleischigeren Nasenflügel und andere geringe Anzeichen die jüdische Blutmischung immer noch vermuten lassen.

Man hat versucht, gleichsam den eigentlichen Juden rassenkundlich festzustellen, das festzustellen, was in den Zügen der jüdischen Menschen das eigentlich Kennzeichnende sei, und hat dies erreichen wollen durch Herstellung von Übereinanderbildern (composite portraiture). Man hat eine Anzahl jüdischer Schüler aufgenommen und die so erhaltenen Bilder dann übereinander auf eine Platte übertragen, um so eine Art Durchschnittsbild zu erhalten — ein Verfahren, das man heute als unergiebig aufgegeben hat. So wollte man etwa das mittlere, durchschnittliche Aussehen des Juden erfassen. Die Jewish Encyclopædia, dieses zwölfbändige Nachschlagewerk in allen Fragen des Judentums, welches sich die Juden in vorbildlicher Arbeit geschaffen haben, berichtet unter „type" über diesen Versuch:

„Was gemeinhin als jüdisches Aussehen bekannt ist, ist keine Verbindung bestimmter rassenkundlicher Maße oder Merkmale, sondern besteht hauptsächlich in einem bestimmten Ausdruck des Gesichts, der bei einer großen Anzahl von Menschen der jüdischen Rasse sofort und ohne Fehlgriff als jüdisch erkannt wird. Man hat beobachtet, daß Kinder in New-York, nichtjüdische wie jüdische, ohne zu fehlen, zwischen Juden und Nichtjuden

unterscheiden können, gleichgiltig, ob es sich um Kinder oder Erwachsene handelte. Die Neger der Goldküste sollen die beiden Rassenarten der Europäer mit gleicher Genauigkeit auseinanderhalten; sie sagen „hier kommen zwei Weiße und ein Jude“ statt „hier kommen drei Weiße“ [1]). Aber nimmt man eine große Anzahl Juden zusammen, so kommt zutag, daß ein beträchtlicher Teil von ihnen die Kennzeichen ihrer Herkunft nicht aufweist. Bei Gruppenbildern jüdischer Wohnheime (institutions) hat sich herausgestellt, daß etwa 53% der Dargestellten mit größerer oder geringerer Sicherheit als Juden erkannt werden, während die übrigen 47% die wesentlichen Züge nicht zeigen, die sie entscheidend als Semiten kennzeichnen würden, obwohl diese letzteren, wenn mit Nichtjuden verglichen, wahrscheinlich von solchen unterschieden werden würden [2]). Ebenso hat man bemerkt, daß Menschen, die in ihrer Jugend den jüdischen Ausdruck nicht haben, diesen immer mehr erwerben, je mehr sie von einem mittleren zu höherem Alter vorrücken. Obwohl Jüdinnen in ihrem Aussehen wandelbarer erscheinen, so scheint es doch, als ob sie, wenn sie einmal ausgesprochen jüdisch aussehen, das Rassenbild in größter Reinheit zeigten.

„Das eigentümliche Wesen des jüdischen Aussehens ist schwer mit einer gewissen Sicherheit und Genauigkeit zu beschreiben. Offenbar liegt es nicht in einem bestimmten Zug, denn sobald man einen einzelnen Zug, etwa das Glänzen der Augen, oder die Gestaltung der Nase als kennzeichnend herausnimmt, so ist es wahrscheinlich, daß schon das nächste Beispiel die Giltigkeit dieses Merkmals fraglich macht. Der einzige Versuch, eine wissenschaftliche Bestimmung des jüdischen Ausdrucks zu erzielen, wurde von F. Galton und Josef Jacobs im Jahre 1885 durch Übereinanderbilder gemacht. Sie wählten zu ihren Versuchen Knaben der Jüdischen Freischule in London (Jewish Free School London) ... Das Ergebnisbild (Abb. 412) ist bemerkenswert jüdisch in der Erscheinung, und man wird finden, daß diese Kennzeichnung gegeben ist durch Augenbrauen, Augen, Nase und Lippen, daß sie aber auch durch Lage und Umriß des Wangenbeins unterstützt wird. Die Augenbrauen sind gewöhnlich deutlich ausgebildet, etwas buschig gegen die Nase hin und abnehmend nach außen. Die Augen sind gewöhnlich glänzend, beide Lider sind schwer und geschwellt, und ein Hauptkennzeichen des jüdischen Auges scheint zu sein, daß bei ihm ein größerer Teil der Sehöffnung bedeckt ist als bei anderen Menschen. Dies mag dazu beitragen, dem Auge einen nervösen (nervous) und verstohlenen (furtive) Blick zu geben, was bei kleinen, eng zusammenstehenden Sehöffnungen (Pupillen) einigen jüdischen Augen etwas Stechendes (keenness) gibt. Der Lymphsack unter dem Auge ist gewöhnlich voller und weiter vorstehend als bei Nichtjuden. Das hohe Wangenbein bedingt in der Regel die hohle Wange, die zum jüdischen Ausdruck beiträgt, während

---

[1]) Andree, Zur Volkskunde der Juden. 1881.

[2]) Weißenberg legte einem Juden und einem Russen eine große Anzahl Bilder vor, unter denen die Juden herauszusuchen seien. „Der Russe ermittelte richtig die Hälfte der Juden, während der Jude sogar in 70% seine Volksgenossen richtig erkannte. Ein Resultat, das, wie ich glaube, kein anderes europäisches Volk aufweisen kann“ (Weißenberg, Der jüdische Typus, Globus, Bd. 97, 1910)

die Nase, von vorn gesehen, nur durch die weiche Beweglichkeit (flexibility) der Nasenflügel, dieses Hauptmerkmal der jüdischen Nase, unterschieden werden kann. Die Oberlippe ist gemeinhin kurz und die untere steht vor, was dem Gesicht einen etwas sinnlichen Ausdruck gibt. Das Kinn zieht sich von der Lippe aus fast ohne Verschiedenheiten zurück, wobei es in den allermeisten Fällen unter der Lippe eine Vertiefung sehen läßt. Die Ohren vieler Juden sind abstehend und verstärken dadurch bei Knaben den Eindruck des Jüdischen.

„Mit dem Wachstum wird der jüdische Ausdruck, wie oben bemerkt, ausgesprochener. Bei Männern mag das bedingt sein durch das Erscheinen des Schnurrbarts und Backenbarts. Oft findet man, daß der Schnurrbart etwas dünn ist, da zwischen den Haaren der Nasenlöcher und dem eigentlichen Schnurrbart eine ziemlich kahle Stelle ist. Der Backenbart ist in manchen Fällen verhältnismäßig dicht und in anderen üppig gekräuselt und sich von selbst teilend. Bemerkenswert ist, daß einige jüdische Gesichter fast alle diese Merkmale vereinigen.

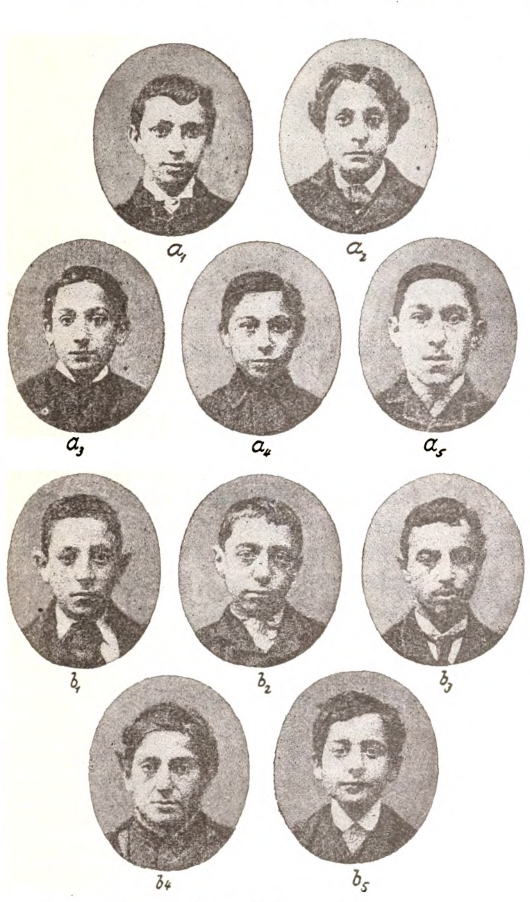
Abb. 412. Übereinanderbilder zur Feststellung
A: Das Bild aus den Aufnahmen besonders jüdisch
B: Das Bild aus den Aufnahmen von fünf anderen
C: Das Bild aus den Bildern A und B.

„Neben diesen Einzelheiten ist in der ganzen Gesichtsbildung etwas, was man bei Juden allgemein findet. Im allgemeinen ist das Gesicht länglichrund, besonders bei dem besten Schlag der Jüdinnen, und, von der Seite betrachtet, ist es bemerkenswert ausgebogen, wobei die Nase gleichsam die Zufügung zu einem Ellipsoid ist." —

Die Schilderung zeigt, daß ein solches Verfahren, einen mittleren, durchschnittlichen Schlag aus der Vielgestaltigkeit eines Volkstums zu

gewinnen, nicht sehr aufschlußreich ist. Im folgenden soll nun versucht werden, das jüdische Volk ungefähr nach der Art zu beschreiben, wie dieses Buch die vier europäischen Rassen beschrieben hat.

Gestalt: Der Jude ist im allgemeinen klein, durchschnittlich mißt er 1,63 m[1]). In Polen hat man sogar nur eine Durchschnittskörperhöhe von 1,61 m gefunden, schreibt die dortige besondere Kleinheit — wohl fälschlich — auch den dort unter den Juden üblichen frühen Ehen zu, die in weiten Kreisen des polnischen Judentums zu einer gewissen Entartung geführt hätten. Der Jude ist verhältnismäßig früh ausgewachsen, auch geistig frühreif, auffallend frühreif besonders nordrassischen Bevölkerungen gegenüber. Innerhalb des jüdischen Volkes ist auffallend der starke Geschlechtsunterschied, den das Größengewichtsverhältnis (der index ponderabilis) aufweist: Jüdinnen sind oft besonders fett und weisen dadurch ein besonders größeres Gewicht auf als Juden. — Unter den Fettauflagerungen fällt bei den Juden und zwar bei beiden Geschlechtern auch eine Fettauflagerung auf dem Nacken verhältnismäßig häufig auf.



der Kennzeichen jüdischer Gesichtszüge.
aussehender Schüler der Londoner Jüd. Freischule (a_{1-5}).
Schülern derselben Schule (b_{1-5}).
(Nach Fishberg, Rassenmerkmale der Juden.)

Wuchsverhältnisse: Die Mehrzahl der Juden ist nicht nur nicht hochgewachsen, sondern kurzgewachsen, untersetzt. Es finden sich viel kurzbeinige Juden, viel Juden mit reichlichem Fettansatz. Häufig ist unter den Juden Schmalbrüstigkeit, man mißt häufig eine besonders ge-

1) Vgl. Jewish Encyclopædia unter „stature".

ringe Spannweite der Arme. Ein Teil der Juden ist auffallend schmalhändig und schmalfüßig. Häufig sind die Beine ziemlich wadenlos, häufig finden sich krummbeinige, häufig plattfüßige Juden. Scherzend hat man schon auf einen eigenartigen „wehmütigen Zug um die Beine" hingewiesen, der den Juden eigen sei. Bei Jüdinnen tritt oft ein besonders breites Becken auf, dessen Breitenwachstum zwischen dem 10. und 18. Lebensjahr besonders auffällig ist.

Schädel: Die Mehrzahl der Juden ist kurzköpfig, was allein schon ein Hinweis darauf ist, daß das jüdische Volk nicht besonders viel „semitisches" Blut (d. h. Blut der orientalischen Rasse) mehr besitzt: die den Bildungskern der „semitischen" Völker darstellenden arabischen Beduinen sind langköpfig. Ripley hat beobachtet, daß bei vielen Juden die Zähne verhältnismäßig weit auseinanderstehen. Ich habe verhältnismäßig viele Juden und Jüdinnen mit eigentümlich zurückweichendem Kinn gesehen (Abb. 449). Über die langschädligen Juden im Folgenden.

Die „Judennase": Die bei Judendarstellungen übliche, übermäßig vorspringende gebogene Nase ist unter den Juden seltener, als man gemeinhin annimmt. In Galizien, das allerdings ein Judentum zeigt, dem wohl am meisten von dem (vorderasiatischen) Bluterbe verloren gegangen ist, für das die starke Nase bezeichnend ist, findet sich eine stark hinausgebogene Nase nur bei 9% der jüdischen Bevölkerung. — Das Kennzeichnende der „Judennase" ist, daß die Nasenspitze hakenförmig nach unten gebogen ist, indessen die Nasenflügel aufwärts gezogen sind. So entsteht, wie der jüdische Rassenforscher Jacobs ausgeführt hat, von der Seite gesehen, die Gestalt einer 6 mit nach oben verlängertem Strich. Diese Form läßt sich tatsächlich wiedererkennen selbst in solchen jüdischen Nasen, die an sich nicht eigentlich ausgebogen sind, ja selbst noch in eingebogenen, flachen jüdischen Nasen. Es ist eben in allen Fällen „nicht so sehr die Form von der Seite gesehen, als die besondere Betonung und Biegsamkeit der Nasenflügel"[1]. Selbst in solchen Fällen, wo etwa im Schattenriß eine jüdische Nase einmal die gleiche Form aufweist wie eine nordische Nase, ist doch fast immer die jüdische Nase in der Vorderansicht an der Fleischigkeit der Flügel zu erkennen. Bei nordisch-jüdischen Mischlingen zeigt sich die jüdische Beimischung hin und wieder nur noch in der weichen Gestaltung der Nasenflügel; das jüdische Bluterbe bringt dann immer noch den kennzeichnenden Eindruck hervor, als ob sich in der Nase gleichsam weiche Stoffe nach unten gesenkt hätten.

Abb. 413. Die „Judennase" in Form einer 6 als erste (vorderste) Nasenform, die folgenden umso minder „jüdisch", je weniger der Nasenflügel aufwärtsgezogen erscheint. (Nach Fishberg, Rassenmerkmale der Juden, Verlag Reinhardt, München.)

[1]) Jacobs; vgl. auch Jewish Encyclopædia unter „nose".

Weichteile des Gesichts: Die Lippen sind meist wulstiger als bei den nichtjüdischen europäischen Völkern. Oft tritt die Unterlippe in kennzeichnender Weise vor, in einzelnen Fällen so weit, daß sie fast überhängend erscheint und dann dem Gesicht einen Zug beimischt, der an die Lippenbildung etwa bei Kamelen denken läßt. Häufig finden sich aber auch Lippen, die in der Weise eigenartig geschwunden sind, daß der Mund in der Mitte vorgespitzt erscheint, indessen die Mundwinkel leicht nach oben und seitwärts geschweift erscheinen. Die Nachahmung dieses, oft als besonders „semitisch“ empfundenen Zuges verleiht selbst manchen unjüdischen Gesichtern etwas Jüdisches. Bei vielen Juden liegt die (sulcus mentolabialis oder auch Kinnrinne genannte) Furche der tiefsten Einbuchtung zwischen Unterlippe und Kinn höher als bei nichtjüdischen Europäern, oft zur Falte vertieft gleich unter der Unterlippe. Vielfach findet sich unter den Juden (häufiger wohl im weiblichen Geschlecht) die Augenform, die man als „Mandelaugen“ bezeichnet; hierüber weiter unten. Die Augenlider der Juden sind oft schwer oder wie verdickt. Besonders schwer erscheint zumeist das Oberlid, das verhältnismäßig tief über das Auge hereinhängt und dann dem Auge gelegentlich jenen „verstohlenen Blick“ verleiht, von dem die Jewish Encyclopædia berichtet. Bei manchen Juden stehen die Ohren auffällig ab; besonders bei jüdischen Kindern fällt dieser Zug oft auf. Es scheint, daß in manchen Fällen die Ohren höher sitzen als bei nichtjüdischen Europäern. Man spricht in Österreich in manchen Fällen von „Moritzohren“; es scheint also, als ob dieser Zug für die osteuropäischen Juden häufiger bezeichnend wäre.

Die Haut: Die Hautfarbe ist meist dunkler als bei vorwiegend nordrassischen Völkern. Oft beobachtet man bei Juden und Judenmischlingen eine gelblich-matte Hautfarbe. Unter den sephardischen Juden (s. unten) soll auffallend helle Haut ziemlich häufig sein. Neuerdings ist von Poll[1]) auf Grund von Fingerabdrücken festgestellt worden, daß sich die Zeichnung der Fingerleisten (vgl. S. 55) bei jüdischen Kindern von der Leistenzeichnung nicht-jüdischer Kinder in besonderer Weise unterscheidet. Der jüdische Hautgeruch wird meistens als „süßlich“ bezeichnet.

Haar: Die Körperbehaarung der Juden ist meist sehr stark, ebenso zumeist auch der Bartwuchs. Oft fällt die dunkle, blauschwarz erscheinende Rasierfläche jüdischer Männer auf, die auf besonders dichten dunklen Bartwuchs deutet. Man würde vielleicht bei Juden mehr negride (krauswollige) Bartbildung finden, wenn die Mode weniger gegen den Backenbart gerichtet wäre. Die Augenbrauen finden sich unter dem jüdischen Volk oft sehr dicht und oft über der Nasenwurzel zusammengewachsen. Öfters finden sich auch ziemlich hoch gebogene Augenbrauen, die nach außen eigenartig tief nach unten reichen, was dem Gesicht dann einen schmerzlichen Ausdruck verleiht. Schon durch ihre dunkle Färbung aber müßten die jüdischen Augenbrauen meist viel stärker wirken als die Brauen nichtjüdischer Europäer. — Es scheint, daß bei den Juden die vordere

[1]) In einem Vortrag vom 12. Juni 1922 in der Berliner Gesellschaft für Seelenforschung und Nervenkrankheiten.

Kopfhaargrenze über der Stirnmitte öfters eine Spitze nach unten beschreibe (vgl. S. 61) und daß die (bei Juden ziemlich häufige) Glatzenbildung Besonderheiten aufweise. Das Kopfhaar ist nach amerikanischen Beobachtungen unter den Juden seinem Gespinst nach zu 67% schlicht, zu 20% wellig, zu 6% lockig, zu 1% wollig. Ich vermute, daß unter dem hier „schlicht" genannten Haar sich ziemlich viel hartes und straffes Haar befindet. In mitteleuropäischer Umwelt fallen besonders die Juden mit negerischem, krausem oder krauswolligem Haargespinst auf, und selbst bei blonden Juden oder Jüdinnen kann man öfters noch die starke Kräuselung des Haars beobachten. Rassenkundlich betrachtet ist die Mischungserscheinung krausen Blondhaars besonders merkwürdig, weil sich darin ein Zusammentreffen nordischen und negerischen Blutes zeigt.

Der Farbe nach ist das Haar bei der Mehrzahl der Juden dunkel, entweder braun oder schwarz. Doch findet sich eine auffallend große Anzahl rothaariger Juden, und auch das blonde Haar ist im jüdischen Volk so stark vertreten, daß in südeuropäischer Umwelt die Juden hie und da hellhaariger sind als ihre nichtjüdische Umgebung. Unter den Jüdinnen finden sich weniger Blondhaarige als unter den Juden. In Deutschland fanden sich bei der Virchowschen Schulkinderuntersuchung unter den deutschen Kindern 31,8% des „blonden" Schlags (vgl. S. 181) und 14,05% des „braunen" Schlags, unter den jüdischen Kindern 11% des „blonden" und 42% des „braunen" Schlags. Es zeigt sich also, daß die Zwischenformen, die Mischformen, bei den Deutschen zahlreicher sind als bei den Juden. Hieraus soll nach Ranke die stärkere Abgeschlossenheit des Judentums deutlich hervorgehen. Ungenau, weil mit Ausdrücken wie „Rasse" und „Germanen", drückt Ranke[1]) sich so aus: „Je reiner die Rasse, desto geringer die Zahl der Mischformen. In dieser Hinsicht ist es gewiß eine sehr wichtige Tatsache, daß bei den Juden die geringste Zahl der Mischlinge angetroffen wurde, woraus sich ihre entschiedene Absonderung als Rasse den Germanen gegenüber, unter denen sie wohnen, auf das deutlichste zu erkennen gibt." Statt Rasse müßte hier Volk stehen, denn die Juden sind ein Volk, keine Rasse; statt Germanen müßte hier „Deutsches Volk" stehen, denn die Deutschen sind rassenmäßig nicht mehr das, was die Germanen waren.

Auge: Die dunklen Augen überwiegen, doch finden sich nicht selten helläugige Juden. Unter den helläugigen scheinen mir grünäugige häufig zu sein. Die dunkeläugigen Juden sind oft durch eigenartig glänzende, hin und wieder feucht-glänzende Augen gekennzeichnet. Der Augenausdruck hat oft etwas Unstätes.

Die Bewegungseigenheit der Juden ist schwer zu beschreiben, leichter vielleicht nachzuahmen. Die Kopfbewegungen haben hin und wieder etwas Wiegendes, die Bewegungen des ganzen Körpers meist etwas Weiches, sodaß der Jude sich selbst und dem Nichtjuden meist unsoldatisch erscheint. „Um so mehr habt Ihr zu sorgen, daß inmitten einer militärisch straff erzogenen und gezüchteten Rasse Ihr Euch durch ver-

[1]) Der Mensch. 1911/12.

wahrlost schiefes und schlaffes Einhergehen nicht zum Gespött macht" — so weist Rathenau seine Volksgenossen auf die Fremdartigkeit ihrer Bewegungen hin[1]). Der jüdische Gang weist häufig auf eine Plattfußanlage. Die Füße sind oft kaum nach auswärts, ja hin und wieder anscheinend nach einwärts gestellt. Der Gang vieler Jüdinnen hat auch auf ebenem Boden oft etwas von einem Steigen an sich. Die Armbewegungen des Juden sind dadurch gekennzeichnet, daß der Oberarm bis zum Ellenbogen mehr am Körper haftet, indessen der Unterarm mit seinen Bewegungen das Sprechen ziemlich lebhaft unterstützt. Auch beim Laufen hält der Jude oft den Oberarm am Körper, während der Unterarm schief nach unten gehalten wird. Beim Laufen fällt in der Körperhaltung oft eine gewisse Ungeschicklichkeit auf. In der volkstümlichen Anschauung aller europäischen Völker findet sich überall eine gewisse Aufmerksamkeit auf die jüdische Eigenart, sodaß man annehmen muß, dieser hafteten europafremde Züge an, und man kann in der Tat bei vielen Juden Bewegungen beobachten, die dem Nichtjuden in Europa oft geradezu „morgenländisch" vorkommen. Doch scheint der Artzwang der fremden Umgebung auf viele, vor allen Dingen auf viele westeuropäische Juden so stark zu wirken, daß sie sich von der Bewegungseigenheit ihrer nichtjüdischen Umwelt oft kaum oder gar nicht mehr unterscheiden, dafür dann allerdings in manchen Fällen etwas Gezwungenes, Überlegtes in ihrem Auftreten erhalten. Am echtesten hat der Jude seine völkische Eigenart immer wieder in osteuropäischer Umwelt bewahrt.

Das „Mauscheln". Als ein blutmäßig bedingter Zug muß beim Juden auch das sog. Mauscheln (von hebräisch moschêh = Moses) angesehen werden, diese besondere Tongebung, die der Jude den von ihm gesprochenen Sprachen verleiht und das eigentümliche „röchelnde Geschrei"[2]), das er in der Erregung vernehmen läßt. Das Mauscheln zeigt sich nicht etwa nur bei deutschsprechenden Juden, es zeigt sich bei den Juden aller Völker: „Die Daghestanischen Juden sprechen das Tatische nach meiner Beobachtung in der eigentümlich singenden Weise, mit der z. B. deutsche Juden deutsch reden", so berichtet Dirr nach Beobachtungen in Vorderasien[3]), und dieselbe besondere Tongebung zeigt auch das sog. Judenpersisch und die jüdische Sprechweise kaukasischer Sprachen, wie Dirr an gleicher Stelle mitteilt. Mach[4]) berichtet, daß ein ihm bekannter jüdischer Hochschullehrer ihm versichert habe, „daß er jeden Juden, ohne denselben zu sehen, nach dem Laut eines einzigen Wortes erkenne" (und fügt dem den in Fußnote 2, S. 383 mitgeteilten Satz hinzu). Man könnte das Mauscheln deuten als den Versuch des Juden, an der artfremden Sprache, die er spricht, wenigstens eine arteigene Tongebung durchzusetzen. Bei vielen westeuropäischen Juden zeigt sich übrigens kaum noch ein Mauscheln, bei manchen hat es sich ganz verloren.

[1]) Impressionen. 1902.
[2]) Weißenberg, Der jüdische Typus, Globus, Bd. 97, 1910.
[3]) Linguistische Probleme in ethnologischer, anthropologischer und geographischer Beleuchtung. Mitteilungen der Anthrop. Gesellschaft in Wien. 3. Folge. Bd. 10. 1910.
[4]) Prinzipien der Wärmelehre. 1900.

Krankheiten: Dem Judentum ist eine Lebenszähigkeit eigen, wie sie sonst bei keinem Volk beobachtet worden ist. Nach amerikanischen Untersuchungen hat sich ergeben, daß von 100 zu einem bestimmten Zeitpunkt geborenen Nichtjuden (Amerikanern) die Hälfte, also 50 Menschen, innerhalb der nächsten 47 Jahre sterben; von 100 Juden stirbt die Hälfte erst innerhalb 61 Jahren. In Italien hat der bekannte jüdische Rassenforscher Lombroso festgestellt, daß von 1000 jüdischen Kindern 217 vor dem 7. Lebensjahr sterben, von 1000 italienischen Kindern hingegen 457, also mehr als doppelt soviel. Mit den besseren Lebensumständen, in denen die amerikanischen und westeuropäischen Juden zumeist leben, hängt das nicht oder mindestens nicht allein zusammen: es ist ein rassisch-bedingter Zug; denn selbst da, wo die Juden in ärmeren Verhältnissen und schlechteren Wohnungsverhältnissen leben, selbst da, wo sie sich fast immer nur in ungesunden Kaufläden aufhalten, wie das in Neuyork zum Teil der Fall ist, selbst da ist ihre Lebensdauer fast zweimal so lang wie die ihrer nichtjüdischen Umgebung. Man hat die jüdische Lebenszähigkeit auch auf die bessere Behütung der Kinder, die im Judentum üblich sei, zurückgeführt. Man hat auch darauf hingewiesen, daß der Jude viel eher zum Arzt gehe als der Nichtjude. Auch auf die Fleischbeschaugesetze des mosaischen Judentums hat man zur Erklärung dieser Lebenszähigkeit hingewiesen: in London wurde festgestellt, daß ein Drittel des auf den Markt kommenden Fleisches von den Juden als für sie untauglich zurückgewiesen wird. All diese Dinge mögen zusammenwirken. Sicherlich trägt auch vor allem die größere Nüchternheit, der geringere Alkoholverbrauch des Juden, zu seiner Lebensdauer bei. Ferner ist zu berücksichtigen, daß die Juden im allgemeinen keine Berufe ausüben, in denen Unglücksfälle vorkommen. Selten ist unter ihnen auch der Selbstmord.

Seltener als unter Nichtjuden sind unter den Juden Schwindsucht, Lungenentzündung, Typhus. Seltener sollen auch Malaria, Pest, Pocken und Epilepsie sein. Häufiger als unter Nichtjuden sind: Diphtherie (?) und vor allem Zuckerkrankheit, sowie gewisse Geisteskrankheiten wie progressive Paralyse, manisch-depressives Irresein, das beim Juden oft mit einem „Quängeln“, mit einem „eigentümlich räsonierenden Zug“ [1]) auftritt. Häufig sind ferner angeborener Schwachsinn, Hysterie und dementia praecox, „bei den Juden die häufigste Form psychischer Erkrankung“ (Sichel). Das Krankheitsbild der sog. amaurotischen familiären Idiotie kommt fast nur bei Juden vor. Pilcz urteilt: „Alle psychopathischen Zustände auf hereditär-degenerativer Basis, insbesondere periodisches Irresein und neuropsychopathische Minderwertigkeit, auch die Hysterie, werden unter Juden besonders häufig angetroffen, desgleichen am ehesten auch atypische Psychosen, welche jeder Diagnostik und Prognostik spotten“ [2]).

Unter den Juden findet sich verhältnismäßig häufig eine Entartungserscheinung, die man als „sexuelle Applanation“ bezeichnet hat und die sich in einer gewissen Verwischung der leiblichen und seelischen

[1]) Sichel, Die Geistesstörungen bei den Juden. 1909.

[2]) Beitrag zur vergleichenden Rassenpsychiatrie. Psychiatrisch-neurologische Wochenschrift, 2. Jahrgang, 1919.

sekundären Geschlechtsmerkmale äußert: besonders häufig treten unter den Juden weibische Männer und männische Weiber auf. Stigler hat[1]) hierüber in einem Vortrag „Die rassenphysiologische Bedeutung der sekundären Geschlechtscharaktere“ berichtet: „Besondere Beachtung scheint mir ein auffallend häufiges Auftreten sexueller Applanation bei Juden zu verdienen. Dies fällt vor allem an dem feinsten Reagens für die Einwirkung der inneren Sekretion der Keimdrüsen auf, an den psychischen Geschlechtsmerkmalen. Doch sind auch die somatischen Geschlechtsmerkmale bei Juden auffallend häufig verwischt. Es finden sich bei Juden anscheinend besonders häufig Frauen mit relativ schmalem Becken und relativ breiten Schultern und Männer mit breiten Hüften und schmalen Schultern. Dozent Dr. Thaler machte mich darauf aufmerksam, daß Hirsutismus (Mannähnlichkeit) mit Menstruationsstörungen und Trichterbeckenbildung besonders häufig bei Jüdinnen vorkommen. Prof. Pilcz bestätigte nach seiner Erfahrung die relative Häufigkeit der Homosexualität bei Juden. Ganz besonders typisch ist aber das psychische Verhalten. Bei Jüdinnen findet sich mit auffallender Häufigkeit eine Verwischung der psychischen Weiblichkeit und Auftreten als unweiblich bezeichneter Seeleneigenschaften, vor allem ein Zurücktreten der spezifisch weiblichen Instinkte, der weiblichen Passivität, der für Frauen typischen Hemmungen psychomotorischer Impulse (z. B. der Scheu vor öffentlichem Auftreten), wodurch sich das Überwiegen der Jüdinnen unter den politischen Anführerinnen erklärt. Sehr wichtig ist das bei Juden bestehende Bestreben, unter Verkennung der Bedeutung der Wichtigkeit der sekundären Geschlechtsmerkmale, welche bei normalen Menschen instinktiv beibehalten und gefördert werden, die sozialen und beruflichen Unterschiede zwischen Mann und Weib auszugleichen. Für männliche Juden ist in vielen Fällen die Unfähigkeit bezeichnend, Verwischung der psychischen Geschlechtsmerkmale zu erkennen, wozu normale Männer oft trotz weit geringerer Intelligenz eben instinktiv besser befähigt sind. Gerade unweibliche Frauen werden von Juden sehr häufig als besonders begehrenswert betrachtet. Dies scheint den Übergang zu dem bei Juden ebenfalls relativ häufigen Infantilismus zu bilden. Feministische Bestrebungen finden besonders häufig bei der jüdischen Intelligenz lauten Widerhall. Weltschmerzliche Überempfindlichkeit bei männlichen Juden steht häufig unweiblichen Eigenschaften und hemmungslosem Streben nach persönlicher Geltung im öffentlichen Leben bei Jüdinnen gegenüber. Es handelt sich dabei anscheinend um eine weitgehende Hemmung der instinktiven, unbewußten Vorgänge in der Großhirnrinde und in den subkortikalen Zentren durch die rein intellektuellen Vorgänge in der Großhirnrinde. Es würde sich eine endlose Reihe von Beweisen für die geradezu aufdringliche Verwischung der sekundären Geschlechtsmerkmale bei den Juden anführen lassen.“

In einigen Dingen zeigen sich in jüngster Zeit Wandlungen des Gesundheits- bzw. Krankheitsstandes unter den Juden. Der Alkoholismus

[1]) In den Sitzungsberichten der Anthropologischen Gesellschaft Wien Jahrgang 1919/20.

dringt allmählich auch in das Judentum ein. „Während in früheren Zeiten (noch vor wenigen Jahrzehnten) der Alkoholismus bei dem Judentum so gut wie gar nicht in Betracht kam, mehren sich die Anzeichen dafür, daß das verheerende Gift des Alkohols auch in die Kreise der jüdischen Familien sich Eingang verschafft"[1]). Bezeichnend scheint zu sein, daß sowohl Alkohol wie Syphilis den osteuropäischen Teil des Judentums wenig, mehr hingegen den westeuropäischen und den aus der osteuropäischen Abgeschlossenheit heraustretenden Teil des Judentums befallen. So sind „mit der Anteilnahme an den allgemeinen kulturellen Errungenschaften auch Gefahren für die Angehörigen der jüdischen Rasse entstanden"[1]).

Eine Steigerung zeigt sich in jüngster Zeit auch in der Selbstmordziffer der Juden, die anscheinend gerade in Deutschland beträchtlich gestiegen ist, während sie unter den osteuropäischen, orthodox-mosaischen Juden auffällig niedrig ist. — Angeführt sei noch, daß sich im Judentum eine verhältnismäßig hohe Zahl Blinder und Taubstummer findet.

Nicht eigentlich als „krankhaft" oder als einen „Fehler" kann man das Lispeln vieler Juden betrachten. Dieses oft bemerkte Lispeln, die Unfähigkeit vieler Juden, den S-Laut richtig, d. h. hier: nach Art ihrer Umwelt auszusprechen, mag eine dem Judentum eigene rassisch-bedingte Erbanlage sein. Schon die Erzählung vom Schibboleth[2]), die von der besonderen S-Aussprache als einem unter den Juden verabredeten Erkennungszeichen berichtet, weist auf eine alte Erbanlage hin.

Straftaten: Schwierig ist die Feststellung der für die Juden bezeichnenden Straftaten, d. h. der Straftaten, die bei ihnen verhältnismäßig häufiger sind als bei Nicht-Juden. Die Schwierigkeit entsteht wieder dadurch, daß bei solchen Feststellungen doch immer nur die Juden amtlicher Zählung, die mosaischen Juden, berücksichtigt werden, die vor allem in Deutschland nur ein Teil der Juden sind. Die amtlichen Zahlen sind also für die Rassenkunde nicht sehr wertvoll. Der bestrafte Jude christlichen Bekenntnisses zählt amtlich nicht als Jude. Das erschwert jede Untersuchung. Dennoch läßt sich begreiflicherweise über die bezeichnenden Straftaten der Juden viel mehr aussagen als über die in keiner amtlichen Zählung aufzuzeichnenden Straftaten der einzelnen europäischen Rassen.

Eine große Zahl der Bestrafungen wegen Beleidigung fällt zunächst auf, und Aschaffenburg[3]) erklärt sie aus der „Lebhaftigkeit des Wesens, die sich in Gestikulationen, Wortschwall, in Schreien und leichter Erregbarkeit kundgibt". Vor vielen Strafen, die meist mit dem Alkoholmißbrauch zusammenhängen, wie etwa Körperverletzung und Schlägerei, ist der Jude viel gesicherter. Eine gewisse Zunahme der Bestrafungen solcher Art steht wohl im Zusammenhang mit der oben angeführten „Anpassung an die allgemeinen Trinksitten" (Sichel). Hingegen ist der Jude stärker beteiligt, zum Teil sehr viel stärker beteiligt, an verschiedenen mit dem Geldverkehr,

[1]) Sichel, Die Geistesstörungen bei den Juden. 1909.
[2]) Richter 12, 6.
[3]) Das Verbrechen und seine Bekämpfung. 1906.

Handel und Gewerbe zusammenhängenden Straftaten. „Die Juden, welche meist in Industrie und Handel tätig sind, weisen auch bei den Delikten dieser Erwerbszweige, bei Betrug (nicht bei Unterschlagung), Erpressung, Urkundenfälschung, betrügerischem und einfachem Bankerutt, Wucher und Vergehen gegen die Gewerbeordnung die höhere Kriminalitätsziffer gegenüber Christen auf“ [1]). Im Diebstahl stehen die Juden günstig da, in der Hehlerei den „Christen“ gleich, im Meineid ungünstiger. In Österreich weisen sie für Raub, Mord und Brandstiftung höhere Bestrafungsziffern auf, in Rußland haben die Juden gegenüber einer Reihe anderer Glaubensbekenntnisse die höchste Bestrafungsziffer in Sittlichkeitsstraftaten. In den Niederlanden sind sie an verschiedenen Sittlichkeitsvergehen und -verbrechen ebenfalls höher beteiligt. In Deutschland sind sie höher beteiligt an Kuppelei und Zuhälterei, mehr als doppelt so hoch an der Verbreitung unzüchtiger Schriften und etwas höher auch an Abtreibung und am Ärgernis durch unzüchtige Handlungen. Hingegen sind sie in Deutschland an gewissen anderen Sittlichkeitsstraftaten wie Notzucht, Unzucht mit Kindern und widernatürlicher Unzucht geringer beteiligt. Blutschande scheint bei den Juden überhaupt nicht vorzukommen und ebenso nicht Kindesmord. Bezeichnend jüdisch scheint nach der niederländischen und deutschen Bestrafungsziffer die Verbreitung unzüchtiger Bilder und Schriften zu sein, und fast nur jüdisch scheint der Mädchenhandel zu sein, sodaß auch ein jüdisches Blatt bei Betrachtung dieser Erscheinung einmal schrieb: „Wenn die Juden ausgeschieden werden könnten, so würde der Mädchenhandel zusammenschrumpfen und verhältnismäßig geringen Umfang annehmen“ [2]). Wulffen [3]) urteilt: „Die meisten Mädchenhändler sind polnische und galizische Juden, die schon an sich zu einander in Beziehung stehen.“

Auf gewisse Zusammenhänge zwischen Gaunertum und einzelnen jüdischen Kreisen weist nach Hirt [4]) auch eine große Anzahl hebräischer Wörter hin, die sich im sogenannten Rotwelsch, in der Gaunersprache, finden. Diese Sprache enthält „eine Reihe eigentümlicher Ausdrücke, von denen eine große Anzahl aus dem Hebräischen, d. h. natürlich aus dem Jüdisch-Deutschen stammt. Es wirft dies ein klares Licht darauf, aus welchen Kreisen die Gauner stammten, oder mit wem sie es zu tun hatten“ [4]). Man hat schon ausgeführt, dem Judentum eigne eine große „Gewandtheit, Gesetzeskonflikten aus dem Wege zu gehen, oder sich nicht erwischen zu lassen“ [5]). Es scheint auch, als ob die großen Geldmittel, die den im Judentum verhältnismäßig so zahlreichen Großkapitalisten zur Verfügung stehen, manchmal zum Versuch der Irreleitung der untersuchenden Gerichtsbeamten gebraucht würden. Außerordentliche Einblicke in die Macht solchen Kapitals bot der seinerzeit vielgenannte Sternberg-Prozeß, in dem es sich um viele Fälle der Unzucht an Kindern, begangen

---

[1]) Wulffen, Psychologie des Verbrechers. 1909.
[2]) The Jewish Chronicle, 2. April 1910.
[3]) Der Sexualverbrecher. 1913.
[4]) Etymologie der neuhochdeutschen Sprache. 1919.
[5]) Mönkemüller, Korrektionsanstalt und Landarmenhaus. 1908.

von einem Berliner Bankier, handelte: 50 000 Mk. waren einem Privatdetektivbüro zugesichert für den Fall der erreichten Freisprechung des Angeklagten, 12 000 Mk. waren schon ausbezahlt, ein Beamter bestochen, der an Sternberg verschuldete Polizeidirektor zur Einwirkung gegen die Durchführung des Prozesses gewonnen, Zeugen durch Geld umgestimmt, Arbeiter einzelner von Sternberg abhängiger Unternehmungen zur Sammlung von Unterschriften für ein Gnadengesuch beredet usw. — ist das Bild etwa bezeichnend für den jüdischen Verbrecher? Der Verbrechenswissenschafter Wulffen urteilt: „Jüdisch ist die Art und Weise, mit welcher Sternberg und seine Partei bei seiner Verteidigung das Großkapital gegen die Rechtsordnung aufmarschieren ließen“ [1]).

So scheint der Jude als Verbrecher in vielem findiger oder gerissener zu sein, während der nicht-jüdische Verbrecher im allgemeinen vielleicht roher, gewalttätiger und minder vorbedenkend und berechnend ist. Rassenzüge, rassenhaft-bedingte Unterschiede der Verbrechensarten, der Verbrechensdurchführung und des Verhaltens gegenüber der Strafuntersuchung sind zweifellos festzustellen, wenn auch aus den obengenannten Gründen eine Statistik, die wirklich den Juden feststellt, solange nicht zu erreichen ist, als eben nicht das giltige Merkmal der Abstammung für das Merkmal des Glaubensbekenntnisses eingesetzt wird. Dann aber müßte eine verbrechenskundliche Aufstellung die bestraften Juden wohl innerhalb ihrer Berufsart mit den Nicht-Juden vergleichen, da ja die Juden in gewissen Berufen verhältnismäßig viel stärker vertreten sind (vgl. S. 449). Die Einreihung aller Juden dem Blut nach müßte wohl zu einer Erhöhung der heute anführbaren Verhältniszahlen führen, indessen die Einreihung nach Berufsarten diese erhöhte Zahl wohl wieder verringern würde.

Gegen Bestrafung schützend stehen dem Judentum neben der Nüchternheit zur Seite auch der ererbte Familiensinn und die „geschlechtliche Enthaltsamkeit der ledigen Jüdinnen“ (Wulffen): z. B. gab es 1905 in Preußen bei jüdischen Müttern 3,74% unehelicher Geburten, bei nicht jüdischen 7,45%. Den Juden schützen ferner seine Sparsamkeit, ihn fördert ein gewisser Bildungseifer. Ungünstig wirkt vor allem der „Handelsgeist der Juden“ (Wulffen) und ganz allgemein wohl auch die rassische Fremdheit in nicht-jüdischer, sittlich andersgearteter Umwelt.

Auf Rassenanlagen weisen auch die Berufsverhältnisse der Juden. Die Juden gehören mehr dem städtischen Leben an und entfalten vor allem im Großstadtleben eine Umsicht und Berechnungsgabe, eine Rastlosigkeit und einen Scharfsinn in der Beobachtung aller ihnen wichtigen Vorkommnisse und Erscheinungen — Eigenschaften, die ihnen ihre sich steigernden Erfolge verbürgen. Nie findet sich im geschäftlichen Verkehr bei den Juden die bei Nichtjuden nicht selten zu beobachtende Lässigkeit und „Gemütlichkeit“. In Preußen wohnten i. J. 1900 49,2% der jüdischen Bevölkerung in den Städten, während von der nichtjüdischen Bevölkerung 16,25% in Städten wohnten. Innerhalb des im 15. Abschnitt betrachteten

1) Der Sexualverbrecher. 1913.

Gebiets deutscher Sprache waren die Juden i. J. 1900 am stärksten vertreten in Amsterdam (11,3% der Gesamtbevölkerung), Wien (8,95%), Frankfurt a. M. (7,63%), Mainz (5,1%), Berlin (4,56%), Breslau (4,36%), Rotterdam (4%)[1]. Die aufschlußreiche Verteilung der Juden in einzelnen Berufen sei hier nach Lenz[2]) wiedergegeben:

„Im Jahre 1907 waren im Deutschen Reich beschäftigt:

	von den erwerbstätigen Juden	von den erwerbstätigen Nichtjuden
in der Landwirtschaft	1,0 %	28,9 %
in Industrie und Gewerbe	22,6 %	42,9 %
im Handel und Verkehr	55,2 %	13,4 %
als Beamte und in freien Berufen . . .	6,6 %	5,5 %
als Selbständige ohne Beruf (Rentner u. ä.)	14,2 %	8,4 %
als häusliche Dienstboten	0,3 %	1,3 %

Die Juden finden sich fast nur in Berufen mit vorwiegend geistiger Tätigkeit, insbesondere in solchen, bei denen der Erfolg von der Beeinflussung anderer Menschen abhängt; sie sind daher insbesondere im Kleidergeschäft, im Kunsthandel, im Theater und Kino, im Warenhauswesen, in der Börse, unter Journalisten, Schauspielern, Musikern, Rechtsanwälten, Ärzten ganz unverhältnismäßig stark vertreten, was in Anbetracht ihrer psychologischen Veranlagung ohne weiteres verständlich ist.

„Während die Juden im Jahre 1907 von der Gesamtbevölkerung nur 1% ausmachten, betrug ihr Anteil bei den Ärzten 6%, bei den Rechtsanwälten 15%. Unter den deutschen Hochschullehrern gab es im Jahre 1909/10 bei den Juristen 14,2% geborene Juden (einschließlich der später getauften), bei den Philosophen 12,0%, bei den Medizinern 16,8%. Die Zahl der Hochschullehrer von ganz oder teilweise jüdischer Abstammung übertrifft die der geborenen Juden sicher noch bedeutend. Diese Zahlen werfen zugleich auch Licht auf die mit der Berufsauslese zusammenhängende Standesauslese; und es ist klar, daß die Juden ihr so überaus günstiges Abschneiden in der sozialen Auslese nicht ihrer Konfession, sondern ihren Rassenanlagen verdanken.

„Auf die Verteilung der Juden nach wirtschaftlichen Klassen wirft folgende Aufstellung Licht:

	waren Arbeiter oder Gehilfen	in leitender Stellung
Von den im Jahre 1907 in der Industrie beschäftigten		
Juden	31,5 %	46,0 %
Nichtjuden	77,1 %	16,2 %
Von den im Verkehrsgewerbe beschäftigten		
Juden	24,5 %	58,8 %
Nichtjuden	39,9 %	39,9 %
Von den im Handel beschäftigten		
Juden	28,0 %	40,3 %
Nichtjuden	74,8 %	8,6 %

„Noch schlagender geht die unverhältnismäßig günstige Wirtschaftslage der Juden aus der Steuerstatistik hervor, in Berlin machten die Juden

[1]) Vgl. Jewish Encyclopædia unter „statistics".
[2]) Baur-Fischer-Lenz, Grundriß I, 1923.

i. J. 1910 noch nicht 5% der Bevölkerung aus, hatten aber über 30% der Steuern zu zahlen. Auf einen Juden fielen in Berlin i. J. 1905/06 357 Mk. Steuer, auf einen Evangelischen 133 Mk. In Frankfurt a. M. machten die Juden i. J. 1902 14,5% der Steuerpflichtigen aus, hatten aber 41,3% der Steuern zu zahlen. In Baden bildeten die Juden 1908 1,3% der Bevölkerung, zahlten aber 8,4% der Vermögens- und 9,0% der Einkommensteuer.

„Die soziale Auslese zugunsten der Juden würde natürlich noch stärker hervortreten, wenn man die getauften Juden und die Mischlinge aus der nichtjüdischen Bevölkerung aussondern könnte."

Eine solche Durchschnittsschilderung der jüdischen Körpergestaltung, sowie der für die Juden als bezeichnend genannten Berufe, Krankheiten, Straftaten usw., ist nun aber an sich keineswegs viel aufschlußreicher oder genauer als in ihrer Art die oben gegebene Schilderung der Jewish Encyclopædia. Sie gibt über das jüdische Volkstum etwa ebenso wertvolle oder wertlose Auskunft wie eine Durchschnittsschilderung des deutschen Volkes, bei der die einzelnen Rassen im deutschen Volk gar nicht weiter betrachtet würden. Wie vielgestaltig in leiblicher und damit auch in seelischer Hinsicht das Judentum ist, erhellt sofort, wenn man sich nebeneinander vorstellt: etwa einen rothaarigen, helläugigen, breitgesichtigen, ziemlich flachnäsigen, untersetzten Juden, wie man sie in Osteuropa antrifft, dann einen schwarzhaarigen, dunkeläugigen, schmalgesichtigen, schlanken Juden, dann etwa einen Juden mit mongolenähnlichen Zügen oder einen Juden mit negerähnlichen Zügen. So fallen auch Merkmale auf, die sich nur aus einem Beisatz nordischen Blutes erklären lassen, Merkmale, die an südeuropäische Blutmischungen erinnern, und schon der oberflächlichere Betrachter kann auf die Vermutung mongolischer und negerischer Blutbeimischung kommen; so der jüdische Schriftsteller Weininger, wenn er schreibt: „Das Judentum scheint anthropologisch mit den Negern wie mit den Mongolen eine gewisse Verwandtschaft zu besitzen. Auf den Neger weisen die so gern sich ringelnden Haare, auf Beimischung von Mongolenblut die ganz chinesisch oder malayisch geformten Gesichtsschädel, die man so oft unter den Juden antrifft, und denen regelmäßig eine gelblichere Hautfärbung entspricht"[1].

Aus der Gegenwart wäre die rassische Zusammensetzung des jüdischen Volkstums wohl nur schwer zu begreifen. Die Geschichte des jüdischen Volkes ergibt ein deutlicheres Bild. — Das Judentum der Gegenwart unterscheidet in seiner Blutzusammensetzung zwei besondere Artungen: Die sephardischen Juden und die aschkenasischen Juden, oder mit den Mehrzahlformen der hebräischen Sprache: Die Sephardim und die Aschkenasim[2]. Am besten scheidet man die beiden Zweige als Südjuden und Ostjuden. Führt die Betrachtung dieser Verzweigung zu rassenkundlichen Aufschlüssen? —

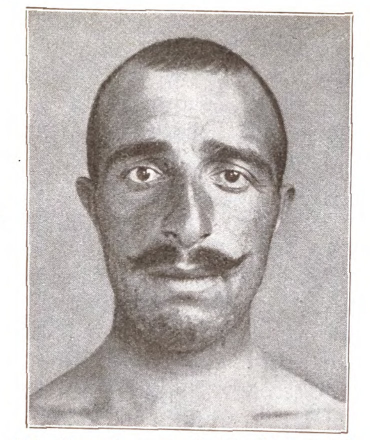
---

[1] Geschlecht und Charakter. 1919.
[2] Von hebr. Sepharad = Pyrenäenhalbinsel und Aschkenas = Deutschland.

Die sephardischen Juden, *die Südjuden*, betrachten sich selbst als einen gewissen Adel des jüdischen Volkes, sie verachten vielfach die aschkenasischen Juden, die Ostjuden, verbieten ihren Kindern Ehen mit ostjüdischen Menschen, schließen solche überhaupt am liebsten aus ihrem Umgang aus. In den mosaischen Kreisen des Südjudentums müssen die Ostjuden auch in den Synagogen getrennt sitzen. Auf jede Weise soll der Artunterschied ausgedrückt werden. Die Südjuden sind aber rassenkundlich nicht durch eine scharfe Trennung von den Ostjuden zu scheiden. Doch wird man soviel sagen können, daß die Südjuden meist mittel- oder langschädlig, schmalgesichtig, mittelgroß (aber nicht untersetzt) sind, daß sie eine schmale, meist edler gebogene Nase und öfters sehr helle Haut (nicht aber durchblutet-helle, rosig-helle Haut) haben. Unter ihnen sind Blonde selten, auch wohl selten fette Menschen. Hochgewölbte Augenbrauen, die auf hochgewölbte Augenhöhlenränder schließen lassen, scheinen unter ihnen häufiger zu sein. Die Südjuden bilden den größten Teil des Judentums in Nordafrika, auf der Balkanhalbinsel, in Italien, Spanien, Portugal, Frankreich und Holland, einen größeren Teil auch des englischen Judentums. Sie sind in Holland vor allem stark in Amsterdam vertreten und ~~wohl~~ von dort aus in früherer Zeit einerseits den Rhein hinauf, andrerseits nach Hamburg vorgedrungen, das anscheinend die erste größere südjüdische Einwanderung in Deutschland erfahren hat. Im heutigen Deutschland sind die Südjuden wohl nur sehr gering vertreten. Innerhalb des Judentums machen die Südjuden nur *ein Zehntel des Gesamtvolks* aus. Sie scheinen die Begabteren zu sein, wenn man dies daraus schließen darf, daß bedeutendere Juden öfters mehr südjüdische Züge tragen. Auch die reichsten und gerühmtesten, oft geadelten Geschlechter des jüdischen Volks, vor allem auch die weltbeherrschenden, geldmächtigen Häuser englischer, französischer und amerikanischer Juden zeigen vorwiegend südjüdische Art.

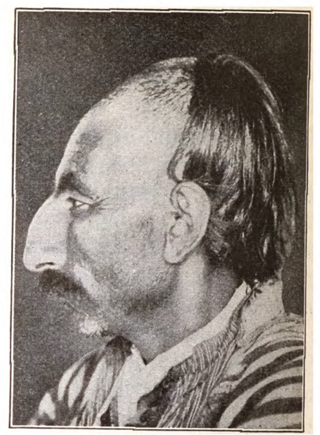
Den Südjuden gegenüber sind *die Ostjuden* überwiegend kurzköpfig, breitgesichtig, mit breiteren, nach allgemeinen Schönheitsbegriffen unschön wirkenden Nasen. Sie sind meist untersetzt, häufig zu Fettansatz neigend, ihr Haar ist meist ziemlich hart. Blonde und Rothaarige sind unter den Ostjuden häufiger. In Polen sind nur zwei Drittel, in Warschau drei Fünftel dunkelhaarig. Häufiger sind ebenso hellere Augen. Die Augen sind oft so flach eingelagert, daß sie hervorquellend erscheinen und oft geradezu froschaugenartig. Mehr oder minder ausgeprägt mongolische Züge sind nicht selten. Die oft auffallende körperliche Unreinlichkeit, die im Ostjudentum selbst zu allerhand volksläufigen Witzen Anlaß gibt, mag vielfach durch die osteuropäische Umwelt bedingt sein. — Die Ostjuden machen *neun Zehntel des jüdischen Gesamtvolks* aus, und wohnen über Rußland, Polen, Galizien und Deutschland verteilt. In Polen machen die Ostjuden etwa 16% der Bevölkerung aus. Die Ostjuden bedienen sich außerhalb Deutschlands des Jiddischen, einer Art deutscher Mundart mit hebräischen, slawischen und sonstigen Bestandteilen. In England werden die in neuerer Zeit dort ziemlich zahlreich einwandernden Ostjuden, die sich z. B. in London hauptsächlich im Stadtteil Whitechapel niederlassen, als „deutsche Juden“ (German Jews) bezeichnet.

414



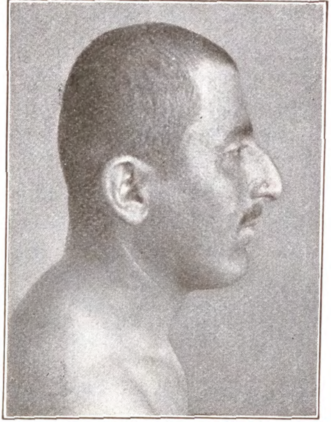
414. Imeretiner aus Kutais (nicht Jude). Vorderasiatische Rasse. (Aufn.: Anthrop. Inst., Wien.)

415



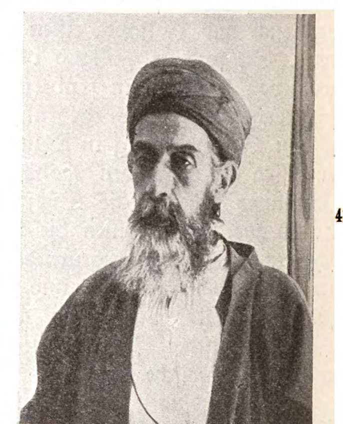
415. Armenier (nicht Jude). Vorderasiatische (armenoide) Rasse. (Aufn.: Prof. v. Luschan.)

416



416. Armenier (nicht Jude). Vorderasiatische (armenoide) Rasse. Nach Weininger K: 91,46; G: 89,29. (Aufn.: Anthrop. Inst., Wien.)

417



417. Samaritaner (nicht Jude) vorderasiatisch, vermutlich mit Einschlag orientalischer Rasse. (Nach Fishberg, Rassenmerkmale.)

418



418. Jude aus Böhmen. Vorwiegend vorderasiatisch.

419



419. Jüdin aus Ungarn. Vorderasiatisch (=orientalisch?) (Schriftstellerin in deutscher Sprache). (Aus Hauser, Weltgeschichte d. Literatur.)



420. Jude aus Deutschland. Moses Mendelssohn, Philosoph.

421. Jude aus Österreich.

422. Jüdin aus Deutschland.

423. Jude aus Frankreich. Saint-Saëns, Tonsetzer.

424. Jude aus Rußland. Leviné, kommunistischer Führer.

425. Jude aus Österreich.

Vorderasiatisch oder vorwiegend vorderasiatisch.

Wie kam es nun zu dieser Verzweigung innerhalb des jüdischen Volkstums? — Die Frage führt unmittelbar auf die Uranfänge des jüdischen Volkes selbst. Über die Entstehung und Rassenzusammensetzung des jüdischen Volkes ist schon sehr viel vermutet und behauptet worden. Man darf wohl die Frage heute noch nicht für bis ins einzelne geklärt halten. In der Behandlung der rassischen Zusammensetzung des Judentums begegnet man zudem fast immer wieder den üblichen Verwechslungen von Rasse und Volkstum und von Glaubensbekenntnis und Volkstum. Es hat keinen Sinn, all die Völker, mit denen die Juden in Berührung kamen, bis ins Einzelne aufzuzählen, da diese Völker selbst wieder alle irgendwie den Rassenmischungen angehörten, die in jenem asiatisch-afrikanisch-europäischen Grenzbezirk möglich waren. Dieses Buch muß es sich hier — in einem Anhang — versagen, die verschiedenen strittigen Ansichten über die rassische Zusammensetzung und Geschichte des Judentums anzuführen oder gar sich mit ihnen auseinanderzusetzen. Es möchte gleich in kurzen Zügen seine Auffassung bieten, die in mehreren Einzelheiten die Angaben verwendet, die Eugen Fischer[1]) vorträgt, die allerdings insofern von Fischer abweichen muß, als dieser keine „hamitische Rasse" anerkennt, sondern den betreffenden ostafrikanischen Völkerbestandteil als eine verhältnismäßig häufige Mischform zwischen der orientalischen Rasse und der Negerrasse auffaßt[2]) (vgl. S. 237).

Bis ins 2. Jahrtausend v. Chr. saß in Kleinasien, Mesopotamien und Armenien eine rassisch fast einheitliche Bevölkerung. Man hat sie rassenkundlich zusammengefaßt unter dem Namen der vorderasiatischen Rasse. Die schon im 8. Abschnitt behandelte, heute noch ziemlich zahlreiche Rasse, die einen der Hauptbestandteile des heutigen armenischen Volkes ausmacht, stellt sich dar als kurzgewachsen, kurzschädlig, mit einer Kopfform, die oft ziemlich spitz zum Scheitel hinaufführt und vom Scheitel steil zum Nacken abfällt, mit sehr stark ausgebogener, ziemlich massig wirkender Nase, die sich vom Knorpelteil an nach unten biegt oder krümmt. Das Kinn scheint bei der vorderasiatischen Rasse — mindestens gegenüber der stark vortretenden Nase — eher kurz und zurückliegend. Die Haut ist etwa von der Dunkelheit der dunklen europäischen Rassen, ebenso die Augen und das Haar. Die „Judennase" (vgl. S. 440) ist hauptsächlich

---

[1]) Im Abschnitt „Spezielle Anthropologie oder Rassenlehre" im Band „Anthropologie", Kultur der Gegenwart, Teil III, Abt. V, 1923.

[2]) Seit Erscheinen der Struckschen Schädelkarte von Afrika (vgl. Fußnote 1, S. 462) kann aber ein Zusammentreffen orientalischer und negerischer Rasse nicht mehr in breiter Berührungsfläche angenommen werden, da zwischen den eigentlichen Gebieten der orientalischen und denen der Negerrasse oder vorwiegend negerischer Rassenmischungen (vgl. Karte IX, S. 224) und besonders zwischen den Gebieten orientalischer Rasse und den negerisch untermischten ostafrikanischen Gebieten ein Gürtel vorwiegend vorderasiatischer Rasse liegt. Dieser greift sogar von Südarabien noch deutlich nach Nordostafrika über (vgl. S. 126). Zudem ist wohl nach Erscheinen der Struckschen Karte die übliche Vorstellung der Eigenmerkmale negerischer Rasse gerade in denjenigen Zügen (Langschädel, Körperhöhe, Überlänge der Beine) zu wandeln, die für die Anschauung der Hamiten als negerisch-orientalischer Mischform hätten negerischer Herkunft sein müssen.

bedingt durch das Bluterbe der vorderasiatischen Rasse[1]). Man kann vielleicht sagen, die „Judennase" sei eine vorwiegend vorderasiatische Nase mit einem geringen mongolischen und wohl auch geringen orientalischen Einschlag (über die „orientalische Rasse" weiter unten). Jedenfalls wird man sagen können, die „Judennase" hänge gleichsam schwer im Gesicht, während die rein vorderasiatische, wie auch die dinarische Nase, mehr aus dem Gesicht herausragend erscheinen. Eigentliche „Judennäsen", die schon an sich nicht so häufig sind, wie oft vermutet wird, sind häufiger im Ostjudentum, wogegen sie im Südjudentum ziemlich selten zu sein scheinen. Dort wiegt eine Nase vor, die durch orientalisches, hamitisches und westisches Blut bedingt ist.

Die vorderasiatische (armenoide) Rasse bildete vor allem die Bevölkerung des hettitischen Reiches, und im Wortschatz der hettitischen Sprache (vgl. S. 306) muß man wohl den frühgeschichtlichen arteigenen Wortschatz dieser vorderasiatischen Rasse suchen, wie man im Bau der heutigen kaukasischen Sprachen den arteigenen Sprachbau der vorderasiatischen Rasse erkennen muß. Im 18. und 19. Abschnitt ist ausgeführt worden, wie vom Ägäischen Meer her nordische Erobererscharen in das hettitische Gebiet eindrangen, wie dann infolge ihrer Überschichtung die hettitische Sprache ihrem Bau nach dem indogermanischen Sprachbau genähert wurde, wenn auch der Wortschatz in der Hauptsache hettitisch blieb. Dieser Einbruch nordischer Scharen muß etwa um die Mitte des 2. Jahrtausends v. Chr. erfolgt sein. „Dieser Einfluß vom Mittelmeer her ist zum großen Teil noch vormykenisch, kykladisch-trojanisch"[2]). So erhielt also jenes vorderasiatische Gebiet einen Beisatz nordischen Blutes. Nordische Stämme drangen auch später nach Kleinasien und Palästina bis zur ägyptischen Grenze vor[3]). Ein nordischer Stamm, die Ammoriter, aus dessen Blut die „Enaksöhne" stammten, ließ sich in Palästina nieder und scheint später hauptsächlich dem Judentum nordisches Blut zugeführt zu haben. — Noch heute finden sich innerhalb des im Libanon und Hauran wohnenden Volkstums der Drusen 60% Blonder und Helläugiger; läßt sich auch dieser nordische Blutbeisatz schon aus der Frühzeit herleiten oder ist bei ihm mehr an die später eingewanderten Philister mit ihrer nordischen Oberschicht zu denken?

Im gleichen Zeitabschnitt, in welchem von Norden und Westen Nordvölker einwanderten, drang aber ein weit mächtigerer Zustrom andersrassiger Menschen von Süden her in den Kreis der vorderasiatischen (armenoiden) Bevölkerungen ein: den Euphrat und Tigris aufwärts zogen volksstarke Scharen semitisch-sprechender Völker. Der Rasse nach könnte

---

[1]) Die starke vorderasiatische Nase scheint bei den alten Hebräern zum Schönheitsbild gehört zu haben. Das Hohelied preist die Geliebte: „Deine Nase ist wie der Turm auf Libanon, der gen Damaskus siehet."

[2]) Schuchhardt, Alteuropa. 1919.

[3]) Blonde ammoritische Stämme (von den Ägyptern Amurri genannt), welche die ägyptische Grenze von Palästina her angriffen, werden von ägyptischen Urkunden schon im 15. vorchristl. Jahrhundert erwähnt und finden sich wieder in ägyptischen Abbildungen des 13./14. vorchristl. Jahrhunderts (vgl. Mehlis, Die Berberfrage, Arch. f. Anthrop. N. F. 8, 1909).

man sie als „Semiten" bezeichnen: die Bezeichnung würde aber zu dauernder Verwirrung dienen, da die Völker, die **heute** semitische Sprachen sprechen, der Rasse nach oft sehr vielfältig gemischt sind. Die ansässigen, also nicht-nomadischen „Semiten" sind überall, besonders in Südarabien, stark gemischt; sie sind überwiegend kurzköpfig durch einen starken vorderasiatischen Einschlag. Die semitisch-sprechenden Völker jener Frühzeit, bei denen also Sprache und Rasse noch ungefähr denselben Ausbreitungskreis bedeuteten, zählt die Rassenkunde heute zur „orientalischen Rasse" [1]). Der arteigene Sprachbau der orientalischen Rasse stellt sich dar im Bau der semitischen Sprachen.

Die orientalische Rasse ist klein bis mittelgroß, schlank, langschädlig, schmalgesichtig, mit schmaler, gerader oder erst im unteren Drittel gebogener (Abb. 428), seltener im oberen Drittel winklig gebogener (Abb. 427), nicht besonders starker Nase, die hin und wieder eine ziemlich tiefe, flachere Nasenwurzel hat (Abb. 429), mit leicht gewulsteten Lippen, die oft vorgespitzt und oft wie lächelnd geschwungen erscheinen. Die Kinnrinne (sulcus mentolabialis, vgl. S. 441) liegt höher als bei anderen Rassen, oft gleich unterhalb der Unterlippe (Abb. 430, 433). Dadurch wirkt die Unterlippe wie vorgeschoben und scheint es auch öfters zu sein. Die Haut ist ziemlich hell, oft wohl heller als etwa die Haut der europäischen Westrasse, aber von bleicher, nicht rosiger Helligkeit. Das Haar ist dunkelbraun, wenn nicht schwarz, die Augen sehr dunkel. Häufig sind die Augen mandelförmig gebildet, d. h. ihr innerer Augenwinkel ist mehr rund, ihr äußerer mehr spitz gebildet, dabei zieht dann die Lidspalte des Auges etwas schief nach außen aufwärts.

Muß man die orientalische Rasse etwa als einen früh abgesonderten Zweig der europäischen Westrasse ansehen, der sich dann in der Absonderung besonders ausgestaltet hätte? Körperlich und wohl auch seelisch stehen sich beide Rassen so nahe, daß man immer wieder versuchen möchte, gar nicht einen gesonderten Begriff „orientalische Rasse" aufzustellen, sondern zwei Zweige innerhalb einer einheitlichen Rasse zu sondern. Die Rassenkunde wird jedenfalls nach Zusammenhängen dieser beiden Menschenarten suchen müssen. Erdgeschichtlich und vorgeschichtlich mag die Erklärung eines solchen Zusammenhangs allerdings vorerst aussichtslos erscheinen, da man annehmen muß, die Urheimat der orientalischen Rasse sei die „arabische Halbinsel zur diluvialen Zeit, wo wir uns diese ebensowenig wie die heutige Sahara als Wüste, sondern infolge der Niederschlagsperiode als fruchtbares Gebiet vorstellen müssen, wohl geeignet, als Stätte für die Sonderausbildung einer Rasse zu dienen" [2]). Aus der Übereinanderschichtung und Durcheinandermengung der vorderasiatischen (armenoiden) und der orientalischen Rasse entstanden nun die „semitischen", d. h. jetzt nur noch: die semitisch-sprechenden Völker der Assyrer, Babylonier und ebenso der Hebräer (Juden). Die hebräische Sprache, die innerhalb des Judentums heute noch die gottesdienstliche Sprache ist und in unseren

[1]) Diese Bezeichnung stammt von **Eugen Fischer**. Die „orientalische Rasse" ist nicht zu verwechseln mit der „race orientale", welche Deniker in Nordosteuropa annimmt.

[2]) Fischer in Baur-Fischer-Lenz, Grundriß I, 1923.



Abb. 426. Juden nach einer ägyptischen Darstellung des 10. Jahrh. v. Chr.: vorwiegend orientalische Rasse mit geringem vorderasiatischem Einschlag. (Aus Pflugk-Harttung, Weltgeschichte.)

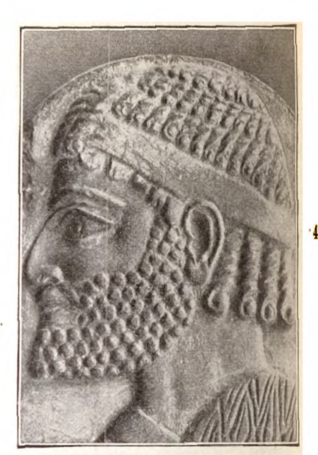
Tagen als neuhebräische Sprache innerhalb der jüdischen Bevölkerung Palästinas und innerhalb zionistischer Kreise wieder als lebende Sprache sich verbreitet, ist also dem Bau nach eine semitische Sprache. Gesprochen ward sie in dem betrachteten Zeitabschnitt von vorderasiatisch-orientalischen Mischlingen. Zu dieser vorderasiatisch-orientalischen Mischung kam dann der nordische Blutbeisatz, den einzelne Forscher schon für die damalige Zeit für so beträchtlich ansehen, daß ihm der größte Teil der blonden, helläugigen Juden auch noch unserer Zeit zuzuschreiben sei.

427



427. Araber aus Südalgerien (winkelig gebogene Nase). Nach Weininger K: 76,64; G: 98,52. (Aufn.: Anthropol. Institut, Wien.)

428



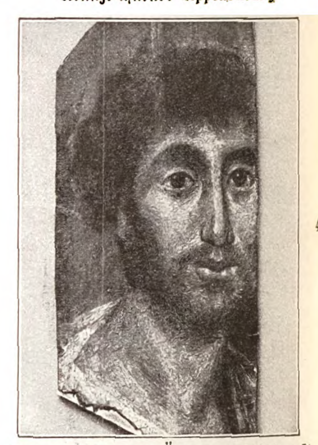
428. Assyrer. Nase im letzten Drittel gebogen. Kennzeichnende Lippenbildung.

429



429. Araber, Scheich aus Palmyra.

430



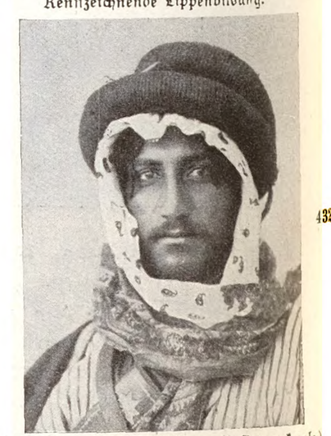
430. Mumienbildnis aus Ägypten, 2. Jahrh. n. Ch. Kennzeichnende Lippenbildung.

431



431. Araber. (Leichter Einschlag vorderasiatischer Rasse.)

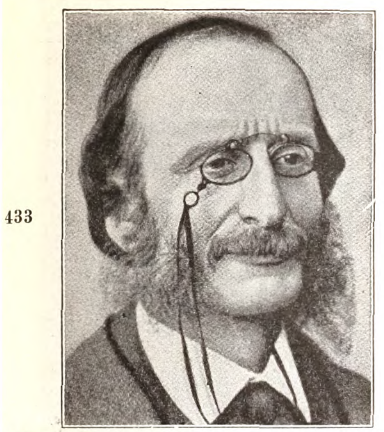
432



432. Araber. (Aus Fishberg, Rassenmerkmale.)

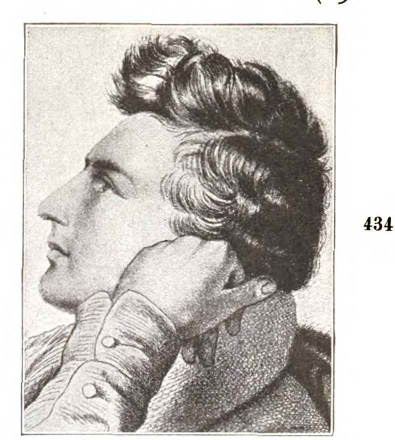
Orientalische Rasse.

433



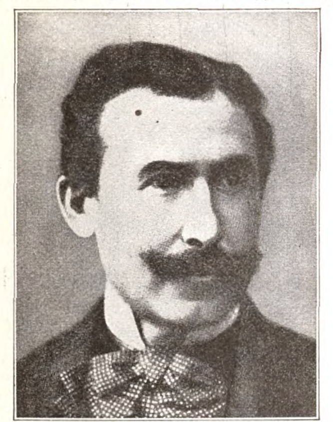
433. Jude aus Deutschland. J. Offenbach. Vorwiegend orientalisch (kennzeichnende Unterlippenbildung.)

434



434. Jude aus Deutschland. Heinrich Heine. Orientalisch-nordisch.

435



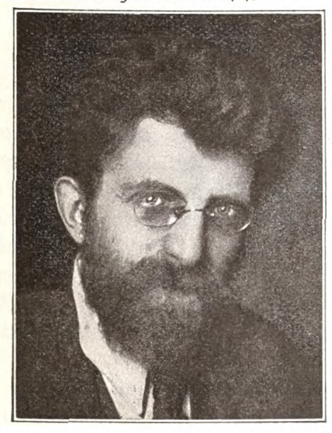
435. Jude aus Deutschland. Vorwiegend orientalisch.

436



436. Jude aus Österreich. Vorwiegend orientalisch.

437



437. Jude aus Deutschland (Kommunistenführer). Anscheinend orientalisch-nordisch.

438



438. Jude aus Deutschland. Orientalisch mit vorderasiatischem Einschlag. Haargespinst: negerischer Einschlag.



439. Ostafrika. Sultan Kissilerobo.
Vorwiegend hamitische Rasse.
(Aufnahme: Dr. M Weiss.)



440. Ramses II., Pharao von Ägypten.
Hamitisch.
(Aufn.: Dr M. Weiss.)



441. Amenophis IV.
Hamitisch.



442. Königin Teje.
Hamitisch-negerisch.

Vielleicht ebenso stark wie der nordische Einschlag, vielleicht sogar stärker, muß aber damals schon der *hamitisch-negerische Einschlag* gewesen sein. Von der Nordostecke Afrikas aus müssen schon früh hamitische Völker nach Syrien und Arabien vorgedrungen sein (falls nicht sogar angenommen werden muß, daß der heutige hamitische Bluteinschlag im westlichen und südlichen Arabien auf eine vorgeschichtliche und frühgeschichtliche Uransässigkeit der Hamiten im dortigen Gebiet zurückgeht, von dem aus dann die Hamiten erst später nach Afrika übergegangen wären). — Das ägyptische Reich reichte im 15. und 14. Jahrh. v. Chr. weit nach Syrien hinein und mag mit seiner Herrschaft wieder einen verstärkten Zustrom hamitischen Blutes gebracht haben.

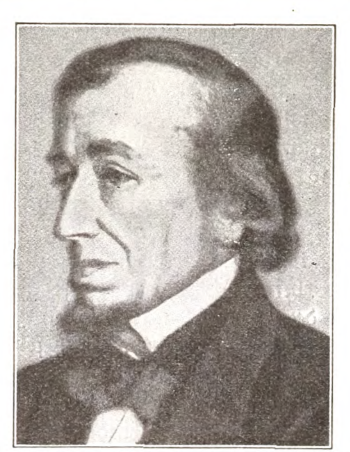
Die *hamitische Rasse* — die italienische Rassenforschung nennt sie auch „äthiopische Rasse"; leider hat die auf diesem Gebiet tätige Forschung

443



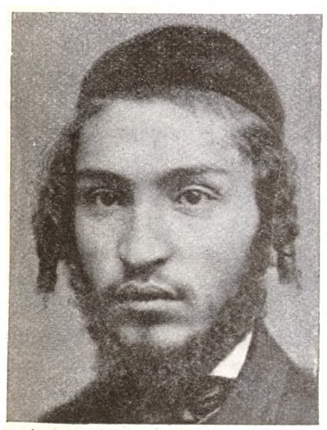
443. Hottentotte (Abraham Platje). Vermutlich mit hamitischem Einschlag. (Aufn.: Prof. v. Luschan.)

444



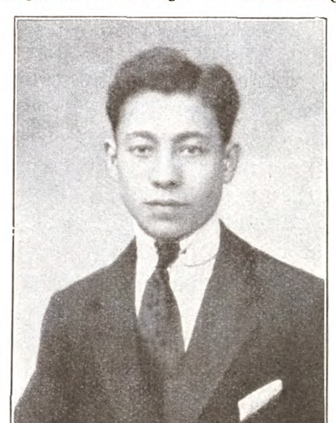
444. Jude aus England. Benjamin Disraeli, Lord Beaconsfield. Vermutlich hamitisch-negrider Einschlag. Aus dem ‚Corpus Imaginum' der Photogr. Ges. Charlottenbg.)

445



445. Jude aus Polen. Negrider Einschlag. (Barthaarkräuselung. Lippenleiste, wulstige Lippen.

446



446. Jude aus Deutschland. Vermutlich negrider Einschlag.

noch keine besseren Bezeichnungen gefunden, sodaß dadurch immer wieder Verwechslungen von Rasse und Sprache oder von Rasse und Volkstum möglich sind: die heute hamitische Sprachen sprechenden Völker haben meist nur noch wenig hamitisches Blut in ihren Volkskörpern — die hamitische Rasse ist sehr hoch gewachsen, mit einer Überlänge der Beine, dabei so schlank gewachsen, daß man schon auf die Vermutung gekommen ist, die Eingeweide könnten bei ihr nicht die Lage haben, die sie bei anderen Menschenrassen einnehmen [1]). Hände und Füße sind besonders schmal. Die Rasse ist schmalgesichtig und langschädlig; außerordent-

[1]) Vgl. v. Luschan, The Early inhabitants of Western Asia, Journal of the Royal Institute of Anthropology, Bd. 41. 1911.

lich schmal gebaut erscheint vor allem der Unterkiefer. Die Augen wirken öfters wie zu groß oder leicht vorquellend. Die Kiefer sind leicht nach vorn gestellt, die Lippen sind leicht gewulstet, die Haut ist hellbräunlich, durchaus nicht so dunkel, daß sie etwa „afrikanisch" wirken könnte. „Unafrikanisch" wirkt auch das verhältnismäßig weiche, dunkle Haar. Jedenfalls gehören die hamitischen Menschen in irgendeinen Zusammenhang mit den europäischen Menschenarten, d. h. zunächst mit der orientalischen Rasse und der europäischen Westrasse, sicherlich in keinen mit afrikanischen. Die hamitischen Sprachen, die ihrem Bau nach als die arteigenen Sprachen der eben beschriebenen Rasse gelten müssen, sind in eine gewisse Beziehung zu den semitischen Sprachen zu bringen und mit diesen zusammen dann in eine gewisse fernere oder sehr ferne Beziehung zu den indogermanischen Sprachen (vgl. Fußnote 3, S. 383). Jedenfalls sind die hamitischen Sprachen in keine Beziehung zu bringen mit afrikanischen Sprachstämmen. Hamitisches Blut findet sich heute verhältnismäßig am reinsten unter dem Bahima-Adel ostafrikanischer Völker, unter den Massai und den Galla; es findet sich auch in gewissen abessinischen (äthiopischen) Gebieten noch ziemlich rein. Eine westisch-hamitisch-negerische Mischung, vielleicht mit geringem vorderasiatischem Einschlag, stellen die Somali dar. Beigemischt findet sich hamitisches Blut in weiten Teilen Afrikas, auch noch in Südafrika. Die hamitischen Wanderungen erscheinen deutlich auf der höchst aufschlußreichen Schädelkarte Afrikas von Struck[1]). Es ist bezeichnend, daß seinerzeit ein Hottentote namens Abraham Platje in Südafrika wegen seiner Gesichtsbildung im Scherz den Übernamen „Disraeli" erhielt nach dem englischen Minister, dem Juden Disraeli (Lord Beaconsfield). Die „Ähnlichkeit" in beiden Menschen mag vor allem durch das hamitische Blut bedingt gewesen sein. (Abb. 443, 444.)

Wie die hamitische Rasse heute kaum noch irgendwo rein aufzufinden ist, so muß sie schon in frühester Zeit mancherlei Mischungen eingegangen haben. Die ägyptische Herrscherschicht war wohl oft ziemlich rein hamitisch; die Gräberfunde bezeugen es. Die hamitische Rasse muß in ihren reinen Vertretern Menschen hoher Begabung aufgewiesen haben, vielleicht vor allem Menschen höchster staatsmännischer Begabung. So wie die nordische Rasse den weiten Kreis der indogermanischen Völker als eigentlich schöpferische Rasse durchdrungen hat, so scheint die hamitische Rasse weite Teile Afrikas durchdrungen zu haben, dabei Oberschichten einzelner Völker bildend und so als Oberschicht wieder dahinschwindend (vgl. Fußnote 3, S. 331). Die Reinheit der Rasse muß schon früh gestört worden sein und zwar vor allem durch Beimischung von Negerblut aus den untergeschichteten Bevölkerungsteilen.

Schon in vorgeschichtlicher Zeit scheint von Afrika herüber nach Palästina ein Zustrom negerischen Blutes gereicht zu haben. Besonders bezeichnend mag aber schon in der frühesten Geschichte jener asiatisch-afrikanischen Grenzgebiete die hamitisch-negerische Blutmischung gewesen sein. Das jüdische Volk hatte Teil an dieser Rassenmischung; meistens wohl

[1]) Zeitschrift für Ethnologie, Bd. 54, Heft 1, 1922.

447



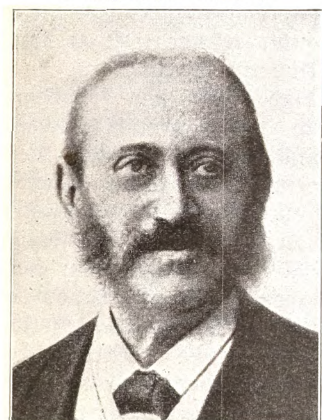
447. Jude aus Mähren. Orientalisch=vorderasiatisch mit negerischem Einschlag.

448



448. Jude aus Ungarn. Vorwiegend vorderasiatisch mit mongolischem Einschlag.

449



449. Jude aus Deutschland. Orientalisch=vorderasiatisch.

450



450. Jude aus England. Lord Reading, Vizekönig von Indien. Orientalisch=vorderasiatisch.

451



451. Jude aus Jemen (Arabien). Orientalisch=vorderasiatisch. (Aus Fishberg, Rassenmerkmale.)

452



452. Jüdin aus Marokko. Vorwiegend orientalisch — vermutlich mit vorderasiatischem Einschlag. (Aus Fishberg, Rassenmerkmale.)

erhielt es seinen Beisatz negerischen Blutes durch Vermittlung hamitisch-negerischer Mischlinge. Der Einschlag an Negerblut war aber stark genug, um im Judentum noch heute immer wieder in gewisser Beimischung durchzubrechen. Noch heute zeigen sich oft ziemlich negerhafte Gesichter unter den Juden, noch heute zeigt sich negerisches Kraushaar oder Wollhaar, noch heute zeigen sich wulstige Lippen mit ausgesprochenen Lippenleisten und ziemlich dunkle Haut; noch heute zeigen sich vorstehende Kiefer. Die unter den Juden auftretende vorstehende, ja vorhängende Unterlippe scheint eine hamitisch-negerische Mischerscheinung zu sein. Negerblut mag sich auch anzeigen in der dunkelbraunen, oft dunkelblaubraunen Hautfärbung um die Augenlider und gelegentlich wohl um die Lippenränder, die man bei Juden bisweilen findet. Das Glänzen vieler jüdischer Augen, das oft wie ein feuchtes Glänzen wirkt, läßt sich bei hamitischen Gesichtern wieder erkennen; ist es durch hamitisches Bluterbe bedingt?



Abb. 453. Jude aus Rußland. Bolschewistischer Führer. Vorwiegend orientalisch.

Das jüdische Volk, nun so gekennzeichnet durch eine orientalisch-vorderasiatisch-nordisch-hamitisch-negerische Rassenmischung, mag auf seinen Wanderungen und durch kriegerische Ereignisse mit vielen anderen Völkern in Berührung gekommen sein. Wir wissen vom Aufenthalt in Ägypten, wir wissen von der assyrischen Herrschaft Salmanassars (9. Jh. v. Chr.) über Syrien und das Reich Israel und vom weiteren Vordringen der assyrischen Macht unter Assarhaddon, der sich Ägypten unterwirft (7. Jahrh. v. Chr.). Wir wissen von der sog. babylonischen Gefangenschaft der Juden (586—539 v. Chr.), wir wissen von nordrassischen Skythen, die das Reich Juda mit Krieg überzogen hatten (7. Jahrh. v. Chr.). All diese Völkerschübe brachten zwar mancherlei geschichtliche Wandlungen; rassisch konnten sie nur die schon bestehende Rassenmischung in ihrem jeweiligen Mischungsverhältnis ändern. Neue Rassenbestandteile brachten sie dem jüdischen Volkstum nicht mit. Als neuen Rassenbestandteil muß man Menschen der europäischen Westrasse ansehen, die sicherlich öfters als Einzelne oder in kleineren Gruppen dem Mittelmeer entlang nach Osten drangen, die aber ins jüdische Volkstum in größerer Zahl wohl erst durch Vermischung mit den Philistern eindrangen, jenem nordisch-westisch geschichteten Volk, das ja dem jüdischen Volk auch wieder einiges nordische Blut mitteilen mochte (vgl. S. 306, 333).

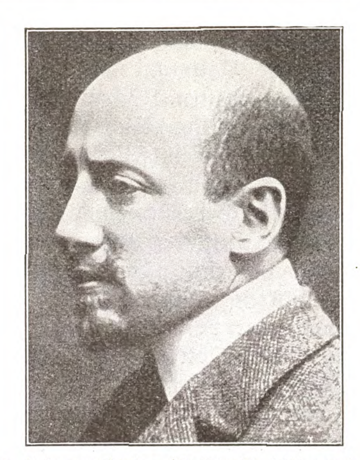
Als Esra im Jahre 458 v. Chr. das jüdische Volk, das nach seiner babylonischen Gefangenschaft sich wieder eine Art halbselbständigen Staates gegründet und Jerusalem und den Tempel wieder auferbaut hatte, durch einen äußerst strengen Gesetzesglauben wieder fest verbinden wollte, muß das

454



454. Jüdin aus Jerusalem.
Vorwiegend westisch oder vorwiegend orientalisch?
(Aus Fishberg, Rassenmerkmale.)

455



455. Jude aus Italien (Galizien?) d'Annunzio,
Schriftsteller in italienischer Sprache. Anscheinend
vorwiegend westisch mit nordischem Einschlag. H.: hell.

jüdische Volk eine orientalisch-vorderasiatisch-hamitisch-negerisch-westische Rassenmischung gewesen sein. Einzigartig hat sich die Wiederaufrichtung des Volkstums durch Esra gewandt. Als ob eine Empfindung für die Gefahren der Rassenmischung in den damaligen jüdischen Führern geherrscht hätte, als ob sie, die eine Geschichte von widersprüchlichsten Mischungen, von halb verborgenen, halb zutag getretenen Gegensätzen innerhalb ihres Volkstums betrachten mußten, eine Geschichte, die vielfach Absplitterungen und Verluste des Volkstums aufwies — als ob die jüdischen Führer die durch Rassenmischung entstandene Fragwürdigkeit und Gefahr des Judentums erkannt hätten, so schufen sie jetzt einen fast unheimlich starren Gesetzesglauben, der dem Volk vor allem die strenge Abgeschlossenheit der Juden gegen alle Nichtjuden und alles Nichtjüdische gebot. Jetzt erst bildete sich das Judentum als ein blutmäßig streng abgeschlossenes Volkstum heraus; jetzt konnten die Anschauungen entstehen, die das jüdische Volk als „auserwähltes Volk" betrachteten, diese für die Festigung eines Volkstums so ungemein förderlichen Anschauungen, die dem Volk unter Strafandrohung seines Gottes jede Vermischung mit dem als tierisch bezeichneten „Samen" nichtjüdischer Völker verboten, „damit nicht der heilige Same gemein gemacht werde mit fremden Völkern" [1]). Die Strenge der Absonderung, die geradezu durch eine Sittenlehre gefordert wurde, welche den täglichen Verkehr des Juden mit Juden ganz anders regelte als seinen Verkehr mit Nichtjuden, diese sogar in die sittlichen Gebote hineindringende streng befohlene Absonderung, mußte nun zu einer Art Inzucht führen, zu einem Blutbewußtsein, wie kein anderes bekanntes Volk es gekannt hat. Die durch den Gesetzesglauben geschaffene blutmäßige Absonderung, die nicht, wie man immer wieder hört, die Absonderung einer besonderen Rasse, sondern die Absonderung einer besonderen Rassen-

[1]) Esra 9, 2.

mischung war — diese Absonderung, die Bluttreue des Juden, hat das jüdische Volkstum bis heute als einen einzigartigen Menschenschlag gesichert erhalten. Schon die Schriftsteller des Altertums haben die Einzigartigkeit dieses Blutbewußtseins bemerkt. Tacitus berichtet[1]) geradezu von einem feindseligen Haß der Juden gegen alles Nicht-Jüdische und bemerkt schon, daß die strenge Absonderung auch dadurch erreicht wurde, daß die Gebräuche und Anschauungen des Judentums denen der anderen Völker vielfach geradezu entgegengesetzt seien: „Verächtlich ist ihnen alles, was uns heilig ist; erlaubt hingegen alles, was bei uns Abscheu erweckt." Die strenge Absonderung mußte durch ihre äußeren Erscheinungen — „abgesondert vom Tisch, vom Nachtlager getrennt" (Tacitus) — den nichtjüdischen Völkern wie Verachtung und Haß der Juden gegen alles Nichtjüdische vorkommen, und nicht nur rassisch fernerstehende Völker empfanden die Sonderheit des Judentums, sondern ebenso rassisch näherstehende wie die mittelalterlichen Perser oder die Araber[2]). Den Erscheinungen der jüdischen Absonderung antwortete auch bei blutsverwandten Völkern vielfach eine Judenfeindschaft. War dieser Judenfeindschaft die dunkle Empfindung beigemischt, daß das jüdische Volkstum durch sein einzigartiges, im Glauben des Volkes selbst wurzelndes Blutbewußtsein viele andere Volkstümer und zeitweilig große Mächte überdauern werde?[3]) — Die Gestalt des Ewigen Juden weist auf solche halbunbewußte Deutungen der Einzigartigkeit des Judentums hin.

Noch eine andere Erscheinung innerhalb des Judentums findet ihre Erklärung aus rassischen Verhältnissen, eben aus der Vielgemischtheit des jüdischen Volkes: das besondere jüdische Sündengefühl, aus dem sich dann der Begriff der Erbsünde herleitet. Die Überzeugung, daß der Mensch „böse von Jugend auf" sei, daß ihm mit seinem Blut auch schon „die Sünde" eingeboren sei, die Überzeugung, daß die Sünde etwas Vererbtes, im Blut Empfangenes und Weitervererbliches sei, ist nur zu verstehen innerhalb eines Volkstums, das sich als blutmäßig fragwürdig erkannt hat, das als Ganzes fühlt, daß in seinem Bluterbe selbst Schlechtes, Zwiespältiges, Vielspältiges, sittliche Widersprüche kreisen. Daher die Sonderheit des jüdischen Sündengefühls, das schon an den Anfang der Dinge den Zwiespalt und den Abfall vom Guten, die Schuld, „die Sünde", setzt; daher die Überzeugung, die Sünde komme nicht so sehr dem Einzelnen zu, vielmehr der ganzen Blutgemeinschaft, dem Volk als Ganzem[4]).

Zu dieser Anschauung von der „Erbsünde" konnte es, rassenkundlich betrachtet, nur innerhalb eines Volkstums kommen, das durch die Vielgemischtheit einander ziemlich fernstehender Menschenarten eine gewisse

---

[1]) Historien V.

[2]) So hat auch Fichte das Judentum aufgefaßt als „auf den Haß des ganzen menschlichen Geschlechts gegründet und aufgebaut" (Beiträge zur Berichtigung der Urteile über die französische Revolution).

[3]) Vgl. z. B. Disraelis Darstellung in seinem Roman „Tancred" (1847): „Wir haben die Pharaonen, Nebukadnezar und Alexander gesehen, die Römer und den Sultan der Franzosen; sie eroberten alles und was sind sie heute? Sie sind Sand."

[4]) Vgl. Montefiore, Religion of the Ancient Hebrews.

sittliche Fragwürdigkeit in seinem eigenen Bewußtsein vorfinden mußte, und sich ihrer schließlich geradezu bewußt wurde. Die Gesetzgebung Esras war der Versuch, fortan der Vermischung, dieser Versündigung, mit äußerster Strenge entgegenzutreten[1]). Die Inzucht war die Folge, eine Inzucht, die zur scharfen Herausgestaltung des abgesonderten jüdischen Wesens geführt hat. Inzucht eines ganzen Volkes bedeutet, nebenbei gesagt, nicht etwa Entartung. Es gibt ja Anschauungen, die im Judentum die Anzeichen eines entarteten oder entartenden Volkes sehen wollen; die Entartung ließe sich aber nicht auf die Inzucht zurückführen.

---

[1]) Die Abschweifung auf solche Erscheinungen des jüdischen Sitten- und Glaubenslebens war deshalb angezeigt, weil ja wie manche andere Begriffe so auch der Begriff der Erbsünde, der angeborenen Sündhaftigkeit überhaupt, aus dem jüdischen Glauben durch Vermittlung des Christentums in die abendländische Glaubenswelt als eine kirchliche Lehre eindrang. Man muß sich einmal klar machen, was es bedeutet, daß diese Anschauung von der Erbsünde durch fremde und schließlich auch durch einheimische Lehrer übertragen wurde auf die im frühen Mittelalter noch so reinrassigen Germanenvölker. Im allerentscheidendsten Besitz eines Volkes, in seinem Glauben selbst, wurde hier etwas verwurzelt, was sich allein aus fremdester Umwelt und artfremdestem Schicksal deuten läßt. Der reinrassige Germane war erbtüchtig, erbgut und nicht erbsündig. Fortan sollte er sich erbsündig empfinden, sein Glauben gebot es ihm; denn der Glaube wurde jetzt durch jüdisch-christlichen Geist selbst Gesetzesglaube, Verpflichtung auf Gebote eines Gottes, der von außen drohte. Die Folgen mußten unabschätzbar sein, wenn man bedenkt, mit welcher Selbstverleugnung im Mittelalter gerade unter germanischen Völkern der Christenglaube aufgenommen wurde. Eine der Folgen solcher Aufnahmen artfremdester sittlicher Anschauungen war die völlige sittliche Entwurzelung, die sich bei vielen germanischen Menschen des frühen Mittelalters zeigt. Die Greuel z. B. der merowingisch-fränkischen Geschichte, die sowohl gegen die germanische, wie gegen die christliche Sittlichkeitsauffassung verstoßen, lassen sich daraus erklären, daß die arteigene germanische Sittlichkeit schon aufgelöst, die artfremde christliche Sittlichkeit aber noch gänzlich unbegriffen war. Sittliche Entwurzelung vieler Einzelner mußte die Folge sein. Jene Umdeutung des Christentums durch den nordischen Geist eines ostsächsischen Dichters (zu Beginn des 9. Jahrhunderts), der „Heliand“ (über ihn vgl. den von Sievers geschriebenen Abschnitt „Heliand“ in Herzog-Haucks Realenzyklopädie der protestantischen Theologie) blieb eigentlich ohne Einwirkung auf das deutsche Geistesleben. Es dauerte wieder lang, bis ein Meister Eckhart (gest. 1327) das artfremde, aus jüdischem Volksschicksal entsprungene Christentum im nordischen Geist umzudeuten versuchte, und man kann wohl nicht sagen, daß Luther das geistige Erbe aus der nordischen Gedankenwelt eines Eckhart wieder ganz hätte heben können, wenn er auch die „Theologia teutsch“ neu herausgegeben hat. (Vgl. hierzu „Germanisierung des Christentums“ in Schieles Handwörterbuch „Die Religion in Geschichte und Gegenwart“. 1910.) Umdeutungen gingen immer wieder von einzelnen Männern nordischen Geistes aus. Der Zwiespalt aber beherrscht nach wie vor das Leben vor allem der nordrassisch-bedingten Völker. Artfremdes Gut ist ihrem Glaubensleben eingemischt worden und scheint ihm auch heute innerhalb der protestantischen Kirche immer wieder eingemischt zu werden durch eine verhältnismäßig große Anzahl jüdischer Hochschullehrer der protestantischen Theologie und jüdischer Geistlicher in führenden Stellungen (vgl. Reichswart, Nr. 2 vom 24. März 1923: „Judenblütige evangelische Geistliche“).

So zeugen Lehren, aus fremdem Schicksal entnommen, immer wieder den Zwiespalt. Man kann vielleicht sagen: Durch die Aufnahme der Lehre von der Erbsünde ist die germanische, mit ihr die deutsche Welt, selbst in ihrem seelischen Leben erbsündig, d. h. zwiespältig, unrein, geworden, mit sich selbst zerfallen zu fortzeugender Zwiespältigkeit.

Die blutmäßige und gesetzmäßige Absperrung war im Judentum somit durch Esra erreicht. Daß eine solche Absperrung je durchaus gelingt, ist wohl unmöglich. Aber soweit ein Volkstum sich überhaupt abschließen kann, scheint das Judentum bis etwa in die neueste Zeit hinein sich abgeschlossen zu haben. Nun bedeutete aber — entsprechend der jüdischen, heute mosaisch genannten Glaubensform — die Absperrung zunächst nur die Absperrung gegen die Menschen fremder Glaubensbekenntnisse. Wer zum Judentum, zum mosaischen Glauben, übertrat, trat auch in die jüdisch-völkische Blutsgemeinschaft ein. Im ausgehenden Altertum und im frühen Mittelalter waren anscheinend Übertritte zum jüdischen Glauben nicht allzu selten. So muß etwa zu Ende des zweiten oder zu Beginn des ersten Jahrhunderts v. Chr. eine gewisse Anzahl Griechen zum mosaischen Glauben übergetreten sein, im vierten und fünften Jahrhundert n. Chr. eine gewisse Anzahl Südaraber. Durch diese Übertritte kam aber kaum eigentlich fremdes Blut in das Judentum, da jene Griechen wohl vorwiegend der europäischen Westrasse oder einer westisch-vorderasiatischen Mischung, jene Südaraber wohl vorwiegend einer vorderasiatisch-orientalischen Rassenmischung angehörten. Im Falle der Chasaren, eines wahrscheinlich vorderasiatisch und mongolisch gemischten Volks, traten hingegen große Volksteile und vor allem gerade die herrschenden Kreise zum mosaischen Glauben über und brachten etwa in der Zeit vom 8. bis 11. Jahrhundert n. Chr. dem Judentum einen stärkeren Einschlag mongolischen (innerasiatischen) Blutes mit. (Der Fall ist innerhalb der Rassengeschichte des Ostjudentums im folgenden zu betrachten.) Später scheinen Übertritte seltener geworden zu sein, ja vom Judentum schließlich gar nicht mehr gewünscht worden zu sein, vielleicht darum, weil das Judentum in der Zerstreuung über Europa und schließlich über die ganze Welt durch Übertritte ja rassisch allmählich aufgelöst worden wäre. Im 13. Jahrhundert sollen in Ungarn noch einmal eine gewisse Anzahl Madjaren übergetreten sein. Die Erscheinung, daß die Juden aller Länder jeweils eine gewisse Annäherung an das Körperbild ihrer nichtjüdischen Umgebung zeigen, beruht nicht nur auf Mischverbindungen, sondern auch auf Auslesevorgängen, die unter Umständen im jüdischen wie im nicht-jüdischen Volkstum in einem bestimmten Gebiet gleichgerichtete Wandlungen bewirken.

Im späteren Mittelalter muß im Judentum aus der Absperrung gegen die Menschen fremden Glaubens schon ganz die Absperrung gegen alle nicht-jüdischblütigen Menschen geworden sein. Das Judentum zeugte sich fortan fast nur noch aus sich selber fort. Vielleicht wurde von ihm besonders in Europa der blutmäßige Abstand, die Fremdheit alles nichtjüdischen Blutes, so deutlich empfunden, daß dem Judentum schließlich Bekehrungsversuche oder Übertrittswünsche sinnlos wurden. Das jetzt erreichte einzigartige jüdische Blutbewußtsein muß deutlich erkannt haben, daß Blut und Glaubensform einander bedingen, daß nur jüdisches Blut die jüdischen Glaubenslehren und Anschauungen recht begreifen könne. Die Inzucht blieb daher so gewahrt, daß die Vielgemischtheit des jüdischen Volkes immer wieder nur unter sich Verbindungen einging. Auch läßt

sich vermuten, daß zum mosaischen Glauben übertretende Menschen teils ihrer seelischen Veranlagung, teils ihrer rassischen Zusammensetzung nach der jüdischen Art „wahlverwandt" nahestanden. Die geschlechtliche Auslese muß im jüdischen Gesamtvolk wohl dazu geführt haben, daß immer wieder gleichsam die jüdischsten Juden im Gesamtvolk, soweit es schließlich auch zerstreut war, ausgelesen wurden. Das Leben unter Fremdvölkern bewirkte ja gleichgerichtete Ausleseverhältnisse unter den Juden aller europäischen Gebiete auch dadurch, daß eine größere Nachkommenzahl immer nur den Juden möglich wurde, welche die eigenartigen Bedingungen des Lebens unter Fremdvölkern besonders geschickt zu ergreifen wußten. Anders als durch solche im ganzen jüdischen Volk in gleicher Richtung wirksamen Ausleseverhältnisse läßt sich die verhältnismäßig große Einheitlichkeit des Judentums über die ganze Erde hin kaum begreifen. Anders läßt es sich kaum begreifen, daß auch die seelischen Eigenschaften des Juden von fast allen Völkern gleich einzigartig und gleich artfremd empfunden werden. Durch Ausmerzung der Menschen innerhalb des jüdischen Volkstums, welche den besonderen Bedingungen des Lebens unter Fremdvölkern nicht gewachsen waren, muß aus der Vielmischung eine gewisse Einheit zweiter Ordnung entstanden sein.

Zu äußerster Starrheit mußte das Judentum seine Eigenart in vielen Dingen wohl deshalb steigern, weil in der Vielgemischtheit seines Rassentums, bevor dieses mit seinem Gesetzesglauben von Esras Zeit ab die entscheidende einheitliche Züchtungsrichtung eingeschlagen hatte, die Gefahr unendlicher Vielspältigkeit und Auflösung lag. Ihren Halt, ihren Kern, fand die Starrheit der jüdischen Seele schließlich in ihrem Blutbewußtsein. Fast unheimlich ist es zu sehen, wie sicher das Judentum sein Blutbewußtsein in seinem Eingottsglauben, im Glauben an den Gott der Juden, verwurzelt hat. Da das Judentum Gott als den Gott der Juden sah, und das jüdische Volk als das „auserwählte Volk", ergab sich in unerbittlich starrer Folgerichtigkeit eine zwiefache Sittenlehre, die im Talmud (zu deutsch: Lehrbuch) öfters einen solchen Ausdruck annimmt, daß dieses Zeugnis jüdischen Glaubens manchen nichtjüdischen Betrachtern schon wie die Verkehrung aller sittlichen Grundlagen ins Unsittliche vorgekommen ist. Der Talmud, der nach einer Äußerung der „Allgemeinen Zeitung des Judentums"[1]) die jüdische Seele „ebenso scharf wie treffend charakterisiert", muß geradezu jene sichere Züchtungsrichtung innerhalb des Judentums erzielt haben, die im Zusammenwirken mit den oben bezeichneten Auslesevorgängen das Judentum auf den Weg zur Bildung einer neuen Rasse, einer Rasse zweiter Ordnung, geführt hat. Entstanden ist der Talmud in der Hauptsache etwa zwischen 150 und 500 n. Chr. Kennzeichnet er wirklich die jüdische Seele scharf und treffend, so hatte sich das Judentum in ihm ein Züchtungsmittel sicherster Art geschaffen, indem es jedem einzelnen Juden die Verpflichtung und Glaubensgewißheit schuf, daß es allein auf das jüdische Blut und auf seine Abgeschlossenheit und Reinerhaltung ankomme. „Eine einzige israelitische Seele für sich ist in den Augen Gottes mehr wert, als alle Seelen eines ganzen Volkes"[2]). „Di:

[1]) 1907, Nr. 45. [2]) Schefa tal.

Sonne bescheint die Erde, der Regen befruchtet sie, nur weil die Israeliten darauf wohnen"[1]). So lehrt der Talmud in eindringlichster Weise das Blutbewußtsein als ein göttliches Gebot und bezieht alles auf die Erhaltung der jüdischen Art. Scharf trennt er Juden und Nicht-Juden: „Ihr werdet Menschen genannt, die Völker der Welt aber werden nicht Menschen, sondern Vieh geheißen"[2]). Man kann vielleicht sagen, daß es so im Judentum auch zu einer jahrhundertelangen Auslese der streng talmudisch gerichteten Juden gekommen ist, die dann aus der beschriebenen Vielmischung doch wieder eine gewisse Einheit bildete. Klar zeigt sich wieder, daß tatsächlich in der Ausgleichung an nicht-jüdische Denkart und in der Abkehr vom mosaischen Glauben gewisse Gefahren für das Judentum liegen. Einzig das Judentum hat es ja in folgerichtigster Weise verstanden, sein Blutbewußtsein in seinem Gottesglauben selbst sicher zu verwurzeln.

Durch sein Blutbewußtsein und seine Abgeschlossenheit erreichte das Judentum die ihm eigene starre Beharrlichkeit in allem äußeren Wandel. Durch vielgestaltige Schicksale und in allen Umwelten hat sich das Judentum, zugleich starr und wandelbar-anpassungsfähig, von jeher sicherer erhalten als je ein anderes Volkstum. Zwar hat das Judentum keine Heimat im Sinne eines Staatsgebietes. Aber es ist durch sein Blutbewußtsein gesicherter als Völker mit wohlverwahrten Grenzen. „Das Vaterland der Juden sind die übrigen Juden"[3]). Der Deutsche oder der Engländer sind dem Rassenwandel ihrer Volkstümer ausgesetzt, ebenso wie der Franzose, der heute ein ganz anderer Mensch ist als in seinem klassischen 17. Jahrhundert (vgl. S. 348). Der Jude achtet auf sein Blut und weiß sich so gesichert als der „Ewige Jude". Ewig ist vielleicht nur das Volkstum, das auf sein Blut achtet und im Blutbewußtsein ein göttliches Gebot erkennt; das mag die Erscheinung des Judentums lehren.

So scheint aus den eigenartigen, eine besondere Auslese bewirkenden äußeren Verhältnissen und aus den Vorschriften des mosaischen Glaubens eine so sichere Züchtungsrichtung, ein einzigartiges Blutbewußtsein, entstanden zu sein, daß sich aus einer Rassenmischung eine Rasse zweiter Ordnung anbahnen konnte. Durch Absonderung und Inzucht und eine bestimmte Ausleserichtung hat sich — oder hatte sich wenigstens — das Judentum die Bedingungen zur Herausgestaltung einer neuen Rasse geschaffen (vgl. S. 236). Der Kreis der bei der Vielmischung des Judentums in der Vererbung möglichen Kreuzungserscheinungen war durch Absonderung und Inzucht gleichsam immer mehr verengert worden. Dies scheint auch der Grund, warum man aus Körpergestalt und Gesichtszügen beim Juden die sein Blut zusammensetzenden Rassen in den meisten Fällen nicht so verhältnismäßig schnell erkennen kann, wie dies bei den meisten Menschen Mittel- und Westeuropas möglich ist. Man kann sagen, das Judentum war durch sein streng gepflegtes Blutbewußtsein und eine

---

[1]) Jebamoth, Jalkut Schimoni.
[2]) Baba Mezia.
[3]) Schopenhauer, Parerga II.

sicher gewahrte Züchtungsrichtung auf dem Weg, eine Rasse zu werden — es war mindestens auf diesem Weg.

Es war auf diesem Weg bis in die Gegenwart hinein, bis etwa zur Mitte des 19. Jahrhunderts. Dann begannen gewisse Anzeichen einer Auflösung des alten Blutbewußtseins und der alten Abgeschlossenheit, Anzeichen, die später zu betrachten sind. Zunächst muß nun die Erscheinung verfolgt werden, daß sich die strenge, oben talmudisch genannte, Züchtungsrichtung durchgesetzt haben muß in beiden Zweigen des Judentums, im südjüdischen (sephardischen) und im ostjüdischen (aschkenasischen) Zweig. Beide Zweige mögen gewisse bezeichnende Unterschiede aufweisen, mögen mindestens zwei körperlich verschieden-gestaltete Mehrheiten einander gegenüberstellen, während zweifellos vermittelnde Körperbilder in beiden Zweigen Übergänge herstellen, die man dann weder für bezeichnend südjüdisch, noch für bezeichnend ostjüdisch erklären könnte. Aller Unterschied zwischen Süd- und Ostjuden ist aber nicht so groß, als daß nicht beide Zweige irgend etwas bezeichnend „Jüdisches" hätten, irgend etwas, das klar die Zugehörigkeit zu diesem besonderen Volkstum anzeigt.

In welchen rassenkundlichen Merkmalen besteht nun dieses Kennzeichnend-Jüdische? Worin liegt das Gemeinsame in der jüdischen Körpererscheinung? Diese Frage ist heute noch nicht zu beantworten, wenn man nach einer Antwort sucht, die sich in menschenkundlichen (anthropologischen) Zahlen und Maßen ausdrücken läßt. Die Frage wäre selbst dann nicht klar zu beantworten, wenn es nicht einzelne Grenzerscheinungen jüdischer Art gäbe, die dadurch gekennzeichnet sind, daß sie sich von irgendwelcher europäischen Rasse oder in Europa üblichen Rassenmischung kaum unterscheiden. Der Versuch zur Aufdeckung des Bezeichnend-Jüdischen, den die Jewish Encyclopædia erwähnt (vgl. S. 435), hat ja ebenfalls zu keiner klaren Antwort geführt. Das Bezeichnende im Judentum scheint eben die besondere Zusammensetzung der Vielgemischtheit selbst zu sein, einer Vielgemischtheit aber, die durch strenge Absonderung zur Anbahnung einer gewissen Rasse zweiter Ordnung geführt hat oder hatte. Die Auslesevorgänge und die einheitliche, aus talmudischem Geist stammende Züchtungsrichtung haben selbst in den beiden getrennten Zweigen des jüdischen Volkstums eine eigentliche Aufspaltung in zwei artgetrennte Gruppen verhindert. Es ist in beiden Gruppen dahin gekommen, daß irgendwie eine bezeichnende Zusammenstellung von Merkmalen, die im einzelnen aus den verschiedenen im Judentum zusammengetretenen Rassen stammen, eine Merkmalzusammenstellung, die immer wieder auftritt und immer wieder in der Auslese bevorzugt wird, etwas Bezeichnend-Jüdisches hervorbringt, ohne daß aber die heutige Forschung schon genaue Angaben über diese bezeichnende Merkmalzusammenstellung machen könnte.

In Kürze muß nun die Entstehung der Verzweigung selbst betrachtet werden: wie kam es zur Ausgestaltung des südjüdischen und des ostjüdischen Volksteils?

Die Ostjuden sind abzuleiten von jüdischen Volksteilen, die sich von Palästina aus nordwärts nach Armenien und zum Kaukasus gewandt hatten, wo sie schon im 2. Jahrhundert v. Chr. saßen. Die Bewegung

dieses Volksteils nach Nordwesten und Norden muß fortgedauert haben. Es kam im 7. und 8. Jahrhundert n. Chr. zu jenem volkskundlich und rassenkundlich eigenartigen Ereignis, daß größere Teile, darunter vor allem die herrschenden Schichten des seiner Rasse nach wahrscheinlich vorwiegend mongolischen (mongolisch-vorderasiatisch gemischten) Volkes der Chasaren, das am Unterlauf der Wolga und des Don, am Norduſer des Kaspischen und des Schwarzen Meeres ein Reich mit großen Handelsstädten gegründet hatte, zum jüdischen Glauben übertraten. Die Chasaren waren ein Handelsvolk, das den Handel von Sibirien und Indien und von Kleinasien her vermittelte und seinen Handel durch Kriegsmannschaft schützte. Das Chasarenreich verschwand aus geschichtlich nicht erhellten Gründen[1]). Sein Gebiet nahmen kirgisische, kalmükkische und baschkirische Stämme ein. Die Chasaren waren zum größten Teil und besonders die führenden Schichten zum jüdischen (mosaischen) Glauben übergetreten, und so vollzog sich eine Blutmischung: Aufnahme altjüdischen Blutes durch die Chasaren und Aufnahme chasarischen, d. h. mongolisch-untermischten Blutes durch die vom Kaukasus nordwestlich sich ausbreitenden Juden. Man wird sich die Chasaren in rassischer Hinsicht etwa wie die heutigen Baschkiren, Tartaren oder Kirgisen vorstellen müssen, d. h. als ein vorderasiatisch-mongolisches oder mongolisch-vorderasiatisches Volk. Hatte das östliche Judentum in Armenien und im Kaukasus bei Aufnahme nichtjüdischer Menschen wieder neues Blut der vorderasiatischen (armenoiden) Rasse in sich aufgenommen, also Blut, das dem Judentum nicht fremd war, so kam jetzt, durch das mongolische Blut aus der Blutmischung der Chasaren, eine neue, der ursprünglichen Blutzusammensetzung sehr fremde Zumischung in den ostjüdischen Volkskörper. Die Vielgemischtheit verstärkte sich noch einmal; die Übertritte scheinen bis ins 11. Jahrhundert fortgedauert zu haben, wenn auch wohl das 8. Jahrhundert die eigentliche Zeit der Massenübertritte war. Im 10. und 11. Jahrhundert sind dann die Ostjuden in ihrer Hauptmasse wieder zu finden im ruthenischen Gebiet, und endlich, vom 12. bis 14. Jahrhundert, müssen sie Polen und Galizien und somit den Hauptteil ihrer heutigen Sitze erreicht haben. Da Rußland bis zur Regierung Peters des Großen (1682—1725) seine Grenzen gegen jüdische Einwanderung zu schließen versuchte, breiteten sich die Juden in der



Abb. 456. Baschkir aus Ufa. Vorwiegend mongolisch, wahrscheinlich mit vorderasiatischem Einschlag. (Aufn.: Anthr. Inst., Wien.)

[1]) Sind die Karaimen, eine (den Talmud nicht anerkennende) jüdische (mosaische) Sekte, die am Norduſer des Schwarzen Meeres verbreitet ist und etwa 250 000 Menschen umfaßt, Nachkommen der Chasaren? Sie werden dafür gehalten. Rassisch sollen sie den Armeniern sehr nahe stehen, also ein starkes Vorwiegen vorderasiatischer Rasse zeigen.

457



457. Jude aus Deutschland.
Mongolischer und nordischer Einschlag.

458

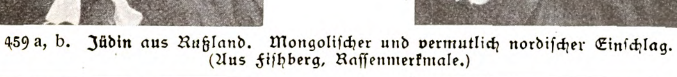


458. Jude aus Deutschland.
Anscheinend orientalisch-mongolisch.

459 a



459 b



459 a, b. Jüdin aus Rußland. Mongolischer und vermutlich nordischer Einschlag.
(Aus Fishberg, Rassenmerkmale.)

460



460. Jude aus Deutschland.
Vermutlich mongolischer und negrider Einschlag.

461



461. Jude aus Deutschland. Berthold Auerbach.
Nordischer u. vermutlich mongolischer Einschlag.
(A. d. ,Corpus imaginum' d. Photogr. Ges. Charlottenbg.)



Abb. 462. Jude aus Polen. Nordischer und vermutlich mongolischer und vorderasiatischer Einschlag. (Aus Fishberg, Rassenmerkmale).



Abb. 463. Deutschland. Jüdische Mutter mit Kindern, die Mutter und das Kind vermutlich mit stärkerem ostischem, der Knabe mit stärkerem orientalischem Einschlag.

Hauptsache zunächst nur im Gebiet Großpolens aus, d. h. also auch über das Gebiet polnischer Sprache hinaus nach Kurland, Littauen, Westpreußen, Weißrußland, Galizien, Wolhynien und nach der Ukraine, demnach also etwa über das Gebiet, in welchem sie noch heute besonders zahlreich vertreten sind (vgl. Karte S. 434). Innerhalb dieses ganzen Gebiets sprechen auch die Juden die jiddische Sprache und tragen Familiennamen, die sprachlich von deutscher Herkunft sind (vgl. S. 475). Die Zahl der osteuropäischen Juden wurde verstärkt durch jüdische Einwanderer, die sich über die Türkei und Rumänien nach Polen und Rußland ausbreiteten. Auf diesem Weg fanden wieder neue Zumischungen statt: hie und da mögen sich Menschen dinarischer Rasse dem Judentum verbunden haben; wichtiger ist sicherlich der Beisatz ostischen Blutes, der heute neben dem mongolischen (innerasiatischen) im Ostjudentum erkennbar ist.

Nordisches Blut hatten ja die Juden schon in Palästina aufgenommen; hier in Polen muß aber weiterhin eine gewisse nordische Zumischung eingetreten sein. Allein aus dem älteren nordischen Bluterbe nämlich läßt sich das heutige Auftreten heller Haare und heller Augen unter den Ostjuden kaum erklären, falls man nicht Auslesevorgänge annehmen will, die gerade den nordischeren Teil der Ostjuden in dieser osteuropäischen Umwelt verhältnismäßig stärker vermehrt hätten. Einen nicht geringen Zustrom südjüdischen Blutes erhielt das Ostjudentum im 14. und 15. Jahrhundert, weshalb man auch im Ostjudentum gelegentlich Menschen mit sephardischen Zügen trifft (Abb. 469). In frühmittelalterlicher Zeit schon hatten nämlich jüdische Gemeinden ihren Ausbreitungsweg vom Mittelmeer her die Rhone aufwärts gefunden, hatten die Rheinebene erreicht und waren schon im 3. Jahrhundert im Elsaß und in den rheinfränkischen Gegenden, wie auch heute noch, verhältnismäßig zahlreich. Schon damals scheint sich Frankfurt a. M. als ein jüdischer Mittelpunkt gebildet zu haben, und man hat schon die verhältnismäßig geringere Körperhöhe der Bevölkerung in der Umgegend der Stadt Frankfurt a. M. auf die jahrhundertelange stärkere Besiedlung der Gegend durch Juden zurückführen wollen. Die Kreuzzüge brachten Judenverfolgungen und -ausweisungen mit sich, denen vor allem zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts eine sehr große Zahl der in Deutschland wohnenden Juden nach Polen auswich, wo sie dann entweder in dem dort schon zahlreicher vertretenen Ostjudentum aufgingen oder aber, falls die schon in Polen ansässigen Juden (wie ein Rassenforscher es darlegt)[1] noch gar nicht zahlreich waren, mit diesen schon ansässigen Juden zusammen jetzt das eigentliche Ostjudentum bildeten. Der polnische König Kasimir der Große (1333—1370) begünstigte vor allem die jüdische Einwanderung aus Deutschland durch Zusicherung von Vorrechten an die Juden, aus denen er für sein Land eine Art Mittelstand schaffen wollte, der dem damaligen Polen fehlte. Das Jiddische, die Umgangssprache des Ostjudentums, leitet sich auch her aus der rheinfränkischen Mundart jener Zeit und die ostjüdischen Familiennamen sind sprachlich auch heute noch fast alle deutscher Herkunft. — Jedenfalls hat das Ostjudentum auf seinem Weg allmählich immer mehr von seinem orientalischen, westischen und hamitisch-negerischen Blut verloren; es hat das Blut langschädliger Rassen verloren, während es durch Über-

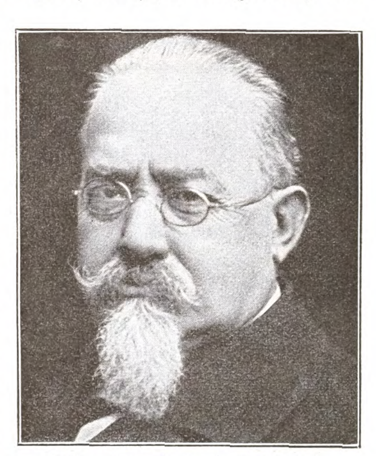
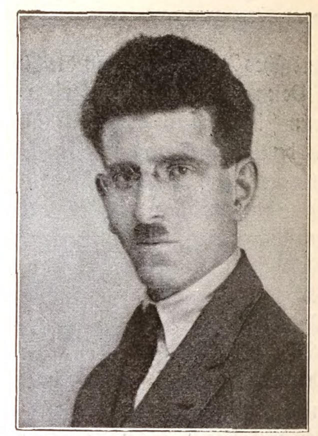


Abb. 464. Jude aus Italien. Lombroso. Vorderasiatisch-orientalisch-(mongolisch)-negerisch?

[1] Boutsch-Brujewitsch, Völkerkunde Rußlands, ein russisch geschriebenes Werk, aus dem ich einzelne, für diesen Abschnitt wertvolle Hinweise einer brieflichen Mitteilung verdanke.



465. Jude aus Deutschland. Vorderasiatisch-nordisch.



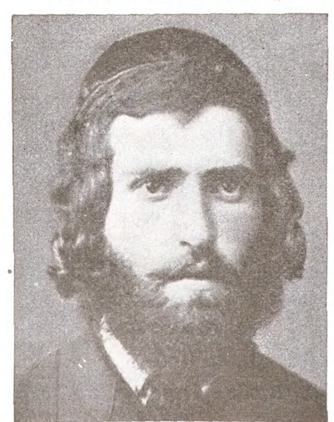
466. Jude aus Deutschland. Orientalisch-nordisch mit geringem negridem Einschlag.



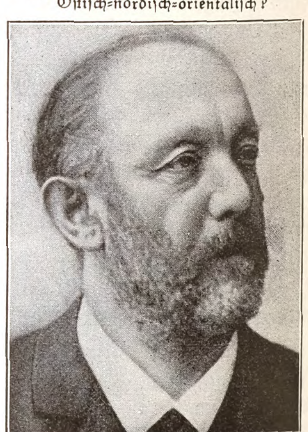
467. Jüdischer Knabe aus Deutschland. Mehr südjüdisch (sephardisch) aussehend. Vorwiegend orientalische Rasse.



468. Jüdischer Knabe aus Deutschland. Mehr ostjüdisch (aschkenasisch) aussehend. Ostisch-nordisch-orientalisch?



469. Jude aus Polen. Mehr südjüdisch (sephardisch) aussehend. Vorwiegend orientalisch. (Aus Fishberg, Rassenmerkmale.)



470. Jude aus Deutschland. Mendel, Psychiater. Mehr ostjüdisch (aschkenasisch) aussehend; vermutlich ostischer und nordischer neben vorderasiatischem Einschlag.

tritte und durch Auslesevorgänge immer mehr das Bluterbe kurzschädliger Rassen gemehrt haben muß. Die Ostjuden sind also kaum noch „semitisch" zu nennen: gerade das Blut der orientalischen Rasse ist in der ostjüdischen Vielmischung sicherlich ziemlich gering.

Das Ostjudentum, 9 Zehntel des Judentums, entspricht somit einer Rassenmischung, für die ein gewisses, nicht zu stark anzunehmendes Vorherrschen der vorderasiatischen Rasse bezeichnend ist, also einer vorderasiatisch-mongolisch-ostisch-nordisch-orientalisch-hamitisch-negerischen Mischung.

Anders das Südjudentum: es gestaltete sich heraus unter den jüdischen Volksteilen, die beiden Küsten des Mittelmeeres entlang sich nach Westen hin ausbreiteten. Auf ihrem Weg verloren sie von ihrem vorderasiatischen Blut, nichts aber oder nur wenig von ihrem orientalischen Blut. Sie mußten ferner auf ihrem westlich gerichteten Weg neues westisches Blut aufnehmen, da und dort auch neues hamitisches und negerisches Blut. So verloren sie vom Blut der kurzköpfigen vorderasiatischen Rasse, und nahmen dagegen Blut der langköpfigen Rassen Afrikas und Südeuropas auf. Daher sind die Südjuden gekennzeichnet durch ein gewisses Vorwiegen der orientalischen Rasse in ihrer Mischung und können als orientalisch-westisch-vorderasiatisch-hamitisch-nordisch-negerisch gemischt gelten[1]).

Das Südjudentum, 1 Zehntel des Judentums, wird in der Hauptsache gebildet durch die Juden Afrikas, der Balkanhalbinsel, Italiens, Spaniens, Portugals, Frankreichs und Hollands. Das Judentum Englands war früher wohl überwiegend südjüdisch; heute mögen die in neuerer Zeit zahlreich eingewanderten Ostjuden, die „German Jews" überwiegen. Auch in Frankreich mag die jüdische Einwanderung aus Deutschland und Osteuropa allmählich ein Überwiegen der Ostjuden mit sich bringen. Wie in England, so fallen auch in Frankreich die verhältnismäßig zahlreichen, für das Ostjudentum bezeichnenden Namen auf. — In Deutschland fanden die Südjuden anscheinend von Holland, hauptsächlich von Amsterdam her, Eingang. Zahlreiche Südjuden hatten ja Ende des 15. Jahrhunderts nach ihrer Vertreibung aus Spanien und Portugal (i. J. 1492) in Holland Aufnahme gefunden[2]). Eine gewisse, wohl nicht sehr zahlreiche südjüdische Einwanderung fand ihren Weg von Holland her den Rhein hinauf; andere Südjuden hatten von Amsterdam her Hamburg erreicht. Heute jedoch ist das in Deutschland wohnende Judentum fast ausschließlich Ostjudentum.

---

[1]) Die neuerdings erschienenen „Beiträge zur physischen Anthropologie der Juden und zur jüdischen Rassenfrage" (Zeitschrift für Morphologie und Anthropologie, Bd. 23, 1922) von Wagenseil fassen die beiden Zweige des Judentums in rassischer Hinsicht in den Grundzügen ebenso auf, nur daß Wagenseil die (allerdings geringeren) Einschläge hamitischen und negerischen Blutes außeracht läßt.

[2]) Die Mehrzahl wanderte nach den Gebieten des östlichen Mittelmeers, vor allem nach der Türkei und nach Griechenland, aus, wo ihre Nachkommen, die spaniolischen Juden, heute noch ein mittelalterliches Spanisch sprechen. Diese sephardischen Spaniolen halten sich besonders streng abgesondert von den aschkenasischen Juden.

Die ostjüdische Mischung aus sieben Rassen mag es wohl erklären, warum das Ostjudentum weit vielspältiger, uneinheitlicher, wirkt als das Südjudentum. Die ostjüdische Mischung mag schließlich auch die im Verhältnis zum Südjudentum unausgeglichener wirkende seelische Artung des Ostjuden erklären und ebenso die Abneigung des Südjuden gegen den Ostjuden. Vom südjüdischen Standpunkt aus wirkt der Ostjude unedler; er scheint auch in sittlicher Hinsicht die Vielspältigkeit seiner Art anzuzeigen. Vielleicht versteht es sich so, warum die Südjuden sich als den edleren Teil, gleichsam den Adel, des Judentums fühlen.

Trotz dieser Verzweigung aber läßt sich schon bei oberflächlicher Betrachtung nicht verkennen, daß sich die Juden doch in jeder Umwelt deutlich abheben, und daß das Kennzeichnend-Jüdische, wodurch sie sich abheben, überall wieder aus den gleichen Zügen leiblicher und seelischer Art besteht. Vielleicht besteht aber ein großer Teil dieses Kennzeichnend-Jüdischen schon darin, daß der Jude in jeder Umwelt so besonders fremd wirkt und umso fremder, je verschiedener die Rassenzusammensetzung der Umwelt von der Rassenzusammensetzung des Judentums ist.

Hier mag nun eine dem Juden eigene Erscheinung vermerkt werden, nämlich die, daß der Jude — abgesehen von den jüdischen Rassenforschern, die ihr eigenes Volkstum meist mit vorbildlichem Eifer zu erforschen trachten — in den allermeisten Fällen rassenkundlichen Untersuchungen abgeneigt ist (soweit diese Forschungen nicht etwa mit der rassenkundlichen Beobachtungen „wilder" Völker in fernen Erdgebieten zu tun haben). Untersuchungen über die europäischen Rassenfragen und über die jüdische Rassenfrage, die „Judenfrage", sind dem Juden gemeinhin unerwünscht und mindestens peinlich. Ja schon ein sachlicher Hinweis auf die Juden als auf einen besonderen Bevölkerungsbestandteil bewirkt bei einzelnen Juden eine gegnerische Haltung. Es ist eigenartig, wie manche Juden, die ihres besonderen jüdischen Blutes durchaus bewußt sind, im öffentlichen Leben die Bedeutung der Erbanlagen zu verhüllen suchen. Daher die von Lenz erwähnte „Vorliebe des Juden für den Lamarckismus, d. h. die Lehre von einer angeblichen Vererbung erworbener Eigenschaften" [1]). Tatsächlich muß es auffallen, wie lange sich die von der Wissenschaft widerlegte Anschauung von einer Vererbung erworbener Eigenschaften in solchen jüdischen Büchern noch hält, welche die Rassenforschung bekämpfen und die Verschiedenheit der Menschenrassen meist aus der Umwelt erklären wollen oder sogar die Gleichheit aller Menschen lehren wollen. Eine eigenartige Erscheinung ist es, daß von jüdischer Seite auch heute noch immer wieder Darstellungen ausgehen, die das Judentum allein als eine Art Glaubensbekenntnis hinstellen und es zu widerlegen versuchen,

---

[1]) Baur-Fischer-Lenz, Grundriß I, 1923. — Lenz führt dabei u. a. an: „Ich habe zu meinem Privatvergnügen eine Liste von etwa 60 Gelehrten, die sich zu dieser Frage geäußert haben, aufgestellt und da zeigt sich schlagend, daß die Vertreter des Lamarckismus zum allergrößten Teil jüdischer Abstammung sind. . . . In den letzten Jahren hat sich das Bild allerdings insofern verschoben, als der Lamarckismus überhaupt stark an Gläubigen verliert und daher die Juden unter seinen Gegnern etwas zunehmen."

daß das Judentum eine „Rasse", d. h. in der genaueren Sprache der vorliegenden Untersuchungen: ein rassenhaft-bedingtes, klar abgesondertes Volkstum, sei. Gegen solche Verhüllungen, die wissenschaftlich nie zu stützen sein werden, wenden sich in leidenschaftlicher Weise auch immer wieder einzelne Juden: „Es ist natürlich ein Hansnarrenspiel des liberalen Judentums, wenn es leugnet, daß es eine jüdische Rasse mit ganz besoderen Rassenmerkmalen gibt und wenn es aus dem Judentum eine bloße Religion machen will. In Wirklichkeit ist die jüdische Religion für die Stellung des Judentums in Deutschland, wie überhaupt in der westlichen Welt, etwas relativ Belangloses. Was den Juden auszeichnet und kennzeichnet, ist seine Rasse" [1]).

Woher rührt es, daß einzelne Glieder des Judentums durch Verhüllung der für jedes Volkstum geltenden Beziehungen zwischen Rasse und Volkstum gleichsam die Grenzen zwischen jüdischer Art und nichtjüdischer Art zu verwischen trachten? Hängt die bei Juden oft zu beobachtende Scheu vor Artuntersuchungen etwa mit der Vielgemischtheit des Juden zusammen, die zu betrachten er vielleicht nicht liebt? Oder hängt diese Scheu damit zusammen, daß der Jude bei jeder Artuntersuchung seiner eigenartigen Fremdheit in einer ihm irgendwie unangenehmen Weise erinnert wird [2]) — in einer ihm unangenehmen Weise vielleicht auch deshalb, weil er ja im öffentlichen Leben als Bürger desjenigen Volkes gelten will, unter dem er lebt?

Mit diesem Zug der Scheu vor Artuntersuchungen hängt vielleicht auch die sprichwörtliche „jüdische Empfindlichkeit" zusammen [3]). Selten mag ein Volkstum so überaus empfindlich sein gegen alle Menschen

---

[1]) Grabowski, Israelitische Wochenschrift, 10. Jan. 1913. — Ebenso findet der jüdische Anthropologe Weißenberg das Ableugnen einer besonderen jüdischen Blutmischung durch einzelne Juden „eine schlechte Verteidigungsmethode, indem es das Ziel nicht erreicht, dafür aber entwürdigend in eigenen und fremden Augen wirkt". (Weißenberg, Der jüdische Typus, Globus, Bd. 97, 1910.)

[2]) Die Erörterung von Rassefragen scheint den Juden unerwünscht zu sein, selbst wenn dabei das jüdische Volk an sich gar nicht betrachtet wird. Grant (The Passing of the Great Race) berichtet: „Wir haben das Zeugnis eines der hervorragendsten Anthropologen Frankreichs, daß die anthropologische Untersuchung französischer Heerespflichtiger bei Beginn des Weltkriegs durch jüdischen Einfluß verhindert worden ist, welcher Einfluß darauf abzielte, jegliche Aufmerksamkeit auf Rassenuntersuchungen in Frankreich zu unterdrücken." Ist dem so, so muß das umso mehr verwundern, da die Juden selbst auf Fragen des Blutes so aufmerksam sind und viele Juden dieser vorbildlichen Aufmerksamkeit die gesicherte Erhaltung ihres Volkstums und ihrer Macht zuschreiben.

[3]) Auf sie hat im neueren Deutschland öffentlich vielleicht als erster nach seinen Erfahrungen der berühmte Pathologe Rudolf Virchow hingewiesen. (Archiv für pathologische Anatomie, Bd. 44, S. 138—144.) Aber schon im römischen Altertum findet sich ein Beispiel besonderer Rücksicht auf die jüdische Empfindlichkeit: in seiner Rede „Pro Flacco" (Abschnitt 28) bittet Cicero das Gericht, gewisse Dinge wegen der anwesenden Juden und ihres Zusammenhalts und Einflusses auf Volksversammlungen („quanta concordia, quantum valeat in contionibus") mit leiser Stimme vortragen zu dürfen. Als einen Beleg dieser Empfindlichkeit darf ich vielleicht auch anführen, daß das S. 432 genannte Blatt mosaischen Bekenntnisses mir wegen der Darlegungen dieses Anhangsabschnitts **„Antisemitismus klobigster Art"** vorwirft.

oder Dinge, die ihm nachteilig oder auch irgendwie nur nicht förderlich zu sein scheinen. Scherze, wie sie von Witzblättern immer wieder gegen deutsche, englische, französische oder andere Volkseigenschaften vorgebracht werden, würden bei Juden stärkster Empfindlichkeit begegnen, wenn sie sich einmal gegen jüdische Volkseigenschaften richten wollten. Im Gegensatz zu dieser öffentlichen Empfindlichkeit ist aber der Jude in jüdischer oder vertrauterer Umgebung oft dazu geneigt, gerade über das jüdische Wesen Scherze zu machen, Scherze, die nach meiner Beobachtung übrigens auf eine besondere Beobachtungs- und Einfühlungsgabe des Juden hinweisen. Seine öffentliche Empfindlichkeit mag damit zusammenhängen, daß der Jude — in einer für die Arterhaltung eines Volkstums vorbildlichen Weise — blutbewußt ist. Kaum duldet er eine Einrede gegen einen einzelnen Juden, fast nie aber eine Einrede gegen das Judentum als ganzes. Er ist artbewußt bis zu zähester Leidenschaftlichkeit, und seine zähe jüdisch-völkische Leidenschaft mag ihn wohl auch hinreißen bis zu unduldsamster Artbehauptung oder eindringlichster Forderung besonders entgegenkommenden Verständnisses seiner Eigenart. Gerade jüdische Schriftsteller haben aber bisweilen auf diesen Zug hingewiesen, der eine, Maximilian Harden (christlichen Glaubensbekenntnisses) in ruhiger, ein anderer in krasser Weise: „Darf man über jede andere Religion, jede Rasse und Klasse rücksichtslos reden und nur gegen Israel nicht ein kritisches Wörtchen wagen? Das wäre eine wunderliche Forderung; um so wunderlicher, als sie von Leuten gestellt zu werden scheint, die täglich Toleranz heischen“ [1]. — „Eine der gefährlichsten, spezifisch jüdischen Eigenschaften ist die brutale, geradezu barbarische Unduldsamkeit, wieder ein seltsamer Widerspruch bei einem Stamme, der jeden Augenblick laut nach Duldung schreit. Eine schlimmere Tyrannei kann nicht geübt werden, als sie die jüdische Clique übt. Von jener Achtung für die Ansichten, die Person des Gegners, selbst bei energischer Bekämpfung, wie man sie zum Teil bei den Germanen, ganz besonders aber bei den Romanen (Italienern) trifft, ist bei den Juden nie die Rede. Wer es wagt, sich der jüdischen Clique entgegenzustellen, den versucht diese unweigerlich mit viehischer Brutalität niederzutreten.“ So Conrad Alberti [2]) innerhalb eines Aufsatzes, in dem die eben mitgeteilte Stelle nicht die krasseste ist und der schließlich dartun möchte: „Die niederträchtigste aller Kampfarten, das Totschweigen, ist spezifisch jüdisch.“

Für die Rassenkunde erklären sich solche Erscheinungen wohl dadurch, daß der Jude eben immer der Artfremde in nichtjüdischer Umgebung ist, immer in sich die Fremdheit fühlend, die sich oft bis zum Haß gegen alles Nichtjüdische steigert, immer auch dem Fremdgefühl des Nichtjuden gegenüber, das sich in diesem blutmäßig oft ebenso bis zum Haß steigern kann. Ein Verstehen, ein eigentliches Verstehen zwischen Artung und Artung scheint unmöglich zu sein.

Mit der Vielgemischtheit des jüdischen Volkstums mag endlich zusammenhängen, daß der Jude die Erscheinung reiner Rasse oder rein-

[1]) Harden in der Zukunft, Juni 1904.
[2]) Gesellschaft 1889, Nr. 12.

rassiger Menschen irgendwie als seiner Artung entgegengesetzt zu empfinden scheint. Ist es wirklich ein „uralter Schmerzenszug" des jüdischen Blutes, daß der Jude sich dazu getrieben fühlt, gerade die Blutreinheit der nordischen Rasse zu gefährden? Bekannt ist ja, und von Juden selbst immer wieder ausgesprochen, die auffällige Vorliebe des Juden für Frauen nordischen Aussehens, und die jüdische Schriftstellerin Anselma Heine berichtet von diesem Zug gelegentlich einer Betrachtung des jüdischen Dichters Jacobowski: „Plötzlich entdeckte ich an ihm den typisch-uralten Schmerzenszug seiner Rasse. Es war ihm eine rachsüchtige Wonne, über die Frauen Macht zu zeigen, und nie markierte er höhnischer den Plebejer, als wenn er sich rühmte, mit brutaler Kraft die feinen Frauen der blonden Edelinge unterjocht zu haben" [1]).

Mit sicherer Züchtungsrichtung, mit einzigartiger Blutbewußtheit ist so das Judentum in die Welt der Gegenwart, in die Welt des 19. Jahrhunderts, eingetreten. Die Freiheiten aber des 19. Jahrhunderts scheinen doch in mancher Hinsicht das Rassentum des jüdischen Volkes angegriffen zu haben. Zwar schwand mit der mosaischen Glaubensform, die im Lauf gerade des letzten Jahrhunderts von vielen westeuropäischen Juden aufgegeben wurde, noch lange nicht das Blutbewußtsein. Der Jude der Neuzeit weiß, daß der mosaische Glaube ein Zweites, das gemeinsame Bluterbe aber das Erste im Leben des jüdischen Gesamtvolks bedeutet. Die Abkehr vom mosaischen Glauben ist nicht die Abkehr vom Judentum. „Tatsächlich ist bei uns Juden die ethnologische Abgeschlossenheit, die Eigenartigkeit und Exklusivität unserer Rasse weniger zu bezweifeln als bei irgend einem anderen Volke." „Wir sind die Auserwählten! Stolz dürfen wir das Haupt tragen und Anspruch auf besondere Verehrung erheben" [2]). Gegenüber einem so kräftig selbstbewußten Volkstum ist es nach beiden Seiten hin verkehrt, „jüdisch" und „christlich" einander entgegenzusetzen, wie dies gedankenlos oft geschieht. Judentum ist an sich nicht mit einem Glaubensbekenntnis zu decken, Nichtjudentum ist an sich nicht Christentum. Die sogen. Judenfrage ist daher auch niemals zu lösen vom Standpunkt der Glaubensbekenntnisse aus. Sie kann nur als eine Frage der Volkstümer gelöst werden. Das Judentum ist ein Volkstum — zwar ein einzigartiges, weil es ein Blutbewußtsein besitzt —; und als einem Volkstum muß dem Judentum in allen Betrachtungen jeweils ein anderes Volkstum, so das Engländertum, das Russentum, das Franzosentum usw. gegenübergestellt werden. Die Gegenüberstellung „Christ und Jude" gehört in einen ganz anderen Zusammenhang, gehört vor allem in die vergleichende Religionswissenschaft. In den Zusammenhang dieses Buches gehört nur die Betrachtung der Erbanlagen der jüdischen Blutsgemeinschaft! Daß die Begriffe bei Betrachtung des Judentums so oft verwirrt werden, hängt damit zusammen,

---

[1]) Literarisches Echo. 1912, Heft 3.

[2]) Cohn, Jüdisch-politische Zeitfragen. 1899. — Dieser Anspruch auf „besondere Verehrung" ist übrigens ein alter jüdischer Zug. Schon Jesaias (49, 23) verheißt den Juden von den anderen Völkern: „Sie sollen den Staub von deinen Füßen lecken."

daß das jüdische Volkstum das eigentlich internationale, weltbürgerliche Volkstum geworden ist, dem aber die Gefahr der Zerstreuung wenig oder nichts anhaben konnte. Daß bei Betrachtung des Judentums so viel Verwirrung sich immer wieder einstellt, hängt damit zusammen, daß das jüdische Volkstum ein gleichsam unsichtbares Volkstum ist, ein Volkstum ohne Staatsgebiet und ohne lebende Gemeinsprache. Dafür aber gilt: „Das Vaterland der Juden sind die übrigen Juden." „Keine Gemeinschaft auf Erden hält so fest zusammen wie diese" [1]). Das Blutbewußtsein hat den Juden ihr Volkstum trotz aller Zerstreuung erhalten bis in unsere Tage. Man vergleiche diese Arttreue mit der Artuntreue, die etwa den nach Amerika auswandernden Deutschen gemeinhin auszeichnet. Für alle *Maßregeln, die zur Festigung eines Volkstums dienen, ist das Judentum immer vorbildlich gewesen.*

Eine — heute allerdings noch ziemlich geringe — Wandlung läßt sich aber feststellen. Die Blutverbundenheit im Judentum hat sich da und dort schon mehrfach schwächer gezeigt als die neuzeitlichen Anschauungen, besonders die Anschauungen des städtischen und großstädtischen Lebens Mittel- und Westeuropas. Es gibt heute Zionisten, die ihre Hoffnung auf eine jüdisch-völkische Neuerweckung nur noch auf die Juden Polens, Galiziens, Rußlands und Ostdeutschlands setzen, weil diese allein dem auflösenden Geist abendländischer Gegenwartsanschauungen noch nicht verfallen seien. Diese osteuropäischen Juden sind noch strenggläubig mosaisch; und nichts wirkt rassisch festigender, als ein enger Zusammenhang zwischen Blutbewußtsein und Glauben. Die westeuropäischen Juden hingegen sind vielfach entweder glaubenslos oder doch ziemlich gleichgiltig gegen den Glauben ihrer Vorfahren. Die Abkehr vom jüdischen Glauben — der doch in einzigartiger Weise ein eigentlicher Blutsglauben ist, wie ihn sonst kein Volk besitzt — diese Abkehr der westeuropäischen Juden wird von vielen Zionisten, also streng jüdisch-völkischen, dabei vielfach oft selbst nicht mehr mosaischen Menschen als der Beginn oder mindestens die Möglichkeit einer Abkehr von der jüdischen Blutsgemeinschaft angesehen. Die Gefahr ist vielleicht geringer, als die Zionisten vermuten, denn schon das gemeinsame Blut wird immer wieder den völkischen Zusammenhang finden und wahren. Aber soviel steht fest, daß die Mischehen, die Ehen zwischen Juden und Nichtjuden zunehmen [2]) und daß gar durch den Übertritt zu einem christlichen Glaubensbekenntnis auch mancher Jude seinem Volkstum entfremdet wird. Die Angleichung an die abendländischen, vor allem an die großstädtischen Verhältnisse brachte außerdem ein Sinken der Geburtenziffer im Judentum der mittel- und westeuropäischen Länder mit sich, das schon die Beachtung jüdischer Forscher gefunden hat. Bis in die neueste Zeit haben die Juden trotz überwiegend städtischer Lebensweise

---

[1]) Schopenhauer, Parerga II.

[2]) „Jüdisch-christliche" Ehen amtlicher Zählung (unter denen allerdings Ehen sind, bei denen beide Ehegatten jüdischer Herkunft sind) haben „in den letzten Jahren im Reich 25% der rein jüdischen [d. h. mosaisch-jüdischen] Ehen, in den Großstädten 30—50%" ausgemacht — so nach Theilhaber (Die Genealogie einer jüdischen Familie. Archiv f. Rassen- und Gesellschaftsbiologie, Bd. 9, 1912).

einen großen Kinderreichtum bewahrt. Wo sie aber den mosaischen Glauben aufgegeben haben, gehen sie dem Aussterben entgegen.

„In Deutschland vermehren sich die alteingesessenen Judenfamilien nicht mehr, sondern gehen an Zahl zurück. Im Jahre 1871 machten die Juden noch 1¼% der deutschen Bevölkerung aus, 1905 nur noch 1%; ihr Anteil an der Bevölkerung hat seitdem also um 20% abgenommen. Die absolute Zahl der Juden in Deutschland hat im gleichen Zeitraum zwar von 500 000 auf 600 000 zugenommen, aber nur infolge der Zuwanderung östlicher Juden, welche zum größten Teil noch an der alten Überlieferung festhalten und auch in Deutschland zunächst noch eine stärkere Fortpflanzung bewahren. Bei den Berliner Juden hat nach Theilhaber die Hälfte aller Ehen überhaupt keine Kinder; ein Viertel hat eine zur Erhaltung unzulängliche Kinderzahl und nur ein Viertel der Familien erhält sich selbst [1]).

„Es ist keine Übertreibung, wenn Theilhaber vom „Untergang der deutschen Juden" gesprochen hat. Dieses Aussterben hängt offenbar aufs engste mit der bevorzugten wirtschaftlichen Lage der Juden und ihrer Zusammendrängung in den gebildeten Ständen zusammen. Wie sich die Zukunftsaussichten der gesamten Judenheit gestalten mögen, darüber ist schwer etwas Sicheres auszusagen. Obwohl die Juden in den westlichen Kulturländern dem Aussterben entgegengehen, könnte ihre Vermehrung in den weniger kultivierten Ländern des Ostens um so stärker sein. Möglich ist aber auch, daß sie auch dort der fortschreitenden Aufklärung und Zersetzung verfallen. Für nicht unmöglich möchten wir es schließlich auch halten, daß die zionistische Bewegung, welche die Abstammungs- und Blutsgemeinschaft aller Juden über die Grenzen der Sprachen und Staaten hinweg zu einer Schicksalsgemeinschaft machen will, der Judenheit die Rettung bringen wird. Schon jetzt gehören dem zionistischen Bunde fast eine Million Juden an" [1]).

Die Zionisten werden nicht müde, darauf hinzuweisen, ein wie gefährliches Gut für das Judentum die sogenannte Judenemanzipation war und wie gefährlich der Gedanke der „Assimilation", der Anpassung und Angleichung des Juden an die ihm fremden europäischen Völker, sei. So werde die jüdische Volkskraft schließlich aufgelöst. Daher der Kampf des Zionismus gegen jede Verwischung der Grenzen zwischen Volk und und Volk, zwischen dem Judentum und seiner jeweiligen Umgebung, daher z. B. in Deutschland der Kampf der Zionisten gegen den von ihnen als unvölkisch bekämpften „Zentralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens"; daher die Gegnerschaft der Zionisten gegen all die Juden, die sich irgendwie auch als Bürger eines europäischen Staates fühlen, der Kampf also gegen den heute mächtigeren Teil des Judentums, gegen das wirtschaftlich-mächtige Judentum der westeuropäischen Länder, dessen schließliche Angleichung an die nichtjüdische europäische Umwelt der Zionismus fürchtet: „Das Gestaltlose wird Herr in Israel, denn jenes Judentum, das wir als das beherrschende, das offizielle, kennen, das ist in Wahrheit das Reich der verwesenden Gestalt" [2]). Der Zionismus

[1]) Lenz in Baur-Fischer-Lenz, Grundriß I, 1923.
[2]) Buber, Die jüdische Bewegung. 1916.

sucht Gestaltung, Neugestaltung des jüdischen Volkstums durch bewußte Betonung und Förderung der Fremdartigkeit des jüdischen Volkes innerhalb jeder nichtjüdischen Umgebung. „Wir Juden sind infolge unserer Rasse, infolge unserer orientalischen Abstammung, infolge jener bodenlosen ethnologischen, ideellen und kulturellen Kluft, die uns vom arischen Volksstamme und in erster Reihe vom Germanentume trennt, nicht in der Lage, auch nur den geringsten Anspruch auf deutsche Sitten und deutschen Gebrauch zu machen, wir haben mit einem Worte mit den Deutschen gar nichts zu tun"[1]. Das ist zionistisch gedacht[2]. Durch Begreifen der Übel, die notwendig aus der Zerstreuung des Volkes kommen, muß dem Zionismus sein Ziel klar erscheinen; auf dem ersten großen Zionistenkongreß (Basel 1897) wurde es auch derart angegeben: „Schaffung einer öffentlich-rechtlichen gesicherten Heimstätte für das jüdische Volk in Palästina."

Man kann vielleicht sagen: der Zionismus mußte notwendigerweise in dem Augenblick der jüdischen Geschichte entstehen, in welchem zum erstenmal auflösende Mächte (Buber: „das Reich der verwesenden Gestalt") das Blutbewußtsein des Juden gefährdeten; er mußte in dem Augenblick entstehen, in welchem die sicher eingehaltene Züchtungsrichtung des Judentums, jene Züchtungsrichtung, die es schließlich zu einer Rasse zweiter Ordnung hätte führen müssen, verlassen wurde, in dem Augenblick, in welchem durch Angleichung und verhältnismäßige Blutgleichgiltigkeit wirklich „das Gestaltlose Herr in Israel" zu werden begann. Es versteht sich, daß der auflösende Vorgang innerhalb eines so blutbewußten Volkstums sehr langsam vor sich geht und heute noch fast ungefährlich ist. Dennoch ist zu begreifen, daß Einzelne[3] bei Betrachtung des jüdischen Rassentums und Volkstums die Lage so auffassen, als wäre die Auflösung des jüdischen Volkes schon unabwendbar. Sicher ist jedenfalls dies, daß die Gedankenwelt des 19. Jahrhunderts und der Gegenwart, die auch auf andere Volkstümer vielfach auflösend gewirkt hat, innerhalb des an sich besser geschützten, weil blutbewußten Judentums desto auflösender gewirkt hat, je mehr dessen Glieder westeuropäischen, neuzeitlichen Geist aufnahmen. Das „Gestaltlose", von dem Buber spricht, ist im Judentum wie in anderen Volkstümern die Achtlosigkeit gegenüber den Dingen des Bluts, die Abkehr vom Geist der Volkheit und die Hinneigung zu „internationalen" Gedankengängen. Dennoch ist auch gegenüber dem „internationalen" Geist das Judentum viel besser gesichert als irgend ein anderes Volkstum, da es ja seit Jahrhunderten schon international zu leben gelernt hat, gleichsam eine Auslese darstellt von Menschen, die einem „internationalen" Leben gewachsen sind. Ja man hat neuerdings sogar ausgeführt, Internationalismus bedeute nichts anderes als jüdischen Imperialismus — so Dickel, der in seinem Buch „Die Auferstehung des

[1] Jüdisches Volksblatt, Wien, Januar 1903.

[2] In diesem Sinne erstrebt auch eine jüdische Gruppe im österreichischen Staatsleben die Anerkennung der Juden als einer staatsrechtlichen „Minderheit" (gleich der Minderheit z. B. der Tschechen). Im rumänischen und polnischen Staatsleben ist ja die „Nationalisierung" der Juden durchgeführt und von diesen selbst gewünscht.

[3] Vgl. z. B. Zollschan, Das Rassenproblem. 1900.

Abendlandes" (1921) einen sehr bemerkenswerten (meines Erachtens jedoch nicht letztgiltigen) Versuch zur Wesensschilderung des Judentums von einem gewissen (süd)deutschen Standpunkt aus unternommen hat. Auf den „jüdischen Imperialismus", der auf Internationalismus beruht, hat der jüdische Minister Englands, Benjamin Disraeli, schon im Jahre 1847 hingewiesen. Ein Gespräch (in seinem Roman „Tancred") zwischen einem Engländer und einer in Palästina wohnenden Jüdin diente ihm zur Darstellung alljüdischer Beziehungen. Schmitz[1]) schildert das Gespräch derart: „Sie frägt Tancred, was in Europa am meisten gewertet wird und er muß antworten: „Das Gold." Auf die Frage: „Und der, welcher das meiste Gold in London hat, ist er ein Christ?" „Ich glaube, er ist deiner Rasse und deines Glaubens!" antwortete Tancred. „Wer ist der reichste Mann in Paris?" „Ich glaube, der Bruder des reichsten Mannes in London!" „Wien kenne ich selbst", sagte das Mädchen lächelnd, „dort macht Cäsar die Männer meines Stammes zu Baronen des Reichs, und mit Recht, denn es würde in einer Woche in Stücke fallen ohne ihre Hilfe." — Immer wieder erscheint so die Einzigartigkeit dieses Rassentums, das internationale Beziehungen wegen seines sicheren Blutbewußtseins ganz seinem Volkstum dienstbar machen kann. —

Bei all dem zeigen sich aber doch Auflösungserscheinungen. Wird es dem Zionismus gelingen, die eben begonnene Auflösung rückgängig zu machen, das alte und bis gestern noch so sicher überlieferte Blutbewußtsein wieder zu stärken, Mischehen wieder zu Ausnahmen zu machen, Taufen zu verhindern? Das ist zunächst eine Schicksalsfrage des Judentums, dann aber auch eine Schicksalsfrage der nicht-jüdischen Volkstümer, in denen die Juden zahlreich sind, damit also auch des deutschen Volkstums. Schreitet die Angleichung fort, nehmen die Mischehen weiter zu, so muß sich die rassische Richtung, mit ihr die seelische Richtung der „Wirtsvölker" (wie man sich oft ausdrückt) wieder weiter verändern.

Das Mischlingstum der europäischen Völker wird dann besonders verstärkt werden, da ihnen, vor allem den noch nordrassisch-bedingten Völkern, die Juden, die in die Blutsgemeinschaft aufgenommen werden, viel europafremdes, ja allerfremdestes Blut mitteilen müssen.

Solche Fragen mögen zu einer Betrachtung der seelischen Eigenschaften des Juden überleiten. Auf die seelischen Eigenschaften kann aber dieser Anhangsabschnitt nur in größter Kürze eingehen. Oben ist gesagt worden, das Eigentlich-Jüdische, das Wesen des Judentums, sei rassenkundlich nicht aus der oder jener Rasse abzuleiten, sondern sei nur zu begreifen aus der rassischen Vielgemischtheit selbst. Es versteht sich, daß man einen gewissen mittleren, durchschnittlichen Juden nach seinen seelischen Eigenschaften ebensowenig scharf bezeichnen kann, wie man ihn nach seinen körperlichen Eigenschaften schildern kann. Man wird unter den Südjuden manchen Menschen finden, der körperlich und seelisch der westischen Rasse so nahesteht, daß er auch seiner seelischen Anlage nach aus den seelischen Eigenschaften dieser Rasse hinlänglich erklärt werden kann. Man wird unter den Ostjuden manchen Menschen treffen, dessen seelische

[1]) Die Kunst der Politik. Lord Beaconsfield. 1911.

Anlage ziemlich deutlich auf die europäische Ostrasse hinweist. Man wird schließlich sogar Juden finden, in denen einmal so viel nordisches Blut zusammengekommen ist, daß sie ihrer seelischen Anlage nach auf die nordische Rasse deuten, und man hat auch schon ausgeführt, die geistig bedeutenden Juden hätten fast alle einen stärkeren Beisatz nordischen Blutes gehabt. Aber dies und andere solche Möglichkeiten des Überwiegens einer bestimmten Rasse sind Grenzfälle innerhalb des Judentums. Das Bezeichnende wird in den allermeisten Fällen das Mischblütige und zwar eben das Mischblütige aus all den angeführten Rassen und damit auch eine gewisse seelische Uneinheitlichkeit sein. In den allermeisten Fällen ist der Jude für den Nichtjuden seelisch sehr schwer zu deuten, sodaß auch für den Deutschen zunächst allermeist nur das Eine feststeht: der Jude ist seelisch dem Deutschen fremd, am fremdesten vielleicht dem vorwiegend nordrassischen Deutschen. Das gleiche muß für den Juden gelten: der Deutsche ist seelisch dem Juden fremd. Das gilt so gewiß, daß ein Aufsatz des „Israelitischen Familienblattes“ [1]) überhaupt die Möglichkeit des Verstehens jüdischer Seelenartung für einen Nichtjuden bestreitet: „Die Erfahrung hat gelehrt, daß eine wahre Psychoanalyse eines Juden von einem nichtjüdischen Arzt auch beim besten Wollen und Wohlwollen nur in den allerseltensten Fällen aus Gründen, die hier nicht erörtert werden sollen, zustande kommt“ (Michelsohn). Hingewiesen wird in diesem Aufsatz daher auf „die Notwendigkeit einer jüdischen Heilanstalt für nervöse und gemütskranke Juden“. — Rassenkundlich ist es verständlich, warum ein wirkliches Eingehen auf seelische Erscheinungen dem Deutschen gegenüber dem Juden, wie dem Juden gegenüber dem Deutschen, unmöglich ist: die verschiedene Blutzusammensetzung muß hier Blutfremdheit bedingen. Der Jude ist in Europa umso fremder, je weniger südlich- und östlich-beeinflußt ein Volkstum ist. Eine gewisse Angleichung des Juden an italienische, spanische, vor allem griechische Art ist möglich. Eine gewisse Angleichung des aschkenasischen Juden an die Art südosteuropäischer und vorderasiatischer Völker mag ebenfalls möglich sein, wenn auch in beiden Fällen gewisse Artgrenzen immer noch sehr deutlich sein werden. Fremd aber muß die Erscheinung der meisten Juden sein unter den nord- und mitteleuropäischen Bevölkerungen.

Die Fremdheit des Juden innerhalb des deutschen Volkstums bedingt es, daß die Betrachtung der seelischen Eigenschaften des Juden seitens eines Nichtjuden immer wieder am besten von jüdischen Selbstschilderungen ausgeht [2]). Zahlreich sind die Juden, die über die jüdischen Seeleneigenschaften geschrieben haben, und entsprechend der jüdischen Begabung für Tagesschriftstellerei (Journalismus), finden sich solche Zeugnisse am ehesten in Tagesblättern und Zeitschriften. Daher hat dieses Buch immer wieder solche Zeugnisse angeführt, und wird sie ferner anführen müssen.

[1]) Nr. 7, 17. Februar 1921.

[2]) Ich werde in dieser Darstellungsweise eher bestärkt als bedenklich gemacht durch die Erfahrung, daß mir in bezug auf die Fassung dieses Anhangsabschnitts von jüdischer Seite eine judenfeindliche Haltung, von judengegnerischer Seite eine weitgehende Beschönigung jüdischen Wesens und jüdischen Einflusses vorgeworfen wurde.

Die Fremdheit des Juden bringt es oft mit sich, daß er ein guter Beobachter und Berechner seiner Umwelt wird, die er ja in gewissen, mehr äußeren Erscheinungen als eine ihm artfremde Welt oft besser einzuschätzen vermag als irgendein Heimischer. Hiermit mag einerseits die jüdische Begabung für die auf den Wandel der äußeren Dinge gerichteten Tagesschriftstellerei zusammenhängen; andererseits aber hängt es mit der Fremdheit des Juden zusammen, daß er in keinem europäischen Volkstum je im Großen schöpferisch auftreten konnte. Er durchdringt als Fremder nur eine gewisse Oberflächenschicht; die seelischen Tiefen der nichtjüdischen Völker zu erkennen, muß ihm versagt sein. Es ist z. B. auffällig, wie vielgelesen und bekannt Heine, der jüdische Dichter, auch in außerdeutschen Ländern ist. Das hängt auch damit zusammen, daß er so sehr leicht zu lesen ist; er ist allgemein-europäisch, seine Sprache ist nicht volkstümlich-deutsch und bietet daher dem Nichtdeutschen keine besonderen Schwierigkeiten. Jeder aus deutschem Blute entstammte Schriftsteller muß, da er tiefer im deutschen Volks- und Sprachgeist wurzelt, für den Nichtdeutschen schwieriger werden. Man kann die gleiche Beobachtung an einem jüdischen Schriftsteller unserer Zeit machen: wie schnell und leicht kommt man dazu, das Italienisch d'Annunzios zu lesen! Wieder ist es eine Sprache, die nicht echt-italienisch anmutet, sondern allgemein-europäisch und dadurch irgendwie flach. Man liest d'Annunzio — um einen volkstümlichen Ausdruck zu gebrauchen — „wie Wasser", wohingegen etwa ein Manzoni für den Nichtitaliener durch seine volkstümlich-italienische, wahrhaft einheimisch-italienische Sprache durchaus nicht „leicht" zu lesen ist. Blutmäßig verwehrt ist es dem Fremdblütigen, Großes, Dauerndes, Echtes zu schaffen im Geist eines ihm fremden Volkes. Das gilt aber nicht nur im Bereich der Dichtung. Daher drängt der Zionismus auf eine Wiederbelebung auch der hebräischen Sprache, da sie dem Juden allein ausdrucksgemäß, bluteigen und schicksalseigen ist. Nur in arteigener Sprache ist höchste Sprachgestaltung möglich (vgl. S. 385). Daher ist die auffällige Erscheinung, daß zwar eine sehr große Zahl jüdischer Schriftsteller deutsch schreibt, daß aber noch kein eigentlicher schöpferischer Gestalter unter ihnen möglich war. Der jüdische Schriftsteller Julius Bab hat diese Tatsache[1]) einmal so ausgedrückt: „Im Literaturbetrieb, als Übersetzer, Theaterdirektoren, Kritiker, Verleger, spielen die Juden eine Rolle, die unendlich viel größer ist, als ihrem prozentualen Anteil am deutschen Volksleben entspricht. Einen wirklichen Dichter hat es unter ihnen aber trotz 150jähriger Mitarbeit an der Kultur noch nicht gegeben." Man[2]) hat sogar die offensichtliche Entartung im Zeitungsdeutsch dem zugeschrieben, daß gerade die größeren und meistgelesenen Zeitungen fast alle von Juden geleitet und geschrieben werden.

Wie die Fremdheit des Juden in der Sprachgestaltung, so ist seine Fremdheit auch innerhalb anderer Künste beobachtet worden, und Juden selbst haben schon darauf hingewiesen, daß man die kunstschaffenden Juden

---

[1]) In einem Vortrag im Zionistischen Verein Berlin-West. 1912.
[2]) Wustmann, Allerhand Sprachdummheiten. 1891.

aus der Kunstgeschichte der nichtjüdischen Völker herauslösen und sie in einer Geschichte der jüdischen Kunst darstellen möge. Innerhalb der Geistesgeschichte nicht-jüdischer Völker wird man immer wieder Juden finden, die eine besondere Gabe des Einfühlens besitzen, eine Gabe des Nachempfindens geistiger Schöpfungen dieser Völker. Indessen fehlt den Juden die eigentliche Schöpfergabe und Ursprünglichkeit nicht nur in den Künsten — außer vielleicht in der Tonkunst, wo sie eine Reihe mittlerer Begabungen aufweisen können —, sondern eigentlich auf allen Gebieten der Erzeugung und Erfindung sachlicher Werte. Das Gebiet des sprachlichen Ausdrucks und der Künste sollte hier nur als ein Beispiel betrachtet werden.

Es versteht sich, daß seit ältesten Zeiten, seit überhaupt das Judentum in weitester Zerstreuung (in der Diaspora, hebräisch: im Golus) lebt, von allen Völkern die Blutfremdheit des Juden deutlich empfunden wurde. Es ist dabei auffällig, daß in den meisten Völkern eine Reihe der höchstbegabten Männer sich gegen den Juden ausgesprochen haben, während da und dort mittelbegabte Menschen für den Juden eingetreten sind. Es ist auffällig, wie übereinstimmend gegnerisch sich etwa Cicero, Juvenal, Quinctilian, Seneca, Mohammed, Peter von Clugny, Luther (und sein Gegner Eck, welche jedoch beide einer ausgesprochen judengegnerischen Zeit entstammen), Giordano Bruno, Friedrich d. Gr., Napoleon I., Pestalozzi, Fichte, Tieck, Victor Hugo, Bismarck, Treitschke, Mommsen u. a., gelegentlich auch Chinesen und Japaner, ausgesprochen haben, und der Jude Otto Weininger will sich, andere Männer anführend, diese Gegnerschaft bedeutender Männer so erklären: „Daß hervorragendere Menschen fast stets Antisemiten waren (Tacitus, Pascal, Voltaire, Herder, Goethe, Kant, Jean Paul, Schopenhauer, Grillparzer, Wagner), geht eben darauf zurück, daß sie, die so viel mehr in sich haben als andere Menschen, auch das Judentum besser verstehen als diese“ [1]).

So zeigt sich die Tatsache, daß selbst einzelne Juden sich gegen die jüdische Art wenden, damit aber dann in manchen Fällen der ganzen Verzweiflung des Wurzellosen verfallend. Der überragend begabte Otto Weininger ist selbst ein Beispiel aus unserer Zeit: es scheint, daß sein früher Selbstmord mit der ihm eigenen Erkenntnis des Judentums zusammenhängt. Seine Schilderung der seelischen Eigenschaften des Juden in „Geschlecht und Charakter“ scheint dem Nichtjuden oft zu eindringlichster Aufhellung die jüdische Seele bloßzulegen. Jedenfalls ist seine Schilderung der tiefste Versuch einer Seelenschilderung des Juden, und, da dieser Versuch von einem Juden selbst stammt, dem Nichtjuden immer wieder ein wertvolles Zeugnis. Es scheint, als ob das Judentum hin und wieder einzelnen erkennenden Juden selbst als eine der eigenartigsten und zugleich fragwürdigsten Erscheinungen vor den Blick träte. Wie viel fremder mußte von jeher das Judentum in jedem nichtjüdischen Volkstum allen Nachdenkenden erscheinen! Wo die Nachdenkenden die Erscheinung des Juden zu erkennen trachteten, da kamen die Völker im allgemeinen nur zur

---

1) Geschlecht und Charakter. 1919.

Abneigung und immer wieder auch zum Judenhaß. Der Antisemitismus — das Wort ist schlecht gewählt, da der Jude gemeinhin nicht mehr so viel „semitisches" Blut hat und da unter „semitischen" Völkern sich oft unverhüllt der stärkste Judenhaß zeigt, — der Antisemitismus, die Judengegnerschaft, ist mindestens so alt, wie die Zerstreuung der Juden selbst. Er mußte als eine Bluterscheinung überall da entstehen, wo das jüdische Blut als Fremdblut empfunden wurde. Aus rassischer Fremdheit muß vielleicht in allen Fällen, wo die Blutsfremden unter anderen Völkern wohnen, Gegnerschaft, ja Haß, entstehen. Der Antisemitismus hatte und hat heute am meisten auch politisch-wirtschaftliche Gründe. Der Völkerkunde zeigt sich aber, daß die Blutfremdheit in vielen Fällen allein schon Gegnerschaft bedingt. Wo Art auf Art stößt, entstehen notwendige Mißverständnisse. Zwischen Artfremden gibt es kein Verstehen. Was zwischen Artfremden noch „Verstehen" genannt werden kann, ist nur noch ein gewisses Ausgleichen und Anpassen. Jede Tatsache aber, die zwei einander Artfremden gegeben ist, bietet sich dem einen anders dar als dem andern. Das gilt bis in die wissenschaftliche Erkenntnis hinein: selbst wissenschaftliche Wahrheiten finden sich z. B. im deutschen Geist ganz anders eingebettet als etwa im jüdischen Geist, da eben der deutsche Geist einer ganz anderen Blutmischung entspricht als der jüdische[1]).

Da alles gesunde Leben überhaupt den Willen zu sich selbst und zu seiner Ausbreitung hat, muß jede Art eine andere Art erst fremd und bei nahem und allzunahem Zusammenleben schließlich gegnerisch empfinden. Da es einzelne Menschenrassen gibt, wird es nie eine „Menschheit" geben, wenn dieser Begriff mehr als Nicht-Tierheit besagen soll (vgl. S. 400). So ist rassenkundlich das notwendige Mißverstehen zwischen Artfremden leicht einzusehen. Leicht einzusehen ist es, warum sich, entsprechend zwei verschiedenen Blutmischungen, gegenüberstehen können: die Abneigung des Juden gegen den Nichtjuden und die Abneigung des Nichtjuden (fälschlich gesagt: des Christen) gegen den Juden, der sogenannte Antisemitismus.

Es ist daher eine irrige Annahme, die Judengegnerschaft unter den nichtjüdischen Völkern sei eine Art künstlicher Bewegung, hervorgegangen aus selbstischen, meist wirtschaftlichen, Absichten: solche Dinge mögen mitsprechen, sind aber wohl meistens nur die äußerliche Form, in der sich blutmäßige Gegensätze ausdrücken. Der Gegensatz beruht nicht auf irgendwelchen Zeit- oder Tagesströmungen; er liegt im Blut. Daher schreibt der jüdische Schriftsteller (christlichen Glaubensbekenntnisses) Fromer: „Ihr

---

[1]) Man darf vielleicht sagen: Auch ein mathematischer Satz steht zwar als der gleiche Satz vor dem geistigen Auge der einen wie der anderen Artung, aber die Augen sind artverschieden und vermitteln die gleiche Wahrheit jeweils einer anderen seelischen Anlage. Für Menschen verschiedener Artung ist die gleiche Wahrheit von verschiedener Bedeutung, und unter den allgemeingiltigen Wahrheiten wählt jede Artung wieder anders aus, diese Wahrheit mehr, jene minder betonend, diese kaum betrachtend, jene nachdrücklich hervorhebend. Zwischen rassisch-verschiedenen Menschen ist ein ungehemmtes Verstehen unmöglich, und ein „Verstehen" findet um so weniger statt, je fremderen Blutes sich die „Verstehenden" gegenüberstehen.

antwortet, dieser Zustand sei von irgendeiner Person oder Strömung künstlich hervorgerufen worden, und müsse daher mit dem Verschwinden dieser Person oder Strömung aufhören. Aber wie erklärt ihr, daß dieser Haß — offen oder versteckt — noch heute fast in allen Ländern, wo ihr in erheblicher Zahl vorhanden seid, vorherrschend ist? und wie erklärt ihr die unbestreitbare Tatsache, daß zu allen Zeiten und überall, wo ihr mit anderen Völkern in Berührung gekommen seid, dieser Haß stets unter den verschiedensten Namen, Vorwänden und Formen gelebt hat?" [1]).

So steht als Erstes bei einer Betrachtung der seelischen Eigenschaften des Juden immer wieder das Eine fest: die Fremdheit des Juden in jeder nicht-jüdischen Umgebung, das notwendige Mißverstehen, aus dem schließlich der Haß folgt. Will man durch diese Artfremdheit hindurch weiter eindringen in das Seelentum des Juden, so ergibt sich dem Nichtjuden als allgemeinstes Kennzeichen der jüdischen Seele, gleichsam als ihre äußerste Abgrenzung, eine scheinbar widerspruchliche Vereinigung von Starre mit Wandelbarkeit. Der Jude ist (neben dem Chinesen) schon ganz äußerlich der anpassungsfähigste Mensch; er kommt in jedem Erdgebiet ziemlich gleich gut vorwärts. Er ist wandelbar in seinen einzelnen Anpassungen, er wechselt leicht die Erwerbsart und den Erwerbsort, er wechselt die Staatsbürgerschaft, er wechselt die Sprachen. An der Beeinflussung und Wandlung der neuzeitlichen Anschauungen in Wissenschaft, Kunst und Leben ist er ebenso beteiligt wie am raschen Wandel der politischen Anschauungen. Was er wechselt oder zum raschen Wechsel antreibt, ist ihm ja nicht das Eigene, sondern das zu berechnende Artfremde, für das er als Artfremder keine Verantwortung empfinden kann [2]).

---

[1]) Zukunft, 18. Juni 1904.

[2]) In den semitischen Sprachen, zu denen das Hebräische des jüdischen Volkes zählt, soll es kein Wort für „Staat" geben. Dieses Wort Staat — vom lateinischen Zeitwort stare, ‚stehen, bestehen, dauern' abgeleitet — deutet auf das nordrassische Kennzeichen der Stäte (vgl. S. 151), des klaren, besonnenen Handelns. Dem steht beim Juden, den man ja immer noch oft als „Nomaden" bezeichnet, das entgegen, was die volkstümliche Redeweise die „jüdische Hast" nennt. Der Jude scheint eine gewisse Unrast zu lieben. Er verweilt nicht gern, vertieft sich nicht gern, und das ist leicht begreiflich, da sein Verweilen ein Verweilen beim Nichtjüdischen wäre, und jede Vertiefung in Dinge seiner Umwelt ihn seinem Judentum doch vielleicht entfremden könnte. Das erste aber ist ihm immer wieder sein Blutbewußtsein, und bis zu äußerster Starrheit kann sich ihm sein Artglaube steigern. Zudem scheint dem Juden gemeinhin eine gewisse Unfähigkeit der Betrachtung der Wesenheiten, des Wandellosen, der (platonischen) Ideen, eigen zu sein. Er betrachtet z. B. an jedem Menschen zumeist das, was dieser Mensch tut, selten das, was er ist. Die semitischen Sprachen stellen — das scheint bezeichnend — das Zeitwort immer an den Satzbeginn und betrachten somit zuerst, was vorgeht. Die indogermanischen Sprachen stellen das Hauptwort an den Satzbeginn und betrachten so zuerst den Gegenstand der Aussage. Die philosophischere Sprachart, wenn man es so nennen darf, ist die indogermanische. Wandelbarkeit vereint mit Starrheit, spricht auch aus dem Bau der semitischen Sprachen, die nicht eigentlich das kennen, was wir „Wort" nennen, einen klar bestehenden, in seinem Klang fortlebenden sprachlichen Körper. In den semitischen Sprachen harrt, unerfüllt von Selbstlautern, ein starres Gefüge von 3 Mitlautern (die „Wurzel") des Ausbaus zu einem eigentlichen grammatischen Sinn. Je nach seiner grammatischen Verwendung und so in steter Wandelbarkeit dem

Die Betrachtung des rassischen Wesens des jüdischen Volkstums könnten nichtjüdische Völker den Juden überlassen (die übrigens einen vorbildlichen Eifer bezeugen in der Erforschung ihrer Art und ihrer Geschichte). wenn das Judentum eine Fremderscheinung wäre, die etwa an Bedeutung dem unwichtigeren Zigeunertum gleichkäme. Der Rassenforschung und der Völkerkunde erwachsen aber im Falle des Judentums noch andere, einzigartige Aufgaben. „Die Juden als europäisches Bevölkerungselement bilden ein sehr ernstes und interessantes Volksproblem, dessen Bedeutsamkeit von der Völkerkunde kaum noch gewürdigt wird. Es ist ohne Beispiel im Völkerleben der Erde, wie in seinem einstigen politisch-religiösen Heimatszentrum ein vollständig entwurzelter Volksstamm, dem die großen, führenden Mächte Europas vom Altertum bis zur Neuzeit: Hellenismus, Römertum und Christentum, äußerlich und innerlich als unversöhnliche Feinde gegenüberstehen, obwohl in allen Richtungen der Windrose zerstreut, seinem angestammten, religiös versteinerten Volkstum zäh und unbeugsam treu bleibt; wie dies Volk sich kraft seiner Rasse, Religion und Überlieferung überall als in sich eins und zusammengehörig fühlt und den bei ihm auf die Spitze getriebenen allgemein-semitischen Volkswahn, das „auserwählte Volk" zu sein, mit einem typischen Parasitismus auf die erstaunlichste Art zu verbinden weiß. Wenn irgendwo, sprechen sich hierin starke Rasseninstinkte und ein durch die Überlieferung unablässig geschultes Volksbewußtsein und Stammesgefühl aus" [1]).

Das Judentum wird aber dadurch eine so bedeutungsvolle Erscheinung, daß es in unserer Zeit eine wirtschaftlich-politische Macht erreicht hat, die den größten Einfluß übt auf die Geschicke aller Völker. Eine Judengegnerschaft, ebenso wie eine Gegnerschaft der Juden gegen alles Nichtjüdische, mußte überall da entstehen, wo Judentum und Nichtjudentum durcheinander wohnen. Diese gegenseitige Abneigung ist eine einfache Gegebenheit der Artgegensätze. Selbst das Durcheinanderwohnen zweier rassisch einander nahestehender Volkstümer, wie es in Grenzgebieten vorkommt, erzeugt ja schon unversöhnliche Gegensätze. Die Judengegnerschaft hat aber in den meisten Fällen auch wirtschaftlich-politische Gründe, und oft erscheinen diese, da sie im täglichen Meinungsstreit sich am lautesten äußern, als die alleinbestehenden und entscheidendsten. Es gibt eine Judenfrage — das zeigt, daß hier Besonderheiten vorliegen. Haberlandt weist auf sie hin: „Über die Gesamteinflüsse kultureller und geistiger Art, die vom Judentum auf die europäische Entwicklung ausgegangen sind, und fortwährend durch die gewaltigsten Machtmittel: Geldwirtschaft, Bankwesen, Literatur, Presse und umfassende Vereinsorganisationen auf sie einwirken, muß sich auch die Völkerkunde Rechenschaft ablegen" [1]).

Griff nach etwas Wortähnlichem stets entschlüpfend, baut sich das starre Gerüst solcher „unaussprechbarer, ihrer Bedeutung nach indifferenter Wurzeln" (Gesenius, Hebr. Gram. 1896) durch Selbstlauter jedesmal wieder anders zu einem sinnvollen sprachlichen Gebilde aus. Sollte die im Seelentum des Juden auffindbare Vereinigung von Starrheit und Wandelbarkeit aus dem Bluterbe der orientalischen Rasse stammen, der die semitischen Sprachen arteigen sind?

[1]) Haberlandt, Die Völker Europas und des Orients. 1920.

Daher auch das Urteil Landsbergers über die Judenfrage in seinem Vorwort zu Sombarts „Judentaufen" (1912): „Es ist innerhalb des kapitalistischen Wirtschaftssystems, wie es sich in den letzten Jahrhunderten herausgebildet hat, keine gleichwie geartete Einzelexistenz denkbar, die sich nicht unter dem Zwang der Verhältnisse mehr oder weniger klar, mit größerer oder geringerer Sympathie oder Antipathie, mehr oder weniger bewußt mit diesem Problem auseinandersetzen müßte" [1]).

Das Judentum nämlich beeinflußt weithin das Wirtschaftsleben und durch die Presse die sogenannte öffentliche Meinung und Tagespolitik und endlich die Politik der großen Mächte selbst. Diese weitverzweigten Zusammenhänge aber könnte nur darstellen, wer volkswirtschaftlich und politisch fachmännisch unterrichtet ist. Dieses Buch muß sich selbst den Versuch einer Schilderung solcher Dinge versagen und sich damit begnügen, auf das so sehr wichtige Buch „Die Juden und das Wirtschaftsleben" (1911) hinzuweisen, das der Volkswirtschaftslehrer Sombart geschrieben hat, ein Buch, das nach Landsberger „vielleicht einmal den Ausgang bei Lösung des Judenproblems abgeben wird" [2]). Sombart, der nicht etwa judengegnerisch, sondern durchaus judenfreundlich gerichtet ist, leitet den Kapitalismus unmittelbar aus dem Geist des Judentums und des mosaisch-talmudischen Glaubens ab: „Judaismus und Kapitalismus sind identisch." Er tritt vor allem der sehr verbreiteten irrtümlichen Anschauung entgegen, als sei das Judentum im Mittelalter von seiner Umgebung von allen anderen Berufen ausgeschlossen und dadurch zum Geldgeschäft gezwungen worden: „Es wäre nun wirklich an der Zeit, daß die Mär verschwände: die Juden seien während des europäischen Mittelalters — im wesentlichen erst ‚seit den Kreuzzügen' — in das Geldleihgeschäft hineingezwungen worden, weil ihnen alle Berufe verschlossen gewesen seien. Die zweitausendjährige Geschichte eines jüdischen Leihverkehrs bis zum Mittelalter beweist doch wahrhaftig schon deutlich genug die Irrigkeit jener Geschichtskonstruktion." Sombart führt aus, wie gerade die seelischen Eigenschaften des Juden zu immer vielgestaltigeren Ausbildungen kapitalistischer Wirtschaftsformen führen mußte: „So ließen sich noch interessante Parallelen aufstellen zwischen der Unruhe des Börsenverkehrs, der seiner innern Natur nach auf Veränderungen des bestehenden Zustandes hindrängt, und der unruhevollen, rastlosen Natur des Juden." Schon die Glaubensvorschriften des Judentums mußten die Eigenart des jüdischen Erwerbslebens kräftigen und fortbilden: „Je frömmer ein Jude war, je besser er in seinen Religionsvorschriften Bescheid wußte, desto mehr Antrieb zum Erwerben mußte er aus den Lehren seines Glaubens schöpfen."

[1]) Daß Auseinandersetzungen mit dieser Frage von jüdischer wie von nichtjüdischer Seite häufiger in gereiztem Ton vor sich gehen, hängt damit zusammen, daß die Judenfrage, die eine Frage der (rassisch jeweils anders zusammengesetzten) Volkstümer ist, so oft irrtümlich als eine Frage der Glaubensbekenntnisse behandelt wird oder als eine wirtschaftlich-gesellschaftliche oder gar als eine parteipolitische Frage, ferner damit, daß jeder Versuch einer sachlichen Auseinandersetzung auf die S. 479 ff. berührte jüdische Empfindlichkeit stößt, die sich gegebenenfalls der von Haberlandt obengenannten wirksamen Machtmittel bedienen kann.

[2]) Landsberger im Vorwort zu Sombart, Judentaufen. 1912.

So führt Sombart aus und stellt weiterhin dar: „Es läßt sich mühelos feststellen, daß, solange es eine jüdische Geschichte gibt, die Anhäufung großer Reichtümer bei einzelnen Juden, ebenso wie die durchschnittliche größere Wohlhabenheit der jüdischen Bevölkerung, nicht bezweifelt werden kann."

Am Heraufkommen des neuzeitlichen internationalen Geistes, der auf stärkste Ausbeutung der Gewinnmöglichkeiten aller Erdteile zielt, ist so das Judentum ganz besonders beteiligt. Der „Amerikanismus", jene — übrigens der Gesamtheit des nordamerikanischen Volks sicher zu Unrecht zugeschriebene — Geistesrichtung, die das menschliche Leben eigentlich als einen Zusammenhang selbstischer Zwecke und Gewinnabsichten, als eine Welt schrankenlosen Wirtschaftskampfes und schrankenloser Freiheit der Geldmächte sieht — dieser „Amerikanismus" scheint nur aus der heute erreichten Vorherrschaft des jüdischen Geistes deutbar zu sein, die gerade auch in Nordamerika nachweisbar ist. „Die Fragen, die den Juden das größte Interesse abgewinnen, sind: Warum? Wozu? Was trägts mir? Sein lebendiges Interesse ist das Erfolgsinteresse, dem das Werkinteresse, das ‚Sachinteresse', gegenübersteht. Unjüdisch ist es, eine Tätigkeit — welche auch immer — als ‚Selbstzweck' zu betrachten, unjüdisch, das Leben selber zwecklos, schicksalsmäßig zu leben; unjüdisch, sich der Natur harmlos zu freuen" (Sombart). Das würde zu Goethes Urteil stimmen: „Keiner, auch nicht der kleinste, geringste Jude, der nicht ein entschiedenes Bestreben verriete und zwar ein irdisches, zeitliches, augenblickliches" [1]). Ist das alles nicht auch der Geist des „Amerikanismus"? So kann auch der Satz Sombarts nicht verwundern: „Amerika in allen seinen Teilen ist ein Judenland: das ist das Ergebnis, zu dem ein Studium der Quellen unweigerlich führen muß." Nach einer Angabe der „Frankfurter Zeitung" (vom 6. Okt. 1915) beteiligten sich z. B. an den Anleihen des Feindbunds im Weltkrieg unter den führenden Banken Amerikas allein 11 „deutsch-amerikanische" Banken, deren Firmennamen alle jüdische Namen deutscher Abkunft zeigen. So beweist sich das Judentum allenthalben als eine wirtschaftliche Macht, vielleicht als die einflußreichste überhaupt. Sombart gibt (1912) als Ergebnis einer unvollkommenen Zählung, die nur ein Mindestmaß jüdischer Macht angeben könne, die Tatsache an, daß die Juden in Deutschland etwa ein Siebentel der Direktorenposten aller Aktiengesellschaften innehätten, daß so das Judentum nicht nur die Großbanken beherrsche, sondern ebenso entscheidend die Großindustrie beeinflusse. Ein anderer von Sombart gebrachter Hinweis ist der, daß in Berlin ein Drittel des versteuerten Vermögens und Einkommens von jüdischer Seite stammt. Man darf wohl sagen, daß das jüdische Großkapital aller Länder heute die Weltgeschicke entscheidend beeinflusse. Der volkswirtschaftliche Laie vermag aus Sombarts meisterhafter Darstellung eine gewisse Kenntnis der Zusammenhänge zu gewinnen. Auf die Machtstellung des jüdischen Kapitals, das den politischen Ereignissen gebieten kann, kann aber wohl schon solch eine einfache Tatsache hinweisen, wie sie die „Jüdische Presse" [2])

[1]) Maximen und Reflexionen.
[2]) Wien, 15. Oktober 1920.

darstellt: Jakob Schiff, der Leiter des größten amerikanisch-jüdischen Bankhauses Kohn, Loeb & Co., Neuyork, habe im russisch-japanischen Krieg das kapitalsarme Japan mit Geldmitteln gestützt, „um das Zarentum zu erschüttern", und habe ebenso im Frühjahr 1917 den russischen Umsturz mit Geldmitteln versorgt [1]).

So ist es dem durch sein Blutbewußtsein in völkischer Hinsicht so gesicherten Judentum gelungen, in allen Ländern eine Art führender Stellung einzunehmen. „Sie wurden Herren des Geldes und durch das Geld, das sie sich untertan machten, Herren der Welt" (Sombart). Auf Disraelis Darstellung dieser Weltbeziehungen ist schon (S. 485) hingewiesen worden. Diese Stellung konnte das Judentum aber nur erreichen durch die Presse: in allen Ländern sind die größten, meist gelesenen Zeitungen von Juden gegründet und geleitet. Die sogen. öffentliche Meinung aller Länder erhält ihre Bestimmung durch das Weltjudentum, das auch den telegraphischen Nachrichtendienst fast ganz in seiner Hand hält. Darum kann das Judentum seine Stellung mit Recht als einzigartig betrachten, und von seinem jüdisch-völkischen Standpunkt aus so urteilen, wie z. B. der jüdische Schriftsteller Junius: „Die Juden regen sich in jeder Keimzelle der Nation mit solcher Frische und Lebendigkeit, daß man schon von einer jüdischen Renaissance reden hört. Es geht ihnen gut, nicht nur geschäftlich." „Es gibt kaum einen Bezirk nationalen Wirkens, in welchem kein jüdisches Element steckt. Es gibt kaum eine judenreine Aktion großen Stils." „Darum ist der Jude als Großbänker, Großhändler, Großreeder, als Finanzier aller Kollektivbedürfnisse zwar nicht der offizielle Politikus, wenigstens nicht in dem noch vom Beamtentyp geleiteten Staate; aber hinter den Kulissen ist er ohne Unterlaß tätig und unentbehrlich: Er ist der eigentliche Drahtzieher und Akteur, klug genug, die dekorative Geste Andern zu überlassen. Und darum, weil der Jude so tief im kapitalistisch-gerichteten Leben nistet, schwirrt es an höchsten und allerhöchsten Orten von Ballins, Rathenaus, Fürstenbergs. Darum macht Sir Ernest Cassel Weltgeschichte. Darum waren Sonnino und Luzzatti in Italien Finanzminister und Ministerpräsidenten" [2]).

Was so im politisch-wirtschaftlichen Leben gilt, das gilt auch ebenso im Geistesleben. Dies hat der jüdische Schriftsteller Goldstein einmal sehr klar dargestellt: „Auf allen Posten, von denen man sie nicht gewaltsam fernhält, stehen plötzlich Juden; die Aufgaben der Deutschen haben die Juden zu ihrer eigenen Aufgabe gemacht; immer mehr gewinnt es den Anschein, als sollte das deutsche Kulturleben in jüdische Hände übergehen." „Wir Juden verwalten den geistigen Besitz eines Volkes, das uns die Berechtigung und die Fähigkeit dazu abspricht. Diese in solcher scharfen

[1]) Man darf diese Erschütterung einer Staatsmacht vielleicht als Beispiel dafür nehmen, daß das Judentum jede besonders gefestigte staatliche Macht als für sich ungünstig betrachtet. „Das Judentum wird vor allem die Aufgabe zu erfüllen haben, innerhalb der künftigen Weltkultur ein Gegengewicht gegen die drohende Gefahr der Übersteigerung des Machtprinzips zu bilden" (Goldmann, Von der weltkulturellen Bedeutung und Aufgabe des Judentums. 1916).

[2]) Neue Rundschau. November 1910.

Formulierung ungeheuerliche Tatsache, die Juden ebenso wie Nichtjuden das Blut aufregen muß, fordert unerbittlich zu Maßregeln auf. Dieser Konflikt muß auf irgend eine Weise gelöst werden." „Niemand bezweifelt im Ernst die Macht, die die Juden in der Presse besitzen. Namentlich die Kritik ist, wenigstens in den Hauptstädten und ihren einflußreichsten Zeitungen, geradezu im Begriff, jüdisches Monopol zu werden. Ebenso bekannt ist ja das Vorherrschen des jüdischen Elementes im Theater; fast sämtliche Berliner Theaterdirektoren sind Juden. Ein großer, vielleicht der größte Teil der Schauspieler desgleichen, und daß ohne jüdisches Publikum ein Theater- und Konzertleben so gut wie unmöglich wäre, wird immer wieder gerühmt oder beklagt. Eine ganz neue Erscheinung ist, daß auch die deutsche Literaturwissenschaft im Begriff scheint, in jüdische Hände überzugehen. Wir predigen nicht mehr eine ‚mosaische Konfession', sondern glauben an ein jüdisches Volk mit angeborenen unverwischbaren Merkmalen" [1]).

So sprechen viele Anzeichen dafür, daß die bisherige vorwiegend nordische Führerschicht in Europa mehr und mehr einer jüdischen weichen wird. Und nicht nur in Europa, auch in Amerika zeigt sich dieser Wandel an: das Auftreten *artfremder* jüdischer Führerschichten an Stelle der *aus den betreffenden Völkern selbst entstammenden* vorwiegend nordischen Führerschichten. Man begreift leicht, daß es sich hier tatsächlich um eine „ungeheuerliche Tatsache" (Goldstein) handelt, und daß es sich um einen „Konflikt" handelt, sobald den Nichtjuden einerseits, den Juden andrerseits, die entstandene Lage einmal bewußt geworden ist. Die ernstesten Menschen unter den Juden wie die ernstesten Menschen unter den Nichtjuden, welche um die „ungeheuerliche Tatsache" wissen, sehen in dem erreichten Zustand eine Gefahr. Die Artfremdheit des Juden in jeder nichtjüdischen Umwelt mußte schon zu Zwisten führen; seine wirtschaftlich-politische Übermacht und seine Beherrschung der öffentlichen Meinung müssen in der wirtschaftlich und politisch so reizbaren Gegenwart jeden möglichen Zwist verschärfen. So mag sich manche judengegnerische Erscheinung der Gegenwart und vor allem in Deutschland und Amerika erklären. Deutschland hat es ja in der Zeit des Umsturzes plötzlich erlebt, daß in seinen Staatsleitungen jüdische Männer entscheidende Stellen einnahmen, während doch die Juden amtlicher Zählung innerhalb der deutschen Bevölkerung nur 1—2% ausmachen. Die Tatsache ist so auffällig, daß eine Jüdin selbst geradezu von „ungeheuerlicher Anmaßung" sprach: „Ein Jude ist eben kein Deutscher, sondern ein Jude — ein Fremdling, und es ist nicht ein Ausfluß niederster Instinkte, sondern ein durchaus berechtigtes gesundes Gefühl, wenn das Volk sich dagegen wehrt, von Fremden regiert zu werden." „Nicht daraus erwächst Eisner ein Vorwurf, daß er Jude ist, und als solcher dem Deutschtum ewig fremd gegenüber

---

[1]) Kunstwart, März 1910. — Mit ganz ähnlichen Worten hatte Disraeli in seinem „Coningsby" (1844) die Weltmacht der Juden geschildert: „Die Welt wird von ganz anderen Menschen regiert, als diejenigen meinen, die nicht hinter die Kulissen sehen." Disraeli wollte sogar annehmen, auch die deutsche Revolution von 1848 sei „durch die Einflüsse der Juden" (Coningsby) zustande gekommen.

steht, sondern daraus, daß er als Jude die ungeheuerliche Anmaßung besaß, sich bei dieser Sachlage an die Spitze des Staates zu stellen“ [1]).

Durch seine Beherrschung der öffentlichen Meinung ist das Judentum aber immer imstande, seine Maßnahmen allen Völkern gerechtfertigt erscheinen zu lassen und dem Zeitgeist jeweils die Richtung zu geben, die sich mit den Zielen des Judentums verträgt. So hat das Judentum wohl auch am meisten dazu beigetragen, den „modernen Geist“ im Leben der Völker, auf welche die Presse einwirkt, herrschend zu machen, jenen Geist herrschend zu machen, der sich auf der ganzen Erde als „Amerikanismus“ allmählich durchsetzen will. Der jüdische Schriftsteller Goldmann hat einmal ausgeführt: „Die Juden waren schon im Mittelalter die Träger und Wegbahner des modernen Geistes“ [2]), und Weininger, einer der schärfsten Sichter des „modernen Geistes“ betont: „Jüdisch ist der Geist der Modernität, von wo man ihn betrachtet“ [3]). Kraft seines unwandelbar sicheren Blutempfindens hat es der Jude in einer für manche Nichtjuden oft geradezu unheimlichen Weise erreicht, das Geistesleben seiner Wirtvölker so entscheidend zu beeinflussen — seine wirtschaftliche Übermacht konnte ihm allerdings leicht den Weg bereiten —, daß dieses, das Geistesleben nichtjüdischer Völker, auf fast allen Gebieten weithin das Gepräge jüdischen Geistes zeigt. Das gilt auch für das deutsche Geistesleben: „Die deutsche Kultur ist zu einem nicht geringen Teile jüdische Kultur“ [4]).

Es gibt Betrachter des neuzeitlichen Lebens, die geradezu an eine gewisse Verschwörung des Judentums gegen alles Nichtjudentum glauben, so zielsicher sei in allen Fällen die Arbeit des Judentums für jüdische Zwecke. Aber solche Betrachter, die dann auf die verschiedenen bestehenden Weltvereinigungen (z. B. die Alliance israélite universelle, den United Order B'nai Brith u. a.) hinweisen, übersehen es, daß doch allein schon das einzigartige Blutbewußtsein des Juden ihm eine Erfolgsgewißheit verschaffen muß, die kein anderes Volkstum erreicht hat. Ja ein Disraeli konnte die Eignung und Berufung des Juden zur Beherrschung der Welt geradezu davon ableiten, daß eben das jüdische Volk das einzige sei, das sein Blut rein erhalte. Weil der nichtjüdische Betrachter nie und nirgends eine solche völkische Zielsicherheit in seinem Blut vorfindet, kann er sich meist den übermächtigen Einfluß des Judentums nicht anders deuten denn als eine Art Geheimverschwörung. Außerdem wird sehr oft übersehen, daß der „jüdische Geist“ ja in Europa deshalb einen so verhältnismäßig leichten Eingang hat, weil das in Europa geltende Christentum ja in mancher Hinsicht noch enge Verwandtschaft zeigt mit dem Judentum, aus dem es erstanden ist. Es gilt in mancher Hinsicht, was ein Jude ausgeführt hat: „Die ganze heutige Kultur, soweit sie sich christlich nennen darf, ist auf semitischem Boden erwachsen“ [5]). Besonders Disraeli, der jüdische Minister Englands, hat in seinen Schriften immer wieder auf die

[1]) Rahel Rabinowicz, Bayerischer Kurier. Januar 1919.
[2]) Von der weltkulturellen Bedeutung und Aufgabe des Judentums. 1916.
[3]) Geschlecht und Charakter. 1919.
[4]) Goldstein, Kunstwart, März 1910.
[5]) Hirsch, Kulturdefizit. 1895.

Abkunft des Christentums aus dem Judentum hingewiesen, am schroffsten vielleicht durch den Satz: „Christentum ist Judentum für die Menge“[1]).

Aus all diesen Betrachtungen der geistigen wie der wirtschaftlich-politischen Macht des Judentums wird immer wieder das Eine ersichtlich, wie die Zustände der Gegenwart in jüdischen wie in nichtjüdischen Kreisen zu einer Untersuchung des gegenseitigen Verhältnisses drängen. Dazu kommt in Deutschland noch besonders die für Deutsche und für Juden gleichwichtige Ostjudenfrage hinzu. Bei Betrachtung der Karte über die Verteilung der Juden in den einzelnen europäischen Ländern Karte XIV, S. 434) hat schon Ripley[2]) geäußert: „Deutschland erschaudert vor der dunklen und drohenden Wolke einer Bevölkerung äußerst unwissender und elender (wretched) Art, die über seine Ostgrenze hereindrängt.“ Ripley hatte schon vermerkt, daß Amerika selbst bei der verhältnismäßig starken Einwanderung osteuropäischer Juden bedenklich werde. Die jüngsten geschichtlichen Ereignisse haben die Lage aber sehr verschärft. Das Ostjudentum drängt nach Westen, drängt vor allem auch in die deutschen Großstädte und Handelsstädte, und die vermehrte ostjüdische Einwanderung hat nach einer jüdischen Darstellung[3]) sogar schon in England und Amerika „der bis dahin als bescheidenes Hauspflänzchen im Verborgenen blühenden Abneigung gegen gewisse Schichten der Juden zu üppigem Wachstum verholfen“. Vielfach wird eine

---

[1]) Tancred. 1877. — Wie eng die Zusammenhänge des christlichen Glaubens mit dem Judentum heute noch aufgefaßt werden können, zeigt z. B. die folgende Ausführung des Elberfelder evangelischen Wochenblatts „Aus Licht und Leben“ (Nr. 22, 1921): „Israel allein ist Gottes auserwähltes Volk und bleibt es trotz seiner Verstockung; Gottes Gaben und Berufung können ihn nicht reuen; nach seiner Bekehrung wird Israel als das wahre Adelsvolk unter den Nationen der Erde an der Spitze stehen. Alle anderen Völker bleiben ‚Heidenvölker‘, sind vor Gott wie der Tropfen im Eimer, wie das Scherflein in der Wage. Er kann sie zerbrechen wie der Töpfer einen mißratenen Topf.“ — Nun hat man zwar von christlicher Seite oft ausgeführt, der christliche Glaube sei doch in allen Stücken eine Verneinung des jüdischen (mosaischen) Glaubens. Wenn dem so ist — hier können solche Fragen höchstens angedeutet werden —, so bleibt doch bestehen, daß der christliche Glaube eben als eine Verneinung gerade des jüdischen (mosaischen) Glaubens doch irgendwie immer wieder auf diesen bezogen ist; und ein bewußt nordisch-gerichteter Mensch z. B. könnte vielleicht ausführen, daß eine Verneinung artfremden Geistes, geschehen durch artfremde Menschen in artfremder Umwelt, noch nicht der Bejahung arteigenen, einheimischen Geistes gleichkomme. Jedenfalls gilt, wie obige Ausführung des evangelischen Wochenblattes zeigt, daß das Christentum die Völker christlichen Glaubens in vielen Dingen dem artfremden jüdischen Geist gegenüber ganz wehrlos machen mußte in der Behauptung ihres eigenen Wesens. Und innerhalb der protestantischen Kirche scheint die immer erneute Einpflanzung artfremder Anschauungen in das Glaubensleben des deutschen Volkes besonders dadurch gefördert zu sein, daß nicht nur eine verhältnismäßig große Anzahl führender geistlicher Stellen, sondern vor allem auch eine verhältnismäßig große Anzahl von Lehrstühlen der protestantischen Theologie von Juden besetzt sind (vgl. Reichswart, Nr. 12 vom 24. März 1923: „Judenblütige evangelische Geistliche“). Für ein nordisch-germanisches Christentum tritt neuerdings ein der „Bund für deutsche Kirche“ (vgl. S. 429).

[2]) The Races of Europe. 1910.

[3]) Naumann, in den Mitteilungen des Verbandes nationaldeutscher Juden, Nr. 1, 1923.

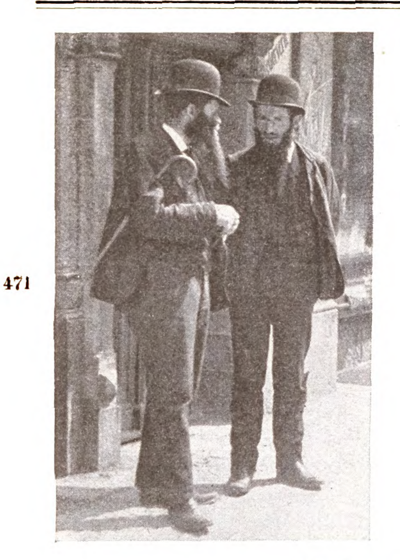
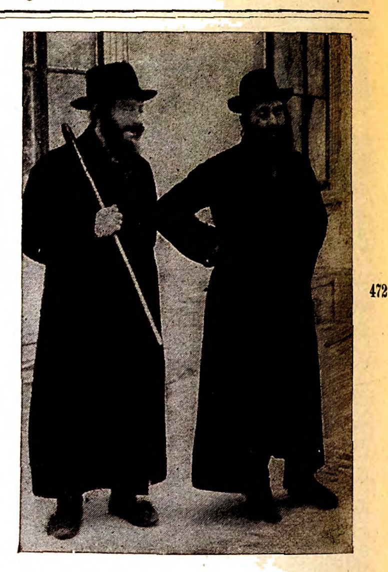
471   472

Abb. 471 und 472. Ostjuden.
(Aus dem Hakenkreuz-Jahrweiser 1920, Hakenkreuzverlag Dresden-Hellerau.)

Sperrung der Grenzen gegen die Ostjuden verlangt, und zwar auch seitens jüdischer Kreise[1]). Es scheint, als ob Deutschland und Westeuropa in den nach Westen drängenden Ostjuden Bevölkerungsbestandteile erhalten und fernerhin zu erwarten habe, die durch ihr Verhalten Zwiste schärfster Art hervorrufen müssen[2]). So zeigt sich im deutschen Judentum oft sogar

[1]) Vgl. Marcuse und Mauthner in der Zeitschrift „Diskussion", schon Juli 1913.

[2]) Auf die besonderen Gefahren der Ostjudeneinwanderung hat neuerdings eine jüdische Darstellung besonders eindringlich hingewiesen. Im Mitteilungsblatt nationaldeutscher Juden Nr. 7, 1922, schreibt Hobrecht in bezug auf die Ostjuden: „Sie haben ganz recht, diese Leute, von ihrem Standpunkt aus, wenn sie den Staub der Progromländer von ihren Füßen schütteln und nach dem milderen Westen ziehen. Auch die Heuschrecken haben von ihrem Standpunkt aus recht, die im Wanderschwarm unsere Felder verheeren. Aber nicht minder recht hat der Mensch, wenn er die Stätten verteidigt, an denen sein Brot und seine Erholung wächst. Daß sie in Schwärmen kommen, wer will es leugnen? Wo wir gehen und stehen, sind sie um uns her. Ganze Straßenzüge Berlins gehen in ihre Hände über, ohne daß einer seiner Hausbewohner seinen ‚Wirt' jemals zu sehen bekommt. Sie pfeifen auf die Mieteinnahmen, sie pfeifen auf die Behörden, die Steuern und Instandhaltung verlangen, sie pfeifen vor allem auf die Wünsche der Mieter. Ihnen liegt nur an dem ‚Objekt', das sie bei passender Gelegenheit weiterverschieben. Aber sie sind nicht einseitig auf Häuser erpicht, beileibe nicht. Was für Geld zu haben ist, ist ihnen Kaufs- und Verkaufsobjekt.

Niemand kann sagen, wieviel Ostjuden in Deutschland sind. Nur das eine wissen wir, daß alle Statistiken lügen, die amtlichen wie die privaten, auch die des Arbeiterfürsorgeamts der jüdischen Organisationen. Die Leute, von denen wir reden, bemühen das Fürsorgeamt nicht. Der Hauptstrom kommt zu uns aus Deutschösterreich. Sie kommen mit einwandfreien Pässen und sind österreichische Staatsbürger jüdischen Glaubens. Von Tarnopol und den umliegenden Orten aus haben sie Wien erobert, von Wien aus erobern sie jetzt Berlin. Wenn sie

eine ausgesprochene Abneigung gegen die herandrängenden osteuropäischen Juden, da diese eben die besonders strengjüdischen seien, „die streng unter der Herrschaft des Talmuds leben, die nichts für das Land, in dem sie leben, empfinden, die ihre Wirtsvölker als unreine Geschöpfe verachten, die Sprache, Sitten und Gebräuche und alles, was diesen Völkern heilig ist, verabscheuen“ [1]). Liegt bei solchen jüdischen Äußerungen vielleicht auch die alte Abneigung westeuropäischer Juden gegen die osteuropäischen zugrunde? Jedenfalls muß der auf sein Volkstum achtende Deutsche noch viel besorgter sein, als die jüdischen Kreise, die sich gegen das osteuropäische Judentum aussprechen.

Immer wieder zeigt so die Betrachtung, daß die Zerstreuung der Juden unter nichtjüdischen Völkern eine endlose Unruhe bewirkt und immer wieder die Artgegensätze bis zum Haß steigern muß. Je unbeschränkter aber die wirtschaftlich-politische Übermacht des Judentums sich äußert, desto besorgter werden in allen Völkern diejenigen sein, denen an der Bewahrung und Reinerhaltung ihres eigenen Volkstums liegt. So ist in unseren Tagen in allen größeren Ländern, vor allem auch in Nordamerika, die Judenfrage geradezu eine der ersten Fragen geworden. Die Zustände drängen auf eine Entscheidung hin.

Dies eingesehen zu haben, ist eine der mutigsten Erkenntnisse des Zionismus. Der Zionismus hat es klar eingesehen, daß einzig die Herauslösung der Juden aus dem Zusammenwohnen mit nichtjüdischen Völkern eine würdevolle Klärung der Verhältnisse bedeutet. „Hier sind wir ein Keil, den Asien in Europas Gefüge trieb, ein Ding der Gärung und der Ruhestörung“ [2]). Gerade in unseren Tagen gewinnt der

---

auch Berlin unterworfen haben, werden sie ihre Etappenlinie verlängern und von hier aus Paris erobern. Der leere Raum, der durch Sinken des Geldwertes entsteht, saugt sie nach. Von Österreich kommen sie „vorübergehend“ nach Deutschland, in der Brusttasche den Reisepaß mit Lichtbild und Sichtvermerk. Ist der Paß einmal abgelaufen, was tuts? Es können Monate vergehen, ehe einmal kontrolliert wird, und — mit brennender Scham müssen wir es gestehen —, im ausgehungerten Deutschland gibt es Beamte genug, die mit sich reden lassen. Und hat der Familienvater erst einmal das Gelände erkundet, so folgt nach einiger Zeit die Frau mit den Kindern. Und wenn dann die Familie versammelt ist, so findet sich eine geeignete Wohnung sozusagen von selbst. Freilich, es soll deutsche Familien geben, die jahrelang keine Unterkunft finden. Das ist eben Pech, wenn unsere Freunde aus dem Osten mehr Glück haben, so kann man dagegen wirklich nichts sagen.

So erobern sie Berlin und nicht nur Berlin. Aus allen größeren Städten, in denen es etwas zu handeln gibt, wird gleiches gemeldet. Und überall finden sie gebrauchsfertig die Organisation, die ihnen das Einnisten erleichtert, überall finden sie auch deutsche ‚Glaubensgenossen‘, die ihnen selbstlos behilflich sind. Ein Verband der Ostjuden besteht schon längst. Jetzt hat er — nach einem Referat des Berliner Rechtsanwalts Klee, des Zionistenführers — beschlossen, eine ‚Spitzenorganisation‘ zu schaffen und ‚die galizisch-polnischen Vereine mit den russischen Vereinen und den Vereinen der Juden aus den Randstaaten zu gemeinsamer organisatorischer Arbeit zusammenzuführen‘. Wir dürfen hoffen, daß die Spitzenorganisation in erster Linie die Zuwanderung selbst organisieren und, wie man heute so schön sagt, ‚verreichlichen‘ wird.“

[1]) Frommer, Zukunft. Juni 1904.

[2]) Buber, Die jüdische Bewegung. 1916.

Gedanke des Zionismus immer mehr Raum unter dem jüdischen Volk, da ja die Machtverschiebungen, die der Weltkrieg mit sich gebracht hat, dem Judentum viele Förderungen gebracht haben, auch in Hinsicht auf die politischen Wünsche und Ziele zionistischer Kreise. „Die Schaffung einer öffentlich-rechtlich gesicherten Heimstätte für das jüdische Volk in Palästina" (vgl. S. 484) scheint jetzt politisch erreichbar zu sein, da sie von den heute maßgebenden amerikanischen und englischen Staatsleitungen nicht ungünstig beurteilt zu werden scheint. Gelingt es den Zionisten, die heute doch schon einen gewissen politischen Einfluß besitzen, die maßgebenden Weltmächte für ihren Plan zu gewinnen, so wird auch der bisweilen leidenschaftliche Widerstand der nichtjüdischen Bevölkerung Palästinas leicht gebrochen werden können.

Werden aber die Zionisten zu einer ausschlaggebenden Macht innerhalb des Judentums selbst werden? Das ist die wichtigste Frage, der sich die zionistische Bewegung gegenübersieht. Es ist zwar nicht zu leugnen, daß der Zionismus immer mehr Anhänger findet und zwar gerade auch unter den bedeutenderen und führenden Juden: ein Mann wie Einstein z. B. ist für den zionistischen Gedanken in weitsichtiger und opferfreudiger Weise tätig, indem er seine Vortragsreisen in den Dienst der alljüdischen Sache stellt und für den Ausbau einer jüdischen Hochschule in Palästina bereits ansehnliche Summen aufgebracht hat. Die zionistischen Banken, so vor allem die „Jüdische Kolonialbank in London", können Rechnungsabschlüsse vorlegen, welche zeigen, wie rasch die Geldmittel der zionistischen Bewegung anwachsen. Unzweifelhaft hat der Zionismus Zukunftsaussichten, die ihn auch gegenüber dem „offiziellen Judentum" (vgl. S. 483), das ihm nicht folgen will, zuversichtlich machen können. Vor allem mag den Zionisten zugute kommen, daß die sich überall regende Besinnung auf Artung und Artgrenzen (vgl. Buber S. 10) sich gerade im Judentum wirksam zeigt: immer wieder kann man beobachten, wie gegenwärtig auf der einen Seite jüdische Eltern sich in jüdisch-völkischer Hinsicht ziemlich gleichgiltig zeigen, wie sie die Assimilation, die Angleichung der Juden an ihre Umwelt, ja sogar das Aufgehen in dieser Umwelt suchen und fördern oder mindestens nicht scheuen, indessen auf der andern Seite die Kinder solcher Eltern wieder ausgesprochen jüdisch-völkisch denken und handeln. Gerade die jüdische Jugend der Hochschulen, die männliche wie die weibliche, ist schon vielfach dahin gekommen, daß sie jene heute überwiegende Mehrheit der Juden, die zugleich deutsch **und** jüdisch oder englisch **und** jüdisch usw. sein will, gar nicht mehr versteht; und dieser wachsenden Bewegung müssen sogar schon die Kreise des „Zentralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens" Aufmerksamkeit schenken, wenn sie nicht verhindern wollen, daß sie den Einfluß auf das jüngere Geschlecht verlieren [1]).

Doch gilt — mindestens für die Gegenwart — auch im Judentum, was in den an sich minder blutbewußten nichtjüdischen Volkstümern ja

[1]) Vgl. z. B. „Im Deutschen Reich", Zeitschrift des Zentralvereins d. St. j. Gl., November 1920: Frank, Antisemitismus und bewußte Jungjuden.

überall gilt, daß sich zu einer unselbstischen, ja sogar Opfer fordernden Bewegung doch immer nur die Wenigen bekennen, diejenigen, die sich als „Idealisten" von der Mehrheit sogar oft verspottet sehen. Der jüdische Schriftsteller Max Nordau, der eng mit dem Begründer des zionistischen Gedankens, Theodor Herzl (1860—1904), verbunden war, hat einmal die Lage in einem Vortrag zu Wien so gekennzeichnet: „Daß die jüdischen Finanzgrößen keine Zionisten sind, das ist selbstverständlich. Ihr Reichtum gewährt ihnen alle Befriedigungen, die man sich durch Geld verschaffen kann — und es gibt heutzutage nur sehr wenige Befriedigungen, die nicht ihren Marktpreis haben. Weshalb sollten sie Zionisten sein? Um ihre materielle Lage zu verbessern? Das haben sie nicht nötig. Um einem geschäftlichen und sittlichen Ideal zu dienen? Sie haben kein Ideal, und die bloße Nennung dieses Wortes genügt, um ihre Heiterkeit oder ihr Mitleid zu erregen. Um der Beschimpfung und Verfolgung zu entgehen? Sie leiden nicht darunter. Für sie besteht nämlich der Antisemitismus tatsächlich nicht. Sie gehören zu den bevorrechteten Ständen. Sie werden vom Staat mit Orden, Adelstiteln, Berufungen ins Herrenhaus, ausgezeichnet. Sie betrachten sich als Mitglieder der Aristokratie, und diese läßt den Anspruch gelten" [1]).

So zeigt sich heute wie zur Zeit der jüdischen Propheten im jüdischen Volk immer wieder der Kampf eines auf innerliche Würde gerichteten Volksteils gegen den anderen Volksteil, der dem „Mammon" verfallen sei. Jene jüdischen Kreise aus Berlin WW., die Heinrich Mann, den man nicht etwa judengegnerisch nennen könnte, in seinem Roman „Im Schlaraffenland" schildert, werden, wenn eine solche Schilderung zutrifft, für den zionistischen Gedanken allerdings nicht zu gewinnen sein, ebenso wie ja auch die an solche kapitalistischen Kreise angeschlossenen Deutschen dem Gedanken einer Wiedergeburt deutscher Art verständnislos gegenüberstehen werden. Es wird innerhalb des Judentums, damit es nach innen und nach außen zu klarer Entscheidung seiner Stellung komme, einer Wandlung der Weltanschauung bedürfen, wie es einer solchen auch innerhalb des Deutschtums bedarf, wenn dieses einen klaren Weg gehen soll. Dem Zionismus allein kann es glücken, die begonnene und nur seit Beginn des 19. Jahrhunderts gestörte Herausgestaltung einer Rasse zweiter Ordnung (vgl. S. 469) wieder aufzunehmen. Ein Buch wie Martin Bubers „Die jüdische Bewegung" (1916) vermittelt gerade durch seine weltanschauliche Vertiefung wertvollste Einsichten in das Wesen der Volkheit überhaupt und in die Notwendigkeit einer aus tiefer Einsicht in die Gesetze der Artung kommenden Wandlung der Weltanschauungen aller führenden Völker [2]).

[1]) Die Welt, Wien, Nr. 5.

[2]) Wenn ich mich zionistischen Gedanken gegenüber so ausspreche, mag dabei die freudige Einsicht mitsprechen, daß eine vertiefte Auffassung des Wesens der Volkheit und der Blutzusammenhänge sich heute in den verschiedensten Völkern (in Frankreich wäre vor allem Le Bon zu nennen, in Nordamerika Madison Grant) zu zeigen beginnt; daß in diesem Abschnitt „schleimige Respektversicherungen" gegenüber dem Zionismus gefunden werden konnten — das S. 432 genannte Blatt urteilt so — ist mir unverständlich.

Es gibt neuzeitliche Romane und Theaterstücke, die es ausschmücken, wie sich zwei Liebende, die sich jeweils zwischen einem jüdischen und einem nichtjüdischen Volkstum zusammenfinden, qualvoll durchsetzen müssen gegen den Zorn der beiderseitigen Eltern, die jeweils von ihrer Seite her die Mischehe um jeden Preis verhindern wollen. In solchen Fällen erklären dann die Liebenden jeweils mit Berufung auf „die Menschheit, das Recht der Liebe und die fortgeschrittenen Anschauungen der Gegenwart" ihren beiderseitigen Eltern, daß, würden sie Kinder bekommen, diese weder „Christen noch Juden" werden sollten, sondern „Menschen". So hört man auch oft, die Judenfrage sei doch sehr einfach dadurch zu lösen, daß man die Juden „aufheirate". — All diese Ansichten beginnen sowohl im Nichtjudentum, wie im Judentum äußerst fragwürdig zu werden. Das jüngere Geschlecht, vielfach schon geschult durch Rassenkunde und Erblichkeitsforschung, fängt an zu begreifen, wie klar und wie unbewußt richtig der Standpunkt solcher jüdischen und nichtjüdischen Eltern ist, die in der Mischehe etwas wie eine Rassenschande sehen. Das jüngere Geschlecht begreift allmählich, daß die „Menschen", die aus Mischehen hervorgehen, eben Mischlinge, Bastarde, sind, die zwischen den Volkstümern ein fragwürdiges Dasein führen, nicht ganz diesem und nicht ganz jenem Volkstum angehören und daher zu einer Art Zweideutigkeit des Wesens bestimmt sind, die jede eigentliche Verwurzelung immer wieder stören muß. So fängt man an zu begreifen, daß alle diejenigen, die zur „Assimilation" raten, nach beiden Seiten hin alle Artgetreuen und Volksbewußten beleidigen müssen: „Die von uns Assimilation fordern, wissen entweder immer noch nicht, daß man aus seiner Haut nicht heraus kann; dann sind sie Toren; oder sie wissen es, dann muten sie uns schändliche alltägliche Selbstverleugnung und Selbsterniedrigung zu, die darin bestünde, daß wir Ariertum heucheln, unsere Instinkte unterdrücken und in die uns gar nicht passende Haut des Ariers hineinschlüpfen, d. h.: sie beleidigen uns tödlich" [1]).

Was so von jüdischer Seite empfunden wird, das wird, wenn auch in minderem Maß, von vielen ernsten Menschen der nichtjüdischen Völker empfunden. Für das deutsche Volk, das nach der Prozentzahl seiner jüdischen Bevölkerung amtlicher Zählung (um 1900 1,04%) zwar hinter Polen (16,25%), Rußland und Österreich steht, aber doch viel mehr Juden beherbergt als etwa Frankreich (0,22%) oder England (0,85%), für das deutsche Volk ist — rassenkundlich betrachtet — der Gedanke des „Aufheiratens" der Juden deshalb so zu verwerfen, weil ja — wie der 21. Abschnitt dartun sollte — allein schon durch den Rassenwandel innerhalb der deutschen Bevölkerung selbst die gegenwärtige Lage des deutschen Volkstums äußerst bedenklich ist. Würde in den Körper des deutschen Volkes auch noch das europafremde Blut gerade der Ostjuden übergeführt — Südjuden kommen für Deutschland weniger in Betracht —, so wäre durch diese Zufuhr neuen nichtnordischen Blutes und darin so viel europafremden Blutes die Möglichkeit einer Wiedervernordung vielleicht bis

[1]) Die Welt, Wien, 1898, Nr. 45.

zur Aussichtslosigkeit verringert. Die äußerste Lage, in der sich, rassenkundlich betrachtet, Deutschland befindet, müßte auch denjenigen Betrachtern die Vorschläge des Aufheiratens verbieten, die das Beleidigende solcher Vorschläge nicht so empfinden wie der jüdische Schreiber der oben mitgeteilten Zeilen.

Nur die klare Scheidung der Juden von den Nichtjuden und der Nichtjuden von den Juden ist eine würdige Lösung der Judenfrage. Die klare Herauslösung der Juden aus den nichtjüdischen Volkstümern[1]) scheint die würdigste Entwirrung der Lage zu sein — sie begehrt der Zionismus. Wohl mag manchem Juden wie manchem Nichtjuden eine solche Lösung der Frage hart erscheinen, da es doch viele Juden gibt, die ein gewisses Heimat- und Zugehörigkeitsgefühl zu den europäischen Völkern oder Ländern empfinden. Es ist sogar gewiß, daß in Deutschland mancher hochgebildete Jude sich gerade dem deutschen Geistesleben so zugetan und einverwurzelt fühlt, daß ihm die Abkehr vom deutschen Geist ein sehr schmerzlicher Verzicht wäre. Es gibt doch wirklich einzelne Juden, die so etwas wie jüdisch und deutsch sind, einzelne, die sogar ausgesprochen vaterländisch-deutsch fühlen. Müßte die zionistische Herauslösung für solche Juden nicht geradezu eine seelische Qual bedeuten? Und empfände in solchen Fällen nicht auch der Deutsche die Abwendung solcher Menschen zum sich wiedervereinenden Judenvolk als einen Verlust?

Solche Fälle schmerzlichen Einschnitts wären sicherlich mehrfach möglich, wenn eine solche Herauslösung von Mehrheiten beider Volkstümer als eine verhältnismäßig rasch durchzuführende Lösung gewünscht würde. Aber bei der geringen Achtsamkeit auf Artfragen, die in allen europäischen Volkstümern gilt, und bei dem heute noch so geringen Einfluß des zionistischen Gedankens, wird es ja dahin nur ganz allmählich kommen. Wenn sich der Gedanke der klaren Scheidung etwa weiter und weiter verbreiten wird, so wird dies nur so langsam geschehen, wie jeder noch neue und noch unvolkstümliche Gedanke sich bisher hat verbreiten können. Demjenigen aber, der Artfragen grundsätzlich bedacht hat, wird es bald sehr leicht sein, sich zu entscheiden, zu seinem Volk zu stellen, diesem eine klare, selbständige, ganz arteigene Lebensform wünschend.

Nur der Gedanke der klaren Scheidung der Volkstümer bietet eine würdevolle Lösung solcher Fragen der Artungen. Erst nach einer klaren Besonderung kann auch jedes einzelne Volk seine besondere Richtung zur Tüchtigkeit aufnehmen und einhalten. Hier, nachdem die Einsicht gewonnen ist, daß jedes in klarer Selbständigkeit lebende Volkstum seinen

---

[1]) Das S. 432 genannte Blatt bemerkt zu diesem Satz, „daß selbst die mißduftenden Erkenntnisse deutschvölkischer Rassenforschung" die „jüdischen Deutschen" nicht „in die Flucht schlagen" könnten. Wenn dieser Anhangsabschnitt von dem genannten Blatt auch zur „deutschvölkischen Rassenforschung" gezählt wird, wie es den Anschein hat, so begreife ich nicht, wie man obigen Satz so mißverstehen kann; er sollte ja gerade auf eine würdige Entwirrung des „Konflikts" (vgl. Goldstein, S. 495) hinweisen, gerade auf eine solche Lösung, die Zänkereien oder irgendeine „Flucht" ausschlösse. Das muß gegenüber solchen Versuchen, dieses Buch in den innerpolitischen Tagesstreit einzubeziehen, besonders betont werden.

unverlierbaren, einmaligen und unvergleichbaren Wert hat, den es nur durch den Willen zur klaren und entschiedenen Ausgestaltung seiner Eigenart erhalten und entfalten kann — hier entfallen dann auch jene an sich sinnlosen Abschätzungen, ob dieses oder jenes Volk „mehr wert" sei. Jedes Volk hat einen Eigenwert; Vergleiche sind hier eigentlich alle sinnlos, und nur dies wird sich feststellen lassen: daß jede Menschenart umso wertvoller ist, je mehr sie dem entschiedenen Willen zu ihrer reinen Ausgestaltung lebt. Insofern scheint es jedem Volkstum zu seiner Erhaltung und Entfaltung notwendig zu sein, daß es sich irgendwie für „auserwählt" hält. Die Erscheinung des Judentums zeigt, wie wertvoll ein solcher Artglaube ist, und daß solch ein Artglaube ein Volk sogar in der weitesten Zerstreuung erhalten kann. Zur Erhaltung jeder Artung gehört eine starke Eigenliebe, eine gewisse unbedenkliche Frische kräftiger Selbstbehauptung.

Es gibt keinen Antisemitismus, keine Judengegnerschaft, an sich; solche Erscheinungen entstehen nur da, wo die Grenzen zweier Artungen verwischt sind, da, wo sich zwei Artungen gegenseitig im Ausgestalten ihrer Besonderung stören. Wenn ein Jude etwa nur durch die Erscheinung des Antisemitismus zu einem bewußt jüdisch-völkischen Denken käme, so wäre dies, wie mir einmal von zionistischer Seite im Gespräch ausgeführt wurde, nicht der beste Weg zu einem Artbewußtsein. Das reine Artbewußtsein ist in sich selbst genügend begründet. In der Reinheit der Besonderung liegt die Vollkommenheit jeder einzelnen Artung beschlossen. Diese Einsicht ist im Judentum schon hie und da gerade unter den studierenden Juden und Jüdinnen und unter den geistig bedeutenden Juden lebendig. Gelingt es dieser jüdischen Jugend, die Spötter und Verfolger in ihrem eigenen Volk von der Reinheit ihres Wollens schließlich doch zu überzeugen und schließlich doch mehr als eine schwache Minderheit um sich zu sammeln, so ist damit die Aussicht eröffnet, daß den häßlichen Erscheinungen gegenseitigen notwendigen Mißverstehens, die allen unklaren Beziehungen und Zuständen besonders anhaften, ein Ende gesetzt wäre.

A. Namenverzeichnis.

Hier sind nur die Namen der erwähnten Schriftsteller aufgeführt. Namen, die im Sachzusammenhang erwähnt werden, sind im Schlagwörterverzeichnis zu suchen.
Die Abbildungen von Schriftstellern stehen auch im Schlagwörterverzeichnis.

B. Schlagwörterverzeichnis.

Das * Sternchen neben der Seitenzahl bedeutet Abbildung.

Druckfehler-Verzeichnis:

Seite 87, unter dem Strich: „1905/06“ statt „1916“
Seite 109, 2. Zeile der Bildunterschrift: „Crania“ statt „Cranica“
Seite 156, unter dem Strich: „1905/06“ statt „1910“
Seite 157, letzte Zeile des 1. Absatzes: „1900“ statt „1910“
Seite 169, Zeile 3 von oben: „Gebiets hatten“ statt „Gebiets, hatten“
Seite 386, Zeile 7 des 2. Abschnitts: „steigernder“ statt „steigender“
Seite 387, Zeile 3 des 2. Absatzes: „die Bevölkerungsverhältnisse“ statt „der B.“
Seite 390, Zeile 10 von unten: „Versündigungen“ statt „Versündungen“
Seite 397, Zeile 7 von unten: „ein Menschenbild“ statt „kein M.“
Seite 401, Zeile 19 von oben: „werden gegenüber“ statt „werden, gegenüber“.
Seite 435, Zeile 12 von oben: „Volkstums“ statt „Volkstum“
Seite 478, Zeile 5 des 3. Absatzes: „mit den“ statt „mit der“
„ „ Zeile 5 der Fußnote: „letzten“ statt „eltzten“
Seite 484, Zeile 1 des 2. Absatzes: „müßte“ statt „mußte“
Seite 486, Zeile 1 von unten: „angeführt und“ statt „angeführt, und“
Seite 487, Zeile 15 von unten: „Daher die“ statt „Daher ist die“
Seite 489, Zeile 5 von unten: „wirtschaftlichen Absichten“ statt „wirtschaftlichen, Absichten“
Seite 490, Zeile 2 von oben: „worden und“ statt „worden, und“
Seite 492, Zeile 22 von oben: „durch seine“ statt „von seiner“
„ „ Zeile 8 von unten: „mußten“ statt „mußte“
Seite 493, Zeile 8 von unten: „anderer, von“ statt „anderer von“

J. F. Lehmanns Verlag, München, Paul Heyse-Str. 26

Von Dr. **Hans Günther** sind früher erschienen:

Ritter, Tod und Teufel

Der heldische Gedanke

Grundpreis: geh. Mk. 3.—, geb. Mk. 5.—; Auslandspreis: geh. $ 0.70, geb. $ 0.90.

Aus dem Inhalt: Die Kraft des Helden. — Der Held und die Geschichte. — Die heldische Liebe. — Der heldische Glaube. — Das Schicksal. — Der heldische Haß. — Die heldische Sittlichkeit. — Das Weib und der heldische Gedanke. — Das Wesen der Gesittung. — Die deutsche Haupt- und Heldensprache. — Die heldische Kunst. — Das Deutschtum und der heldische Gedanke. — Die heldische Staatskunst. — Die heldische Rasse. — Die Aufgabe.

... Ein erquickendes Buch voll gesundmachender Kräfte. Denn was dieser Mann denkt, — und er denkt tief, — wirkt unmittelbar, macht frisch und setzt uns „den Kopf zwischen die Ohren". Man meine aber nicht, das Buch sei eben so eine Ansprache oder eine Aussprache „patriotischer" Art: Es ist ein Wurf voll Geist und Wille, Abschnitte wie die über die heldische Sittlichkeit und über die deutsche Haupt- und Heldensprache und über die heldische Staatskunst zeigen den Meister. —

Gottfried Traub (Eiserne Blätter).

Hans Baldenwegs Aufbruch

Ein deutsches Spiel in vier Auftritten.

Grundpreis: Mk. —.40; Auslandspreis: $ 0.12.

... Es ist ein Werk, dessen Schönheiten keine lauten, flimmernden sind. Ganz still sind sie, *tief innerlich*. Aber *nicht* von der weichen Art, sondern von der festen, klaren. Wer sie versteht, dem packen sie ans Herz und füllen es ihm mit Stärke. Und es geht ihm, wie mit allem, was Günther schreibt: *Jetzt weiß ich, was ich zu tun habe!* Und das schönste: Das kurze Stück läßt sich leicht von Liebhabern und auch auf einer Freilichtbühne aufführen. *Wenn einer mithelfen kann an Deutschlands Seelenerneuerung, so ist es Günther. Wir haben noch viel von ihm zu erwarten.* B. (Lübeckische Anzeigen.)

... Ein schlichtes, anspruchsloses Spiel von der Sehnsucht nach dem deutschen Volkskaiser, in dem allerlei treffliche Gedanken stecken. Als Prolog zu vaterländischen Feiern geeignet. (Der junge Deutsche.)

Lichtbilder zur Rassenkunde

Zur Verwendung bei Lichtbildervorträgen sind von folgenden Abbildungen aus Günthers Rassenkunde Glasbilder in der Größe $8^1/_2 \times 10$ cm angefertigt: Abb. 17, 19b, 40b, 47, 48, 51, 53, 54, 60, 61a, 77, 86, 96, 98a u. b, 103, 104, 109, 111, 113, 116a—c, 118, 124b, 128, 134, 170/1, 174/6, 177b, 179, 182, 189a, 195, 204, 220b, 225, 265, 280, 306, 308, 314, 316, 350, 385, 415, 416, 426, 433, 439, 444, 445, 450, 455, 461, Karte II u. IX, außerdem einige Abb. der 1. Aufl.

Der Preis für leihweise oder käufliche Überlassung ist von J. F. Lehmanns Verlag zu erfragen. Vortragstexte sind nicht lieferbar, jedoch enthält die Zeitschrift Deutschlands Erneuerung 1923 Heft 6 einen Aufsatz „Rassenreinheit", der als Vorbild für einen solchen Vortrag in vielen Fällen dienen kann.

Die angegebenen Grundpreise ergeben vervielfacht mit der jeweiligen Buchhandels-Schlüsselzahl den deutschen Ladenpreis. Fürs Ausland mit hohem Geldwert sind 1 $ = 4 Sh = 2.50 Guld. = 5 Schw. Fr. = 3.50 Schwed. Kr. = 20.— Tschech. Kr. = 40000 österr. Kronen z. Zt.; vorbehaltlich späterer Änderungen.

